UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

23425

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXXIV.

(Juli — August — September 1910.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

(Dr. Georg Paetel.)

111889

23/5-/11

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Beck & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Praff). — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poltewsky. R. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. J. Meier-Merhart. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 144

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertvierundvierzigsten Bande (Juli — September 1910).

		Seite
I.	Fra Ignoto. Novelle aus der Frührenaissance. Von **Otto Hauser**	1
II.	Ist es wünschenswert, den zweiten Teil von Goethes „Faust" auf die Bühne zu bringen? Von **Paul Heyse**	26
III.	Erinnerungen aus meinem Leben. Von **Julius von Eckardt.** XII./XVII.	37
IV.	Theodor Fontane. Rede bei der Enthüllung seines Denkmals im Berliner Tiergarten am 7. Mai 1910. Von **Konrad Burdach**	64
V.	Was ist im Christentum buddhistischer Herkunft? Von **Richard Garbe**	73
VI.	Eine Erinnerung an die Kaiserin und Königin Elisabeth. Von **Ferdinand Laban**	87
VII.	Zur Geschichte von Florenz. Von **K. Brandi**	94
VIII.	Björnstjerne Björnson. Von **Richard M. Meyer**	104
IX.	Transhimalaja. Von **Wilhelm Bölsche**	111
X.	Zur geheimen Finanzgeschichte Österreichs während und nach der „Brabanter Revolution" 1789—1790. Aus unveröffentlichten Dokumenten mitgeteilt von **H. Prehn-v. Dewitz**	119
XI.	Harzmärchen. Aus dem Nachlaß von **Hans Hoffmann**	131
XII.	Die politische Weltlage	136
XIII.	Die Gemäldegalerie des Prado in Madrid. Von **Max J. Friedlaender**	143
XIV.	Justis „Michelangelo". Von **Werner Weisbach**	145
XV.	Adolf Hausraths letztes Werk. Von **Theodor Kappstein**	150
XVI.	Ullsteins Weltgeschichte	154
XVII.	Literarische Notizen	156
XVIII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIX.	Fra Ignoto. Novelle aus der Frührenaissance. Von **Otto Hauser.** (Schluß.)	161

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Erinnerungen aus meinem Leben. Von **Julius von Eckardt.** XVIII./XXI.	186
XXI.	Eine neue romaniſche Literaturgeſchichte. Von **Ernſt Tappolet**	215
XXII.	Friedrich Gentz und der Friede von Schönbrunn. Neue Briefe. Mitgeteilt von **Auguſt Fournier**	223
XXIII.	Die Göttin. Eine Studie über die Frau in der Mythologie. Von **Richard M. Meyer**	252
XXIV.	Berlin in Trauer um die Königin Luiſe. Eine Hundertjahrs-Erinnerung. Von **Reinhold Steig**	265
XXV.	Aus dem ruſſiſchen Frauenleben. Von **Eugen Zabel**	283
XXVI.	Ein homeriſches Königreich. Von **Richard Voß**	296
XXVII.	Neue Muſikliteratur. Von **Carl Krebs**	307
XXVIII.	Literariſche Notizen	316
XXIX.	Literariſche Neuigkeiten	319
XXX.	Berliner Poeſie vor hundert Jahren. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Univerſität König Friedrich Wilhelms III. in der Aula am 3. Auguſt 1910 gehalten von **Erich Schmidt**	321
XXXI.	Dichtungen von Wilhelm von Humboldt. In Auswahl mitgeteilt von **Albert Leitzmann**	331
XXXII.	Marie von Ebner-Eſchenbach. Zum achtzigſten Geburtstag, 13. September 1910. Von **Erich Schmidt**	341
XXXIII.	Groß-Argentinien. Reiſe-Eindrücke von Generaloberſt **Freiherrn v. d. Goltz**	350
XXXIV.	Schloß Sonneborn. Novelle von **Sophie Hoechſtetter**	372
XXXV.	Erinnerungen aus meinem Leben. Von **Julius von Eckardt.** XXII./XXV. (Schluß)	392
XXXVI.	Ein ruſſiſches Reformprogramm aus dem 18. Jahrhundert. Die Inſtruktion Kaiſerin Katharinas II. vom Jahre 1767. Von **Felix Salomon**	413
XXXVII.	Die Einwirkung Luthers auf Italien im 16. Jahrhundert. Von **Paolo Zendrini** (Mailand)	429
XXXVIII.	Richtfeſt. Novelle von **Auguſt Strindberg**	453
XXXIX.	Chineſiſche Kunſtgeſchichte. Von **M. v. Brandt**	468
XL.	Charlotte von Stein. Von **Marie v. Bunſen**	472
XLI.	Kierkegaard. Von **Edv. Lehmann**	474
XLII.	Zur Vorgeſchichte der deutſchen Romantik. Von **Ludwig Geiger**	475
XLIII.	Literariſche Notizen	477
XLIV.	Literariſche Neuigkeiten	480

Fra Ignoto.

Novelle aus der Frührenaissance.

Von

Otto Hauser.

Laus Deo.

Ja, mit dem Lobe Gottes beginne ich. Er ist allmächtig, allweise, allgütig, er ist groß. Der Mensch ist vor ihm wie ein Falter, der im Winde treibt; wenige Sommertage lang währt sein Leben, dem Lichte strebt er zu, um bunte Blumen fliegt er, aber seine Flügel sind schwach — nicht anders treibt ihn der Wind als ein verwelktes, totes Blatt. Siehe, du großer Gott, auch ich bin nur so ein Falter; stürmischer noch als andere hat mich der Wind erfaßt und mich mit sich geführt zu Höhen und zu Tiefen; endlich aber fand ich ein gutes Versteck, da ich ruhen kann. Ist dieses Kloster nicht eine sichere Gartenecke, wo die hohen Mauern jeden heftigeren Windhauch abwehren und, wenn draußen der Sturm wütet, nur ein leises Zittern die Luft erfüllt? Da kann der müde Falter wohl ausruhen von seinen irren Flügen. Freilich, kalt ist es hier; nur selten, wenn die Sonne ihre weitesten Kreise läuft, fällt ein Lichtschein in das Versteck, und dann träumt der Falter wieder in seinem törichten Sinn von den Sonnenweiten des freien Raumes ... Ach, Gott, sei ihm gnädig und laß ihn träumen!

Ich weiß von Nächten in meiner Kindheit, die ganz voll waren von dem Atem einer wunderbaren Gottessüße. Um mich war Gott, auf meinen Lippen war er gleichsam wie ein Kuß. Und oft stand ich von meinem Lager auf und zog den Vorhang von dem Fenster fort, daß ich hinausblicke in die blaue Sternennacht über den vielen spitzen Dächern der Stadt. Die laue, mondfeuchte Nachtluft floß um meinen jungen Leib in dem dünnen Nachtkleide gleich einer linden Flut, und ich schauerte nicht, wie ich stand, und über mein Haar strich sie wie die Hand eines guten Freundes. Bisweilen dann kam der Schlaf über mich noch am Fenster, und am Morgen fand man mich auf den Fliesen, oder ich selbst erwachte da, wenn die Morgensonne einbrach und mich durchglühte.

Auch wenn ich in der Kirche des Klosters unserer Stadt bei der heiligen Messe diente und das Inzensar schwang und meine Augen den duftblauen Rauchbändern in die dunkelbraune Luft hinauf folgten, bis sie hoch vor den

goldenen Zieraten des Altars vergingen, auch dann war dieser Atem der Gottessüße um mich, und oh, welche Beglückung erst, wenn ich den hochgebenedeiten Leib unseres Heilands zu meiner Entsündigung empfing, der ich damals noch keine Sünde kannte! Aber in jenen Nächten am Fenster war ein noch tieferes Geheimnis.

Möge es Gott mir verzeihen, daß es so war. Denn solcherweise war ich mehr ein Heide in meinem Herzen als ein Christenmensch, zu dem ich doch getauft war. Und ich schriebe dies nicht auf, wenn ich mich nicht schuldig wüßte, auch fernerhin als ein Heide gedacht und gelebt zu haben.

Und jetzt?

Gott allein kennt mein Herz, ich selbst kenne es nicht. Denn nur der Falter bin ich, der mit dem Winde treibt. Oft noch ist große Sehnsucht in mir, wieder der blonde Knabe zu sein, der dort am Fenster seiner Kammer steht und hinaufblickt zu den Sternen, und wieder erhebe ich mich vom Lager und trete an das Fenster meiner Zelle in meiner härenen Kutte, um mich wie einst der liebkosenden Nachtluft hinzugeben. Aber rauh sind die Winde hier in den Bergen, wo unser Kloster gleich einem Vogelneste hoch im Geklüfte hängt, und durch meinen sündigen Leib fährt die Kälte wie ein zweischneidig Schwert, und der Sturm schlägt an meine Schläfe und peitscht sie mit meinem eigenen ergrauten Haar wie mit nadelscharfen feinen Geißelsträngen. Keine Sterne kann ich erspähen, schwarze Felsen nur ragen vor mir auf in die Nacht, und Adler, die plötzlich aus dem Schlafe auffahren, höre ich schreien, und dann ist wieder alles still, bis die Glocke zur Hore ruft.

Ach, du gnadenvolles Kind am Fenster dort in der Nacht, hast du an Nächte gedacht wie diese hier? Nächte eine wie die andere, ob stürmisch ob still, wo stets zur selben Stunde die Brüder durch die dunkeln Kreuzgänge wallen — einer voran mit einer Fackel, die nur eine schwebende Flamme ist in der leeren Finsternis, und sie nicht erhellt, nur die Umrisse der schwarzen Gestalten zeichnet. Und unsere bloßen Füße auf den Steinen geben nur den Laut gleitenden Wassers. Doch hier zu wallen, ist gut. Da sind die Finsternis und die braune Kutte wie ein doppelter Mantel um die Seele, die keine Hoffart mehr kennt, nicht einmal die mehr, den Stolz ihres blutigen Leibes zu offenbaren. Ach, du letzter Stolz der Erde, erbarmungslos zu sein gegen das eigene Fleisch, wenn sich wieder die süße Sehnsucht regt!

Nun aber soll keine Sehnsucht weiter in mir weilen dürfen als jene, wieder das unschuldige Kind zu sein, das Gott wie einen Kuß auf den Lippen fühlte. Alle andere Sehnsucht ist von dem Teufel. Ja, sei nun stark, o mein Geist, erprobe dich in der Versuchung! Denn jetzt will ich mein Leben wieder vor meiner Seele erstehen lassen, daß es an mir vorüberziehe wie die Bilder einer Malerei, die rings um eine Halle läuft: es sind die Träume jenes Falters, wenn ihm etwas Sonne in seinem dunkeln, windbehüteten Versteck die flugesmatten Flügel streift.

Ich war ein Knabe noch, aber schon dem Jünglingsalter nahe, als eines Tages Fra Bartolomeo, ein Bruder des Klosters unserer Stadt, nachdem ich ihm am Altar bei der heiligen Messe gedient hatte, mich ansprach, ich möge

ihm in seine Zelle folgen. Und ich folgte ihm in Ehrfurcht, ohne zu wissen, welchen Auftrag er für mich habe. Gebückt schritt er vor mir in seinem weißen Haar und sprach kein Wort. Dann tat er mir die enge Tür seiner Zelle auf, und nach dem Schatten in den finsteren Gängen blendete mich das volle Sonnenlicht, das hier den Raum erfüllte. Ein großes, breites Fenster war in die Mauer geschnitten und ging hinaus auf die Stadt mit ihren unzähligen Giebeln, und weither schimmerte das grüne Land mit zarten Bäumen und dem silbernen Lauf des Flusses.

„Was soll ich, ehrwürdiger Vater?" begann ich, da Fra Bartolomeo meiner vergessen zu haben schien und sich emsig in einem Schreine zu schaffen machte, halb hinter einer hohen Holztafel verborgen; ich war an der Tür geblieben und wagte mich nicht weiter in den heiligen Raum.

Da wies mir der Greis eine Truhe nächst der Tür zum Sitz und hieß mich stets zu ihm hinsehen und mich nicht bewegen. Er aber sank auf die Knie und betete inbrünstig, die Hände über das Angesicht gedeckt. Dann erhob er sich und begann zu malen. Ich konnte nicht sehen, was er malte, nur wie er den Arm bewegte und wie seine gebückte Gestalt sich höher reckte und ein göttliches Feuer in seine alten Augen kam. Sonnenglanz spielte um sein weißes Haar und um seine Kutte, so daß er mir wie ein Heiliger erschien, der in Verklärung wandelt. Dann und wann blickte er her zu mir, aber sein Auge schien mich nicht zu sehen, sondern weit über mich hinaus. Ich wußte nicht, was all dies sollte in bezug auf mich, aber ich fühlte eine große Feierlichkeit, fast wie die Nähe Gottes. Mir war wie in meiner einsamen Kammer in jenen süßen Nächten. Und ich blickte nur immer unverwandt auf ihn und hatte kein Gefühl dafür, wie die Stunden schwanden. Dann sah ich, wie sein Arm müde ward und er ihn sinken ließ; aber wieder erhob er ihn und stützte ihn nun mit dem anderen Arm, und so vollendete er sein Werk. Ich wußte es nicht. Plötzlich jedoch sah ich ihn den Pinsel hinlegen und sich niederwerfen und in Tränen ausbrechen, und seine Lippen stammelten Worte in gebrochenen Lauten. Eine heftige Angst überkam mich und, das Gebot vergessend, eilte ich hinzu und rief: „Was ist Euch, ehrwürdiger Vater?"

Er aber weinte nur laut, und nun merkte ich, daß es vor Freude war.

Da sah ich an der Tafel empor und sah ein wunderliebliches Antlitz in zarten, blassen Farben gemalt, das auf mich blickte mit großen, seligen Augen, ein stilles, kaum merkliches Lächeln auf den Lippen. Es war das Antlitz der gebenedeiten Gnadenkönigin.

Ich aber wußte noch immer nicht, was ich hier hatte sollen. Erst viel später erfuhr ich's, als das herrliche Bild in der Kirche seine Stelle gefunden hatte und alle Leute kamen und es bestaunten. Und ich, der wußte, wie jenes Angesicht gemalt worden war, liebte alsbald dieses Bild vor allen anderen und betete am liebsten vor jenem Altar, darüber es gesetzt war.

Oft betete ich nicht, wenigstens nicht mit den Lippen, sondern blickte nur empor in diese großen, seligen Augen, und fühlte fast eine gleiche Seligkeit in meinem eigenen Blick. Da hörte ich wohl die Leute hinter mir

sagen: „Sehet, ist dieser Jüngling nicht von Angesicht wie ein Bruder des Bildes Unserer lieben Frau?" Und da verstand ich, daß Fra Bartolomeo von meinem Gesichte ein Gleichnis genommen, als er das Bild gemalt hatte. Aber ich sagte niemandem davon, weil mir das Geheimnis noch süßer war als die kleine Befriedigung meiner Eitelkeit. Trotzdem hoffte ich noch lange, der ehrwürdige Bruder würde mich wieder einmal in seine Zelle bescheiden, doch er tat es nicht wieder.

In dieser Zeit war es, daß mein Vater, als ein wohlbegüterter Mann beflissen, seinem Sohne eine gute Bildung zu geben, mich den Unterricht eines griechischen Lehrers besuchen ließ, der vor der steten Bedrängnis durch die Türken aus seinem Vaterlande geflohen und in unsere Stadt gekommen war. Stephanos Basilides war sein Name, und er war von hoher, stolzer Gestalt und noch in den guten Mannesjahren, mit schönem rötlichem Bart, aber schon stark gelichtetem Haupthaar. Die vornehmsten jungen Leute der Stadt kamen zu ihm, um einige Kenntnis des Griechischen zu erwerben, was eben damals, wo es neu war, für sehr vornehm galt, ohne daß es jedoch die meisten in der überaus schwierigen Sprache sonderlich weit brachten. „Kyrie", sprachen wir ihn an, wenn wir mit ihm redeten, fuhren aber zumeist in der Volkssprache fort. Er war ohne Weib und Kinde, lebte aber ehrbar, so daß ihm die Väter ihre Söhne wohl anvertrauen konnten, obgleich unter der Geistlichkeit etliche waren, die davon abrieten. Denn es sei in den Griechen nicht das rechte Christentum, sagten sie, womit sie indessen weniger das Schisma als das heimliche Heidentum meinten, dessen sie auch Stephanos Basilides bezichtigten.

Und dem Äußeren nach mochten sie recht haben. Denn wenn uns der Meister die griechische Sprache erklärte, las er uns Gedichte nur von Göttern und Helden des Heidentums, nie jedoch von dem einigen Gott und dem Heiland. All die Zeit nach des Erlösers Leiden und Sterben war da versunken, und ganz ferne Jahrhunderte lebten vor uns auf, von deren gewaltigen Taten und Meerfahrten der blinde Sänger Homeros berichtete, und unser Herz erbebte im Busen für Achilles, den strahlenden, und den reisigen Hektor, und unsere Tränen flossen um Patroklus', des edeln, Tod; wir bangten mit Odysseus vor den gefährlichen Sirenen und glaubten mit ihm ihren Sang zu hören, indessen das Schiff vorüberglitt; alle die Fährden, die ihm beschieden waren, brachten auch uns in Nöte, und Rührung übermannte uns bei seiner Heimkehr an Ithakas lange ersehnten Strand und als ihn der treue Hund als seinen Herrn erkennt. Herrlich thronten die Götter vor uns auf ihrem hohen Olympos, und Here, die lilienarmige, Pallas Athene mit Schild und Speer, und die allgewaltige Aphrodite erschienen den Augen unserer Seele leibhaftig wie jenem königlichen Hirten auf den Höhen des Ida. Und mir war es zu vielen Malen, wohl nur für Augenblicke, als sähe ich diese Bilder so deutlich und natürlich wie in Wirklichkeit oder in einem klaren Traum. Ich hätte sie dann zeichnen können — aber noch hatte ich nicht versucht, den Stift zu führen, und hätte es nie gewagt, da es mir eine besondere Begnadigung Gottes erschien, die nur dem Auserwählten zuteil werde.

So ging eine geraume Zeit hin, und ich ward indessen zu einem Jüngling von schöner Gestalt und höfischer Sitte, auf den alle mit Wohlgefallen blickten, wo er sich zeigte. Mein Vater wünschte mich zu einem Gelehrten zu machen, und ich war von guten Geistesanlagen, so daß er mir Ruhm und Ehre in diesem Stande erhoffen konnte. Knapp siebzehnjährig bezog ich denn die hohe Schule in einer benachbarten Stadt und betrieb da zuerst die allgemeinen Studien, ohne mich noch für eine besondere Wissenschaft zu entscheiden.

Damals begannen mich Freunde in die offenen Häuser mitzunehmen, und ich lernte die Wollust der Sinne kennen, die mir bis dahin unbekannt geblieben. Und ich war wie trunken von meiner jungen Freiheit, so daß ich es alsbald den Üppigsten zuvortat und im Schwelgen und Buhlen als einer der ersten galt. Manchmal freilich ergriff mich ein Schrecken vor meinem unseligen Leben, und ich gedachte der Stunden reiner Seligkeit in meiner einsamen Knabenkammer und vor dem lieblichen Bilde unserer himmlischen Königin, dessen Vorbild ich selbst war. Da war es denn auch dies, was mir am tiefsten ans Herz griff: dort wußte ich meine Züge noch in kindlicher Reinheit gemalt, ich hier indessen durchschwelgte meine Tage und Nächte bei Gelagen und auf den Kissen der Wollust. Und es war mir, als müsse nun mein Angesicht ganz entstellt sein und die Spur meiner heimlichen, nicht doch: meiner offenen Sünden, tragen — denn eher, daß ich mich ihrer berühmte, als daß ich sie zu bergen suchte. Aber wenn ich in einen Spiegel blickte, sah ich mich von fast noch denselben Zügen, nur gereifter, aber gänzlich ohne den Stempel der Sünde, vielmehr das Antlitz eines Jünglings, der wie ein Engel im Himmel lebt und von den Sünden der Erde nicht einmal Kunde hat.

Und so kam es auch, daß mein Ruf unter jenen Leuten, die nicht von meinem Schwelgen und Buhlen wußten, überaus gut blieb, und ich manchem Fräulein von untadeliger Sitte begegnen durfte und ihres Grußes und ihrer Ansprache gewürdigt wurde, während sie sonst mich gemieden hätte als einen, mit dem schon der Umgang allein den Namen verdarb. Ich hinwieder hielt mich diesen Jungfräulein gegenüber in stets gleicher ehrerbietiger Züchtigkeit, wie sie einem Jünglinge aus edelm Stande geziemt, und ließ ihrer keine glauben, daß sie die Bevorzugte sei, so daß es jede wähnen konnte, weshalb mich denn jede mit gleich großer Freundlichkeit empfing. Und in der Tat hing mein Herz an keiner von ihnen, sondern nur an jenen Dirnen, doch minder auch an ihnen als an der Wollust selbst, die allein ich suchte. So war mein Leben in diesem Jahre.

Doch will ich noch erwähnen, daß ich zu dieser Zeit anfing, Gedichte zu machen, sowohl in lateinischer als auch in der Volkssprache, in letzterer zumal, was damals unter der vornehmen Jugend sehr im Schwange war. Und ich schrieb meine Reime — das sind die Gedichte in der Volkssprache — ganz in der Art der anderen, also daß auch ich von einer Frau meines Herzens sang, der ich in aller Ehrbarkeit meine Dienste weihte, ohne mehr zu begehren als einen Blick ihrer Augen oder ein holdseliges Lächeln ihres Mundes. Diese meine Gedichte fanden viel Beifall unter den Leuten, ja ich selbst schätzte

sie sehr hoch ein, ohne daß ich bedachte, daß doch alles, was ich in meinen Reimen sagte, Lug und Trug war, indem das Ziel meiner Sehnsucht durchaus kein ehrbares, vielmehr nur die Wollust einer Stunde war. Diesen Zwiespalt jedoch empfand ich nicht.

Damals nun ließ ein gewisser Dante Alighieri, ein junger Mann aus gutem Geschlechte zu Florenz, ein Sonett an die Dichter des Landes ausgehen, worin er sie ein sonderbares Gesicht, das er gehabt, zu deuten bat. Dieses Sonett gelangte auch in unsere Stadt und veranlaßte viele, sich mit seiner Deutung zu versuchen. Das Gesicht war folgendes: der Dichter hatte inmitten der Nacht eine Erscheinung der Minne gesehen, die ihn mit Schaudern erfüllt hatte, nämlich: in der Hand hielt sie sein eigenes Herz, und dieses brannte, und in den Armen seine Fraue, nur in ein Tuch gehüllt und schlafend; dann weckte die Minne jene auf und gab ihr das brennende Herz zu essen, worauf sie weinend entschwand.

Als ich nun über dieses Gesicht nachdachte, schien es mir meiner eigenen Sinnesart in bezug auf die Liebe sehr wohl zu entsprechen, und so setzte auch ich ein Sonett zur Antwort auf, das ich dem Dichter senden wollte. Ich schrieb:

Die Wahrheit sprichst du von der Minne, Dante:
So muß es sein, daß unser Herze brennt,
Und es muß sein ein feurig Sakrament,
Wie es dein Geist im Traume wohl erkannte.

Schmach jedem, der in Feuer nicht entbrannte
Und doch der Minne süßen Namen nennt;
Um ihn, der falschen Glaubens sie bekennt,
Ist es, daß sie sich weinend von dir wandte.

Vielleicht sind deine Dienste auch so lau,
Und darum kehrte sie von deinem Froste
Sich weinend ab, weil du sie nie verstehst.

Ich aber auf den Kissen einer Frau,
Ich gleiche jenem Heil'gen auf dem Roste,
Von dem ihr schaudernd die Legende lest.

Dies war das Gedicht, das ich schrieb, und so ganz aus meiner Seele war es gesprochen, daß ich es nicht wieder vergessen konnte und es noch jetzt in meinem Gedächtnisse haftet wie ein böses Mal, das keine Ätzung auszutilgen vermag. Und mir zur Schmach schrieb ich es hier auf. An jenen Dante aber sandte ich es nicht, sondern behielt es für mich in einer geheimen Scheu, meine niedrige Gesinnung so unverhüllt einem Fremden kundzutun; aber auch meinen Genossen im Buhlen und Schwelgen verhehlte ich meine Reime, gewissermaßen in einer gleichen Scheu.

Indessen aber war mir bewußt geworden, wie doch meine Dichterkraft eine ganz andere, höhere, göttlichere — so meinte ich — war als die der übrigen jungen Leute, die auch Worte in Reime zu setzen verstanden und diese Kunst übten. Herr Guido Cavalcanti in Florenz war damals der vielgepriesene Meister aller Dichter in der Volkssprache, aber seine Sonette, Balladen und Kanzonen erschienen mir blaß und schwächlich gegen jenes

mein Gedicht, und die anderen, die ich in eben diesem Geiste und in der vollen brennenden Leidenschaft meiner jungen Sinne schrieb. Immer sicherer wurde ich mir inne, daß nicht er, sondern ich selbst unser größter Dichter in der Volkssprache war, aber auch jetzt konnte ich es nicht über mich gewinnen, meine „neue Kunst", wie ich sie nannte, irgendwem zu verraten.

Ein anderer in meinem Geist und meiner Seele, als ich ausgezogen, kehrte ich zum Urlaub in meine Vaterstadt heim, meinem Äußeren jedoch merkte man diese Verwandelung nicht an, und überall ward ich wohl aufgenommen und geehrt. Und ich lebte hier in der Tat wieder in guter Sitte, obwohl meine Genossen von der hohen Schule, die ebenfalls auf Urlaub gekommen waren, mich oft versuchten. Einzig zu unserem griechischen Lehrer Kyrios Stephanos Basilides folgte ich ihnen. Dieser wohnte zur Sommerszeit in einem Landhause mitten unter den Weinbergen, doch nicht sehr ferne von der Stadt. Ich war sein Liebling gewesen, und auch jetzt bevorzugte er mich, indem er mich beiseite nahm und mich bat, ihn doch einmal ganz allein aufzusuchen, damit wir freier unsere Gedanken tauschen könnten.

So kam ich allein zu ihm an einem Tage, schon gegen Abend, auf meinem Pferde.

„Freund," sprach er sogleich zu mir, nachdem er mich begrüßt hatte und mein Pferd versorgt war, „ich sehe das große Zeichen des Genius auf deiner Stirne. Laß mich wissen, ich bitte dich, ob der Funke, den ich in dir zu entzünden versuchte, zur Flamme geworden ist, wie mich deine Augen erhoffen lassen, in denen sie leuchtet?"

Ich war über diese Worte sehr geschmeichelt, verneinte aber noch, eine höhere Begabung zu besitzen als irgendeiner meiner Freunde. Er indessen beharrte dabei und ließ nicht ab, in mich zu dringen.

Da sprach ich: „Kyrie, es ist so, wie Ihr vermutet. Ich bin ein Dichter." Mehr wollte ich mich nicht offenbaren, und als er mich bat, ihm wenigstens ein einziges meiner Gedichte zu sagen, behauptete ich, ihrer keines im Gedächtnis zu haben, was jedoch nur für jene Reime zutraf, die ich öffentlich machte, und von denen ich selbst nur sehr wenig hielt. Dann ließ er ab zu bitten, und ich war in meinem Innern schier ein wenig verdrossen darüber, so daß ich gleich wieder heimzukehren wünschte. Aber in höflicher Weise lud er mich zu einem bescheidenen Nachtmahl, das er in einer Laube seines Gartens werde auftragen lassen. So blieb ich.

Hier nun saßen wir einander gegenüber und hatten einen herrlichen Ausblick über das Land. Der Westen war noch leicht erdbeerrot von der untergegangenen Sonne, aber schon begann eine sehr erquickende Luft aufzuwehen, und bald auch erblinkten die ersten Sterne in einem wassergrünen Frühnachthimmel, der sich in unendlicher Weite über das ebene und nur hier und da etwas hügelige Gelände spannte.

Noch war es sehr licht, und ich sah meines Lehrers Augen forschend auf mir ruhen, gleichsam als wollte er mich nun mit ihnen bitten, da seine Lippen schwiegen. Denn wir sprachen jetzt beide nur selten ein Wort, einzig, wenn er mich nötigte, noch einmal von einer Schüssel zu nehmen, oder mir

wieder den Becher vollschenkte und ich dankte. Es war ein sehr feuriger Wein, den wir tranken, und ich fühlte, wie alsbald mein ganzes Blut heimlich zu glühen begann, ohne daß mir jedoch die Sinne benommen waren, und ich bemerkte etwas zum Lobe dieses Weines.

„Es ist echter Chios-Wein," sagte da mein Lehrer, „der hat seine Glut noch aus der alten Zeit der Götter und Helden . . ."

„Ja," fuhr ich fort, „als noch die rosenfingrige Eos am Morgen über den Himmel zog, dem herrlichen Viergespanne des Helios voran, Aphrodite noch in mondweißen Nächten wie eine leuchtende Wasserlilie aus den hyazinthenen Fluten des Meeres stieg!"

Stephanos Basilides wurde ernst, gleichsam wie ein tieferer Schatten der Nacht legte sich plötzlich über seine hohe Stirn. Dann sprach er: „Diese Zeiten sind dahin, dahin für ewig. Es müßte denn ein Wunder geschehen. Freund, weißt du einen, der noch die volle Glut des Lebens in sich fühlt, dessen Seele noch dionysisch trunken ist, wenn ein Gott sie zur Freude ruft? Die Freude, die göttliche Trunkenheit gilt als Sünde in dieser Welt von geistigen und leiblichen Hälblingen. Diese Welt kennt keine Götter, keine Feste mehr, wenn nicht den blassen Gekreuzigten und die Prozessionen ihm zu Ehren mit ihren endlosen Litaneien von toten Worten. Ich bin ein Letzter der alten Zeit in dieser entgötterten Welt."

Ich dagegen: „Doch eine frohe Botschaft des Evangeliums lautet: Die Letzten werden die Ersten sein. So auch Ihr. Der Samen, den Ihr sätet, wird Keime treiben und Blüte und Frucht. Eine neue Zeit bricht an. Wunder werden geschehen. Die alten Götter werden plötzlich die Gräber sprengen und auferstehen in Kraft und in Herrlichkeit. Glaubt mir, ich biete Euch dafür meine Hand."

Meister Stephanos ergriff sie, stand auf und zog mich mit in den Garten hinaus. „Nun im Angesichte des ewigen Himmels," rief er, „gib mir Gewähr für die neue Zeit, Freund, gib mir die Sicherheit, daß ich ihr Johannes bin!"

Da, überwältigt von seinen Worten, begann ich ihm jene Gedichte, die ich sonst allen verborgen hielt, vorzutragen, und so hohes Feuer der Begeisterung hatte mich ergriffen, daß ich sie mehr sang als sprach. Und es war mir, als flösse ich in eins zusammen mit der Natur rings um mich, mit diesem dunkeln Garten, der in dem Silberschimmer der blauen Nacht wie verzaubert lag, mit dem Himmel über mir, dessen Sterne bis auf den Grund meiner Seele blickten. Wie in einem Traume schien ich zu wandeln, wo man ohne Schwere über die Erde dahinschwebt, kaum sie berührend. Und es war mir, als sei ein warmes Feuer um mich, als habe ich selbst mit meinen Worten die Luft mit diesem Feuer erfüllt. So war es in jenen Sehnsuchtsnächten des Knaben gewesen, aber ich dachte nicht an sie, sondern vor meinen Augen stiegen die Gesichte lilienweißer Sirenen auf, von denen meine Reime sangen, und nicht Gott fühlte ich auf meinen Lippen, sondern die verzehrenden Küsse jener Frauen, und meine Finger kosten über die Seide ihres Haares und den köstlichen Samt ihrer Lenden. Ja, wie eine Nacht mit einem Weibe war

diese Nacht für mich, wie ich erst trunken nur meine Gedichte sprach und dann meine geheimsten Träume offenbarte, die Träume von einziger Größe und einer neuen Welt. Und zuletzt rief ich:

„Nicht ich nur bin es, den Euer Geist erfüllt, wir alle, die einst Eure Schüler waren, glühen von demselben Feuer!"

Darauf der Meister: „Dann wäre die Zeit nahe, von der du sprachst, da Wunder geschehen und die Götter ihre Gräber sprengen. Laß uns hoffen."

Unter solchen Gesprächen vergingen uns zwei Dritteile der Nacht. Dann begannen im Osten die ersten Lichtschimmer aufzufliegen, und alsbald dämmerte ein mattfarbiges Rot.

Da nahm ich Abschied und ritt auf meinem Pferde fort. Und höher und höher erglomm der Morgen, und ich fühlte, daß seine brünstigen Flammen meine Locken küßten, und um mich rings strahlte sein purpurnes Licht. Wenn der Meister oben auf dem Altane stand, konnte er mich noch sehen, und das Morgenrot, das mich umfloß, mochte ihm ein gutes Zeichen sein. Solcherweise nahm ich es selbst und war noch trunken von meinen großen Worten, und glühte noch, ob auch der tauige Morgenwind so kühl über das Gebreite strich, daß meines Pferdes heißer Atem sichtbar ward, wie er ihm aus den Nüstern ging; meine Stirne jedoch spürte ihn kaum, nur daß er mir das Haar an der Schläfe zerwehte. Und ich ritt und fühlte noch immer wie einen Kuß auf meinen Lippen, und meine Augen blickten mit kristallischer Klarheit in das herrliche grüne Morgenland, durch das meine Straße zu den Wällen und Türmen unserer Stadt hinführte. Diese Stadt selbst aber lag in königlichem Scharlachschein, wie sie ganz überstrahlt war von dem hohen Lichte des Ostens. Als jedoch die Sonne aufstieg, wandelte sich für wenige Augenblicke der Scharlach in lauteres Gold. Dann war es Tag.

Nicht lange danach, noch in der Urlaubszeit, sendete Meister Stephanos einen Boten an mich und ebenso an seine anderen einstigen Schüler und lud uns auf einen Abend zu sich, mir aber brachte der Bote noch besonders einen Brief, und als ich ihn öffnete, enthielt er nur diese Worte: „*Τὸ θαῦμα ἐγένετο*" — „Das Wunder ist geschehen". Ich verstand diese Worte wohl, ihren Sinn indessen wußte ich mir nicht zu deuten.

So versammelten wir uns alle um ihn, und es war ganz so wie bei unseren anderen Zusammenkünften; ich allein harrte noch auf das Außergewöhnliche, das mir sein Brief verheißen hatte. Zu fragen erlaubte ich mir nicht, da ja die anderen dabei waren, und auch, um nicht vorwitzig zu erscheinen.

Unter vielerlei nützlichen und ergötzlichen Gesprächen ging der Abend hin, und dann bei dem Nachtmahle, das uns der Meister im Garten unter freiem Himmel auftragen ließ — es war eine dunkle, aber überaus klare Neumondnacht —, erscholl unser fröhliches Lachen zu vielen munteren Scherzen. Windlichter brannten auf der Tafel und beleuchteten Wangen, die von dem feurigen Weine erglühten, und schimmernde Augen, in denen ihr Widerschein wie ein kleiner Stern aus dunkelm Himmel war. Auf des Meisters Stirne lag eine ruhige Heiterkeit, die uns auch bei unseren tollsten Späßen in Ehrfurcht hielt.

Manchmal strich er mit seiner schmalen weißen Hand über seinen rötlichen, wohlgepflegten Bart und warf dann wohl ein treffendes Wort mit ein.

Ich hatte wenig acht auf die Reden der anderen, sondern blickte fast immer nur auf ihn, und meine Erwartung wuchs mit jeder Minute.

Dann, als zuletzt noch frische Feigen zum Nachtisch aufgesetzt worden waren und wir auch ihnen zugesprochen hatten, erhob sich der Meister und lud uns mit geheimnisvollen Worten ein, mit ihm in den einen seiner Weingärten zu kommen, wo sich ein Wunder begeben habe.

Ich brannte daraufhin nur noch mehr von Begierde, das Wunder, von dem ich bereits Kunde hatte, zu erfahren. Der Meister aber schwieg noch darüber. Doch fiel mir auf, daß die Knechte, die er mitnahm, uns mit Fackeln auf dem Wege zu leuchten, Karst und Spaten trugen. Auch andere von uns bemerkten dies und, vorlauter als ich, riefen mehrere: „Es geht doch nicht etwa zu einem Begräbnis, Kyrie?"

Der Meister lächelte bedeutsam im Fackelschein, der breit über sein Antlitz glitt. „Nein," sagte er, „vielmehr zu einer Auferstehung."

Da wurde die Erwartung aller so groß, daß sie anfangs den Meister mit Fragen bestürmten, dann aber, als er sie nur sich die kurze Spanne Zeit noch gedulden hieß, eine gewisse feierliche Stimmung, wie der Meister selbst von einer solchen erfüllt schien, alle überkam, so daß sie fürder schweigend des Weges schritten, jeder in seinen besonderen Gedanken. Ich aber ging an meines Meisters Seite und sah ihm von Zeit zu Zeit auf die Lippen, als könnte ich von ihnen schon ablesen, was er uns noch verhehlte.

So kamen wir in einen ziemlich abgelegenen Weinberg, und die Knechte mit den Fackeln wandten sich sogleich einer Stelle zu, woselbst schon vorher Erde aufgegraben worden war. Und ganz in der Nähe erkannten wir alsobald einen Karren, vor den zwei Eselinnen gespannt waren, und ein Knecht, der bei dem Gefährte Wacht gehalten oder vielmehr geschlafen haben mochte, kam aus dem Dunkel herbei und begrüßte seinen Herrn, indem er sagte, es sei alles nach seinen Anordnungen geschehen. Darauf rammten die Knechte die Fackeln am Rande der Grube in die Erde ein und stiegen selbst hinab, um ihre begonnene Arbeit wieder aufzunehmen.

Wir jedoch, die wir nun in großer Neugierde an die Grube traten, entdeckten in ihrer Mitte halb ausgegraben das steinerne Gebilde einer menschlichen Gestalt, die annoch zu wenig von der anhaftenden Erde gesäubert war, als daß wir — bei dem flackernden Schein der Fackeln zumal — erkennen konnten, wen es darstellen sollte. Der Meister aber klärte uns nun über die näheren Umstände auf: er habe nämlich an dieser Stelle ein kleines Steinhaus für zwei Keller anlegen wollen und beim Ausheben des Grundes seien die Knechte auf das Bildwerk gestoßen, eben, als er gegenwärtig gewesen, so daß diesem nicht der geringste Schade geschehen.

Die Knechte indessen gruben tiefer und tiefer ringsum die Erde aus, und einer, der sich zu dieser Arbeit geschickt erwiesen hatte, befreite mit großer Sorgfalt den Stein von der Erde, die an ihm haften geblieben, und an allen Stellen, die nun rein waren, leuchtete uns der weißeste Marmor entgegen, und

mit immer gewaltigerem Staunen erkannten wir die Gestalt eines herrlichen Weibes, ganz unbekleidet bis auf ein in langen Falten fließendes Gewandstück, das sie, wie soeben dem Bade entstiegen, mit der Linken fast bis an ihren Busen hob, während die Rechte nur lässig danach zu greifen schien, ohne es noch zu erfassen.

Wir waren kaum inne geworden, was für ein köstliches Kunstwerk hier vor uns dem wahrhaften Grabesschoße entrissen ward, als wir insgesamt in laute Rufe der Begeisterung und des Entzückens ausbrachen. Dann jedoch sprangen wir selbst in die Grube hinab, hießen die Knechte uns ihre Geräte überlassen und vollendeten mit eigenen Händen voll brennendem Eifer das Werk, indessen der Meister nur lächelnd oben stand und uns zusah. Tief und tiefer brannten die Fackeln herab, wir aber mühten uns so emsig, daß wir hoffen durften, noch vor Morgengrauen zu Ende zu sein, und ich war es, der mit dem Schaber die letzte, am meisten Sorgfalt erheischende Arbeit tat, und wie nun der Stein unter meiner Hand in seiner weißen Reine erblühte, war es mir schier, es sei wirkliches Fleisch, das ich da unter den Fingern habe, und ich spürte wie Blutwärme und wie ein leises, wollüstiges Schauern darin bei meiner Berührung.

Schon ging es gegen Morgen und schon erlosch die eine und andere Fackel, da waren wir zu Ende, und der Meister hieß nun starke Stricke bringen, damit wir das Bildwerk anseilen und also auf den Karren ziehen konnten, mit dem es hinab zu seinem Landhause geführt werden sollte. Der Fuhrknecht lenkte den Wagen bis an den Rand der Grube heran, wir aber waren so damit beschäftigt, das Werk ohne Schaden emporzubringen, wobei uns die Knechte halfen, daß wir erst, nachdem es mit Glück auf den Karren gehoben worden, gewahr wurden, wie dieser mit Blumengewinden festlich geschmückt war, ebenso auch die Eselinnen.

Da nun stand das Steinbild auf dem Wagen, gut befestigt für die Fahrt, in dem fahlen Morgengrauen fast wie in eigenem Lichte schimmernd, in königlicher Hoheit, ja wie eine Göttin selbst. Die letzten Fackeln erloschen neben uns an der Erde. Jetzt trat der Meister an den Wagen und rief mit einer Stimme, in der wie erstickte Tränen waren:

„Sie ist auferstanden, die Göttin, wie sie einst aus dem Schaume der Wellen stieg. *Χαῖρε, θεά*! Gruß dir, geliebteste Tochter Zeus!"

Und wir alle stimmten mit ein in seinen Ruf, und unter unserem Jubel ging die Fahrt zu Tal, und wir selbst schnitten uns von den Ölbaumgebüschen am Wege lange Zweige und schwangen sie dem Bilde der Göttin entgegen, wie wir dahinzogen, und unseres Jubels war kein Ende. Dann stieg glorreich die Sonne auf, und auch sie begrüßten wir und riefen: „Gruß dir, goldener Helios!" und schwangen unsere Zweige auch dem Osten zu. Unsere Göttin aber strahlte im Schein der Sonne noch unvergleichlich herrlicher, und unsere Lippen wurden nicht müde in unendlichem Preis.

So kamen wir in des Meisters Landhaus an, schon im vollen Tag, und brachten nun das Marmorbildnis in jenes seiner Zimmer, wo er am liebsten weilte, weil von dort der Ausblick über das Land der weiteste und schönste

war. Auch die Göttin mußte von da durch das breite Fenster über das Land blicken können, und wir sagten, daß dieses nun gewissermaßen unter ihrem Segen ruhe. Vielerlei sagten wir so, der Meister aber war ganz still geworden, und als wir unsere Arbeit getan hatten, hieß er uns gehen, fast ohne Dank und mit kurzen Worten. So gingen wir.

Ich jedoch, den er der ersten Kunde von dem wunderbaren Fund gewürdigt, glaubte noch einmal umkehren zu dürfen und betrat noch einmal sein Zimmer. Aber von der Tür aus sah ich, daß er vor dem Götterbilde kniete und sein Antlitz in den Händen geborgen hatte und weinte. Da ging ich wieder fort, ohne ihm noch die Abschiedsworte gesagt zu haben, die mir in heißem Danke auf den Lippen glühten.

Die anderen indessen waren bereits voraus gewandert, und ich beschleunigte meine Schritte nicht, um sie einzuholen, war es vielmehr zufrieden, daß ich mit meinen Gedanken allein sein konnte. Und ich dachte an jene Nacht, in der ich mit dem Meister jenes Gespräch von der Auferstehung der Götter gehabt, und wie dieses sich nun so überherrlich erfüllt hatte, und ich berauschte mich aufs neue an diesem Wunder und fühlte unter meinen Fingern wieder den köstlichen Stein.

Nun wird wahrhaft eine neue Zeit beginnen, sprach ich zu mir. Die Götter entsteigen dem Schoße der Nacht, der sie so lange Jahrhunderte gefangen hielt, und ihrer ist wieder die Herrschaft der Welt! Wieder wird hinter den Stämmen des Waldes der ziegenfüßige Pan hervorlugen und des Abends seine süße Weise spielen; wieder die Najas in ihrem Quell sich spiegeln und erschrocken in seiner Flut sich verbergen, wenn eines Wanderers Schritt in die Stille schallt; wieder wird Bakchos seine Scharen zum trunkenen Zuge laden, hoch in der göttlichen Rechten den Stab mit dem Zapfen schwingend, Hermes wieder die Toten ins Reich der Schatten geleiten, wo Pluto thront in düsterer Majestät und neben ihm Proserpina in der Lieblichkeit des holden, allzukurzen Lenzes. Und jeden Gott so, von dem ich wußte, dachte ich mir wieder belebt und alle die lang versunkenen Altäre neu aufgebaut, und alles Volk wieder gläubig um sie geschart in festlichen Gewändern.

Dann aber dachte ich an den Meister, wie schweigend er doch während all der Zeit und inmitten unseres Jubels gewesen, und wie ich ihn knieen gesehen vor seinem Götterbildnis und Tränen in seine Hände weinen. Und dieser Gedanke legte sich auf alle die anderen wie ein Bann, unter dem sie ihre Freudigkeit und ihre stolzen Farben verloren, ohne daß ich irgend wußte, woher dies kam, da ich vielmehr überaus froh und hochgestimmt war.

Aber der Tag begann sehr heiß zu werden, und die Wanderung ganz allein währte länger als die in Freundesgesellschaft. Immer weiter wurde denn auch der Abstand zwischen mir und jenen, und zuletzt nahm ich dies als ein Gleichnis, indem ich mir sagte, daß nur ich allein von so hohen Empfindungen erfüllt gewesen war, die anderen aber das Ganze nur wie sonst eine Lustbarkeit aufgenommen hätten. Und da ward meine leise Traurigkeit schier zur Bitterkeit. Denn wenn selbst jene, meine Freunde, für die ich dem Meister Gewähr gegeben, daß sie das gleiche Feuer erfülle wie mich, nicht den

höheren Aufschwung der Seele kannten, wie sollte erst die große Menge reif sein für die neue Zeit der alten Götter? Ach, sehr einsam war ich auf meinem Weg!

Solcherlei Gedanken erfüllten mich, und sie mochten eine Vorahnung dessen gewesen sein, was sich nun vorbereitete und dann begab.

Es war nämlich ruchbar geworden, daß Meister Stephanos jenes Bild einer heidnischen Göttin, in seinem Weinberge aufgedeckt, heim zu seinem Landhause hatte bringen lassen, darinnen es nun in einem der Gemächer stand und von ihm wie ein wahrhaftes Gottesbild angebetet wurde. Durch die Reden der Knechte war alles herumgekommen und somit auch, daß seine Schüler ihm beigeholfen hatten. Nun war das Volk in jener Zeit bereits voll heimlich gärenden Ingrimms gegen die Herren, die es auch immer noch als fremde Eindringlinge betrachtete, obschon sie doch bereits durch lange Geschlechter hier auf dem Grunde saßen, und nicht anders als gegen sie, gegen den Griechen, ja gegen ihn noch mehr, da er, wiewohl heidnischer Gesinnung verdächtig, doch von jenen gleichwie einer der ihren gehalten war.

So huben nun die Prediger in den Kirchen an, das Volk gegen den Meister zu verhetzen, indem sie ihn ohne Umschreibung des offenkundigen Heidentums bezichtigten und dadurch die Gerüchte wie mit einem heiligen Sigill bestätigten, und mit solchem Eifer und solcher Überredung sprachen sie, daß sich nach der Predigt die Haufen in den Straßen rotteten und etliche aus dem Volke selbst die Stimme erhoben und nun noch heftiger gegen das heidnische Greuel redeten, dem sie zugleich alles Übel in der Stadt zuschrieben: das harte Regiment, die übermäßigen Steuern und Zehnten, die Teuerung und den Mißwachs, von dem einige auf ihren Feldern heimgesucht waren. Alsbald auch, gleichwie im Einverständnisse untereinander, strömten diese einzelnen Haufen zusammen und waren jetzt Hunderte von Männern und Weibern — denn auch nicht wenige Weiber waren darunter —, die unter fortgesetztem Lärmen, des heiligen Tages nicht achtend, jenem Tore zuzogen, das gegen unseres Meisters Landhaus führte.

Auf diesem Wege traf ich von ohngefähr auf den Zug, und da ich selbst der Predigt angewohnt hatte, ward ich sogleich inne, wem die bedrohlichen Rufe galten. Darum eilte ich in raschem Entschlusse, um meine Freunde zusammenzurufen. Ich gedachte, mit ihnen zu Pferde und wohl mit Waffen versehen, den Volkshaufen zu überholen und, so dieser zu unseres Meisters Landhause käme, entweder zu verjagen oder, wenn er in der Übermacht war, doch den teuren Lehrer durch die Flucht zu retten, und dieser Plan war gewißlich der beste. Die Gefahr, daß ihm ein Leid geschehe, war sehr groß.

Indessen suchte ich meine Freunde auf und stellte ihrer jedem mit fliegenden Worten meine Befürchtung dar und bat und beschwor sie um ihren Beistand. Aber der eine lachte über meine Besorgnis, der andere machte Ausflüchte und schützte vor, eben heute behindert zu sein, indem er mir sonst beipflichtete; ich jedoch konnte wohl bemerken, daß sie sich die Worte, die auch sie von der Kanzel gehört hatten, zur Warnung dienen lassen und fürderhin nichts mehr mit dem Meister zu tun haben wollten, um nicht selbst in ihrem

Rufe noch weit ernster gefährdet zu sein, nachdem sie sich bereits arg verdächtigt hatten. So war ich der einzige, der den Meister zu retten gedachte; meine Hoffnung, daß jene mir beihelfen würden, hatte mich kläglich betrogen. Und dies war es ja, was ich in den bitteren Augenblicken auf dem Heimwege von dem glorreichen Auferstehungszuge der Göttin vorausgeahnt, in meinem guten Glauben jedoch alsbald wieder vergessen hatte.

So war mir nun die lange Zeit, die ich dazu verwendet hatte, meine Freunde mit Bitten zu bestürmen, verloren, und als ich endlich davon abließ und ganz allein mich aufmachte, dem Meister, wenn nicht Hilfe zu bringen — denn ich einzelner war zu schwach —, so doch ihn zu warnen und mit ihm zu fliehen, da war es schon viel später, als ich vermeinte, und so sehr ich auch mein Pferd spornte, ich überholte den Volkshaufen nicht mehr. Immer jäher ritt ich, an meinem Pferde rannen Bäche, und das Zaumzeug war so dick beschäumt, daß sich Flocken ablösten und an mir vorüberflatterten, als seien es weiße Nachtmotten, und noch immer ging es mir zu säumig, und ich hatte keine Schonung für die gemarterten Weichen des Tieres, wie toll es auch raste. Also erreichte ich das Besitztum.

Da bot sich mir gleich der Anblick der Verwüstung. Der Zaun um den Garten war zum Teile umgebrochen, der Garten von dem stürmenden Haufen zertreten. Aber von den Leuten selbst sah ich nichts mehr, sie mußten auf einem anderen Wege abgezogen sein. Ich sprang vom Pferde und wollte eben das zitternde Tier an den Torring festbinden, als ich eine Stimme mich anrufen hörte. Ich blickte dahin und sah einen der Knechte des Meisters mit zusammengeschnürten Händen und Füßen an der Erde liegen, und als ich ihm die Fesseln löste, stöhnte er vor Schmerz und konnte sich kaum erheben, denn sie hatten ihm bei der Überwältigung arg zugesetzt. Und mit kläglicher Stimme bat er mich, auch den anderen Knechten zu helfen, die ebenso wie er gebunden worden waren und in anderen Ecken und Winkeln liegen mußten. Ich aber rief: „Zuerst zum Meister!" und schritt voran in das Haus, und der Knecht folgte mir mit wankenden Schritten.

Im Hause war es ganz still, und ich war darauf vorbereitet, Grauenhaftes zu schauen, aber eine sonderbare Kälte in meinem ganzen Blute hielt mich ruhig, und wie von einem unsichtbaren Geiste mit dem Finger gewiesen, schritt ich sogleich auf jenen Raum zu, wo wir das Bild der Göttin aufgestellt hatten; vor der Schwelle jedoch hielt ich für einen Augenblick an, ehe ich eintrat. Da nun sah ich Meister Stephanos auf den Fliesen liegen in einer breithin zerflossenen Lache von Blut, so daß er wie auf einem Purpurteppich lag, starr ausgestreckt, Haupt und Antlitz grausig beronnen und ebenso die Brust, von der das Gewand herabgerissen war. Und das Bild der Göttin hatten sie zerstört, und die weißen Trümmer lagen nun rings um den Toten, auch ihrer einige blutig. Des Bildes Haupt aber war unversehrt und lag mit seinen toten, pupillenlosen Augen und starrte zur Decke auf, die sich hart und kahl über das Gemach wölbte, und fast wie ein haßvoller Ingrimm war in diesem steinernen Blick, gleichsam über die Ohnmacht, daß er nicht bis in den ewigen Himmel dringen konnte, um vor ihm die Verruchtheit des Menschengeschlechtes anzuklagen.

Der Knecht war mit einem Aufschrei in die Kniee gebrochen, ich aber hieß ihn hinausgehen und nicht den unendlichen Schmerz dieses Raumes durch sein hündisches Gewinsel entweihen. Ich selbst stand nur wortlos und blickte auf den Erschlagenen und die Trümmer seiner Göttin nieder; sonst hatte ich kein Gefühl vor dem Unfaßbaren, meine Augen nur allein waren wach und nahmen das Bild auf, und so fest grub sich dieses in meine Seele ein, daß ich es noch jetzt vor mir sehe, wenn mir je der Gedanke an diese Stunde kommt. Dann ging ich fort.

Der Knecht, der indessen mein Pferd gewartet hatte, bat mich flehentlich, mit ihm nun auch zu den anderen Knechten zu gehen; ich aber hatte keine Gedanken mehr an sie, hieß ihn sie selbst befreien und ritt zur Stadt zurück, ohne auf den Gang meines Pferdes zu achten, noch auf den Weg.

Das Dunkel fiel über mich ein, und ich hielt es für die Nacht. Dann aber leuchteten rote und gelbe Blitze auf in breiter Fäche und rissen mich aus meiner Dumpfheit. Ein kühler Wind auch begann zu wehen und machte die Sinne klar. Einzelne Tropfen flogen mir ins Antlitz, ferne gegenüber senkte sich eine falbgraue streifige Wolkenwand nieder, kam aber nicht heran. Nur der Wind verstärkte sich und ward zum Sturm, der die Gebüsche an der Seite der Straße aufwühlte und die Äste der Bäume schwang, daß sie sich wie die Flügel einer Mühle drehten und auch so sausten. Und einzig das Sausen vernahm ich, kein Geheul, denn das Land lag ganz offen. Aber ein Schauder kam mich an wie von innerlichem Frost, als wollte der ganze Saft mir im Leibe erstarren und weckte mir ein solches Gefühl des Grauens, daß alles, was ich sah, gespenstige Gestaltungen annahm und mich noch tiefer erschreckte. Und bei den Rotblitzen, die noch immer nicht aufhörten, war mir, die ganze Landschaft sei mit frischem Blut übergossen, und ich sah sie mit Leibern von Toten und den weißen Trümmern zerschlagener Götterbilder übersät.

Da gewann der Gedanke über mich Macht, dies alles sei ein furchtbares Strafgericht des einigen Gottes, gegen den wir gefrevelt hatten, mein Meister und auch ich. Und ich gelobte in meinem Herzen, diesem widergöttlichen Heidentum völlig zu entschwören und, statt Wollust zu suchen, den strengen Weg der Heiligkeit zu wandeln, und wie ich diesen Vorsatz gefaßt hatte, verlor die Natur für mich ihre Schrecken, und ob der Sturm die Bäume noch so wütend umtrieb und am Himmel die Blitze aufstiegen wie Engel des Zornes, ich war ruhig in meiner Seele und voll Zuversicht, daß Gott mich durch all die Wirrnisse meines Irrtums nun zu seiner Wahrheit und Klarheit geleiten werde. Und allmählich sänftigte sich auch der Aufruhr rings um mich, und die Spätnachmittagssonne trat durch die Wolken hervor und malte einen großen Regenbogen auf den Himmelsgrund gerade über die Stadt, die nun schon ziemlich nahe vor mir lag.

Und mein Gefühl wurde von solcher Süßigkeit, daß ich wieder der zarte Knabe zu sein glaubte, der noch mit so reinen Augen in die Welt sah, also daß sie für ihn nichts als eitel Schönheit gewesen. Alle die gnadenreichen Erinnerungen kamen wieder, gleichsam wie Freunde, die lange fern gewesen

sind und nun zurückkehren mit neuen Schätzen aus unbekannten Ländern und dem alten treuen Blick in den Augen, und ich gedachte auch Fra Bartolomeos, der meine Züge zum Gleichnis für sein Bildnis Unserer lieben Frau genommen hatte, und ich dachte daran, wie er gleich einem Heiligen gewesen, von der Glorie der Verklärung umstrahlt. Und da ward mir jenes Venusbild zu einer verruchten Lockung des Teufels, und daß es zertrümmert worden und nun mit seinen toten Augen ohnmächtig zur Decke starrte, die ihm den Himmel abschloß, zum unverkennbaren Sinnbild für Gottes Sieg und ewige Allmacht. Ja, dermaßen war ich von meinen Gefühlen übernommen, daß auch Meister Stephanos, den ich doch verehrt und geliebt hatte, mir als ein Werkzeug des Teufels erschien und ich bereute, je sein Schüler gewesen zu sein, je seinen betrüglichen Worten gelauscht zu haben. Ein anderer vielmehr sollte nun mein Meister sein, jener ehrwürdige Fra Bartolomeo im weißen Haar, und sollte mich seinen wunderbaren Gottesdienst lehren, in dessen Übung ich ihn so heilig gesehen. Ich wollte Maler werden und in meinen Bildern der himmlischen Gnadenkönigin unendlichen Preis singen.

Mit diesem Entschlusse kam ich heim und blieb hartnäckig, wie auch mein Vater mich anders zu bestimmen trachtete. Endlich, als er einsah, daß seine Worte fruchtlose Mühe waren, gab er nach, indem er mein Leben durch sein Vermögen auskömmlich genug versichert wußte, so daß ich nicht nach zeitlichem Gute zu streben brauchte, sondern mich mit dem Ruhme als alleinigen Lohn meiner Arbeit bescheiden konnte. So meinte er. Ich indessen dachte auch nicht an einen Ruhm, der meiner Person würde, sondern nur an die Verherrlichung Gottes durch meine Werke. Dies schien mir der höchste Ruhm: ganz seine eitle Ichheit aufgeben und ganz Gottes sein. Und Fra Bartolomeo wußte ich einen von diesen. Kein Zeichen an seinem Bilde, geschweige denn ein Namen, verriet seinen Urheber, und doch war er selig gewesen, als er es geschaffen hatte. Mehr wollte auch ich nicht begehren. Also trat ich mit meinem Anliegen vor ihn.

Ich fand ihn in der Zelle, wo er mich gemalt hatte, in seiner dunkeln Kutte am Fenster sitzen, die Hände gefaltet wie zum Gebet, den Blick in das Land hinaus gerichtet, und es schien mir, er bete; seine Lippen aber bewegten sich nicht. Er wandte sich nach mir und erkannte mich sogleich; denn seine Augen waren trotz seinen hohen Alters noch scharf und ungetrübt. Und er stand auf, etwas mühselig auf die Armlehne seines Stuhles sich stützend und sehr gebeugt, und fragte:

„Was kann ich für dich tun, mein Sohn?"

Da war ich von seiner Ehrwürdigkeit und dem milden Ton seiner Worte überwältigt, daß ich ihm zu Füßen stürzte, seine wankenden Knie umschlang und mit stürmischen Bitten in ihn drang, er möge mich seine Kunst lehren. Und dann unter Tränen beichtete ich ihm alles, meine Verirrung und meine Rückkehr durch Gottes Gnade.

Darauf sprach er, nachdem er mich aufstehen geheißen: „Du hast den rechten Weg gewählt, um den Lüsten dieser Welt zu entfliehen. In der Verherrlichung Gottes und seiner Heiligen liegt die große Freude. Von dem

Weibe kommt alle Sünde. Aber seine Lockung sei dir nur ein Ansporn, dein Leben noch mehr zu heiligen. Auch ich war nicht immer so still in meinem Herzen. Und noch, als ich schon der Welt entsagt hatte, ward mir in meiner eigenen Kunst, mit der ich Gott dienen wollte, die Versuchung. Denn es geschah, daß ein Bildnis, das ich in den Tagen als das einer Heiligen malte, in meinen Nächten zu verruchten Träumen ward und mir das Vorbild vortäuschte, das mein Blick etwan gestreift und bewahrt hatte. Und darum, als ich am Ende Unsere liebe Frau selbst malen wollte und mir der Pinsel versagte, nahm ich das Gleichnis von dir, den ich einen frommen Knaben wußte, auf daß kein böser Gedanke meine heilige Verzückung trübe. Seither aber ruht meine Hand, denn nicht wieder wagte ich nach diesem ein Bildnis zu malen, indem ich befürchtete, niemals wieder so Hohes und Reines zu erreichen. Und meine Hand ist alt und zitternd geworden. So sitze ich nur am Fenster und blicke in Gottes Land, und meine ganze Seele ist Preis und Gebet. Aber da du mich bittest, dich zu unterweisen, will ich es dir nicht versagen, weil ich verhoffe, du werdest dem Herrn noch viel herrlicher Ehre geben mit deiner jungen Kraft, als ich je vermocht."

Von dieser Stunde an war ich des ehrwürdigen Fra Bartolomeo Lehrling und wuchs mit jedem Tage in meiner Kunst. An Meister Stephanos dachte ich nicht mehr und hätte auch nicht an ihn denken mögen, um nicht in meiner gottergebenen Gesinnung verstört zu werden. Diese heidnische Zeit war für mich verflossen und vergessen. Und ich pflag auch keinen Umgang mehr mit meinen einstigen Freunden, solange diese noch in unserer Stadt blieben, und mied es, ihrer einem zu begegnen, und auch sonst wich ich denen aus, die ich kannte, nur darauf bedacht, wie ich mich in meiner neuen Fertigkeit vervollkommnete. Ließ ich aber den Pinsel ruhen und saß allein zu Hause in meiner ehemaligen Knabenkammer, die ich annoch bewohnte, so schrieb ich allerlei Reime zu Gottes und der heiligen Jungfrau Ehre, und schrieb sie mit vielen demütigen Anklagen meiner selbst und meiner früheren Versündigungen, sowie auch oft mit Erinnerungen an meine fromme unschuldige Kindheit, und dies füllte mein Herz mit besonderer Süße gleichsam als blühe darin ein ganzer Rosengarten. Die anderen Gedichte aber hatte ich alle im Feuer verbrannt. Und auch in der Kunst zu reimen ward ich mit jedem Tage geschickter, so daß mich fast wieder der weltliche Stolz ankam, der mich vor mir selbst zu dem ersten Dichter in der Volkssprache erhob, aber meine Demut in Gott überwand ihn noch jedesmal, wann ich ihn sich regen fühlte.

Dennoch, ich meine: trotz meiner völligen Abgeschiedenheit von den Menschen und den Läuften der Welt, erhielt ich von ohngefähr Kunde darüber, daß der Meister, nachdem man ihn ermordet unter den Trümmern seines Bildes gefunden, zusamt diesen an derselben Stelle verscharrt worden war, wo wir unter Fackelschein die Auferstehung der Göttin gefeiert hatten. Und eine sonderbare Wehmut ergriff mich über diese Kunde, und fast nicht so sehr deshalb, weil dem Meister jegliche christliche Weihe versagt worden, was mir auch überaus schmerzlich war, als in dem Gedanken, wie er nun mitsamt den Trümmern seiner Göttin in der Erde lag. Und ich dachte an jenen schönen

Kopf, der unversehrt geblieben war, und dachte, wie er nun in der Erde liege und noch mit seinen toten Augen zum Himmel starre, den jetzt die schwarze Erde vor ihnen verschloß, unsäglich traurig, obwohl auf den Lippen noch immer jenes wunderbare Gnadenlächeln war, das auch mir gelächelt hatte im Fackelschein der Nacht und dort in dem Gemach beim anbrechenden Tag. Und ich dachte, wie vielleicht wieder einmal eine Zeit kam, wo aufs neue eine Sehnsucht nach den alten Göttern durch die edelsten Geister ging, und wie dann Weinbergsleute durch Zufall wieder an jener Stelle gruben und den Kopf der Göttin fanden — nun einzig den Kopf noch, denn das andere waren nur unkenntliche Trümmer, und wie dann jene noch über diesen kargen Fund frohlockten und in Entzücken ausbrachen und darauf das Haupt als das der Frau Venus deuteten; sie erkannten es noch an dem unvergänglichen göttlichen Lächeln.

Diese Gedanken bewegten mich, und ich hing ihnen einige Zeit nach, ohne sie zurückzuweisen, weil sie mir süß waren; dann aber entriß ich mich ihnen und verdammte sie und suchte sie durch leidenschaftliche Hingabe an Gott und die heilige Jungfrau zu büßen und aus meinem Gedächtnisse zu tilgen, was mir auch alsbald gelang.

Aber nun war mein innerer Frieden dahin. Immer wieder regte sich in mir ein Geist, der mich von neuem auf den Weg des Verderbens führen wollte, und seine Lockungen waren stark. Zwar am Tage wußte ich mir einen treuen Schutzgeist, der mich vor jenem Versucher bewahrte: meine heilige Kunst; in den Nächten aber war ich ihm machtlos hingegeben und war da wie der Wanderer, der auf einer gefährlichen Wiese eingeschlafen ist und mit dem nun die Nachtmahren in der Gestalt buhlender Frauen ihr verruchtes Spiel haben. Und gequält und in Scham fuhr ich auf und zwang umsonst Hände und Lippen zum Beten: die Gesichte wollten nicht weichen. Da stand ich dann auf und trat wieder wie einst als Knabe an das Fenster, und gab meinen glühenden Leib der kalten Nachtluft preis und tauchte meine üppigen Augen tief in das kühle Licht der ewigen Himmelssterne. Aber auch das gab nicht den vollen Frieden und war keine Seligkeit mehr wie damals in den Knabenjahren. Dennoch ließ ich noch geraume Zeit die Versuchung nicht Macht über mich gewinnen und lebte heilig vor Gott wie vor den Menschen.

Alsbald jedoch ward mein inneres Feuer ein so mächtiger Brand, daß er mein ganzes Blut ergriff und wie ein stetes hitziges Fieber in mir war, das mich so heftig quälte, daß ich manchmal nahe daran war, durch eigene Hand dieses peinvolle Leben zu enden. Ja, mich bedünkte, wenn ich mir mit einem scharfen Messer die Adern durchschnitte und das heiße Blut in breitem Walm entströmen ließe, so müsse es ein Wohlgefühl sein, und oft konnte ich nur schwer widerstehen, so zu tun, wenn ich eine Messerschärfe aufglänzen sah. Dann jedoch kamen andere Gedanken, und ich erinnerte mich jener Tage, in denen ich den Begierden meines Fleisches willig nachgegeben hatte und frei von solcher Bedrängnis gewesen war.

Und in einer Nacht verließ ich heimlich das Haus und suchte wieder wie einst meine Lust. Und obwohl mich darauf eine unsägliche Reue befiel, so

ging ich von da an oft genug jene heimlichen Wege. Und nicht allein sie waren mir Wollust, sondern auch meine Reue und Zerknirschung, ja selbst meine Beichte und die glühende Scham, die mich während dessen befing. Vor den Menschen aber lebte ich annoch heilig, und niemand wußte davon, wie ich es in den Nächten trieb. Und mein Antlitz verriet mich auch jetzt nicht, indem sich meine Verderbnis nicht im geringsten in meinen Zügen ausprägte, diese vielmehr noch stets den Anschein der Tugend behielten.

Es kam aber mit der Zeit, daß mir meine Beichten keine Wollust mehr waren und ich sie für unnütz erachtete und häufig unterließ, und solchermaßen erwies sich die Beruhigung, die ich mit der Hingabe an die Sünde zu erkaufen gewähnt hatte, als trügerisch wie alles Glück, das der Teufel uns eine Weile wohlschmecken läßt, bis daß es seine natürliche Bitterkeit offenbart, und statt dessen wurde mir jetzt die Zwiespältigkeit meines heimlichen Tuns und meines Wesens vor den Menschen dermaßen zu Überdruß, daß ich sie wie eine Last hätte von mir werfen mögen, und das je eher, je lieber. Aber es bot sich kein Anlaß, sondern ich mußte in dieser Lüge weiterleben. Und auch meine Buhlschaften wurden mir so am Ende verhaßt, und statt sie aufzusuchen, irrte ich die ganze Nacht bis an den Morgen nur in den stillen dunkeln Gassen umher, ohne Zweck und Ziel. Mein Leben deuchte mir sehr elend, obwohl ich mich in der Malkunst bereits meinem Lehrer überwachsen sah und darüber wohl befriedigt sein konnte. Aber das ebenso machte mir nur geringe Freude. Und dann kam mir wohl manchmal der finstere Gedanke: O, läge doch auch ich begraben dort in dem Weinberg mit meinem einstigen Meister und jenen weißen Marmortrümmern des Bildes der verruchten Göttin, deren Opfer auch ich war so wie er!

Damals nun in einer Nacht — und es war eben im holden April — war es, daß ich wieder die Stadt durchstreifte und von vielerlei Gedanken bewegt war. Die Luft war sehr mild, und wenn ich an Gärten vorüberkam, so grüßte mich schon ein feiner Duft von den blühenden Sträuchern über die Mauer, und durch die Hahnenschreie erscholl auch das silberne Zwitschern der erwachten Singvögel, denen diese süße Zeit wieder die melodischen Zungen löste. Und wunderbar mild waren alle Farben bei dem ganz allmählichen Aufdämmern des Tages. Da fühlte ich einerseits so recht die trübe Verwirrung meines Lebens, und ein heftiger Abscheu gegen alle Welt und auch mich hätte mich schier übermannt, wenn nicht, der sieghaften Morgenröte gleich, am östlichen Himmel zur selben Zeit sich ebenso mächtig auch die Sehnsucht entfaltet hätte, ein neues Leben zu beginnen in Wahrheit und Offenheit vor Gott und den Menschen und vor mir selbst. Ich hätte diese Stadt mit ihren beengenden Mauern weit zurücklassen und hinausfliehen mögen in das Land draußen, wo nun der Frühling seinen blumengeschmückten Herrscherstab schwang, und dort ein seliger Siedler werden, der alles Getriebe sonst vergessen hat und nur den Schmetterlingen zusieht, wie sie über die Wiese spielen, und den zarten Wölkchen, wie sie, weißen Daunenfedern gleich, durch die vollblaue Luft hinziehen. Eine Insel der Seligkeit träumte ich rings um mich, und wie ich so träumte, war ich schier schon dahin entrückt. Dort war keine Sünde, kein

Leid, nichts Dunkles, Erschreckendes, nur eitel Licht und Freude, die wahrhafte goldene Zeit, wo der Mensch selbst noch wie eine Blume war, die nur blüht und Sonne in ihren Kelch empfängt, aber sonst nichts weiß, kein Vergehen fürchtet und nicht merkt, wann sie welkt, und hinsinkt nur wie zum Schlaf.

Wie ich in solchen Gedanken schritt, gewahrte ich vor dem hohen Tor eines edeln Hauses eine Frauengestalt, die dort auf der Treppe saß, in ihrem weißen Nachtgewande, das von den Schatten bläulich erschien, über das aber schon auch der rötliche Schein des Morgens glitt. Ihr Haar, das gesponnenem Rotgolde glich, floß ihr voll und breit über den Nacken; zusammengesunken saß sie, die Hände um das eine Knie gespannt, und blickte mit tief beschatteten Augen vor sich hin. Mir war es nur wie ein Bild, ein Traumgesicht, um so mehr, als jene Gestalt ganz reglos saß. Und oft ja war es mir so, zumal, seitdem ich mich der Malkunst befliß, daß meine Augen plötzlich, obwohl ich bei wachen Sinnen war, eine Erscheinung völlig leibhaft vor sich sahen, die doch einzig nur aus meiner Phantasie stammte. Aber dieses Bild wich nicht alsbald wieder wie jene anderen, also daß mein Zweifel schwand. Und so trat ich zu dem Frauenbilde näher und sprach:

„Was sitzet Ihr hier im Nachtgewande und seid so traurig?"

Darauf erwiderte jene, und noch höre ich ihre ohnegleichen süße Stimme, in der jedoch keine Klage noch selbst ein Leid zu hören war, wie sie sprach:

„Fraget nicht!"

Ich aber war dermaßen gerührt von dieser Antwort, daß ich ausrief: „Was immer geschehen sei, so Ihr meines Dienstes bedürfet, so befehlet über mich; ich bringe Euch bis ans Ende der Welt!"

Da blickte sie auf, und aus dem Schatten sahen mich Augen an, die auch so tief grau waren und doch wie erfüllt von einem geheimen Leuchten, und dann sprach sie mit verhaltener, fast harter Stimme:

„Ja, bringet mich fort von hier, wo immer hin, nur fort. Denn wenn sie mich hier finden, so werden sie mich töten!"

Wie ich solches vernahm, war ich so überwältigt, daß mich schier eine Ohnmacht befing und ich niederstürzte, und vielmals ihre Hände küßte und Worte stammelte ohne Sinn wie in Verwirrtheit; und sie ließ mich gewähren.

Dann tat ich meinen Mantel ab und legte ihn um ihre Schultern, und da sie nur ganz leichte Schuhe an den Füßen trug, nahm ich sie auf meine Arme und ganz an meine Brust und so schritt ich mit ihr weiter durch die noch immer schlafenden Gassen, doch sorglich im Schatten der Mauern dahin, daß mich keiner erspähe, der etwa schon erwacht war.

So kam ich ans Tor und traf den Hüter daselbst annoch in schwerem Schlaf. Ohne mich recht zu erkennen noch meiner holdseligen Bürde zu achten, öffnete er auf das Geldstück hin, das ich ihm in die Hand gedrückt hatte, und ich schritt durch das Tor und stand mit einem Male im vollen Morgenschein.

Noch immer war es mir wie ein Traum. Denn alles war so unmöglich, so sonderbar. Aber in meinen Armen hielt ich das Frauenbild, und als ich niederblickte, schien es, daß sie schlief, aber ihre Lippen lächelten, als hielte

sie nur die Augen zu. Da erst sah ich, wie schön sie war. Und ihr sonnenrotes Haar hatte sich um meinen Arm geschlungen, und meine Hand fühlte es wie kühle weiche Wellen. Wie trunken war mein ganzes Wesen, und meiner Träume zuvor gedenkend, sprach ich zu mir selbst: „Fürwahr, nun schreite ich dem Lande der Seligen entgegen; es ist die Erfüllung." Und ich war in mir gewillt, mit dem alten Leben völlig zu brechen und ein neues zu beginnen nach meinem Traume. Reichtum, Ruhm, den Adel meines Geschlechtes, alles ließ ich hinter mir wie die Stadt, der ich entschritten war, und kein leisester Gram um all das, was ich verließ, regte sich, vielmehr bewegte mich eine so freudige Zuversicht, als wäre ich ein junger König, der mit jedem Schritte weiter und weiter sein blühendes Reich erobert, und meine Jugend war mein wahrhaftes Königtum.

Dann wieder schlug das wunderbare Frauenbild seine Augen zu mir auf, und nun waren sie herrlich blau von dem Himmel über uns, der sich in ihnen spiegelte wie in einem ganz klaren Wasser. Da rief ich:

„Sagt mir Euern Namen, ich bitte Euch, daß ich Euch nennen kann mit seinen dreimal süßen Lauten!"

Doch wieder nur wie zuerst sprach sie:

„Fraget nicht!"

Ich aber preßte sie fester an mich und dann — so leicht war sie mir — hielt ich sie der Sonne entgegen: „So sollst du mir Helia heißen! Strahlender Helios dort drüben über den Bergzügen im Himmelsblau, siehe hier deine Schwester!"

Und sie flüsterte: „Nenne mich, wie du willst, ich will den Namen tragen, den du mir gibst, denn dir danke ich mein Leben."

Und dann, als ich den Weg abseits von der Heerstraße nahm und einen Wiesenrain hinschritt, wollte sie, ich solle sie aus den Armen lassen, denn sie würde mir schwer sein. Ich aber rief dagegen:

„Nimmermehr fühle ich deine Last! Mir ist vielmehr, als trüge ich einen Engel und trüge ihn zurück in sein ewiges Paradies."

Doch sie bat mich, und so ließ ich sie. Und nun schritten wir beide dahin durch ein blühendes Wiesenland, das mit dem Morgentau gleichwie mit tausenden Edelperlen besät war, und zwischen hohen Halmen und Stengeln hatten Spinnen ihre Netze gespannt und auch da funkelten sie wie an feinen Silberfäden. Und ich sah alles, und mir war, zum erstenmal sähe ich all diese Pracht des wonnigen Aprilmorgens, und mein ganzes Wesen zerfloß gleichsam ins Weite, daß ich mich überall fühlte, wohin nur mein Blick drang, dort an den Hügellehnen selbst in der Ferne und viel ferner noch in dem leuchtenden Himmel, der wie von reinem blauen Schmelzfluß war, ganz durchsichtig. Und ich schritt nur in diesem Gefühle und versäumte fast, des süßen Frauenbildes zu achten, das an meiner Seite schritt; aber wenn der Mantel, den ich ihr um die Schulter gelegt hatte, an mich streifte, weckte mir die bloße Berührung eine holde Bezauberung, und ich beugte mich zu ihr und küßte sie in das goldene Haar (siebenmal geläutertes Gold fürwahr in der hochhellen Sonne!), und sie wehrte es nicht.

Solcherweise war unser Wandern. Wir hatten keine Sorge. In eines Landmannes Haus erhielten wir Speise und einen frischen Trunk Milch und zogen dann wieder weiter, ohne ein Ziel zu wissen noch eines zu bedenken. Waren wir müde, so bot uns ein Baum an dem Wege kühligen Schatten, und das zarte Gras darunter war köstlicher als ein Teppich aus Persien oder Indien selbst. Und dann im Spiele wanden wir die schlichten Blumen, die rings um uns blühten, zu langen Kränzen und behingen uns mit den Gewinden, wie Kinder tun, und lachten dazu und nannten uns Aprilkönig und Aprilkönigin in der süßen Sprache der Provence.

Einmal jedoch trafen wir auf einen wilden Rosenstrauch, der über und über in Blüten stand und gleich wie eine Laube war, recht, als sei er von der Minne selbst geschaffen, und in der Luft war schon der heiße Odem des Sommers und kein Vogel sang, als schritte nun der alte ziegenfüßige Gott Pan durch das Land mit seinem Hörnerhaupt, die Flöte an den Lippen: halte den Atem an, denn jetzt eben — jetzt eben beginnt sie zu tönen! Und da hatte uns Minne das Nest bereitet. Da blieben wir bis der Abend einsank und blieben die ganze Nacht. Und ich hatte jene Holdselige mit Rosengewinden bekränzt, Rosen ihr ins Haar geflochten und ihr weißes Gewand geschmückt, und so stand sie vor mir in dem milden Mondenlicht herrlicher als irgendein Geschöpf dieser Erde, traumselig lächelnd, mit hochglühenden Wangen und feuchte Trunkenheit im Blick.

„Helia," rief ich da, „nicht mit wilden Rosen nur, mit allen kostbaren Edelsteinen will ich dich schmücken; meine stolze Königin sollst du sein, und alle, die dich ersehen, sollen dir dienen!"

Sie aber lächelte bloß und sagte nichts.

Ich weiß nicht mehr, wie viele Tage wir also durch das Land zogen, denn nur jener achtet des Laufes der Zeit, der sich von dem nächsten Tage Glück erhofft oder zum wenigsten Linderung seines Elends; unser Glück aber war vollkommen.

Dann jedoch gelangten wir an eine Stadt, von der ich wußte, daß daselbst ein Fürst von großer Geneigtheit für die Künste herrschte, und alsbald beschloß ich bei mir, ihm meine Dienste anzubieten. Und so trat ich vor ihn, und indem ich ihm darlegte, daß ich einer edeln Frau wegen aus meiner Heimat fort sei und Gut und Geld zurückgelassen habe, empfahl ich mich seiner Gunst, von der ich so viel Rühmliches allenthalben bereits vernommen, nur möge er mir gestatten, ihm meine Herkunft, ja selbst meine Vaterstadt zu verschweigen, weniger um meinet- als um jener edeln Frau willen, von der ich jegliche Mutmaßung fern halten wolle.

Der Fürst nun verstand solches sehr wohl, und indem er mich allsogleich seiner Huld versicherte, sprach er die Zuversicht aus, daß sich meine Kunst bewähren werde, und wies mir in seinem eigenen Palaste eine geziemliche Wohnung an, sowie auch einiges Bargeld, damit ich fürs erste vor Nöten bewahrt sei. Denn er mochte wohl gemerkt haben, daß meine Gewandung abgetragen erschien, und daß mir der Mantel fehlte, den sonst ein Reisender zu tragen pflegt.

Jene Holdselige aber hatte ich nicht vor ihn gebracht, weil sie noch weniger schicklich gekleidet war als ich und mancher wohl über sie gelacht und gespottet hätte, wenn sie im Nachtgewande, nur mit meinem Mantel um die Schultern, vor dem Fürsten gestanden haben würde. Und doch, so herrlich und königlich war sie, daß niemand des Gewandes hätte achten mögen, sondern jeder vor solcher Schöne das Knie gebeugt hätte, und ob sie das elende Gewand einer Bettlerin trug.

So war ich indessen wohl versehen und bezog mit jener Holdseligen die Gemächer, die mir der Fürst bestimmt hatte, verschaffte uns neue Kleidung und mir insbesondere alles, was ich zum Malen nötig hatte, und begab mich ans Werk.

Um kurz zu sein: ich zeigte mich in meiner Kunst dermaßen geschickt, daß der Fürst mich mit Huldbeweisen überhäufte und die höchsten Worte noch zu gering fand, mich zu rühmen. Seinen Cimabue nannte er mich und mehr als Cimabue, den ersten Maler unter allen, ihren Fürsten, und als ein gleicher nannte er mich Bruder und begehrte, daß auch ich ihn so nennen solle, wozu sich jedoch meine Hoffart niemals verwog.

Die anderen Maler an seinem Hofe mußten, ob willig oder gedrungen, meine höhere Kunst anerkennen, und ob zwar auch Neid und Mißgunst nicht ruhten, mein Verdienst zu verkleinern, so war jener Fürst doch so erhaben über das niedrige Gezänke, daß er nur sagte: „Laß dies Treiben in Ruhe gewähren; die Sonne achtet auch des Nachtgevögels nicht, dem sie zuwider ist, sondern strahlt und leuchtet in unversiegbarer Herrlichkeit.“ Ernste Händel mit mir zu beginnen, wagten sie aber nicht, einerseits um des Fürsten willen, bei dem auch sie in Brot standen, anderseits auch darum, weil ich mich in allen ritterlichen Künsten ebenso geschickt erwies wie in der Malkunst, und so mich einer beleidigt hätte, wäre er wohl von meinem Degen arg in die Eingeweide gebissen worden; so konnte man nicht viel wider mich. Trotz meiner Jugend mußten sie mir den Ruhm lassen und sich mit den geringeren Arbeiten begnügen, die ich ihnen überließ.

Denn alsbald war es an mir, die Pläne zu machen und sie dem Fürsten zu unterbreiten. Und also geschah es, daß sein Palast nach meinen Angaben auf das prächtigste neu ausgeschmückt wurde, so daß er schier für ein achtes Weltwunder gelten konnte; so überaus herrlich war er jetzt. Und der Fürst entgalt mir meine Dienste mit vielen Geschenken an Geld und Gut und Rossen und kostbaren Gewändern, wie er selbst kaum reichere trug.

Dieser Art war ich in kurzer Zeit in guten Wohlstand gekommen. Ich wohnte auch zumeist nicht mehr in seinem Palaste, wo mir jene Gemächer, die er mir zuerst bestimmt hatte, verblieben, sondern in einem Landhause, das ich mir ganz nach meinem eigenen Bedünken gebaut und ausgeschmückt hatte. Dorthin hatte ich auch jene Holdselige geführt, auf daß sie da ihr Heim habe, und sonderlich für sie hatte ich all das Liebliche ersonnen, das nun die Gemächer so traut machte. Und auch den Garten ringsum gestaltete ich auf eigene Art, indem ich die am schönsten und reichsten blühenden Gesträuche und Bäume einpflanzen ließ, dazu die seltensten Blumen, und die Wege ganz mit

seinem lazurblauen Kiese bestreute, also daß, wer eintrat, völlig im Paradiese zu sein und auf Himmelsfluren zu wandeln vermeinte. Um dieses Haus und diesen Garten beneidete mich selbst mein großgünstiger Fürst, der aber gleichwohl, als ich ihm beides in Ehrfurcht zum Geschenk anbot, lächelnd das Haupt schüttelte: es sei ihm rühmlicher, eines Mannes Fürst zu sein, der solche Schätze sein Eigen nannte, als diese selbst zu besitzen.

Zwiedeutig jedoch meinte er auch jene Holdselige damit, die, wie er wußte, mein größester und herrlichster Reichtum war und jener zugleich, dessen ich mich niemals begeben hätte. Und es war stets, wenn ich ein Gastmahl gab und meine Freunde, darunter meinen Fürsten, zu mir geladen hatte, daß auch sie vor den Gästen erschien und mit ihrer göttlichen Anmut in Gebärde und Rede alle gewissermaßen bezauberte und dies in solchem Maße, daß kaum einer mehr des Tafelschmuckes, der Speisen und der Weine, die ich auftragen ließ, achtete. Diese meine Feste waren nicht minder berufen als die Kunstwerke, die ich schuf, und mein Haus und Garten.

Damals auch begann ich wieder, die Dichtkunst zu pflegen und schrieb, anfangs insbesondere für meine Gastmähler oder die des Fürsten, dann auch über andere Gegenstände eine große Anzahl Reime, die nicht mindere Bewunderung fanden, also daß mein Fürst mich offen einen zweiten und größeren Cavalcanti pries und meine Gedichte sich einprägte und bei vielen Gelegenheiten anwendete. Und so hoch stieg mein Ruhm, daß ich mich den ersten im ganzen Lande rühmen konnte.

Dennoch blieb mir Hoffart fern. Ich hätte ein niedrig Geborener sein müssen, um durch diesen Umschwung nach der Hand toll zu werden, wie man es an vielen solchen sieht. Gleichwohl mochte es manche geben, die über mich die Lippen verzogen und meinten: ich sei in Armut gekommen wie ein Landfahriger, und nun sei ich gleich einem Fürsten. Aber ich hätte auch solcher Reden nicht geachtet, sofern sie an mein Ohr gedrungen wären, denn ich wußte mich einfach in der Stellung, die mir rechtlich gebührte. Also war mein Glück ein ganz vollkommenes; denn selbst den Neid der Götter fürchtete ich nicht.

Und was insbesondere mein Glück zu einem solchen machte, war dieses: ich war ganz nur auf mich gestellt, galt nur für mich. Niemand wußte, woher ich gekommen war, wes Blutes ich sei. Mein Adel war meine Kunst, und mein angenommener Name nur der Träger meines Ruhmes, nicht wie sonst ein Name auch eine Bürde ist, indem er alle, denen er eignet, vor der Welt zu gleichsam einer großen Herde zusammenschließt und jeden einzelnen, der Kraft und Willen hat, für sich allein zu stehen, unter seinem Joche hält. Ich war ganz frei in meinem Tun und Wollen, in meinem Leben ebenso wie in meiner Kunst. Und mein großgünstiger Fürst, der allein dies hätte können, beschränkte meine Freiheit nicht.

So trug ich denn, der ich nachgerade wieder zu meiner früheren heidnischen Gesinnung zurückgekehrt war, diese alsbald ungescheut und offen zur Schau, um so mehr, als auch mein Herr sich zu ihr bekannte. Ein wieder aufgelebter Götterdienst herrschte an seinem Hofe. Es mochte das schon früher

so gewesen sein, doch alles noch täppisch und roh, wie die Malereien, die seine Künstler geschaffen hatten, ehe ich gekommen. Ich aber brachte den feinen und verführerischen Geist meines Meisters Stephanos Basilides mit, als dessen Schüler ich mich jetzt allezeit fühlte. Meine Gastmähler und ebenso die des Fürsten, die ich leitete, hatten jene festlichen Abende und Nächte bei ihm zum Vorbild, wenn auch ihre Pracht ohne Gleichen größer war, nach unseren reicheren Mitteln. Wüster Trunk und Spiel nach der Gepflogenheit der Deutschen sowie jede Unmäßigkeit waren verbannt. Die Gespräche, die geführt wurden, waren alle von feinster Sitte und von angenehmer Heiterkeit getragen. Die alten Götter an den Wänden, mit denen ich die Säle hatte schmücken lassen oder selbst geschmückt hatte, lächelten wie im Wohlgefallen auf uns herab, die wir uns ihre Enkel nannten und zur Bekräftigung der Wahrheit oftmals bei ihnen schworen. Lautenspiel und Gesang wechselten mit den Gesprächen, dann auch der Vortrag eines neuesten Gedichtes, über dessen Feinheiten jeder seine Beobachtungen mitteilte.

Und diese Verfeinerung der Sitte bewirkte fernerhin, daß nun jeder Zwist und Zwiespalt, wenigstens öffentlich, vermieden wurde und alle in wundersamer Eintracht zu leben schienen, so zwar, daß wir die Warnungen der Prediger vor einem Leben nach Art der Heiden vor den Augen der Welt Lügen straften, ja sogar manche geistliche Oberherren für uns gewannen, also daß sie an unseren Gastmählern teilnahmen. Jene Prediger aber vermochten das Volk nicht wider seinen geliebten Fürsten aufzubringen, und dieser ließ sie gewähren.

Dies war unser Leben in jener Zeit. In Ebenmäßigkeit floß es hin wie ein schöner Strom durch ein fruchtbares Land, wo es keine Felsklippen, keine Abgründe und schaurige Schluchten mehr gab, nur sonnige Wiesen mit lichten Wäldern, lieblichen Dörfern, stolzen Burgen und weitgedehnten Städten wechselten. Jede Jahreszeit brachte ihre besonderen Feste. Der Frühling sah uns in Rosen, der Sommer unter üppigen Fruchtbäumen, der Herbst mit Rebengewinde zu Ehren des Gottes Lyäos geschmückt, der karge Winter wurde durch unsere Maskenzüge noch bunter und reicher gemacht als jene von Natur waren. Und ich war es, der die Aufzüge ersann und die Gewänder vorzeichnete und ihre Erklärung in wohlgesetzten Reimen schrieb, wohl auch als Herold voranritt und den Trompetern das Zeichen gab oder wie ein Feldherr meinen Troß lenkte. Zu beiden Seiten jedoch stand das Volk in dichter Menge und starrte mit offenen Mäulern auf all die unermeßliche Herrlichkeit, wie auf ein zu Wahrheit gewordenes Märchen oder einen unbegriffenen Traum. Jene Holdselige aber ritt neben mir.

(Schluß folgt.)

Ist es wünschenswert, den zweiten Teil von Goethes „Faust“ auf die Bühne zu bringen?

Von

Paul Heyse.

Als ich vor sechzehn Jahren auf dem Goethetag in Weimar einen Vortrag hielt über Goethes Dramen in ihrem Verhältnis zur deutschen Bühne[1], machte ich kein Hehl daraus, daß es mir aus inneren und äußeren Gründen hoffnungslos erscheine, auch den zweiten Teil des „Faust“ für das Theater gewinnen zu wollen. Ich wußte freilich, daß dies offenherzige Bekenntnis auf meine Zuhörer keinen überzeugenden Eindruck machen würde. Es wäre mir das auch nicht gelungen, wenn die Kürze der mir vergönnten Zeit und die feierliche Gelegenheit mir gestattet hätten, alles, was ich über dies problematische Alterswerk auf dem Herzen hatte, auszuschütten und ausführlich zu begründen, statt mich mit kurzen Andeutungen der Hauptpunkte zu begnügen. Ich mußte froh sein, daß die rechtgläubige Gemeinde der Goetheforscher eine so dreiste Ketzerei hinnahm, ohne sie mit heftigem Protest zurückzuweisen. Sie unterließ es wohl nur, weil sie den, der sich so weit vom alleinseligmachenden Glauben verirrte, nicht für voll nahm, ihn nur als einen Laien betrachtete, dem die wahre Erleuchtung hoffentlich noch kommen würde, da er es im übrigen an Liebe und Verehrung gegen den hohen Dichter nicht hatte fehlen lassen.

Wenn ich nun heute mich veranlaßt fühle, auf jenes heikle Thema zurückzukommen und zwar im gleichen Sinne, so weiß ich, daß ich noch weniger als damals auf die Zustimmung derer zu rechnen habe, die aus dem Studium Goethes ihre Lebensaufgabe gemacht haben. In diesen sechzehn Jahren hat die Neigung zur unbedingten Bewunderung unseres größten Dichters nur noch zugenommen; die Rechtfertigungsversuche dessen, was einem unbefangenen Betrachter schwach oder verfehlt erscheint, sind immer leidenschaftlicher fortgesetzt worden. So wäre mein Bemühen, für ein offenes Wort Gehör zu finden, völlig aussichtslos, wenn ich nicht an ein anderes

[1] Abgedruckt im Juli-Heft der „Deutschen Rundschau“ 1894.

Forum appellierte, das freilich auch oft aus nicht vorurteilslosen Richtern zusammengesetzt wird. Ich meine die Leiter der großen Theater, auf denen der ganze „Faust" zuweilen aufgeführt wird.

Wer das deutsche Theater kennt, wird gewiß nicht glauben, die Vorliebe der Bühnenleiter für den zweiten Teil des „Faust" rühre von einer übergroßen Bewunderung des Gedichtes oder einer festen Hoffnung auf seine Bühnenwirkung her. Sie wissen alle, daß sie mit dem berühmten Stück schlechte Geschäfte machen, daß zwar die ersten Abende einen starken Zulauf und Kassenerfolg haben, an die Aufnahme in das stehende Repertoire jedoch nicht zu denken ist. Wenn trotzdem immer wieder der Versuch gemacht wird, das große, aus so disparaten Gruppen zusammengesetzte Werk zur Aufführung zu bringen, geschieht es, weil jeder Theaterdirektor es sich schuldig zu sein glaubt, auch seinerseits das schwierige Experiment zu wagen und daran seine Kunst in Bewältigung szenischer Aufgaben zu beweisen. An Experimenten der seltsamsten Art fehlt es ja überhaupt nicht auf unserem Theater. Aus allen Ländern werden Bühnenstücke, deren Verfasser einen Namen haben, herbeigeschleppt, um eine literarische Neugier zu befriedigen, die beim großen Publikum oft überhaupt erst geweckt werden muß. Auch längst verschollene und einer verdienten Vergessenheit anheimgefallene, totgeborene deutsche Dramen zieht hin und wieder eine falsche Pietät oder der Ehrgeiz, mit literarischer Bildung zu glänzen, ans Licht, freilich nur zu einem kurzen Scheinleben, aus dem sie dann in ihr historisches Schattendasein wieder zurücksinken.

Mit dem zweiten Teil des „Faust" hat es nun freilich eine andere Bewandtnis.

Niemand kann leugnen, daß es ein berechtigter Wunsch auch der ungebildeten großen Menge ist, nachdem sie den überwältigenden Eindruck des ersten Teils empfangen, nun auch zu erfahren, wie es mit der Sache weiter geht, ob der vom Bösen verführte „Faust" sich erhebt, was er beginnt, um sich von seinem Fall zu erheben, und wer am Ende die Wette gewinnt, der Herrgott oder der Teufel. Jedermann weiß, daß der große Dichter in einer späten Fortsetzung seines Jugendwerks die Antwort auf diese Fragen gegeben hat, und wünscht nun dringend, von der Bühne aus über die Art, wie dies geschehen, belehrt zu werden.

Daß die Bühnenleiter diesem Verlangen entgegenkommen, ist begreiflich. Wenn nur nicht gerade die Bühne dazu angetan wäre, die Erwartung des Publikums zu täuschen. Zwar, wie der Dichter sich den Fortgang gedacht hat, erfahren die Zuschauer. Doch ob sie selbst sich etwas Klares dabei denken können, ist in hohem Grade zweifelhaft.

Nicht sowohl, weil es diesem zweiten Teil an einem einheitlichen Stil oder einer festverketteten äußeren Handlung fehlt. In dieser Hinsicht pflegt das Publikum keine rigorosen Ansprüche zu machen, sondern auch die loseste Szenenfolge, wenn nur jede einzelne interessant ist, sich gefallen zu lassen. „Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken." Der Zuschauer verlangt aber und darf verlangen, daß das Ganze einen Sinn habe, der ihm zur Anschauung komme, und wenn er auch kein klares fabula docet mit nach

Hause nimmt, doch den Eindruck von einem miterlebten Menschenschicksal, dessen logische Entwicklung er begriffen hat.

Wie steht es nun hiermit bei dem zweiten Teil des „Faust"?

Der Streit über ihn tobt bekanntlich seit dem Erscheinen des Gedichts bis in unsere Tage fort, und es ist keine Aussicht, daß er geschlichtet werde. Von dem trefflichen Regis, dem leidenschaftlichsten Bewunderer des ersten Teils, der seiner tiefen Enttäuschung durch den zweiten schmerzliche Worte gab, bis zu Victor Hehns und Friedrich Vischers verwerfender Kritik, der der letztere nur leider in seinem parodistischen „dritten Teil" einen unehrerbietigen Ausdruck gab, wie er selbst einer *Verirrung* eines so großen Dichters gegenüber sich wohl nicht geziemte, hat es nicht an unbefangenen Geistern gefehlt, denen das Bemühen der unbedingten Goethe-Verehrer, für alles in dieser rätselvollen Dichtung eine Erklärung und Rechtfertigung zu finden, verlorene Liebesmühe schien. Es liegt mir fern, vom ästhetischen Gesichtspunkt aus mich in diesen Streit zu mischen. Nur insofern sich's um den Eindruck handelt, den der *Zuschauer* von dem Stück empfängt, der unvorbereitet und ohne Kenntnis der ungeheuren „Faust"-Literatur ins Theater kommt, möchte ich die Frage untersuchen, wem wir Recht geben sollen: dem Dichter, der von der Einheit seines Weltgedichts überzeugt war und „wußte, daß die szenische Vorstellung der ganzen Dichtung ein Werk der Zukunft sei" (H. Grimm[1]), oder dem Dichter, der in einem Paralipomenon zum zweiten Teil selbst bekennt:

Es hat wohl einen Anfang, hat ein Ende,
Allein ein Ganzes ist es nicht.

Denn, wie gesagt, auf den Begriff des *Ganzen* kommt es an, wenn das Volk eine Dichtung in sein Herz aufnehmen und seinen Geist dadurch erhellen lassen soll.

Was ist nun im großen und ganzen der Inhalt und die Idee dieses zweiten Teils?

Die neuen Forscher, wenigstens die bedeutenderen unter ihnen, scheinen darüber einig zu sein, daß Faust, nachdem er im *Denken* und *Genießen* kein Genüge gefunden, sondern sich in eine Schuld verstrickt hat, die ihn im tiefsten erschütterte, im zweiten Teil sich zum *Handeln* aufrafft und im Wirken für einen hohen Kulturzweck die Sühne findet, die auch den himmlischen Mächten hinreichend zu seiner Erlösung erscheint. Auch Johannes Volkelt, der zwar den Faust „als eine Dichtung betrachtet, die als eine Einheit verstanden und genossen sein will" (Zwischen Dichtung und Philosophie, S. 31), übrigens aber im einzelnen frei ist von der üblichen Schwäche, alles verzeihen zu wollen, weil man alles zu verstehen meint, — auch er glaubt, in diesem zweiten Teil habe Goethe die Forderung Schillers erfüllt: „Es

[1]) „Ich zweifle nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo Aufführungen des zweiten Teiles des ‚Faust', vereint mit dem ersten, sich zu wirklichen dramatischen Volksfesten gestalten könnten."
Herman Grimm, Goethe-Vorlesungen 1877.

gehörte sich, meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde."

Sehen wir in einem raschen Überblick, ohne uns zu symbolischen Deutungen zu flüchten, in welcher Weise dem unbefangenen Zuschauer dies vorgeführt wird.

Beim Aufgehen des Vorhangs ruht Faust „auf blumigem Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlafsuchend". Ein Elfenreigen umschwebt ihn, bemüht, ihn zu beruhigen:

Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.

Dies gelingt ihnen so rasch und vollständig, daß er, als die Sonne ihn ermuntert, ein frisches Leben in sich erwachen fühlt.

Nach einem Monolog, in dem kein Ton der Erinnerung an das frühere Leben und Verschulden durchklingt, wandelt sich die Szene. Wir sind am Kaiserhof und Zuschauer eines endlosen Maskenspiels, das zu Fausts Schicksal nicht in der entferntesten Beziehung steht, geschweige zu dem Beginn eines Fortstrebens „zum höchsten Dasein". Zwar gibt sich Faust in der nächsten Szene als Erfinder dieses „Flammengaukelspiels" zu erkennen und beträgt sich überhaupt als ehrerbietiger Höfling. Doch wird der Zuschauer nicht verstehen, was damit für seine innere Entwickelung gewonnen sein möchte, so wenig wie bei der Erfindung des Papiergeldes, mit welchem *Mephisto* der Finanznot des Kaisers abhilft, von einem *Handeln* Fausts die Rede sein kann.

Und steht es besser um seine Willfährigkeit gegen den neuen Auftrag des Kaisers, die Schatten des Paris und der Helena aus der Unterwelt heraufzubeschwören? Sind die magischen Künste Mephistos, durch die der neue phantastische Mummenschanz gelingt, und die plötzliche leidenschaftliche Glut, die in Faust auflodert, irgend dazu angetan, ihn im weiteren Aufschwung zum höchsten Dasein zu fördern? Und doch haben diese bunten Gaukeleien den ganzen ersten Akt in Anspruch genommen. Der Zuschauer hat manche Augenweide gehabt, über den *Sinn* des Schauspiels nicht den geringsten Aufschluß gewonnen.

Auch der zweite Akt bringt ihn darin nicht weiter. In den ersten Szenen vermissen wir Faust sogar ganz. Er wird uns nur einen Augenblick hinter einem Vorhang gezeigt, wo er nach dem Verschwinden des Helena-Gespenstes ausgestreckt auf einem Ruhebette liegt. Zwei an und für sich höchst geistreiche Szenen spielen sich zwischen Mephistopheles, dem Famulus und Baccalaureus ab, und auch in der dritten, wo Wagner den Homunkulus in der Retorte hervorbringt, ist nicht eine Spur von einem Bezug auf einen handelnden Faust zu entdecken. Daß die unförmlich lange klassische Walpurgisnacht vollends nichts weiter als ein neuer Mummenschanz ist, der das Faust-Problem in keiner Weise fördert, werden selbst diejenigen Goethe-Enthusiasten nicht zu bestreiten wagen, denen immer, wo Begriffe fehlen, eine unbegreifliche symbolische Erklärung zu Gebote steht.

Anders scheint es um den dritten Akt zu stehen.

Die unbefangenen Teilnehmer an jenem dramatischen Volksfest, von dem Herman Grimm träumte, werden sich freilich wundern, wie es geschehen könne, daß Helena, die sie am Ende des zweiten Akts „in Rauch aufgehen" sahen, nun plötzlich leibhaft vor sie hintreten könne. Jenen klassischen Spuk haben sie gläubig hingenommen, zumal ja in demselben Akt an Zauberkünsten eines geschickten Hexenmeisters schon ein mehreres geleistet worden war. Das begab sich ja auch im dunklen Mittelalter, dem die ganze Faustsage angehört. Doch daß wir nun plötzlich nach Griechenland zurückversetzt werden — freilich gemischt mit Vorstellungen aus der deutschen Ritterzeit —, die Zumutung ist ein wenig stark. Aber wir freuen uns gleichwohl der wundersamen Szenen, da ein großer Dichter sie uns in herrlichen Versen mit allem Zauber seiner genialen Phantasie vor Augen führt, und warten, was jetzt für die Entwicklung Fausts zum Handeln nach höheren Zwecken darin geboten werden möchte.

In seinem vielfach geistvollen, von blinder Verherrlichung freien Aufsatz über „Fausts Entwicklung vom Genießen zum Handeln" (a. a. O. S. 28 ff.) erkennt Johannes Volkelt in diesem Akt „eine neue Entwicklungsstufe", da für Faust das antike Schönheitsprinzip zugleich Lebensprinzip geworden sei. Er stehe „fester gegründet, geschlossener geprägt" vor uns, denn jetzt hätten in ihm Ideal und Irdisches, Unendliches und Endliches ein starkes Bündnis geschlossen, und zugleich sei eine sittliche Entwicklungsstufe von ihm erreicht worden.

Ich gestehe, daß ich von alledem in der Vermählung Fausts mit der Scheingestalt der Helena nichts entdecken kann. Die Verbindung der beiden Kultursphären geschieht doch rein äußerlich, denn daß der Deutsche der Griechin Unterricht in deutscher Verskunst gibt, kann doch nur als ein zierlicher Scherz wirken. Im übrigen — worin zeigte sich Fausts Heranreifen zum Handeln, zu einem solchen, das irgendeinen sittlichen Wert hätte? Er tritt auf als ein mächtiger Herrscher, der an seine Heerführer griechische Landstrecken zum Lohn für ihre tapferen Dienste verschenkt, — von denen wir so wenig Näheres erfahren, wie von der seltsamen Tatsache, daß Doktor Faust auf einmal Herr eines großen Reiches geworden ist. Wenn ein vorwitziger Zuschauer daran Anstoß nehmen sollte, wird die Rede Fausts an seine Lehnsleute ihm keinen Aufschluß geben (leider ist sie auch in ungewöhnlicher Weise durch den krausen Altersstil des Dichters verdunkelt, der mit den machtvollen Trimetern und freien Strophen der Griechinnen seltsam kontrastiert).

Und weiter: worin zeigt sich Faust als „fester gegründet" und „auf einer höheren Entwicklungsstufe"? Er zeugt mit Helena hinter einem Wolkenvorhang ein Kind, das sofort als halberwachsen hervortritt und im Übermut seines Spiels alsbald zugrunde geht. Wir erfahren — nicht durch das Drama, sondern durch die Kommentare —, daß der Dichter mit diesem Euphorion — Lord Byron gemeint habe! Wie er dazu gekommen, ob der große englische Dichter in der Tat als eine Vereinigung der beiden künstlerischen Prinzipe, des klassischen und des germanischen, zu betrachten sei, geht uns hier nichts

an. Wir fragen nur, was ein nicht eingeweihtes Theaterpublikum mit dieser literarischen Grille anfangen könne, die unvorbereitet, dem symbolischen Hange des Dichters gehorchend, in die Handlung hereinschneit und jede Illusion eines wirklichen Geschehens zerstört. In der Darstellung wird dies noch empfindlicher fühlbar. Wir wissen so wenig, wie die schlanke Jünglingsgestalt, die der Chor eben erst als einen „kaum geborenen Säugling in reinster Windeln Flaum gefaltet, in köstlicher Wickeln Schmuck gestrengt" (sic) erblickt hat, im Nu sich durch „gewandteste Künste" auszeichnen könne, noch warum er nach einigen mutwilligen Beteuerungen seines unbändigen Naturells, sich keiner Pädagogik fügen zu wollen, erklärt:

Und hört ihr Donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Tal um Tal,
In Staub und Wellen, Heer dem Heere (sic),
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Ist Gebot.
Das versteht sich nun einmal — (?)

worauf er „sich in die Lüfte wirft, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, sein Haupt strahlt, ein Lichtschweif zieht nach. Ein schöner Jüngling stürzt zu der Eltern Füßen" usw.

Was alle Kunst eines erfahrenen Regisseurs aus diesen Bühnenweisungen machen konnte, erschien immer nur als eine so klägliche Ballettszene, daß der Sprung vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht zu vermeiden war. Doch wäre auch in der körperlichen Darstellung alles deutlich sichtbar geworden, was der Dichter als Phantasiegebilde angeschaut — dem Zuschauer wäre dadurch nur ein Rätsel mehr geboten worden, dessen Lösung man ihm schuldig blieb.

Endlich im vierten Akt, freilich etwas spät, scheint es ernst werden zu wollen mit dem Eintritt Fausts in ein großes Handeln und Wirken nach weitgestecktem, sittlich wertvollem Ziele.

Er erklärt Mephistopheles:

Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß . . .
Herrschaft gewinn ich, Eigentum.
Die Tat ist alles, nichts der Ruhm —

und er führt dies näher aus. Er hat am Meerstrande gesehen, wie die Flut „des flachen Ufers Breite" zu bestürmen nicht müde ward. Das habe ihn verdrossen. Er habe sich zugerufen:

Erlange dir das köstliche Genießen,
Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen . . .
Hier möcht ich kämpfen, dies möcht ich besiegen.

Auch hier scheint es also zunächst auf einen halb ästhetischen „Genuß" hinauszulaufen, auf ein zweckloses Üben seiner Kräfte, doch erfahren wir bald, daß es mehr als ein Spiel sei, vielmehr der Wunsch, das dem Meer abgewonnene Land als freier Herrscher eines freien Volkes zu besitzen.

In der Tat endlich eine Aufgabe, des Schweißes der Edeln wert. Und auch das Bedenken möge unberücksichtigt bleiben, warum in einer Zeit, wo von einer Übervölkerung keine Rede war, es wichtig erscheinen konnte, eine immerhin mäßige Strecke Landes durch Zurückdrängen des Meers bewohnbar zu machen. Oder würde der Kaiser, der Faust damit belehnen sollte, ihm nicht auch ohnedies durch die Dotation eines ansehnlichen Landstriches seinen Dank für Hilfe in einem gefährlichen Kriege bewiesen haben?

Dem sonst so vorwitzigen Zuschauer wird sich diese Frage vielleicht nicht aufdrängen. Dazu läßt ihm das Kriegsgetümmel, das den ganzen übrigen Akt füllt, keine Zeit. Wohl nie ist die szenische Darstellung einer Schlacht ungeschickter und hilfloser geraten als hier, wo das Auftreten der „drei Gewaltigen" umsonst mit symbolischen Notbehelfen den Mangel eines anschaulichen Vorganges zu verdecken sucht. Dazu kommt, daß diese Szenen wieder nur von Mephistopheles geleitet werden, so daß selbst Volkelt gesteht, sie seien dermaßen eine Abschweifung, eine der „großen dramatischen Sonderdichtungen, die nur in äußerst entfernter Beziehung zu Faust stehen", daß „naturgemäß der Eindruck entsteht, die Wendung zum Handeln sei nicht mit dem gehörigen Nachdruck hervorgehoben worden".

Und allerdings ist der ganze Akt nur „ein großes Schlachtenzaubermärchen", in Szene gesetzt von Mephistopheles, dem Faust selbst, als jener ihn als Obergeneral anredet, erwidert:

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen, wo ich nichts verstehe.

Auch hier also nur ein Handeln, das tatsächlich ein anderer vollzieht, um Faust die Erfüllung eines Wunsches zu gewähren. Erst wenn das erreicht ist, wird das eigene Wirken beginnen — im fünften Akt!

Die Geduld des Zuschauers wird etwas stark auf die Probe gestellt. Ob der phantastische Theaterspuk dieser „drei Gewaltigen", die Trommeln und Kriegsmusik und die gedehnte Haupt- und Staatsaktion des Finales bei den mangelhaften Bühnenmitteln ihn hinlänglich zu entschädigen vermögen, soll nicht untersucht werden.

Der großen Dichtung Schritt für Schritt auf den labyrinthischen Wegen ihres fünften Aktes zu folgen, würde zu weit führen. Ich muß es dem Zuschauer überlassen, ob er beim naiven Anschauen der wechselnden szenischen Bilder das Grübeln über den Sinn der Reden vergißt und den Faden nicht aus den Händen gleiten läßt, der ihn bei der Entwicklung von Fausts Charakter zum Handeln leiten soll. Bei manchen dieser Szenen wird ihn ein ahnungsvolles Grauen anwandeln, das durch orphische Sprüche verstärkt und durch theatralische Künste nicht gestört wird. Ergreifend wirkt jedenfalls das Bild des ergreisten Faust, der trotz der Erblindung fortfährt, an seinem dem menschlichen Glück gewidmeten Werk zu arbeiten, und den Zweifel, den feinsinnige Betrachter aufgeworfen haben, ob durch dieses Werk ein höherer Kulturzweck erreicht werde, nicht bloß eine Förderung des äußeren sozialen

Wohlseins, ob dieses erreichte Ziel des ungeheuren Aufwandes von zwei großen Dramen wert sei — dieser Zweifel wird gerade dem Zuschauer im Theater schwerlich zu schaffen machen.

Nun aber die beiden großen Schlußszenen.

Die vorletzte gibt noch keine neuen Rätsel auf. In dem „großen Vorhof seines Palastes“ tritt der erblindete Faust tastend heraus, glaubt die Arbeiter draußen am Werk fortfahren zu hören, während die Lemuren, die Mephistopheles herbeigerufen hat, nur sein Grab zu graben begannen. Er ist voll Freude, seine große Idee ihrer Erfüllung so nahe zu wissen, und genießt jetzt „im Vorgefühl von solchem hohen Glück“ den im Pakt mit dem Teufel vorgesehenen „höchsten Augenblick“, dessen Eingeständnis seine Seele dem bösen Feind überliefern soll.

Dies wird auch dem Zuschauer, falls er sich des Wortlauts jenes Pakts erinnert, durchaus verständlich sein, zumal Faust in demselben Augenblick, zu dem er gesagt hat: Verweile doch! du bist so schön — sterbend hinsinkt. Auch daß Mephistopheles, um sich seiner Beute zu bemächtigen, außer den Lemuren noch andere Teufel herbeiruft, den leblos Daliegenden in den „gräulichen Höllenrachen“, der sich „links auftut“, zu werfen, bedarf keiner gelehrter Deutung, sondern entspricht der Vorstellung der Volksphantasie von Doktor Fausts Höllenfahrt. Was der Dichter hinzugetan hat, die himmlische Heerschar, die singend und Rosen streuend den Dick- und Dürrteufeln Fausts Leichnam streitig macht, erklärt sich ebenfalls ohne Schwierigkeit. Ein scharfer Kampf beginnt zwischen den Geistern der Unter- und Oberwelt, Mephistopheles feuert immer hitziger die Seinen an, aber die Engel bedrängen ihn in solchen Scharen, daß er Not hat, sich zu behaupten. Und da ihn endlich „Gemein Gelüst, absurde Liebschaft“ anwandelt — seltsam genug, da die geschlechtslosen Engel ihn in „langen, ‚übersittlichen‘ Faltenhemden“ umschweben — wird er so verwirrt, daß er nicht merkt, oder doch nicht verhindert, sich den schon erkämpften Sieg unter den Händen entschlüpfen zu sehen.

(„Die Engel erheben sich. Faustens Unsterbliches entführend.“)

Möge es dahin gestellt bleiben, ob dieser zynische Schluß sich auf der Bühne begreiflich darstellen lasse, — in welcher Form die Seele Fausts himmelwärts getragen wird, ist mir aus den beiden Aufführungen, die ich mit angesehen, nicht erinnerlich geblieben. War es eine Puppe gewesen, so wird dadurch eine den Leib verlassende Seele nicht gerade schicklich dargestellt worden sein. Der Phantasie des Lesers ist es leicht, darüber hinwegzukommen. Ein Zuschauer will mit seinen leiblichen Augen sehen, was vorgeht.

Die ganze Szene machte den Eindruck eines Ballett-Finales, bei dem die Pantomime über den Gang der Handlung nicht immer genaue Rechenschaft gibt, zumal in diesem Fall die Musik ihr dabei noch zu Hilfe kommt.

Nun aber folgt in der Schlußszene auf das Ballett ein Opernakt oder vielmehr ein Oratorium. Denn einer eigentlichen Oper, mag sie so lyrisch sein, wie sie will, darf es doch an einem, wenn auch noch so dünnen Handlungsfaden nicht fehlen, von dem hier kaum eine Spur zu entdecken ist.

Auf den heftigen Streit, ob dieser Schluß dem großen Gedicht die Krone aufsetze und seiner Idee die letzte Erfüllung bringe, oder ob der mystische Nebel, der sich hier über alle Gestalten breitet, nur katholischen Gemütern eine tiefere Befriedigung gewähren könne, — auf diesen Streit, der schwerlich je zur Ruhe kommen wird, habe ich mich hier nicht einzulassen. Ich habe nur zu fragen, wie das wundersame Finale auf den Zuschauer im Theater wirken möchte, auf den es mir ja bei der ganzen Erörterung einzig und allein angekommen ist.

Nun also dieser Zuschauer — wir wollen keinen ganz ungebildeten annehmen, wie er allerdings bei dem „dramatischen Volksfest", das H. Grimm in der Zukunft erwartete, wohl in der Mehrzahl sich einfinden würde, sondern einen Mann von literarischen Kenntnissen, von der Durchschnittsbildung unserer größeren Städte — was für ein Gesicht wird er machen, wenn er sich auf einmal aus Fausts Palast in eine wilde Berglandschaft versetzt sieht, in eine Gesellschaft, die ihm völlig fremd ist, und von der er auch durch den Theaterzettel nicht viel erfährt, wenn er nicht zufällig katholische Theologie studiert hat? Doch halt! Eine Bekannte findet er wieder, „eine Büßerin, sonst Gretchen genannt". Aber auch diese scheint ihm gänzlich verwandelt. Was ist aus dem guten, schlichten Kinde geworden, das sich vor dem hohen Herrn und seiner Weisheit fürchtete! Dies verklärte Gretchen hält eine weise, kleine Rede und erklärt schließlich, daß sie den erlösten Faust zu „belehren" wünsche, da er von dem neuen Tage noch geblendet sei, also in dieser großen Gesellschaft einer Leitung bedürfe.

Die übrigen aber — ein wunderlicher Rout himmlischer und heiliger Personen! Zunächst vier heilige Anachoreten („gebirgauf verteilt, gelagert zwischen Klüften"), die ich in einer Berliner Aufführung seltsam genug untergebracht sah. In einen Prospekt, der einer dachlosen Hausfassade glich, waren in zwei Stockwerken übereinander vier offene fensterartige Öffnungen ausgeschnitten, in denen die vier Heiligen saßen. Daß die Regie darauf verzichtet hatte, die „höchste, reinlichste Zelle" des Doktor Marianus als solche zu markieren, konnte man ihr verzeihen. Warum auch hätten die drei anderen sich unreinlicher halten sollen? Widersprach nicht auch dieser Zellenbau der anfänglichen Bühnenweisung, wonach die Anachoreten „zwischen Klüften gelagert" sein sollten?

Und kann man etwas ersinnen, das sich weiter von eigentlich dramatischer Empfindung, von den Naturlauten einer wirklichen Handlung entfernt, als der Gesang, mit dem diese letzte Szene eingeleitet wird? Ist nicht auch im sprachlichen Ausdruck hier das Unerhörteste an Verschrobenheit geleistet, wenn „Chor und Echo" (!) die Szene, die *wir doch vor uns sehen*, *schildern* zu müssen glauben, in Bildern, denen jede Anschauung fehlt?

Waldung sie schwankt heran, (!)
Felsen sie lasten dran,
Wurzeln sie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge spritzt, (in der Bergschlucht!)
Höhle die tiefste schützt — usw.,

worauf dann das brünstige Liebesstammeln des Pater ecstaticus, der „auf und ab schwebt“, kaum noch befremdet, da wir den irrsinnigen Taumel dunkler Worte mit der Ekstase, in der er sich berufsmäßig befindet, ihm zugute halten.

Immerhin stehen wir in dieser Szene noch auf der Erde. Wie soll aber der Zuschauer sich's erklären, daß nun dreimal ein „Chor seliger Knaben“ seinen Gesang anstimmt, dann Engel erscheinen, die „in der höheren Atmosphäre Faustens Unsterbliches tragen“ und in langen Gesängen sich hören lassen und „die Seele im Puppenstand“ (!) freudig empfangen, worauf Pater Marianus sogar die „Himmelskönigin“, die höchste Herrscherin der Welt, einherschweben sieht und sie begrüßt:

Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern (!) ebenbürtig . . .? —

Wo befinden wir uns denn? Noch auf der Erde zwischen „Bergschluchten, Wald und Einöde“, oder im Himmel? Wir würden annehmen, daß die Szene sich plötzlich verwandelt habe, da nun auch ein Chor der Büßerinnen erscheint, unter diesen „Una Poenitentium, sonst Gretchen genannt“, wenn der Dr. Marianus nicht noch einmal das Wort ergriffe, der seine Zelle doch wohl nicht verlassen haben wird. Und so wird der geschickteste Regisseur seine liebe Not haben, beiden gerecht zu werden, dem Dichter, der Widersprechendes vorschreibt, und dem Zuschauer, der genau zu erfahren wünscht, was er von dem seltsamen Vorgang auf der Bühne zu halten habe.

Der Text der Gesänge und feierlichen Reden wird ihm nicht dabei helfen. So wenig wie von einer äußeren Handlung, ist auch von einem ineinandergreifenden Dialog etwas zu vernehmen. Alle diese verklärten Gestalten sprechen einzeln ihr Sprüchlein, dazu in einem so wunderlich verschnörkelten, dunkelsinnigen Stil, daß selbst der Leser nicht immer die geheimnisvollen überschwenglichen Sätze zu enträtseln vermag. Der Zuschauer freilich wird auch hier wie in mancher Oper sich durch den Reiz der Musik dafür entschädigen lassen, daß ihm die Worte dunkel bleiben. Doch vom Finale des größten dramatischen Schauspiels, das die tiefsten Menschheitsprobleme zur Sprache gebracht hat, kann er wohl erwarten, eine klarere letzte Offenbarung zu erhalten, als die berühmten Schlußworte des Chorus mysticus. Denn was ist unter dem „Ewigweiblichen“ zu denken, das uns „hinanziehen“ soll? Hat Faust den Weg „zur höchsten Höhe“ nicht durch eigene Kraft und männliches Streben gefunden, ohne daß ihm eine Mater gloriosa zu Hilfe gekommen wäre? Oder wäre Fausts Seele nicht als erlöst und gereinigt wert geworden, in den Himmel einzugehen, wenn die Himmelskönigin nicht eine Engelsschar gesandt hätte, sie dem Teufel aus den Händen zu reißen? War die Wette nicht von ihm gewonnen, ohne daß „die Liebe selbst von oben an ihm teilzunehmen“ brauchte?

Doch ich sehe, daß ich mich auf das Gebiet verirrt habe, das ich den eigentlichen Goetheforschern überlassen wollte, da mir das Organ für Mystik fehlt und der gesunde Menschenverstand hier versagt. Der Zuschauer zumal

wird auch diese Schlußstrophe ohne den Versuch, sich etwas dabei zu denken, hingenommen haben, vom Klang der Musik eingelullt. Doch wie ich ihn kenne, fühlte er sich nicht sonderlich erbaut von diesem Epilog himmlischer Wesen, nachdem er durch das ganze Stück sich auf realem Boden befunden und, einige Spukgestalten abgerechnet, mit greifbaren Wesen verkehrt hat. Blickt er aber zurück, wird er sich des Gefühls einer großen Enttäuschung kaum erwehren können.

Er war ins Theater gekommen, in der aufgeregten Hoffnung, das berühmte Werk, dessen ersten Teil er mit höchstem Entzücken gesehen, dessen Verse ihm zu geflügelten Worten geworden, werde in seiner Fortsetzung ihm ähnlichen Genuß und geistige Anregung in Fülle bieten. Was hat er statt dessen aus dem Theater davongetragen? Den Eindruck von einer kaum übersehbaren Reihe bunt wechselnder Wandelbilder, deren innerer Zusammenhang ihm oft nicht einleuchtete, deren äußerer Verlauf sogar ihm zuweilen dunkel blieb oder ihn geradezu langweilte. Hat er vorher vielleicht bei der Lektüre des Werks sich an geist- und seelenvollen Aussprüchen des großen Dichters erbaut — auch dieser Genuß wird ihm durch die Aufführung geschmälert, da alles zu hastig vorüberrauscht, um nachdenkend beim Einzelnen zu verweilen. Dagegen wird er sich jetzt erst, da die knappe Theaterzeit große Kürzungen nötig machte und von mancher reich belebten Szene nur ein mageres Skelett übrig ließ, dessen bewußt, was er als Leser beim Vertiefen in die großen Partien übersehen konnte, daß es dem zweiten Teil an einer geschlossenen Einheit fehlt, die trotz aller Episoden im ersten Teil ihm immer gegenwärtig geblieben war.

Und dieser Erfolg wäre „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen"? Darum müßten alle halsbrechenden Künste der Regie aufgeboten werden, um dem deutschen Volk wenigstens ein verstümmeltes, vergröbertes, theatralisch zurechtgestutztes Bild von dem zu geben, was in der Phantasie unseres größten Dichters, so wenig wir ihm überall zu folgen vermögen, immerhin große Schönheiten enthält und als das Vermächtnis seines höchsten Alters mit Ehrfurcht betrachtet werden sollte? Wohl kann bei jedem neuen Versuch, auch den zweiten Teil auf die Bühne zu bringen, der Schauspieldirektor sich mit dem Worte des mystischen Chorus decken: das Unzulängliche, hier wird's Ereignis. Aber wo ist ein so dringendes Bedürfnis, daß es sich überhaupt wieder „ereignen" müsse, auf die Gefahr hin, überall seine Unzulänglichkeit zu offenbaren? Wäre es nicht eine echtere Pietät gegen den Genius, sein Andenken durch diejenigen seiner Werke lebendig zu erhalten, denen nichts „Unzulängliches" anhaftet, als was nun einmal an Menschlichkeiten selbst dem unsterblichen Genius nicht fremd bleiben kann?

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Julius von Eckardt.

XII.

Eine Fügung, die ich zu den dankenswertesten meines Lebens zähle, wollte, daß ich wenig später (etwa im Februar 1872) im Hause Herman Grimms mit einem schönen und geistreich aussehenden blutjungen Manne zusammentraf, der „als unser Vetter" Dr. Lujo Brentano, Verfasser des Buches „Die Arbeitergilden der Gegenwart", vorgestellt wurde. Zu einer zusammenhängenden Unterhaltung war es nicht gekommen, weil Joachim den ganzen Abend Brahms' neueste Kompositionen (die ungarischen Tänze) spielte, und weil Brentano einen von dem meinigen entfernten Platz einnahm: immerhin hatten wir so weit Bekanntschaft gemacht, daß wir einander fortan grüßten. Wenig später — ich war inzwischen nach Hamburg zurückgekehrt — erfuhr ich, daß mein neuer Bekannter wegen eines Aufsatzes sozialpolitischen Inhalts (über Fabrikinspektorat und Trade-unions) von dem damals vielgenannten und als volkswirtschaftliche Autorität angesehenen Dr. H. B. Oppenheim angegriffen worden sei, und daß kein in Betracht kommendes Berliner Blatt die Antwort des wenig bekannten, kaum vierundzwanzigjährigen jungen Gelehrten habe abdrucken wollen. Die Sache machte mir so lebhaften Eindruck, daß ich sofort Brentano schrieb und ihm vorschlug, sein Manuskript im „Hamburgischen Correspondenten" zum Abdruck zu bringen. Brentano griff zu — Oppenheim replizierte (gleichfalls im „Hamburgischen Correspondenten"), und es entspann sich eine Polemik, welche in weiten Kreisen Aufsehen erregte und einen zweiten in unserer Zeitung — dieses Mal zwischen Brentano und Bamberger — ausgefochtenen Streit zur Folge hatte. Inzwischen war ich abermals nach Berlin gegangen, um den Verfasser der „Arbeitergilden" näher kennen zu lernen und mit ihm eine Freundschaft zu schließen, an der vieljährige Trennungen und Verschiedenheiten der Lebensgestaltung und Lebensauffassung Wesentliches nicht zu ändern vermocht haben. Brentano und sein Buch hatten in meinem Leben Epoche gemacht und mir eine Welt erschlossen, an deren Schwelle ich ahnend auf und nieder gegangen war, ohne den Eingang finden zu können. Inmitten einer Zeit, deren politische und kirchen-

politische Tendenzen mir das Gefühl peinlicher Isolierung gaben, war ich in ein neues Tätigkeitsgebiet geführt worden, auf welchem (journalistisch gesprochen) so gut wie alles zu tun war. Ich warf mich mit Feuereifer auf den neuen Gegenstand, erwarb durch Brentanos Vermittelung den englischen Arbeiterführer Lloyd Jones zum Mitarbeiter, engagierte einen — allerdings höchst mäßigen — Berliner Korrespondenten zum Berichterstatter über Vorkommnisse auf den Schauplätzen der deutschen Arbeiterbewegung und suchte mein Wissen durch Studien aller Art zu erweitern. Unter den deutschen Gewerkschaftsorganen war *eines*, das mir besonders bemerkenswert erschien, der von dem Verbande deutscher Buchdrucker und Schriftsetzer herausgegebene „Correspondent", den ich regelmäßig las und dem ich in der Folge die außerordentlich interessante Bekanntschaft seines Herausgebers, des langjährigen Führers dieser verdienstvollen Gewerkgenossenschaft, *Richard Härtel* in Leipzig, zu danken hatte. Das gab Beziehungen zu den Setzern der eigenen Offizin, unter denen sich einige höchst gescheite Leute befanden. Der gescheiteste, Karl Hillmann, war bedauerlicherweise verbissener Doktrinär (Marxist) und noch verbissenerer Agitator; während der Herrschaft des Sozialistengesetzes mußte der fähige und tüchtige Mann nach Amerika auswandern, um nicht wieder in die Heimat zurückzukehren.

Wie es zugegangen ist, daß die (begreiflicherweise samt und sonders auf dem Kapitalistenstandpunkt stehenden) Direktoren unserer Gesellschaft mir auch jetzt völlig freie Hand ließen, daß sie gelegentlich wohl über die neue Tendenz des Blattes diskutierten, aber niemals Miene machten, ihr hemmend in den Weg zu treten, ist mir noch heute ein Rätsel. In der Art der hamburgischen Kaufleute lag eine gewisse Großartigkeit, die mit dem „leben und leben lassen" Ernst machte, so lange die geschäftlichen Interessen nicht in direkte Mitleidenschaft gezogen wurden. Nebenher mag auch noch in Betracht gekommen sein, daß es den Herren wohltat, ihr Blatt auswärts beachtet und allmählich in eine Stellung gebracht zu sehen, die hinter der der „schwesterstädtischen" *Weser-Zeitung* nicht zurückstand. Immerhin aber erschien auffällig, daß es auch im Kreise der Aktionäre still blieb, und daß Generalversammlung über Generalversammlung verging, ohne daß unser hauptsächlichster Antagonist, Herr Gustav Godeffroy, seiner Drohung gemäß gegen uns das Wort ergriff. Diese Erwägungen sind mir übrigens erst geraume Zeit später gekommen — in dem Eifer, der mich damals erfaßt hatte, war ich mit der Sache selbst zu lebhaft beschäftigt, um an etwaige Rücksichten zu denken. Vor allem erschien mir notwendig, daß die Gesinnungsgenossen — für welche eben damals die Bezeichnung *Kathedersozialisten* aufgekommen war — sich zusammentaten, um eine Gegenwirkung gegen die Pression zu versuchen, welche die Berliner Ökonomisten (C. Braun, H. B. Oppenheim, L. Bamberger, Faucher, Prince Smith usw.) auf die Haltung der Presse übten. In diesem Sinne schrieb ich im Mai 1872 an den einige Jahre zuvor von Dorpat nach Berlin berufenen Professor *Adolf Wagner*, den ich flüchtig kennen gelernt hatte. Wagner gab zur Antwort, daß er sich längst mit ähnlichen Gedanken getragen habe, und daß er im Begriff stehe, mit

seinem Halleschen Kollegen Gustav Schmoller in bezügliche Verhandlung zu treten; es erscheine ihm zweckmäßig, wenn die Sache kein ausschließlich professoriales Ansehen erhalte, und er behalte sich vor, auf die von mir gegebene Anregung zurückzukommen. Etwa vier Wochen später erließen Wagner und Schmoller Einladungen zu einer kathedersozialistischen Vorberatung in Halle, an welcher Bruno Hildebrand (Jena), Dr. G. F. Knapp (Professor in Leipzig), L. Brentano (kurz zuvor in Berlin habilitiert), Geheimrat Engel (Direktor des preußischen statistischen Bureaus) und ich teilnehmen sollten. Diese Vorbesprechung nahm zwei Tage in Anspruch und schloß mit einem heiteren und anregenden Mittagessen, das Schmoller gab, und zu welchem außer den Konvozierten der Literarhistoriker Rudolf Haym und der Oberbürgermeister der Stadt Herr v. Voß geladen waren. Die (meines Erinnerns von Schmoller geleitete) Diskussion drehte sich zunächst um die Frage, ob für den einzuberufenden ersten sozialpolitischen Kongreß eine kleinere Zahl entschiedener „kathedersozialistischer" Gesinnungsgenossen oder ein weiterer Kreis gesinnungsverwandter Männer geladen werden sollte. Daß die Entscheidung im letzteren Sinne gefällt wurde, war auf den überwiegenden Einfluß Schmollers zurückzuführen und ist für den gesamten ferneren Verlauf der Sache entscheidend gewesen. Hildebrand, Brentano und ich neigten zu der entgegengesetzten Auffassung; Hildebrand hielt sich indessen zurück, und wir Jüngeren folgten diesem Beispiel. Über die einzuladenden akademischen Lehrer hatte man sich bald geeinigt — Verhandlungen fanden nur rücksichtlich Gneists statt, von dem man wußte, daß ihm, wenn er zutrat, eine einflußreiche Stellung innerhalb des Vereins im voraus gesichert sei, daß seine volkswirtschaftlichen Ansichten sich mit den unsrigen aber nur teilweise deckten. Damit war zugleich anerkannt, daß man das Bewußtsein hatte, mit der Heranziehung dieses Gelehrten einen prinzipiell wichtigen und dabei nicht ganz unbedenklichen Schritt zu tun. Für die getroffene Entscheidung waren die Wünsche Schmollers und des Geheimrats Engel maßgebend. Nachdem einmal beschlossen worden war, den Kreis möglichst weit zu ziehen, verstand sich Gneists Heranziehung eigentlich von selbst, und konnte von der „kleinen, aber mächtigen Partei", die Brentano und ich in der Stille gewünscht hatten, nicht mehr die Rede sein.

Schmollers ruhige Art fiel bei diesen Entscheidungen um so schwerer ins Gewicht, als Wagner schon durch sein Temperament von der Leitung der Verhandlungen ausgeschlossen war; Engel fehlte trotz reichen Wissens und bewunderungswürdiger Findigkeit als Mensch das eigentlich Repräsentative, wir Jüngeren waren weder in der Lage noch in der Stimmung, entscheidenden Einfluß ausüben zu können. Der älteste und berühmteste der Anwesenden trat, wie erwähnt, nur wenig hervor. Ich habe das um so lebhafter bedauert, als Hildebrands geistige Bedeutung niemandem zweifelhaft sein konnte, der auch nur das im Jahre 1848 geschriebene, in gewissem Sinne prophetische Buch „Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft" kannte. Gleiche Zurückhaltung hat der damals sechzigjährige Mann

auch in der Folge beobachtet, wenn er gefragt wurde, aus seinen Ansichten indessen kein Hehl gemacht. Diese Ansichten gehörten zu den avanciertesten, die ich innerhalb unseres Kreises habe aussprechen hören. Während eines Tischgesprächs, das ich mit ihm hatte, sagte er unter anderem, wenn es nach ihm ginge, würde darauf hingewirkt werden, daß die Erträge aus Aktienunternehmungen nur bis zu 5 Prozent an die Aktionäre verteilt würden — „der Überschuß gehörte den Arbeitern". Anträge in diesem oder einem verwandten Sinne hat er indessen niemals gestellt — meines Erinnerns überhaupt nie eine Initiative ergriffen oder eine längere Auseinandersetzung von sich gegeben.

Das in Halle vereinbarte Programm und die Verteilung der bei der konstituierenden Eisenacher Versammlung zu haltenden Vorträge sind aus den Berichten über den Kongreß von 1872 bekannt.

Nach Beschluß des ersten Kongresses (September 1872) unternahm ich mit Brentano und einigen anderen Freunden einen Ausflug nach Weimar und Jena, den die glänzende Laune meiner Gefährten zu einer Lustfahrt von wahrhaft studentischer Fröhlichkeit machte. An beiden Orten wurden Reminiszenzen an das Zeitalter unserer großen Alten gefeiert, und an beiden Orten sorgte Brentanos übermütiger Humor dafür, daß die Gegenwart vor der Vergangenheit recht behielt. Unter den tollen Einfällen, die damals zum Besten gegeben wurden, ist mir einer besonders deutlich im Gedächtnis geblieben. Als wir uns nach Besichtigung des Weimarer Schillerhauses dem Standbilde Wielands näherten und vor dem unschönen Denkmal des ziemlich kläglich dreinschauenden alten Oberon-Dichters stehen blieben, brach Brentano in die Worte aus: „Was wäre aus mir geworden, wenn dieses Scheusal mein Großvater geworden wäre?" Die Großmutter des in blühender Schönheit vor uns stehenden jungen Mannes, Sophie La Roche (die Mutter Clemens Brentanos und der Bettina) war bekanntlich die Jugendgeliebte Wielands gewesen. — Jena lag damals noch abseit der Eisenbahn und mußte zu Wagen auf demselben Wege aufgesucht werden, auf welchem mein Großvater den Herrn Staatsminister von Goethe „in einer mit zwei Schimmeln bespannten kleinen Kalesche" Anno 1798 wiederholt zu dem kranken Schiller hatte fahren sehen. Die „selige Verschollenheit", welche der in buntem Herbstschmuck prangenden kleinen Stadt gegönnt war, machte einen so erquickenden Eindruck, daß wir uns gewaltsam losreißen mußten, um rechtzeitig an unsere verschiedenen Arbeitsstätten zurückzueilen.

XIII.

— — Zwischen den Eisenacher Versammlungen von 1872 und 1873 (den einzigen, an denen ich persönlich teilnehmen durfte), lag die Periode der großen Wendung des sogenannten „Krachs", die unmittelbar nach Eröffnung der Wiener Weltausstellung (Mai 1873) auf wirtschaftlichem Gebiete sich vollzog und den größten Teil des Weltteils in Mitleidenschaft zog. Dieses denkwürdigen Zeitabschnitts habe ich niemals anders als mit Anwandlungen von Humor gedenken können. Niemals früher und niemals später ist zu Beobachtungen über Schwäche und Herdennatur der menschlichen Rasse so

reichliche Gelegenheit geboten worden wie damals, da der von allen halbwegs Denkenden längst erwartete Rückschlag gegen die Widersinnigkeiten, Übertreibungen und Gedankenlosigkeiten der Gründerzeit eintrat. Während der Hochflut dieser sogenannten Ära, im Februar 1872, war ich wenige Wochen lang in Wien gewesen, um gemeinsam mit dem technischen Leiter der „Börsenhalle" und des „Correspondenten", dem Direktor Rosatzin, Verbindungen mit der Regierung anzuknüpfen. Obgleich mir gelungen war, mit dem interimistischen Leiter des Auswärtigen Amtes (Graf Andrassy war augenblicklich abwesend), Herrn von Hofmann, in Beziehung zu treten und von ihm einen Wiener Berichterstatter zugewiesen zu erhalten, hatte ich von der Donau wenig erhebende Eindrücke mitgebracht. Weder konnte es imponierend wirken, daß der Vertreter des k. k. Kanzlers zugleich Theaterintendant und passionierter Kulissen-Amphitryon war, noch ließ sich verkennen, daß das Interesse an der in Aussicht genommenen Weltausstellung und an den mit dieser zusammenhängenden Gründungen das einzige war, was in der Kaiserstadt ernsthaft genommen wurde. Mit unbegreiflichem Stumpfsinn taten die Leute, als ob es mit der „zunehmenden Prosperität", d. h. der Hausse ihrer Unternehmungen und dem daraus fließenden mühelosen Gewinn niemals ein Ende nehmen werde, als ob „die Gründung" das letzte Wort der Zivilisation sei. Wie dreißig Jahre früher (1842) in Paris, wo, nach Heines Bemerkung, nichts als „ein leiser monotoner Tropfenfall, das Hinabträufeln der Zinsen in die Kapitalien und das Anschwellen der Reichtümer der Reichen" zu hören gewesen war, lebte man in dem Wien von 1872 des Glaubens, in der besten aller für den Gründer möglichen Welten angelangt zu sein und die Welt für unabsehbare Zeit in die Hände bekommen zu haben. Allenthalben sprach der „Gründer" das erste und das letzte Wort, gab er den Ton an, nach welchem der Tanz um das goldene Kalb vollführt und der Opferdienst vor ihm mit einer Luxus- und Verschwendungsfreudigkeit zelebriert wurde, wie sie seit Menschenaltern nicht erlebt worden war. Nicht ganz so schlimm, aber immer noch schlimm genug hatte es um dieselbe Zeit in Hamburg ausgesehen, wo man es mit dem Aufräumen der alten Überlieferungen von Sparsamkeit, Solidität und Einfachheit nicht eilig genug hatte haben können. Die bekannten Schlagworte von den veränderten Zeitansprüchen und von der Notwendigkeit, ihnen durch gesteigerten Aufwand Rechnung zu tragen, waren auch hier von aller Welt, mit besonderer Vorliebe aber von denjenigen nachgesprochen worden, deren Verhältnisse dazu am wenigsten Veranlassung boten. Geld war im Überfluß vorhanden und am leichtesten da zu haben gewesen, wo es sich um wagehalsige Unternehmungen und um Schaustellungen törichter Eitelkeit handelte. Es schien keinen Luxus und keine Prunkveranstaltung mehr zu geben, die nicht für zeitgemäß und berechtigt gegolten hätte. So war es länger als zwei Jahre crescendo weitergegangen und der Masse der Menschen jeder verständige Maßstab aus den Händen genommen worden, als der „Krach" plötzlich eintrat.

Jetzt wurde es im Handumdrehen anders. Arme und Reiche taten, als stehe der jüngste Tag vor der Tür, als gehe die Welt aus den Fugen, und als

handle es sich nur noch darum, einige klägliche Trümmer aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten. Leute, die nichts zu verlieren gehabt hatten, taten, als ob sie über Nacht ein Vermögen verloren hätten; andere, deren Verluste sich auf ein geringes bezifferten, ließen die Ohren hängen, als ob sie am Abgrunde des Bankerotts ständen. Am ergötzlichsten nahmen sich die Sparsamkeitsanfälle derjenigen aus, deren Verhältnisse durch den „Krach" so gut wie gar nicht berührt worden waren, die aber mitmachen zu müssen glaubten. Nicht nur für Diners, Reisen und Pferderennen, auch für Aufwendungen, die sich innerhalb hergebrachter Grenzen hielten, sollte mit einem Male kein Geld mehr da sein. Obgleich die Gesellschaft „Neue Börsenhalle" durch die eingetretene Wendung nirgend betroffen und höchstens von zeitweiligem Rückgang der Inserate und Abonnements unserer Zeitungen bedroht worden war, sprach auch mein guter Freund Rosatzin mit sorgenschwerem Ernst von der Notwendigkeit, in unserem Geschäftsbetriebe Ersparungen eintreten zu lassen, — begann er bei Anschaffungen, die sonst für selbstverständlich angesehen worden waren, Anstände zu erheben und mit feierlicher Miene zu versichern, er werde die Havanna-Zigarren abschaffen und zu einer „verständigen Sorte" heimischer Fabrikate übergehen müssen. Eine Zeitlang hielt diese Stimmung denn auch vor, und es ging auf dem Vanity fair stiller als sonst zu. Die Zahl der Diners hatte während der zweiten Hälfte des Jahres 1873 sehr abgenommen. Haus- und Grundstücksankäufe gerieten ins Stocken, und von den Neueinrichtungen, deren Herrlichkeiten sonst einen Teil der Unterhaltung bestritten hatten, war in der Gesellschaft eine Weile hindurch nichts mehr zu hören. Desto häufiger sprach man von den „neuen" und den „kleinen" Leuten, die an den umgestürzten Altären Gott Mammons massenhaft „abgeschlachtet" worden waren, weil sie sich in dem industriellen Reigentanze zu weit vorgewagt haben sollten. Als die wilden Wasser von 1873 verlaufen waren, stellte sich übrigens heraus, daß außer den Nobodies auch eine Anzahl älterer hamburgischer Häuser in der neuesten Sintflut ihren Untergang gefunden hatte. Der Kern des hamburgischen Handelsstandes war dagegen auch dieses Mal unberührt geblieben.

Neben den sozialpolitischen Materien, die ununterbrochen erörtert wurden, bildeten vornehmlich Fragen der internationalen Politik den Gegenstand der Aufmerksamkeit des „Hamburgischen Correspondenten". An dem mehr und mehr in den Vordergrund der Szene gerückten Kulturkampf teilzunehmen, fühlte ich (vielleicht zum Schaden des Blattes) weder Beruf noch Fähigkeit. Die auf diesem Gebiete geübte Zurückhaltung wurde uns dadurch erleichtert, daß das Alt-Hamburgertum dem Streite zwischen der katholischen Kirche und dem neuen Reiche innerlich fremd geblieben war.

Innerhalb des hanseatischen Bürgertums hatte sich ein Stück Anhänglichkeit an die kirchliche Tradition erhalten, das dem Gebaren der Allerneuesten instinktiv widerstrebte. Maßregeln, die, wie die Einführung der obligatorischen Zivilehe, das protestantische Kirchentum berührten, wurden sogar mit kaum verhohlener Mißstimmung aufgenommen. Eine nicht ganz unbedeutende Zahl junger Leute beschleunigte ihre Eheschließungen, um vor dem Inkraft-

treten des neuen Gesetzes getraut und der Prozedur vor den Standesämtern überhoben zu werden. Es versteht sich von selbst, daß wir in diesem Falle nicht mitmachten, die Notwendigkeit der unliebsamen Neuerung vielmehr bedingungslos anerkannten und zum Guten redeten. Eine — freilich nur unzureichende — Kompensation für den oben erwähnten Mangel bot der Umstand, daß unser Blatt für besonders gut in russischen und österreichischen Dingen unterrichtet galt. Verbindungen mit Freunden in St. Petersburg und Riga und regelmäßige Lektüre der hauptsächlichsten Organe der (in dem damaligen Deutschland wenig bekannten) russischen Presse setzten mich in den Stand, Vorgänge und Stimmungen, die jenseit der Weichsel ihr Wesen trieben, früher, ausführlicher und verständlicher zu berichten, als anderen Zeitungen möglich war. Die Voraussetzungen, von denen die deutschen Beurteiler Rußlands ausgingen, waren zum einen Teil veraltet, zum anderen Teil völlig unrichtig. Alexanders II. persönliche Sympathie für seinen kaiserlichen Oheim und für dessen obersten Ratgeber, vor allem aber der Wahn, daß es auch in dem Rußland der siebziger Jahre lediglich auf den Willen und die Meinung des Selbstherrschers ankomme, hatten unter unseren Gebildeten Vorstellungen verbreitet, deren Verkehrtheit durch ihre politische Gefährlichkeit noch übertroffen wurde. Um in diesem Stücke zu tun, was sich tun ließ, schrieb ich während des Frühlings und Sommers 1873 eine Anzahl Aufsätze, die unter dem Titel „Aus der Petersburger Gesellschaft" in Buchform erschienen, in der Folge erweitert und fortgesetzt wurden und ein Aufsehen erregten, das meine kühnsten Erwartungen weit übertraf. Mit dem Gegenstande war ich allerdings genau genug bekannt, um mir sagen zu dürfen, daß mein Buch das erste und — in mancher Rücksicht — das beste seiner Art sei. Seinem Erfolge waren indessen vornehmlich äußere Umstände zu Hilfe gekommen: die Anerkennung, welche Fürst Bismarck dieser Publikation in Privatgesprächen hatte zuteil werden lassen, und die Behutsamkeit, mit der ich Standpunkt und Person des Verfassers verhüllt und so geredet hatte, als ob der Autor von alters her Habitué der Salons an der Newa sei. Diese Salons waren mir allerdings nicht ganz unbekannt geblieben. Ich hatte sie als Student und als junger Mann an der Seite eines mit aller Welt bekannten nahen Verwandten zuweilen besucht, dank dem letzteren die Überlieferungen und Eigentümlichkeiten des vornehmen Petersburg ziemlich genau kennen gelernt und die bezügliche Memoirenliteratur unter Beihilfe eines Kenners eingehend studiert. Das war aber auch alles und seit meinem letzten Besuch an der Newa ein Jahrzehnt verflossen. Wunderlicherweise schien das niemand zu merken; man riet auf alle möglichen Leute, nur nicht auf mich. Den Livländer zu verbergen, war mir mittelst eines — im Grunde höchst gelungenen — Kunstgriffs gelungen: ich hatte die Amtsbezeichnungen einiger Repräsentanten der baltischen Stände absichtlich falsch angewendet und einige bekannte Namen mit unrichtiger Orthographie geschrieben. Das hatte genügt, damit meine Landsleute und Freunde ebenso in die Irre gingen wie andere Leute und längere Zeit hindurch ein ehemaliger Leibarzt der Großfürstin Helene, Dr. Arneth aus Wien, für den Verfasser galt. Meine Autorschaft wurde erst bekannt, als das Buch in aller Welt

Händen war. Dafür hatten, außer den Konjekturen über dessen Ursprung und Entstehung, zwei französische und eine englische Übersetzung und gewisse Besprechungen in der Pariser Presse (namentlich ein Aufsatz Cherbuliez-Valberts in der „Revue des Deux-Mondes") so wirksam gesorgt, daß mein Verleger das Buch bzw. die Bücher (ein zweiter Band erschien im Jahre 1874) wiederholt auflegen mußte. Meine Befriedigung über diesen „Erfolg" ist allezeit eine höchst mäßige gewesen. Daß Ton und Betrachtungsweise dieser Schrift die richtigen waren, glaube ich freilich noch heute, wo Mode geworden ist, Rußland als asiatische Kulturträgerin und natürlichen Verbündeten der Interessen Deutschlands mit ehrerbietiger Scheu zu behandeln. Maßgebend ist auch in dieser Beziehung das Beispiel Treitschkes gewesen, der bei Ausbruch des Krieges von 1877 für geboten hielt, Rußland ein- für allemal von dem Verdachte „törichter Eroberungspläne" freizusprechen und der Petersburger Politik das Zeugnis auszustellen, daß sie „die lebendigen Kräfte des Jahrhunderts zu würdigen und viele Beweise von Klugheit und Friedensliebe zu geben gewußt habe". An der Meinung, „daß seit den Reformgesetzen Alexanders II. die frühere Eroberungspolitik aufgegeben", daß Rußland „Deutschlands treuer Bundesgenosse sei", und daß seine Staatsmänner einer „freieren Auffassung kirchlicher Dinge und einem freieren handelspolitischen Geiste" zuneigten, an dieser Meinung hat der berühmte Publizist auch *nach* der Wendung vom Herbst 1878 und nach Inauguration des Systems festgehalten, das Alexander III. zum erklärten Gegner der Reformpolitik seines Vaters und zum Verbündeten Frankreichs machte.

Im Jahre 1873 war von dem allen nicht die Rede, und die alten Traditionen deutscher Bildung erwiesen sich noch stark genug, damit Darstellungen russischer Zustände vorurteilslos aufgenommen und unbefangen geprüft wurden. Auswärtige Verwicklungen ließen sich bis auf weiteres nicht absehen, und die Gemüter waren vollauf mit den Fragen der sozialpolitischen Weiterbewegung und des kirchenpolitischen Streites beschäftigt. Je deutlicher sich erkennen ließ, daß dieser Streit die gesamte politische Situation beherrschen, und daß erst nach seiner Beendigung an energische Inangriffnahme der sozialen Reformen zu denken sein werde, desto leidenschaftlicher regte sich in mir das Verlangen, aus der journalistischen Tätigkeit herauszukommen. Der im Juli 1873 plötzlich erfolgte Tod meines geliebten und verehrten Schwiegervaters *Ferdinand David* bestärkte mich in dem Wunsche, zu einer definitiven Gestaltung meiner äußeren Lebensverhältnisse zu gelangen und in einen Beruf zu treten, der mich von den Fluktuationen dessen, was in Deutschland öffentliche Meinung hieß, unabhängig werden ließ.

Zu den Bekanntschaften, die ich damals machte, gehörte auch diejenige *Berthold Auerbachs*. Während einer im Sommer 1873 unternommenen Schweizerreise hatte meine Frau diesen ihrem Vater von früherer Zeit her befreundeten Mann kennen gelernt. Im Herbst desselben Jahres kam der damals einundsechzigjährige Dichter nach Hamburg, wo er uns aufsuchte. Zufällige Umstände verhinderten mich daran, an einer ihm zu Ehren veranstalteten Feier dortiger Freunde und Verehrer teilzunehmen. Desto willkommener war

mir die Gelegenheit, den berühmten Mann einige Monate später während eines geschäftlichen Aufenthaltes zu Berlin in seinem Hause aufsuchen und die Bekanntschaft mit ihm vertiefen zu dürfen. Eine gewisse Rolle hat er für mich wie für meine Generation von Hause aus gespielt. Das Erscheinen seiner „Dorfgeschichten" war in meine Jugend gefallen und hatte das Entzücken derselben gebildet. Auch in der Folge, als Reuters markige Gestalten die Freude an Auerbachs zartsinnigen Schöpfungen beeinträchtigt und uns darüber belehrt hatten, daß die Naturwahrheit der „Dorfgeschichten" eine nur bedingte sei, hatte ich mir die Meinung nicht nehmen lassen, daß auf Auerbachs Seite der reichere poetische und in gewissem Sinne der höhere *sittliche* Gehalt sei. Konnte der tiefe und leidenschaftliche Idealismus der „Dorfgeschichten" auch nicht von dem Vorwurf freigesprochen werden, mit Elementen der Sentimentalität und des „Salontirolertums" versetzt zu sein, so blieb doch übrig, daß der Dichter ein Mann von hoher Gesinnung, einer von den Menschen war, deren Gesellschaft besser und reiner macht.

Dieser Eindruck ist mir durch die persönliche Berührung mit Auerbach bestätigt worden, obwohl die Lebensphase, in der er sich damals befand, keine günstige war. Seit Jahr und Tag in der preußischen Hauptstadt angesiedelt, war der weiland naive Schwarzwälder zum Berliner berühmten Manne geworden, der sich als solcher wußte und von einem ausgedehnten Kreise von Bekannten maßlos verwöhnt und angebetet wurde. Auerbach selbst steckte in einer Periode nationalliberal-kulturkämpferischer Befangenheit, die mich eigentlich hätte abstoßen sollen. Er war mit einem Roman (Waldfried) beschäftigt, dessen Pointe dahinging, Männer und Frauen der heterogensten Gattung beim Nationalliberalismus und bei ungetrübter Wonne über unsere junge Reichsherrlichkeit ankommen zu lassen. Gleichzeitig arbeitete er an der unglücklichen Fortsetzung seiner ersten Dorfgeschichten, die wenig später unter dem Titel „Nach dreißig Jahren" erschien, und trug sich mit einem wahrhaft ungeheuerlichen „volkspädagogischen" Projekt. In majorem gloriam der deutschen Nationaleinheit sollte ein aus je zehn Schriftstellern und Schulmännern gebildeter Ausschuß zur Zusammenstellung eines gesamtdeutschen, in allen Teilen des Vaterlandes einzuführenden Volksschul-Lesebuchs zusammentreten! Dem einstigen Volksmanne schien jede Vorstellung davon abhanden gekommen zu sein, daß ein diesen Namen verdienendes Nationalgefühl weder künstlich zusammengebraut noch kritisch herausdestilliert werden könne, und daß — von allen sonstigen Verschiedenheiten abgesehen — der Gegensatz der religiösen Bekenntnisse den Gebrauch gleichförmiger deutscher Elementar-Lesebücher direkt ausschloß. Der sonst so gescheite Mann lebte in den Vorstellungen einer vergangenen Zeit, zu welcher der „Schriftsteller" und Dichter zugleich geborener Politiker hatte sein sollen und er, der „Gebildete", dem Wahne leben durfte, daß *sein* religiöses oder metaphysisches Bedürfnis zu demjenigen des Volkes gemacht werden könne.

Auerbachs persönliche Anziehungskraft konnte aber auch während dieser letzten Epoche seines Lebens eine unwiderstehliche genannt werden. Zeigte er sich, wie er eigentlich war, so kamen die angeborene Güte seines Wesens,

die Feinheit seines Geistes, die Wärme seines Enthusiasmus für die höchsten Güter der Menschheit in wohltuender, ja überwältigender Weise zur Geltung. Durch die wahrhaft dichterische Fähigkeit, um „die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröte zu weben" und des Lebens flach alltäglichen Gestalten dauernde Bedeutung und höheren Sinn zu geben, wußte er auch da zu gewinnen, wo man sich von den Schlacken seines Wesens abgestoßen fühlte. Von den Eitelkeiten und Schwächen, in deren Dienst ihn Wechsel der äußeren Umstände und Schwäche des Charakters gezwängt hatten, schien sein *innerster* Mensch unberührt geblieben zu sein. Diesen Eindruck hat auch der strenge und dazu jüdischem Wesen abgeneigte Menschenbeurteiler *Bernhardi* von Auerbach behalten. „Er ist wirklich einer der liebenswürdigsten Menschen, die mir je begegnet sind," heißt es in dem Bericht über die am Hofe des Herzogs von Gotha gemachte Bekanntschaft der beiden ungleichen Männer (August 1859)[1]).

In die Tage meines damaligen Berliner Aufenthalts war eine hamburgische Personenveränderung gefallen, die eine unerwartete Aussicht darauf eröffnete, die journalistische Tätigkeit mit einer staatlichen Berufsstellung zu vertauschen. Der seit längerer Zeit kränkelnde Senatssekretär Dr. Sieveking hatte sich veranlaßt gesehen, sein Amt niederzulegen, mir aber war an die Hand gegeben worden, mich um dasselbe zu bewerben. Obgleich einige Bedenken nicht ganz abzuweisen waren, entschloß ich mich, als Bewerber um das vielbegehrte Amt aufzutreten, eine bezügliche Eingabe an den Senat zu richten und die herkömmlichen Kandidatenbesuche zu machen. Unter meinen Mitbewerbern befanden sich, außer einer Anzahl jüngerer Advokaten, die als geborene Hamburger immerhin etwas vor mir voraus hatten, zwei Senatorensöhne, junge Männer, deren Väter in verdientem Ansehen standen, und von denen ich mir sagen mußte, daß sie nicht nur gute Kenntnisse der lokalen Verhältnisse besaßen, sondern auch nach ihrem persönlichen Wesen und ihrer Bildung an und für sich nicht unqualifiziert waren.

Für Zeiten und Verhältnisse war es in hohem Grade bezeichnend, daß man mir den Vorzug gab, und daß ich bei der schließlichen, nach viermonatlichem Hinausschieben der Entscheidung unvermeidlich gewordenen Abstimmung den Dr. H. mit *einer* Stimme Mehrheit schlug. Direkt hatte ich das einigen mir freundlich gesinnten Senatsmitgliedern (Kirchenpauer, Versmann, O'Swald, Chapeaurouge, v. Melle) zu danken. Der ausschlaggebende Grund dieses unerwarteten Erfolges aber war ein tiefer liegender gewesen. Man hatte die Empfindung gehabt, angesichts der großen Veränderungen im übrigen Deutschland neuen Wein in die alten hanseatischen Schläuche pressen, die ausgefahrenen Geleise der Patronage und des Althamburgertums verlassen und durch eine Tat beweisen zu müssen, daß der hamburgische Senat willig und fähig sei, den Aufgaben der neuen Zeit Rechnung zu tragen. Zur Betätigung dieser Anschauung war man u. a. durch den ungünstigen Eindruck bestimmt worden, den die letzte „de senatorische Wahl" (nach altem Brauch wurden die

[1]) „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis". Teil III, S. 64.

Senatoren als membra in Senatu, die Syndici und Sekretäre als membra de Senatu bezeichnet) gemacht hatte. Sie war auf einen jüngeren Mann gefallen, dessen Tüchtigkeit nicht wohl bestritten werden konnte, der nach Meinung der Liberalen und Radikalen indessen mit dem Makel behaftet war, der Sohn des ersten Syndikus, eines reichen, angesehenen, wegen seines Konservatismus und seines stolzen Wesens aber unpopulären Herrn, zu sein. Von mir nahm man an, daß ich befähigt sei, daß meine „Butenminschen"-Qualität mir in den Augen der Fortschrittler zur Empfehlung gereichen werde, und daß ich der im Grunde konservativ gerichtete Mann sei, für den meine Gönner mich hielten. So hatte ich neben einer Anzahl jüngerer, reformatorischen Ideen zuneigender Senatsmitglieder den Bürgermeister Kirchenpauer und mehrere von dessen althamburgischen Freunden für mich gehabt. Die Absicht, mit dieser Wahl einen günstigen Eindruck zu machen, schien in der Tat erreicht worden zu sein. Von den verschiedensten Seiten, u. a. auch von dem Rotesten der Roten, Herrn Wilhelm Marr, und anderen Vertretern der fortschrittlichen hamburgischen Presse gingen mir herzliche Glückwünsche zu; die radikale „Reform" feierte die Erwählung des angeblichen Pietisten in einem immerhin freundlich zugespitzten humoristischen Gedichte, und an dem für die herkömmliche Gratulation festgesetzten Tage strömten Bekannte und Unbekannte aller Gattungen und Arten in mein Haus, um mir mit ihren Glückwünschen Kopf und Herz warm zu machen. Besonders liebenswürdig zeigten sich meine Mitbewerber, die meine Überlegenheit anerkennen zu müssen behaupteten: alle Welt schien mich in der Meinung bestärken zu wollen, daß man den rechten Mann an die rechte Stelle gebracht habe, und schließlich glaubte ich das selbst. Warnend und abratend hatte sich allein der rücksichtslos offene Syndikus Merck verhalten, indem er mir bereits bei Gelegenheit des ersten Kandidaturbesuchs sagte: „Ich kenne Sie zu wenig, um Sie beurteilen zu können, ich glaube aber nicht, daß Sie zum Senatssekretär passen."

Die Erkenntnis, daß der vortreffliche Mann durchaus recht gehabt habe, ist mir nach nicht allzu langer Zeit aufgegangen: damals war ich weit davon entfernt. Begreiflicherweise überwog im ersten Augenblicke die frohe Empfindung, wieder festen Boden unter den Füßen gewonnen und nach kaum vierjähriger Frist ein wichtiges Amt errungen zu haben. Das an dem Erwählungstage von meinem lieben Freunde und Nachbarn Dr. Emil Lehmann gegebene kleine Diner und eine wenig später im Hause des neuernannten preußischen Gesandten, Freiherrn v. Rosenberg, veranstaltete größere Festlichkeit, zu der ich ex officio geladen wurde, erscheinen mir noch in der Erinnerung als Gelegenheiten, an denen ich mit schier kindlicher Freude teilgenommen habe. Dann folgten die Verabschiedung von den bisherigen Kollegen, die feierliche Beeidigung in der Senatssitzung, ein kurzer Besuch bei meinen in Mitau lebenden Eltern und endlich der förmliche Eintritt in das neue Amt (Juni 1874).

XIV.

Seit dem Jahre 1875 brachte meine Familie die Sommer- und Herbstmonate regelmäßig an dem waldumkränzten Strande der Lübecker Bucht zu, wo ich in der Folge ein kleines Haus erwarb. Zehn Jahre lang habe ich es während der Ferienwochen und an sitzungsfreien Tagen mit immer gleicher Freude aufgesucht. Die Verbindung zwischen Lübeck und diesem damals ziemlich einsamen, zwischen Travemünde und Neustadt belegenen Sommersitze war eine so unvollkommene, daß ein erheblicher Teil des Weges zu Fuß gemacht wurde, und daß bei schlechtem Wetter und an allzu dunkeln Herbstabenden in der Travestadt Nachtquartier genommen werden mußte. Die Sehenswürdigkeiten der ehrwürdigen alten Stadt hatte ich im Laufe der Jahre zu genau kennen gelernt, als daß ich ihnen die Abende hätte widmen können; den Besuch von Sommertheatern und sogenannten öffentlichen Orten hatte ich von jeher perhorresziert und zu lübischen Bekanntschaften niemals Gelegenheit gefunden. Hamburger Freunde, mit denen ich von der Öde dieser einsamen Abende sprach, rieten mir, Emanuel Geibel aufzusuchen, der in Lübeck ziemlich vereinsamt dastehe, Freunde gern bei sich sehe, von mir wisse, usw. So entschloß ich mich, meine Abneigung gegen unmotivierte Besuche bei berühmten Männern zu überwinden und den Dichter der „Juniuslieder" an einem regnerischen Sommerabende aufzusuchen.

Geibel war damals sechzig Jahre alt, sah indessen jünger aus und machte den Eindruck eines kräftigen, noch auf der Höhe des Lebens stehenden Mannes, den man eher für einen verabschiedeten Offizier als für den zartsinnigsten lyrischen Dichter des deutschen Volkes gehalten hätte. Auf einem etwas zu kurz gewachsenen Unterkörper ruhte eine kräftige Statur — breite Brust und breite Schultern trugen einen großen Kopf, dem braune Gesichtsfarbe und starker Schnurr- und Knebelbart ein nahezu martialisches Aussehen gaben. Ein tiefes, wohllautendes Organ, das im Affekt zur Stentorstimme anschwoll, stimmte zu dem kernigen Eindruck, den die gesamte Erscheinung machte. Das alles erwies sich indessen als bloßer Schein: seit Jahr und Tag war der Dichter ein schwerkranker Mann, den ein martervolles Darm- und Verdauungsleiden alltäglich vom frühen Morgen bis tief in den Nachmittag hinein so vollständig in Beschlag nahm, daß er froh sein konnte, wenn ihm auch nur während der zweiten Hälfte der 24 Stunden des Tages Schmerzensfreiheit gegönnt war. Nachmittags und abends (bis 10½ Uhr) durfte man den Kranken aufsuchen, wenn derselbe nicht eben auf einem Spaziergang begriffen oder in das Theater gelockt worden war, dessen Besuch er auch während der schönen Jahreszeit nicht verschmähte. Traf man es günstig, so konnte Geibel außerordentlich liebenswürdig und ausgiebig sein, auch wohl dazu bestimmt werden, von seinem Vorlesertalent Gebrauch zu machen. — Im Grunde eine gesellige Natur und von München her an anregenden Verkehr gewöhnt, fühlte sich der dreißig Jahre lang von Lübeck abwesend gewesene Dichter in der heißgeliebten Vaterstadt eigentlich als Fremder. Die Überlebenden unter seinen Jugendfreunden — so habe ich ihn wiederholt äußern hören — staken so tief in ihren spezifisch lübischen Staats-, Kirchen-

und Schulinteressen, daß sich mit ihnen von anderen als vaterstädtischen Dingen kaum reden ließ, und daß man in einem der Familien-Clans des alten Gemeinwesens Unterkunft nehmen mußte, wenn man nicht vereinsamen wollte. Fremde, die andere als kaufmännische Zwecke verfolgten, kamen am Travefuser höchstens während der sommerlichen Ferienwochen und auch da nicht allzu häufig vor. So war Geibel wesentlich auf das kinderreiche Haus seiner an einen angesehenen Juristen verheirateten einzigen Tochter und auf die eigenen vier Wände angewiesen, in denen eine verwandte Dame die Stelle der längst verstorbenen Hausfrau vertrat. Während der ersten Jahre nach der Heimkehr hatte Geibel einige Sommerwochen in Travemünde oder Schwartau verbringen dürfen, bei zunehmendem Siechtum und wachsender Schwerfälligkeit aber auch darauf verzichten und sich an den Gedanken gewöhnen müssen, „aus dem Bereich der Glocken nicht mehr hinauszukommen, die zu seiner Geburtsstunde geschlagen hatten, und die ihn demnächst zu Grabe läuten würden". — Nichtsdestoweniger hatte der energische Mann sich ein Maß von geistiger Frische zu erhalten gewußt, das auf den Besucher, der ihn zu guter Stunde antraf, außerordentlich erquickend einwirkte. Von der Sentimentalität, die man seinen Gedichten vielfach zum Vorwurf machte, war in seiner Person keine Spur zu entdecken. Mir ist vergönnt gewesen, mehr als einen Abend an seinem gastlichen Tische zu verbringen — zuweilen habe ich ihn hypochondrisch, aber niemals kleinmütig, wehleidig gefunden. Entweder erzählte er von vergangenen Tagen und Menschen, oder er ließ sich auf literarische Diskussionen ein, oder er las eines der Gedichte vor, die eben damals entstanden, und die er um die Mitte der siebziger Jahre zu der Sammlung „Spätherbstblätter" vereinigte. Einige der schönsten dieser Dichtungen (das herrliche Eingangsgedicht „Und wieder lockt es in den Tannen", die Ballade „Johannes Wittenborg", die „Travemünde" überschriebene Epistel und anderes mehr) habe ich ihn je nach dem Inhalt mit überquellender Empfindung oder mit mächtigem Pathos vorlesen hören. Auf meine Bitte trug er ein anderes Mal das im Jahre 1849 entstandene, in den „Juniusliedern" abgedruckte Gedicht vor:

Es schlief das Meer und rauschte kaum
Und war doch Schimmers voll —

Dieses Gedicht war das Entzücken meiner späteren Knabenjahre und er, der Dichter, wie ich ihm jetzt erzählen konnte, während des Sommers 1851 Gegenstand eines förmlichen Kultus in meiner Heimat. Im September 1877 durfte ich einen Freund mitbringen, der ihm Schumannsche Kompositionen des „Hidalgo" und anderer Dichtungen seiner Jugend vortrug — Tonschöpfungen, die ihm (wie er sagte) mehr Bewunderung als Sympathie einflößten, weil er die einfacheren Weisen der älteren Schule, namentlich Mendelssohns, vorzog. Mit dem Komponisten des „Paulus" und der „Sommernachtstraum"-Musik hatte er mehrfach verkehrt, als dieser mit ihm über den Text der unvollendet gebliebenen Oper „Loreley" verhandelte. Er betonte, daß er während dieser Zeit die sittlichen Eigenschaften des genialen Künstlers ebenso kennen gelernt habe wie dessen unbehagliche Reizbarkeit. „Dabei", so warf er bei einer dieser Erzählungen aus den vierziger Jahren ein, „muß ich eine Gewissens-

frage an Sie richten. Sind Sie Wagnerianer?" Als ich mit „Nein" antwortete, bezeugte er besondere Zufriedenheit, denn mit Wagner und geschworenen Wagnerianern wollte er ein für alle Male nichts zu tun haben. — Über die Mehrzahl der bekannteren Dichter seiner Zeit urteilte Geibel mit Teilnahme und Wohlwollen: „daß Heine wahrscheinlich nie ein Gedicht von mir gelesen hat," sagte er einmal, „werde ich niemals ganz verschmerzen. Wie sollten deutsche Gedichte in die Matratzengruft der Rue d'Amsterdam dringen? Er war doch ein großer und echter Dichter," und dann trug er mit mächtiger, von innerer Erregung vibrierender Stimme das unvergleichliche „Es ragt ins Meer der Runenstein" vor. — Von Gustav Freytag, den er niemals gesehen, ließ Geibel sich ausführlich erzählen — bitter wurde er dagegen, wenn auf Gutzkow die Rede kam. „Niemals werde ich es Immermann verzeihen, daß er mit diesem schlechten Kerl in freundschaftliche Beziehungen treten konnte." Mit einer gewissen Vorliebe kam Geibel auf seine dramatischen Dichtungen zu reden; vollständig hat der eifrige Theaterfreund es nicht verschmerzen können, daß seinen Stücken niemals Erfolge zuteil geworden waren, die mit denjenigen seiner lyrischen Gedichte hätten verglichen werden dürfen. Auf die Juniuslieder legte er größeres Gewicht als auf die hundert und mehr Male aufgelegten älteren Gedichte. „Felix Mendelssohn und ich", sagte er einmal, „sind die letzten gewesen, denen es gegönnt war, in den alten Formen der Kunst neue Gedanken auszuprägen." — Unter den Dichtern, die auf seine Jugendentwicklung einen gewissen Einfluß ausgeübt hatten, nannte er Fouqué und Chamisso, mit dem er als Berliner Student im Hause der Bettina zusammengetroffen und in ein näheres Verhältnis getreten war. Auf dem Wege von seiner unweit des Halleschen Tores belegenen Behausung zur Akademie der Wissenschaften hatte der von bösen asthmatischen Leiden heimgesuchte Dichter des „Peter Schlemihl" den in der Nähe der Friedrichstraße wohnenden jungen Studenten häufig aufgesucht, um eine „Erholungspfeife" bei ihm zu rauchen und dann den mühsamen Weg zu den Linden fortzusetzen. Daß Chamisso das Deutsche auch in späteren Tagen nicht so vollständig beherrschte, wie man nach seinen Gedichten hätte annehmen sollen, und daß er deren grammatische Taktfestigkeit bis zuletzt durch Hitzig und andere Freunde prüfen ließ, wurde auch von Geibel bestätigt.

Gegen das Ende der siebziger Jahre ging es mit der Gesundheit des verehrten Mannes so sichtlich rückwärts, daß er Nachmittagsbesuche nur ausnahmsweise und erst nach vorgängig geschehener Anmeldung annehmen konnte. Schließlich lauteten die Nachrichten über sein Befinden so ungünstig, daß ich vollständigen Verzicht auf die Beziehungen zu ihm leisten zu müssen glaubte.

Ein Exemplar der „Spätherbstblätter", — ein begleitendes kurzes Billett (zu Geibels Eigentümlichkeiten gehörte die in einem seiner letzten Gedichte scherzweise erwähnte Abneigung gegen Briefeschreiben) und die Erinnerung an eine nicht ganz unerhebliche Zahl mit ihm verbrachter Stunden, — das ist alles, was mir von der Beziehung zu dem letzten bedeutenden Lyriker unseres Volkes übriggeblieben ist.

XV.

Seit meinem Eintritt in den Senat und dem Wegfall meiner Berichterstattung über die russische Presse entbehrte ich jeder Beziehung zum Berliner Auswärtigen Amte und war rücksichtlich meiner Beschäftigung mit den Fragen der auswärtigen Politik lediglich auf mich selbst angewiesen gewesen. Für eine Weile sollte das anders werden. Etwa sechs Monate nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges, zu Anfang des Winters 1877/78, riet einer meiner Bekannten aus der Wilhelmstraße mir, auf einige Stunden nach Berlin zu kommen und mich behufs einer geschäftlichen Rücksprache bei dem Staatssekretär von Bülow vorzustellen. Als ich diesem Winke folgte und bei dem Vater des nachmaligen Reichskanzlers vorsprach, schlug dieser mir vor, die Berichterstattung über die russische Presse für einige Zeit wieder zu übernehmen. Die dem Auswärtigen Amt aus St. Petersburg und Moskau eingesendeten Zeitungsauszüge seien ungenügend, entbehrten der zu ihrem Verständnis nötigen Erläuterungen und träfen häufig so verspätet ein, daß sie nicht mehr benutzt werden könnten. Ich nahm den mir gemachten Vorschlag an, stellte Herrn von Bülow aber gleichzeitig zur Erwägung, daß mit wöchentlich erstatteten, via Hamburg nach Berlin gelangten Berichten Wesentliches nicht gewonnen werden würde, daß die Gefahr verspäteten Eingangs fortbestehen werde und das Interesse der Sache eine tägliche, in Berlin erstattete und den jeweiligen Bedürfnissen entsprechende Berichterstattung erheische. Der Staatssekretär ließ das gelten, fügte indessen hinzu, daß es sich zunächst nur um die Ausführung eines ihm gewordenen Auftrages handle, und daß es vorläufig bei dieser sein Bewenden behalten müsse.

Dabei ist es auch allendlich geblieben, nur nicht zum Vorteil der Sache. Bismarcks im Frühjahr 1878 gefaßter Entschluß, die Vermittlung zwischen Rußland und den Kabinetten von London, Wien und Paris als „ehrlicher Makler" zu übernehmen und den durch den Frieden von San Stefano bedrohten Frieden des Weltteils aufrechtzuerhalten, — dieser Entschluß wäre schwerlich gefaßt worden, wenn der große Staatsmann mit der in Rußland herrschenden Stimmung genauer bekannt gewesen wäre, als tatsächlich der Fall gewesen zu sein scheint. Daß jeder Abzug von den russischerseits durchgesetzten Stipulationen von San Stefano in Moskau und St. Petersburg böses Blut machen und den nur mühsam zurückgehaltenen Deutschenhaß der Aksakow und Genossen in helle Flammen setzen werde, war mir so wenig zweifelhaft gewesen, daß mich die Nachricht von dem Eintreffen Peter Schuwalows in Friedrichsruh und von der Bereitschaft Bismarcks, auf die Wünsche dieses Vertreters der kleinrussischen Friedenspartei einzugehen, mit förmlichem Schrecken erfüllt hatte. Wie man in dem damaligen Rußland über die von dem deutschen Reichskanzler übernommene Vermittlung dachte, hatten die führenden Blätter der beiden Hauptstädte mit einer Deutlichkeit gesagt, die wohl nicht übertroffen werden konnte. Meinerseits war über diese Auslassungen ebenso eingehend berichtet worden wie über die wuterfüllten Brandreden Iwan Aksakows und die charakteristische Tatsache, daß selbst das anti-nationalistische Organ der sogenannten „westlichen Liberalen", der „Westnik

Jewropy", den Tag des Berliner Friedensschlusses als letzten Tag der Dreikaiser-Allianz bezeichnet und auf die Unvermeidlichkeit „neuer Combinationen" hingewiesen hatte.

Erraten ließ sich allerdings, was den Fürsten Bismarck zur Übernahme der undankbarsten aller Aufgaben und zur Hilfeleistung an den moskowitischen Nachbarn bestimmt hatte. Gleich der Mehrzahl in St. Petersburg akkreditierter westeuropäischer Diplomaten war auch er in den Wahn gewiegt worden, daß es in Rußland eine in Betracht kommende öffentliche Meinung nicht gebe, daß Kundgebungen der dortigen Zeitungen bloßes Geschwätz bedeuteten, und daß allein der Wille des Kaisers und seiner Berater maßgebend sei. Der Glaube an die vermeintliche Allmacht der St. Petersburger Staatsmaschine und die Unterschätzung dessen, was als russische „Volksseele" bereits damals eine Großmacht bedeutete, war bei dem großen Realisten mit dem Wunsche zusammengetroffen, der Wahl zwischen einer Parteinahme für Rußland oder für Österreich und dessen Verbündete enthoben zu sein und an der Seite des nordischen Freundes bleiben zu können. Der Rückhalt an diesem Freunde hatte die Basis seiner bisherigen Politik gebildet, hatte die siegreiche Durchführung der Waffengänge von 1864, 1866 und 1870 ermöglicht und nebenher den in seinen Augen so unschätzbaren Vorzug gehabt, auf einen einzigen, von parlamentarischen Velleitäten unabhängigen Willen, denjenigen des Zaren, gegründet gewesen zu sein. Diese von Neigung und Gewohnheit unterstützte Rücksicht hatte schwerer gewogen als die Summe aller entgegenstehenden Bedenken; schwerer als die Erwägung, daß eine gleich günstige Gelegenheit, im Bunde mit Österreich, England und Frankreich der Gefahr einer dereinstigen russischen Weltherrschaft die Spitze abzubrechen, vielleicht niemals wiederkehren werde. So genau wie der alte Thiers hatte Bismarck offenbar nicht gewußt, que les Russes vaincus seraient plus exigeants que les Russes vainqueurs, und daß es nur noch eines Tropfens bedürfe, um den Becher russischen Nationalhasses gegen das neue Reich überfließen zu machen. Diesen Haß hatte der Verächter der Ideologen ebenso leicht genommen wie die Eventualität eines künftigen russisch-französischen Zusammengehens gegen dasselbe Deutschland, das die gegen Rußland erhobene Hand Frankreichs zurückgehalten und das Odium einer Durchlöcherung des Vertrages von San Stefano freiwillig auf sich genommen hatte. Dessen zu geschweigen, daß eben damals die zarische Allmacht in ein Schwanken gekommen war, zu welchem die zweifelhaften Erfolge des Krieges und das Anwachsen der nihilistisch-revolutionären Bewegung in gleichem Maße beigetragen hatte.

Wie dem immer gewesen, — dem deutschen Volke galt die von Bismarck übernommene Maklerschaft für einen neuen Ruhmestitel des großen Mannes, der zum unbeschränkten Beherrscher der öffentlichen Meinung geworden war und in den Tagen des Berliner Kongresses den Gipfelpunkt seiner europäischen Stellung erreicht haben sollte. Aber schon zwölf Monate später stand unbestreitbar fest, daß der große Rechner dieses Mal falsch kalkuliert hatte. Er war genötigt worden, gegen das von ihm gerettete Rußland in Wien einen Rückhalt zu suchen. So vollständig hatten das jetzt unvermeidlich gewordene

deutsch-österreichische Separatbündnis und die Deutschenfeindlichkeit Rußlands die Grundlagen des Dreikaiserbündnisses zerstört, daß seit dem Herbst 1879 mit der Möglichkeit eines feindlichen Zusammenstoßes der ehemaligen Freunde ernstlich gerechnet werden mußte. Auch da, wo man dem Fortbestande „der turmhohen Freundschaft" vor jeder anderen Kombination den Vorzug gegeben hätte, sah man mit zunehmender Besorgnis nach Osten hinüber. Bei Gelegenheit eines Zusammentreffens mit Herrn von Holstein hatte dieser mich so nachdrücklich auf die Verschärfung des Gegensatzes zwischen Berlin und St. Petersburg aufmerksam gemacht, daß der längst ersehnte Augenblick für ein publizistisches Vorgehen gegen Rußland gekommen zu sein schien. Seit Jahren hatte ich mich mit dem Wunsche getragen, Natur und Geschichte der „turmhohen" Freundschaft zwischen Berlin und St. Petersburg eingehend zu erörtern und dadurch auf die Ausgleichung des Mißgriffs hinzuwirken, der durch unsere „Maklerschaft" von 1878 begangen worden war. Nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß eine auf diesen Punkt gerichtete Publikation dem obersten Steuermann des deutschen Reichsschiffes nicht unwillkommen sein würde, machte ich mich im Februar 1880 ans Werk. Meine Materialien waren wohlgeordnet und meine Kräfte frisch genug, damit ich nach reichlicher Tagesarbeit die Nächte zu Hilfe nehmen und binnen weniger Wochen das Buch „Berlin und St. Petersburg, Preußische Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen" fertigstellen konnte. Die letzten Seiten und die Vorrede wurden in Berlin redigiert, wo Holstein mir die Erlaubnis verschaffte, die dem Fürsten Bismarck in früherer Zeit erstatteten Berichte über die russische Presse nochmals einzusehen. Durch ihn erfuhr ich zugleich, daß die Angabe der „Grenzboten", Waddington habe Bismarck von ihm gemachten russischen Propositionen „mit der Miene einer beleidigten Ehefrau" Kenntnis gegeben, — begründet sei. So durfte ich rücksichtslos ins Zeug gehen. Meine Anonymität hatte ich dabei mit Hilfe gewisser harmloser Kunstgriffe vollständig zu wahren gewußt, da man in Hamburg auf alle möglichen Verfasser (Bucher, Herbert Bismarck usw.), nur nicht auf mich riet: damals lag Berlin von Hamburg noch so weit ab, daß an dem einen Orte Geheimnis bleiben konnte, was an dem anderen einer nicht ganz unerheblichen Zahl sogenannter Eingeweihter genau bekannt geworden war.

Daß der Erfolg dieses (sofort von der gesamten Presse ausgeschlachteten) Buches ein großer und allgemeiner war, beruhte zum einen Teil auf der Rechtzeitigkeit seines Erscheinens, zum andern Teil auf der Naivität unserer Lesewelt, der Dinge für Enthüllungen gelten konnten, die aufmerksame Beobachter der Weltlage längst an den Sohlen abgetragen hatten. Von den „Enthüllungen", die ich zu bringen vermochte, beruhte nur eine auf einer mir in die Hände gefallenen geheimen russischen Denkschrift; der Rest war Publikationen entnommen, deren Beschaffung jedermann möglich gewesen wäre. Daß die damals am politischen Horizonte aufgetauchte, von Bismarck direkt ins Auge gefaßte Möglichkeit eines deutsch-englischen Zusammengehens gegen Rußland durch Gladstones Wahlsiege vom Jahre 1880 und den Sturz

des Ministeriums Beaconsfield durchkreuzt, und daß meiner Schrift dadurch die praktische Spitze abgebrochen wurde, ist allgemein bekannt. Minder bekannt dürfte dagegen sein, daß die offiziöse Presse mich unterstützte und meine gegen die Kreuzzeitungspolitik der vierziger und fünfziger Jahren gerichteten Ausführungen den großen Kanzler zu einer direkten und persönlichen Antwort veranlaßten. Wie ich erst mehrere Jahre später durch den Chef der Reichskanzlei v. Tiedemann und den vieljährigen Leiter der offiziösen Presse Rößler erfahren habe, rührte der im Feuilleton der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 16. April 1880 (Abendausgabe Nr. 178) abgedruckte Aufsatz „Rußland und Preußen zur Zeit des Kaisers Nikolaus" aus Bismarcks eigener Feder.

XVI.

An meinen persönlichen Geschicken waren die ereignisreichen Jahre 1880 und 1881 ziemlich spurlos vorübergegangen. Mit dem Gedanken, in Hamburg leben und sterben zu müssen, hatte ich mehr und mehr Frieden geschlossen und trotz ununterbrochener Überbürdung mit amtlichen und außeramtlichen Arbeiten in zunehmendem Maße Freude am Leben gewonnen. Meine Familienverhältnisse waren die denkbar befriedigendsten, meine amtliche Stellung hatte sich seit dem Eintritt in die Oberschulbehörde sichtlich gebessert, das Buch, das ich unmittelbar nach dem Tode Kaiser Alexanders II. von Rußland veröffentlichte, hatte besondern Anklang gefunden. Wohl hatte ich es wie eine Zurücksetzung empfunden, daß nach dem Tode Mercks ein Extraneus zum Syndikus erwählt und daß mir die Aussicht auf Weiterbeförderung dadurch so gut wie vollständig versperrt worden war. Die damit verbundene Enttäuschung hatte ich indessen mit zwei älteren Kollegen zu teilen gehabt, deren Ansprüche den meinigen mindestens gleichkamen; gegen die Bevorzugung des Dr. L. ließ sich überdies nicht allzuviel einwenden. Der Genannte war ein tüchtiger, mit der hamburgischen Finanzverwaltung gründlich vertrauter Mann, der es sich viele Jahre lang hatte sauer lassen werden, und dem man gönnen konnte, daß er es zu einer unabhängigen Stellung gebracht hatte. Ihm gegenüber war ich bisher ein Privilegierter gewesen; daß dieses Verhältnis sich umgekehrt hatte, ließ sich um so leichter verschmerzen, als er ein guter Freund war, den zu beneiden ungerecht und unanständig gewesen wäre. Immerhin blieb es ein peinlicher Gedanke, bei fünfundvierzig Jahren auf einem Punkte angelangt zu sein, über den hinauszukommen wenig Aussicht übrigblieb. An diesen Gedanken aber mußte ich mich gewöhnen, nachdem ich um dieselbe Zeit mit der Unsicherheit und Unberechenbarkeit der berlinischen Amtsverhältnisse abermalige Erfahrungen gemacht hatte.

Ich hatte während der Zeit schärfster Spannung zwischen Hamburg und dem Reiche nach Berlin gehen und eine verfahrene hamburgische Schulangelegenheit in Ordnung bringen müssen. Als ich nach ihrer Erledigung dem Minister von Bötticher meinen Abschiedsbesuch machte, fragte dieser mich, ob meine Zeit mir erlauben würde, noch einige Tage in der Reichshauptstadt

zu verweilen. Auf meine Gegenfrage, worum es sich dabei handle, gab er zur Antwort, daß er beauftragt sei, mir den Übertritt in den Reichsdienst vorzuschlagen. Einstweilen komme es nur darauf an, eine generelle Antwort von mir einzuholen, — er trage indessen keine Bedenken, mir schon jetzt zu sagen, worauf es abgesehen sei. Der Zustand des amtlichen Preßwesens sei ein so fragwürdiger geworden, daß man daran denke, es einer vollständigen Neugestaltung zu unterziehen. Die Reichsregierung trage sich mit umfassenden sozialpolitischen Reformplänen, die vielfachen Widerspruch erregen und eine Lage schaffen würden, die eine neue Art publizistischer Tätigkeit erheischen würden. Für eine solche reichten die vorhandenen Kräfte nicht aus. Außerdem laboriere man an veralteten und schwerfälligen Einrichtungen, die durch neue ersetzt werden müßten. Weder könne es dauernd dabei bleiben, daß nahezu jedes der großen Staats- und Reichsressorts sein eigenes Preßbureau besitze, noch sei der durch Alter und Krankheit hinfällig gewordene Preßdezernent im Ministerium des Innern, Geheimrat Ludwig Hahn, imstande, eine Neuorganisation ins Leben zu rufen. Über kurz oder lang werde der Herr sich entschließen müssen, die Leitung des Hauptorgans der Regierung, der von ihm begründeten „Provinzial-Korrespondenz", niederzulegen und sich vollständig zurückzuziehen. Schon im Hinblick darauf hielten er (B.) und der Minister v. Puttkamer für geboten, die Neugestaltung sofort in die Hand zu nehmen. Der Hauptsache nach habe der Reichskanzler sich damit einverstanden erklärt und ihn (B.) mit der Vorbereitung beauftragt. Gegen meine Person werde Bismarck nichts einzuwenden haben, da er meine Schriften kenne und außerdem wisse, daß ich dem engeren Kreise der sogenannten Kathedersozialisten angehöre. v. Puttkamer, der mein neuestes Buch („Von Nikolaus I. zu Alexander III.") eben jetzt lese, wünsche meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Sei ich geneigt, dem mir gemachten Vorschlage näherzutreten, so werde der Minister des Innern darüber verständigt und ersucht werden, mit mir das Nähere zu besprechen.

Ohne mich zu besinnen, gab ich zur Antwort, daß Annahme und Ablehnung meines Vorschlages von der Erfüllung *einer* Bedingung abhängen würden. Werde das gesamte amtliche Preßwesen, einschließlich desjenigen für das Auswärtige Amt, einer Zentralstelle untergeordnet, so sei ich nicht abgeneigt, die Leitung zu übernehmen; Preßdezernent im Ministerium des Innern zu werden, verspürte ich dagegen keine Neigung. Als Krebsschäden des bestehenden Zustandes seien die Zerfahrenheit und Herrenlosigkeit der den einzelnen Ressorts unterstellten Bureaus anzusehen; würden diese Schäden nicht geheilt, so verlohne es eines Reformversuchs überhaupt nicht. Gegenüber Aufgaben vom Umfange derjenigen der Sozialreform könne die landesübliche Lohnschreiberei nicht ausreichen. Über Dinge, die man publizistisch verteidigen solle, müsse man mitreden dürfen und sie im Zusammenhange mit der gesamten Regierungspolitik kennen lernen. Herr von Bötticher erklärte sich mit all dem wesentlich einverstanden. Ich solle anderen Tags Puttkamer aufsuchen, am Sonnabend an einem im Reichskanzleramte gegebenen Diner teilnehmen und alsdann das Weitere mit ihm besprechen.

Bevor ich mich Puttkamer vorstellte, nahm ich zu einer Rücksprache mit Bucher Veranlassung. Daß „die Sache bereits so weit vorgeschritten sei", schien ihn zu überraschen. „Ihre Auffassung," fuhr er fort, „dürfte die richtige sein, und daß Böttticher und Puttkamer sie teilen, will ich gern glauben. Was der Reichskanzler dem ersteren gesagt hat, weiß ich nicht; daß er darein gewilligt haben sollte, den Preßdezernenten des Auswärtigen Amts einer Zentralpreßstelle unterzuordnen, glaube ich aber nicht. Nicht um der Sache, sondern der Personen willen. Ich glaube nicht, daß davon bisher auch nur die Rede gewesen ist."

Ganz anders sprach sich der Minister von Puttkamer aus. Mit dem vollen Aufgebot der ihm zur Verfügung stehenden Liebenswürdigkeit setzte er mir auseinander, daß das Bedürfnis nach Heranziehung politisch geschulter und „weitsehender" Männer in allen Kreisen der Reichs- und Landesregierung gleich lebhaft empfunden werde, daß es darauf ankomme, die dem Durchschnitt liberaler wie konservativer Politiker bisher unverständlich gebliebenen sozialpolitischen Pläne des Reichskanzlers „von einem höheren Standpunkte aus" zu erläutern, und daß ich der Mann dazu sei. Heißsporne drohten die öffentliche Meinung in Verwirrung zu bringen, die Gutgesinnten zu verstimmen, die Absichten des Fürsten Bismarck (dessen Uhr einmal schneller gehe als diejenigen anderer Leute) in ein falsches Licht zu rücken usw. Ich wiederholte, was ich tags zuvor Böttticher gesagt hatte, indem ich zugleich die Organisationsfrage und die Notwendigkeit einer Vereinheitlichung des gesamten offiziellen Preßwesens betonte. Herr von Puttkamer meinte, daß in dieser Beziehung Schwierigkeiten kaum zu befürchten sein würden, ging sodann auf andere Dinge über und schlug dabei einen Ton scheinbarer Vertraulichkeit an, der Unterstellten gegenüber nur selten die Wirkung verfehlt. Beim Abschiede gab er der Hoffnung Ausdruck, daß wir einander demnächst wiedersehen und sodann in dauernde Verbindung treten würden. Mir blieb der Eindruck zurück, Bekanntschaft eines Mannes gemacht zu haben, mit dem zu tun zu haben immerhin ein Vergnügen sein müsse.

Am Abende des folgenden Tages fand das Diner bei Herrn von Böttticher statt, bei welchem ich unter anderen den Legationsrat von Richthofen und den serbischen Minister Christić kennen lernte, einen rotnasigen älteren Herrn, mit dem ich eine längere russische Unterhaltung führte. Nach Beschluß der Mahlzeit nahm der Herr des Hauses mich beiseite, um mir zu sagen, daß Puttkamer von dem mit ihm geführten Gespräch höchlichst erbaut sei, daß alles sich auf bestem Wege befinde, und daß er hoffe, mir „in etwa vierzehn Tagen" („es könnten aber auch drei oder vier Wochen werden") durch seinen Freund und Adlatus Bosse definitiven Bescheid erteilen lassen zu können. — Damit schieden wir, und ich kehrte anderen Morgens nach Hamburg zurück.

Es vergingen reichlich vier Wochen, ohne daß mir die verheißene Berliner Botschaft zugegangen wäre. Nachdem der von Böttticher als terminus ultimus bezeichnete Schluß des Reichstages längst erfolgt war, schrieb ich dem alten Bekannten Bosse, um nach der Sachlage zu fragen. Bosse antwortete in einem sechs Folioseiten langen Briefe, den ich leider nicht aufbewahrt habe und in

dem es hieß, die Sachlage sei noch unverändert. „Unser Projekt" liege dem Reichskanzler vor, der vielleicht schon demnächst, vielleicht aber auch später und möglicherweise gar nicht antworten werde. Mahnungen und erneute Anfragen seien Sr. Durchlaucht gegenüber nicht angebracht, soweit nicht etwa Angelegenheiten von höchster Dringlichkeit vorliegen. Übrigens hofften Herr von Bötticher und er usw. — Das genügte, damit mir die Gedanken an Berlin, wenn nicht ein für allemal, so doch für längere Zeit vertrieben wurden. Weder war die mir angebotene Stellung diejenige gewesen, die ich mir ausgesucht hätte, noch ließ sich verkennen, daß das prosaische, aber zuverlässige Hamburg vor Berlin erhebliche Vorzüge voraus habe. Von der Aussicht, mit Männern wie Bucher, Busch, Herman Grimm usw. täglich verkehren zu können, nahm ich allerdings nur ungern Abschied — ich mußte mir indessen sagen, daß mein Freund Mittelstädt recht haben könne, wenn er anderer Meinung war: „Glauben Sie mir — mit diesen Berliner Leuten verkehrt sich's am besten, wenn man den Hut in der Hand behält — Gäste sind an der Spree besser kotiert als Eingesessene." Darüber waren Jahr und Tag vergangen. Mittelstädt hatte Hamburg verlassen, um Reichsgerichtsrat zu werden und in Leipzig den Ärger darüber zu vergessen, daß man ihn mit Hoffnungen auf einen Platz im Senate geködert und dann im Stiche gelassen hatte. — Ich hatte inzwischen meinen ältesten Sohn zur Universität entlassen, für meinen anderen Sohn nach Stellungen in Hamburg ausgeschaut und mich nach allendlicher Erledigung der Zollangelegenheit in die „Frage" des zweiten hamburgischen Gymnasiums und andere lokale Probleme vertieft — als der Bürgermeister mich zum Schluß der Senatssitzung vom 1. März (1882) aufforderte, ihn anderen Tages aufzusuchen. Er habe mir eine Mitteilung zu machen, zu deren Besprechung er sich augenblicklich zu angegriffen fühle. Ich wußte sofort, um was es sich handeln würde: nämlich um mein wenige Wochen zuvor erschienenes, bereits zum zweiten Male aufgelegtes Buch „Russische Wandlungen". Daß man seine Veröffentlichung in St. Petersburg peinlich empfunden hatte, war mir bereits früher durch das Verhalten des russischen Ministerresidenten in Hamburg, Baron Mengden, verraten worden.

Alexander Mengden gehörte einem halbrussifizierten Zweige der livländischen Adelsfamilie dieses Namens an. Im Hause der ihm befreundeten Staatsrätin von Jung hatte ich die schönsten Jahre meiner Rigaer Gymnasialzeit verlebt, mit seinem älteren Bruder, dem Kammerherrn Nikolai Mengden, freundschaftlich verkehrt, seinen quasi-Vetter, den berühmten Landmarschall Hamilkar von Fölkersahm, und die übrigen Koryphäen des Kreises, in dem er seine Jugend verbracht, von Kindesbeinen an gekannt. Persönlich war ich Mengden in der Heimat nicht begegnet, sondern erst in Hamburg. Er war siebzehn Jahre älter als ich, früh in die russische Diplomatie getreten und zuletzt Generalkonsul in Frankfurt a. M. gewesen; unserer Berührungspunkte aber waren im buchstäblichsten Sinne des Wortes Legion. Er pflegte im Scherze zu sagen, daß ich von jeder ihm bekannt gewordenen livländischen Lebens- und Liebesgeschichte den zweiten Teil — das Finale — kannte, und daß wir

mit unseren gegenseitigen Mitteilungen niemals zu Ende kommen würden. Im Sommer, wenn meine Familie am Seestrande weilte, bin ich häufig sein Gast gewesen, während der Wintermonate nahmen er und seine Frau wiederholt an den in meinem Hause veranstalteten Sonnabendgesellschaften teil. An dem, was meine politische Vergangenheit genannt werden konnte, nahm er als Mann der großen Welt nicht den geringsten Anstoß, höchstens daß ich seiner aus Sachsen gebürtigen Gemahlin eine gewisse Besorgnis vor der „Kompromittierung" ihrer Stellung anmerkte, wenn unsere Unterhaltungen sich als zu zwanglos bewegten, und Mengden seinem Groll gegen den „unausstehlichen" Fürsten Gortschakow die Zügel schießen ließ. Seit dem Erscheinen meines oben genannten Buches schien das anders geworden zu sein. Mengdens Besuche in meinem Hause wurden seltener, und wenn er mir auf einem der zahlreichen offiziellen Diners im Januar und Februar 1882 begegnete, so zeigte er eine gewisse Zurückhaltung, von der ich später erfahren habe, daß sie dritten Personen, unter anderen dem preußischen Gesandten von Wenzel[1]), aufgefallen war. Mich hatte das so wenig angefochten, daß ich mit niemandem davon sprach, und daß ich mich auf dieses Verhalten erst besann, als Petersen mich zu der Rücksprache vom 2. März lud. Die Sache ging mir jetzt so lebhaft im Kopfe herum, daß ich am Abend des 1. März einem nahen Freunde, dem Advokaten Dr. Embden, Mitteilung machte und eine gewisse Besorgnis davor äußerte, durch mein letztes Buch in ärgerliche Verwicklungen geraten zu sein. Embden gab mir scherzweise ein „Si fecisti nega" zur Antwort und meinte, niemand werde mir die Autorschaft des anonym erschienenen Buches nachweisen können. Darauf kam es indessen nicht an: gegenüber Männern, mit denen ich acht Jahre lang an demselben Tische gesessen hatte, konnte von Ausreden und Rechtsbehelfen nicht die Rede sein. Ich wußte, daß es biegen oder brechen heißen werde, wenn anders die Vermutung zutraf, daß Bürgermeister Petersen gewillt sei, mir Herrn von Mengden zuliebe die Pistole auf die Brust zu setzen. Diese Voraussetzung traf in der Tat zu[2]).

XVII.

Kaum jemals im Leben habe ich mich so einsam und verlassen gefühlt, wie an dem Morgen meiner Ankunft in Berlin. Der Gast, der sonst „mit dem Hut in der Hand" gekommen und gegangen war, und den man hatte zurückhalten wollen, erschien dieses Mal als Sollizitant! Der erste Mensch,

[1]) Ein Zufall hat gewollt, daß mir im Jahre 1884 ein über meine Person erstatteter Bericht Wenzels in die Hände fiel.

[2]) Es würde zu weit führen, die genaue Schilderung des Konflikts, in den Eckardt damals mit dem Präsidium des Senats geriet, an dieser Stelle zu veröffentlichen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß der Senat, sobald er merkte, daß die Beachtung der russischen Beschwerde dem Fürsten Bismarck aus politischen Gründen stark mißfiel, die Zurücknahme eines von Eckardt eingereichten Abschiedsgesuches wünschte, welchem Wunsche auch entsprochen wurde. Aber persönlich war Eckardt von dem Verhalten der Bürgermeister doch so empfindlich berührt worden, daß er auf die Dauer in Hamburg zu bleiben für unmöglich hielt. Er knüpfte in Berlin alte Fäden wieder an. In die Zeit dieser Verhandlungen führt uns das nachfolgende Kapitel.

den ich aufsuchte, war der Legationsrat Baron Heyking, der mir auf eine bezügliche Anfrage geschrieben hatte, es sei die Stellung des Chefredakteurs der Zeitung „Post" zu besetzen und Bismarck habe mich einem ihrer Eigentümer, dem Grafen Frankenberg, empfohlen. Als ich bei Heyking eintrat, hielt er mir ein Berliner Zeitungsblatt entgegen, in welchem die Geschichte meines Konflikts und mein bevorstehender Weggang von Hamburg ausführlich erörtert worden waren. Woher dieser von Gehässigkeiten gegen den Senat triefende Aufsatz stammte, habe ich niemals erfahren können. Er bildete den Vorläufer einer ganzen Flut ähnlicher Presseauslassungen, die ich über mich hinweggehen lassen mußte, und die schließlich so zahlreich wurden, daß Hausknecht und Portier meines Gasthofs mich abends und morgens mit der freundlichen Mitteilung zu begrüßen pflegten: „Herr Doktor stehen heute wieder in die Blätter." — Durch Heyking darüber unterrichtet, daß ein Wort des Reichskanzlers hinreichend gewesen sei, den Verwaltungsrat der „Post" zu einem Abkommen mit mir zu bestimmen, suchte ich den zufällig in Berlin anwesenden Grafen Frankenberg auf, der ein höfliches Entgegenkommen bewies, und auf dessen Wunsch ich den Redakteur des Blattes, Kayßler, aufsuchte. Es bedurfte nicht erst des durch diesen Besuch gewonnenen Eindrucks, daß die Redaktion der „Post" neuer Kräfte kaum bedürfe, und daß das Verhältnis zwischen dieser und dem Verwaltungsrate kein allzu beneidenswertes sei, damit meine Abneigung gegen die Rückkehr zum Journalismus die Oberhand über den sonstigen Erwägungen behielt. Zudem hatte Herr von Puttkamer mich zu sich entbieten lassen und mir versichert, daß er das Mögliche tun werde, um mir eine annehmbare Stellung bei seinem Ministerium zu sichern. Unbesetzt sei zurzeit allerdings nur ein höheres Amt, dasjenige des Direktors des preußischen statistischen Bureaus, aus welchem Geheimrat Engel wegen publizistischer Treibereien gegen ihn (den Minister) habe entlassen werden müssen. Er, Puttkamer, sei bereit, mir das Amt zu übertragen — besonderer Leistungen werde es dafür nicht bedürfen, da (einerlei welche Stellung von mir übernommen würde) die publizistische Unterstützung der Regierung und ihrer sozialpolitischen Pläne meine Hauptarbeit ausmachen würde. Ich war auf mancherlei vorbereitet gewesen, aber nicht auf einen Vorschlag, dessen Annahme mich in den Augen der gesamten wissenschaftlichen Welt Deutschlands ruiniert hätte, und darum mußte ich an mich halten, um dem neuen Gönner nicht zu sagen, daß es Dinge solcher Art seien, die ihm und seiner Partei den Vorwurf junkerlicher Frivolität zugezogen hätten. Es bedurfte dessen um so weniger, als der Minister auf diesem von mir abgelehnten Vorschlag nicht weiter bestand, sondern sich erbot, eine andere mir gemäße Stellung ausfindig zu machen, sobald der Reichskanzler sich mit meinem Übertritt in den preußischen Staatsdienst „im Prinzip" werde einverstanden erklärt haben. Den Rang eines Geheimen Regierungsrats und ein angemessenes Gehalt glaube er mir auf alle Fälle zusichern und den definitiven Bescheid in etwa zwei Wochen erteilen zu können.

Hätte ich meinen Vorteil wahrzunehmen und das Verlangen Puttkamers auszunutzen verstanden, so wäre mir eine Ratsstelle im Ministerium

des Innern schwerlich entgangen: zwei solcher Posten standen offen, und, wie ich später erfuhr, mit den Herren Freiherrn v. d. Recke (dem späteren Minister des Innern) und v. Bitter (späteren Direktor im Ministerium), die Puttkamer ins Auge gefaßt hatte, waren bindende Abmachungen damals noch nicht getroffen. Ich glaubte besser zu fahren, wenn ich mich nicht allzu begehrlich zeigte; außerdem aber war ich zu deprimiert und von den Aussichten der mir zugedachten Tätigkeit zu wenig erbaut, als daß ich auf eine Ministerialstellung entscheidendes Gewicht gelegt hätte. Wir schieden, indem ich mich verbindlich machte, dem Grafen Frankenberg abzuschreiben und behufs Feststellung eines allenfallsigen Abkommens über 14 Tage wiederzukehren. In meinen Gasthof zurückgekommen, fand ich ein Billett des Hofmarschallamts vor, das mich auf den Nachmittag des folgenden Tages zum Kronprinzen Friedrich beschied. Gelegentlich eines Besuches, den das kronprinzliche Paar 1877 in Hamburg gemacht hatte, war ich den Herrschaften durch den Hofmarschall von Normann als Sekretär des Senats und zugleich als „Freund Gustav Freytags" vorgestellt und von der Prinzessin in ein längeres politisches Gespräch gezogen worden. Man stand damals am Vorabend des russisch-türkischen Krieges, und die hohe Frau wollte meine Meinung darüber kennen lernen, ob dieser Zusammenstoß bereits unvermeidlich geworden sei. Mit der Art fürstlicher Personen leidlich bekannt, hatte ich auf diese von meinen guten Mitbürgern viel besprochene „Auszeichnung" kein Gewicht gelegt, indessen für geboten gehalten, mich bei meiner Ankunft in Berlin „einzuschreiben". Einmal darauf angewiesen, in der preußischen Hauptstadt Fuß zu fassen, mußte ich die Gelegenheit willkommen heißen, dem künftigen Träger der deutschen Krone persönlich bekannt zu werden und den Weg zu Verbindungen geöffnet zu sehen, die unter Umständen schätzbar werden konnten. Dazu kam, daß ich meinen Berliner Bekannten bisher aus dem Weg gegangen war und außer Heyking, mit dem ich an diesem Tage zu Mittag aß, ausschließlich Personen gesehen hatte, von denen ich etwas wollte.

Nachmittags halb sechs Uhr empfing der Kronprinz mich in einem halbdunklen Zimmer, in dessen Mitte ein Tisch stand, an den er sich gelehnt hatte. Der von Kraft und Jugend strotzende Herr im behaglich aufgeknöpften Uniformsrock begegnete mir mit der ihm eigentümlichen gewinnenden Liebenswürdigkeit, sprach von dem gemeinsamen Freunde Freytag, den in Hamburg verbrachten Tagen und den Mitteilungen, welche die Kronprinzessin ihm über das damals geführte politische Gespräch gemacht hatte, und kam sodann auf meine Bücher über Rußland zu sprechen, die er genau zu kennen behauptete. Ohne die Stellung zu verändern, erzählte er von seinem letzten St. Petersburger Aufenthalt, den nicht eben erhebenden Eindrücken, die er von der Beerdigung Kaiser Alexanders II. gewonnen, und von einer längeren Unterredung mit Alexander III., bei dem die Befürchtung vor preußisch-deutschen Absichten auf die Ostsee-Provinzen Liv-, Est- und Kurland damals zur fixen Idee geworden sei. Neuerdings habe es den Anschein gewonnen, daß man sich in St. Petersburg über diesen Punkt zu beruhigen beginne, unbehaglich genug sei die Situation indessen geblieben, und niemand vermöge abzusehen, welchen

Ausgang die gegenseitige Spannung nehmen werde. Ich gab zur Antwort, daß so, wie die Dinge einmal liegen, für uns kein Grund vorhanden sei, der Kriegsmöglichkeit aus dem Wege zu gehen. Noch seien die revolutionären Umtriebe in Rußland nicht zur Ruhe gekommen, noch bestehe in Polen brennende Unzufriedenheit, indessen die russische Militärorganisation unfertig sei und das Selbstvertrauen der Offiziere und Beamten viel zu wünschen übrig lasse. Das alles könne sich aber mit der Zeit ändern und das frühere Sicherheitsgefühl des zarischen Absolutismus wiederkehren. Darnach liege der Wunsch nahe, die Gunst der gegenwärtigen Chancen ausgebeutet und nicht erst die Gesundung Rußlands abgewartet zu sehen. Die Zeit bedeute für Rußland größeren Gewinn als für uns, und ich könne meinesteils nur wünschen, S. K. H. an der Spitze einer siegreichen Armee in Warschau einziehen zu sehen, bevor Rußland auch an diesem Punkte unangreifbar geworden sei. „Ein österreichischer Erzherzog in der polnischen Hauptstadt würde eine erhebliche Verminderung des auf uns geübten Drucks von Osten bedeuten."

Bei diesen Worten fuhr der Kronprinz lebhaft auf. „Nur keinen neuen Krieg," rief er mit erhobener Stimme, „ich habe davon genug gesehen — Sie aber wissen vielleicht nicht, was ein Krieg ist."

Ich erwiderte kurz, daß ich nicht den Krieg als solchen, sondern nur die richtige Benutzung des Augenblicks wünschte, wenn der Krieg einmal unvermeidlich erscheine. Der Kronprinz wiederholte „nur keinen Krieg!" und deutete an, daß ihm die Hinausschiebung kriegerischer Verwicklungen an und für sich als Gewinn erscheine. Dann kam er auf die innere Lage Rußlands zurück, indem er die Frage aufwarf, ob die revolutionäre Bewegung nicht bereits in der Abnahme begriffen sei.

Ich gab zur Antwort, daß die von mir gewonnenen persönlichen Eindrücke nun nahezu zwei Jahre zurückdatierten, und daß damals alle Welt der Meinung gewesen sei, in der bisherigen Weise und nach dem bisherigen System könne nicht weiter gewirtschaftet werden. Derselben Ansicht scheine auch Ignatjew (der damalige, wenig später entlassene Minister des Innern) zu sein.

Nach einigen Bemerkungen über diesen Staatsmann ging der Kronprinz auf die Lage der baltischen Provinzen über, deren Bedrängnisse ihm (wie er sagte) den lebhaftesten Anteil einflößten. — Während er noch sprach, trat die Kronprinzessin ein, die ich der inzwischen zunehmenden Dämmerung wegen nicht gleich erkannte. Sie nahm den Platz neben dem noch immer an seinem Schreibtisch stehenden Gemahl ein, ließ sich dann von dem Gang unseres Gesprächs erzählen, fragte nach verschiedenen mir bekannten Livländern und insbesondere nach dem in Florenz lebenden Kunstkenner Carl Eduard v. Liphart. Ich gab zur Antwort, daß dieser Herr ein Onkel meiner Frau, und daß deren Mutter eine der „neun berühmten Schwestern Liphart" sei, deren Ihre Kaiserl. Hoheit scherzweise Erwähnung getan hätten. Daraus entspann sich ein längeres Gespräch, in welches der Kronprinz wiederholt eingriff, und das sich schließlich auf die Baronin Marie Bruiningk, geb. Fürstin Lieven, die bekannte Teilnehmerin an der Befreiung Kinkels, wandte. Ich erzählte,

daß diese Dame 1849 nach England geflüchtet sei, und daß die livländische Ritterschaftsbank sich auf Grund eines aus St. Petersburg eingegangenen Befehls geweigert habe, die Pfandbriefe einzulösen, aus denen das Barvermögen der Frau v. Bruiningk bestand, und die diese an ein Londoner Handlungshaus verkauft hatte. Zur allgemeinen Befriedigung sei der englische Konsul in Riga, Wyniard Clyton, indessen im Besitz so kategorischer Instruktionen Palmerstons gewesen, daß der die Bruiningkschen Papiere betreffende Befehl wieder zurückgenommen worden sei.

Man wird sich vorstellen können, daß diese mit einigen drastischen Einzelheiten gewürzte Erzählung von der Kronprinzessin mit höchster Befriedigung aufgenommen wurde. Noch sehe ich das anmutige Lächeln vor mir, mit dem sie meine Bemerkung aufnahm, daß der etwas trunksüchtige Konsul Ihrer Britischen Majestät es vor seiner Konferenz mit dem alten Landrat Philipp v. Schultz (dem damaligen Präsidenten der livl. Ritterschaftsbank) gemacht habe wie weiland Sir John Falstaff, als dieser den Vorsatz aussprach, „den Sekt abzutun und säuberlich zu leben, wie ein Edelmann". — Die Unterhaltung nahm so lebhaften Fortgang, daß die allmählich eingebrochene Dunkelheit unbemerkt blieb, und daß ich förmlich zusammenfuhr, als die auf dem Schreibtisch stehende Pendule sieben schlug. Lachend entschuldigte sich der Kronprinz, als seine Gemahlin ihm vorwarf, er habe mir „nicht einmal einen Stuhl angeboten", wir würden einander aber wohl noch öfter sehen. Damit war ich entlassen, um den Rest des Abends einsam im Gasthof zu verbringen und anderen Morgens nach Hamburg zurückzukehren. Der Angelegenheit, die mich nach Berlin geführt hatte, war glücklicherweise mit keiner Silbe Erwähnung getan worden.

Nach Hamburg zurückgekehrt, begann ich die Auflösung meiner dortigen Verhältnisse vorzubereiten. Die Einreichung meines erneuten Abschiedsgesuches verschob ich bis zum definitiven Abschluß mit Puttkamer, mein bevorstehendes Ausscheiden war indessen allgemein bekannt geworden und wurde von der Presse unaufhörlich diskutiert: Zeitungsausschnitte, die sich auf meine Angelegenheit bezogen, gingen mir von den verschiedensten Seiten, selbst aus Frankreich, England und Holland zu. Da, von gewissen russischen Journalen abgesehen, alle Welt meine Partei nahm, brauchte ich mich auf Erörterungen der Sache nicht einzulassen und vermied es, von ihr auch nur zu sprechen. Zum verabredeten Termin begab ich mich abermals nach Berlin und zwar mit dem Nachtzuge. Der Zufall wollte, daß ich dem von einer Geschäftsreise zurückkehrenden russischen Generalkonsul und Legationssekretär Grafen Cassini in Wittenberge begegnete, und daß dieser Gelegenheit nahm, mich zu versichern, er habe von meiner Angelegenheit erst nachträglich Kenntnis erhalten, an ihr keinen Teil genommen, Mengdens Vorgehen mißbillige er, usw. Da Ministerresident und Generalkonsul russischem Brauche gemäß wie Hund und Katze lebten und einander so selten wie immer möglich begegneten, konnte ich das gelten lassen und von dem (mir übrigens nur oberflächlich bekannten) Mann mit einem Händedruck scheiden. Cassini hat in der Folge Karriere gemacht, als Gesandter in Peking ziemlich glücklich operiert und als Lohn

dafür den Botschafterposten in Washington erhalten, Mengden seine Laufbahn als Gesandter in Dresden beendet.

Mein Aufenthalt in Berlin war dieses Mal von kurzer Dauer. Bismarck hatte Puttkamer den telegraphischen Bescheid erteilt, daß ich anzustellen sei, „sobald der russische Rauch sich verzogen haben werde" und der Minister des Inneren daraufhin bestimmt, daß ich am 1. Juli mit dem Rang eines Geheimen Regierungsrats in den preußischen Staatsdienst zu übernehmen und zu meinem Mißvergnügen zunächst dem Berliner Polizeipräsidium zuzuzählen sei. Mit diesem Bescheide kehrte ich nach Hamburg zurück, um unmittelbar darauf meinen Abschied zum 15. Juni zu erbitten. Er wurde mir erteilt, ohne daß meiner Angelegenheit irgendwelche fernere Erwähnung geschah.

Am 16. Juni 1882 reiste ich mit meiner Familie an die Ostsee, um vor Antritt der neuen, nicht eben verlockenden Tätigkeit vierzehn Tage lang Atem zu schöpfen. Gute Freunde hatten sich's nicht nehmen lassen, mir ein Abschiedssessen zu geben, Direktor und Lehrer des Johanneums eine lateinische Adresse gestiftet, die meiner Tätigkeit in der Oberschulbehörde freundliche Anerkennung spendete. Als ich vom Lübecker Bahnhofe auf die Türme der Stadt zurückblickte, die ich während der besten Mannesjahre als zweite Heimat angesehen und als solche herzlich lieb gewonnen hatte, war mir müde und traurig zumute. Ich gedachte des Goetheschen Ausspruchs, nach welchem der Mensch, wenn er in die mittleren Lebensjahre getreten, „wieder ruiniert werden muß", aber auch des Bibelwortes: „Und wenn es köstlich gewesen, ist es Mühe und Arbeit gewesen!"

(Weitere Artikel folgen.)

Theodor Fontane.

Rede bei der Enthüllung seines Denkmals im Berliner Tiergarten am 7. Mai 1910[1]).

Von
Konrad Burdach.

Voller Freude und voller Erwartung sind wir hierher gekommen. Theodor Fontane, den viele unter uns noch persönlich gekannt haben, manche aus näherem Umgang, an dessen Schriften unser Herz hängt, soll heute wieder zu uns treten, leibhaft wie ein Lebender. Hier auf diesem schönsten Platz, den er selber so geliebt hat, im aufquellenden Glanz des Frühlings, den die Wind- und Regenstöße dieses märkischen Maitags nicht verdunkeln können.

Unser Kaiser selbst hat diese Stelle unserm Freunde ausgewählt, und er hat durch die Entsendung seines Vertreters, den wir ehrerbietigst begrüßen, kund gemacht, daß er an unsrer Feier sympathisch Anteil nimmt.

Uns alle beseelt das Gefühl freudigen Dankes und stolzer Genugtuung ob dieser Huld unseres kaiserlichen Herrn, die in so verständnisvoller, in so eindrucksvoller Art echtes Verdienst zu belohnen weiß.

Lassen Sie mich nur den Empfindungen des Augenblicks herzliche und schlichte Worte leihen im Sinne des zu Feiernden, dem alle Feierlichkeit, alle Festrednerei mit klirrendem Pathos oder gar mit Sentimentalität unbehaglich war, und der mit jener scherzend ernsten Selbstironie, die einen Grundzug seines Wesens bildete, bekannt hat, daß er seine Person und sein Wirken nicht habe feierlich nehmen können[2]), und darum hinter mittelmäßigen Leuten habe zurückstehen müssen.

Zwölf Jahre verstrichen, seit Theodor Fontane seine irdische Heimat, Berlin und die Mark Brandenburg, verließ: seine Heimat, die er ihr selber und der Welt zum ersten Male in künstlerischem Bilde vor Augen stellte, als

[1]) Im mündlichen Vortrag blieb reichlich ein Drittel der Rede fort.

[2]) Mit welcher Freude würde Fontane selbst, der „Unfeierliche", der aber doch so schwer litt, wenn er sich umnörgelt oder übersehen sah, die Schar derer gemustert haben, die nun in Sturm und Regen bezeugten, daß dem Dichter auch auf der Höhe des Staates und der Gesellschaft volle Beachtung, Würdigung und Liebe erblühe: die preußischen Staatsminister des Kultus und des Innern mit ihren Geheimräten, der Rektor der Universität, der Bürgermeister von Berlin, die Stadtverordnetenvorsteher und so viele Größen des literarischen, gelehrten, künstlerischen bürgerlichen Berlin, so viele Männer und Frauen aus allen Berufen und Kreisen.

scharfer Beobachter und Belauscher, aber mehr doch als liebender und für sie um Liebe werbender Deuter und Künder ihrer schlichten und so köstlichen Tugenden und Reize. Der Ruhm, dessen Morgenhauch seine letzten Jahre wie Labsal erfrischte, hat seitdem vollen Sonnenglanz über seine Werke gegossen, soweit auf der Erde deutsche Sprache und Dichtung gekannt und gelesen wird. Immer neue Auflagen seiner Schriften, die bei ihrem ersten Hervortreten nur ganz langsam zögernde Beachtung fanden, bezeugen das stete Wachsen seiner Wirkung.

Den Eindruck dieser künstlerischen Wirkung im Bewußtsein der Kulturwelt, das Bild der menschlichen und dichterischen Natur Theodor Fontanes, das sein nichtmehr-irdisches Leben in unsrer Phantasie erzeugt hat, verlangen wir zu sehn, wie es die Hand und der gedankenreiche Geist eines verstehenden Bildhauers liebevoll geformt hat.

Aber da fällt ein Schatten auf unsre freudige Erwartung: dieser Künstler, der Schöpfer des Denkmals, dem unsre Versammlung die Weihe geben soll, Max Klein, hat sein Werk nicht mehr selbst vollendet schauen können. Als ein vom Tode Gezeichneter, unmittelbar nachdem ihm die Gewißheit ward, daß er in wenigen Monaten der entsetzlichsten Krankheit erliegen müsse, die ihn plötzlich wie ein Raubtier aus dem Hinterhalt überfallen, hat er, ohne Zaudern und ohne irgendwelchen äußern Bedingungen und Möglichkeiten nachzufragen, ohne einen förmlichen Auftrag abzuwarten, rein aus innerem Drang die Arbeit aufgenommen und sie mit unerschütterlicher Kraft des Willens durchgeführt bis zum Abschluß des nach dem Urteil sachkundiger Künstler trefflich gelungnen Modells. Die Übertragung in Marmor hat er nicht mehr erlebt: sie erfolgte unter Fritz Schapers pietätvoller Überwachung.

Sie werden nun mit eignen Augen prüfen, wie weit es dieser der Vernichtung trotzenden Künstlerseele noch gelungen ist, ihrer letzten und vielleicht tiefsten Konzeption Leben einzuhauchen.

Als Spaziergänger hat Max Klein den Dichter darstellen wollen: nicht auf einer weit reichenden Wanderung (das zeigt das Fehlen von Mantel und Ränzel und jeder touristischen Ausrüstung), vielmehr auf planlosem Weg in diesem Revier des Tiergartens, das er im Leben so oft besuchte. Wir sollen ihn sehn, wie er im Dahinschlendern einen Augenblick stehn bleibt, mit abgenommenem Hut, den Stock in der Rechten leicht aufgestemmt und sich rückwärts darauf lehnend, ein leichtes Tuch über die Schulter gehängt, die Schutzhülle gegen Erkältung, die er, vielleicht unter Nachwirken des ererbten südländischen Bluts, sicher aber als weiser Kenner des märkischen Klimas, Zeit seines Lebens fürchtete. Der Dichter hält inne im Gehn, vielleicht um ein wenig zu rasten oder auch nur Atem zu schöpfen, vielleicht weil seine Beobachtung durch irgend etwas gefesselt ist. Aufmerksam, fast nachdenklich, blickt er vor sich wie lauschend ins Weite. Auf seinem Gesicht mit den wohlbekannten Zügen der Herzensgüte liegt ein leises Lächeln, aber auch ein ganz leichter martialischer Anflug. Seine Augen haben den liebenswürdig freien Blick und doch auch einen Hauch von träumerischem Ausdruck. Die ganze

Erscheinung in Haltung, Kleidung, Barttracht eine Mischung von Lässigkeit und soldatischer Straffheit: eine Vereinigung scheinbarer physiognomischer Gegensätze.

Wir kennen diesen Spaziergänger mit dem spähenden Auge und dem lauschenden Ohr des Poeten und des Geschichtsfreundes, der erst auf Schottlands und Englands von Ballade und Sage umwobenem Boden aus den tiefen Eindrücken der großen see- und flußreichen Landschaft und des in alter ruhmvoller Geschichte wurzelnden flutenden Menschenlebens, dann aus allen Teilen der heimatlichen Mark und endlich von den Werkstätten unsers nationalen Schicksals, von den drei Kriegsschauplätzen der Jahre 1864, 1866, 1870/71 greifbare, lebenatmende Bilder der Landschaft, der geschichtlichen Vergangenheit, der gegenwärtigen Kultur und ihres bewegten Werdens in Frieden und Krieg, prächtig sprechende Anekdoten, prägnante Genrebilder und runde Menschenexistenzen in unerschöpflicher Fülle erlauscht und geschaut hat und uns mit ihm schauen und vernehmen läßt. Aber mit nichten hat der Bildhauer bloß den Dichter in seinen tatsächlichen Reisen und Wanderungen versinnlichen wollen. Er glaubte in diesem Bilde vielmehr den symbolischen Ausdruck von dessen ganzem Wesen und künstlerischer Art geben zu können.

Dem Fußgänger allein *gehört* die Welt im Sinne jener Überzeugung Fontanes: „Die Dinge an sich sind gleichgültig, alles Erlebte wird erst was durch den, der es erlebt." Und der Fußgänger allein gehört *sich selbst*. Dies aber ist nach Fontanes Meinung „der einzig begehrenswerte Lebensluxus, dem freilich die moderne Menschheit ein Plüsch-Ameublement vorzieht". Der Spaziergänger bleibt Herr in jedem Augenblick, da er Eindrücke mit empfänglichem Gemüt einsaugt. Weg und Zeitmaß seines Ganges hängen ab von der eignen momentanen Laune und Stimmung. Er besitzt in Wahrheit „Frieden und Freiheit, was — nach Fontanes Wort — allein echtes Glück verleiht".

Fontanes Leben und Kunst hat in der Tat etwas Spaziergängerisches. Er ist, im wesentlichen Autodidakt, zu seiner Bildung und zu seinem Wissen, die auf allen Gebieten höchst respektabel waren, so sehr er es liebte, mit geringschätziger Miene davon zu reden, auf zufälligen Wegen gelangt, ohne Absolvierung einer höheren Schule, ohne Staats-Examina, ohne akademisches Studium. Sein ganzes Leben verlief ohne vorgefaßten, festgehaltenen Plan, in Bahnen, wie sie Gelegenheit und Neigung ihm wiesen. Er hatte und suchte keinen Rang oder Titel. Er hatte kein Amt. Als er, um seine äußre Existenz sorgenfrei zu gestalten, sich hatte bestimmen lassen, das Sekretariat der Akademie der Künste anzunehmen, da fühlte er sich von dem bureaukratischen Zwang und dem Joch der geschäftlichen Schreiberei erdrosselt, fürchtete tiefsinnig zu werden und zerriß nach wenigen Monaten die Fesseln, in einem wahrhaft ergreifenden Konflikt mit seiner Frau, die zunächst den Standpunkt der Hausmutter nicht zu verlassen fähig war. Fontane aber atmete auf wie ein Geretteter und zog neu gestärkt, ob auch voller Angst und Sorge, auf ungewissen Pfaden weiter.

Der Lebenssaft seiner Begabung stammt aus diesem ungebundnen Spaziergängertum seines Wesens. Sein köstliches Fabulieren, dem tausend Beob-

achtungen und Einfälle, Schnurren und Schwänke jeden Augenblick bereit stehn, scheint ihm zuzuströmen wie dem im Freien Ausschreitenden die frische Luft. Seine Erzählung wandelt dahin, leicht, beweglich, rhythmisch elastischen Gangs, ohne rhetorisches, sentimentales, gelehrtes Gepäck. Meister im anmutigen Plaudern, wird er zum Klassiker des modernen deutschen Briefs, der völlig zwanglos sich gehn läßt, um sich mitzuteilen, und dabei spielend sachliche Aufschlüsse, Belehrung, Anregung, lustige Prägungen des natürlichen Mutterwitzes und tausend Sprühteufelchen seines ironischen Temperaments wie von ungefähr mitspazieren läßt.

Als Rezensent reiste er durch die Welt der Bühne mit der Neugier eines genußfrohen, ungefällige Eindrücke gutgelaunt abwehrenden Entdeckers. Er wollte „immer nur den Ausdruck eines Gefühls geben, oft widerstreitender Empfindungen". Und dieser Reisende im Reiche des Theaters, dieser „Theater-Fremdling", wie er selbst scherzend, doch nicht ganz ohne Grund, die Chiffre „Th. F." in der Unterschrift seiner Kritiken auflöste, bewegte sich in einem äußerst saloppen Aufzug: nicht in der Gala des akademischen Ausdrucks und der üblichen souveränen Kritiker-Unfehlbarkeit, sondern im Alltagsgewand einer Causerie, die sich ungescheut an scharf beleuchtenden Fremdworten und drastischen Wendungen der Haussprache oder an schlagenden Bonmots einer losen Zunge gütlich tat.

Wie der rechte Spaziergänger gern nach Kleinigkeiten sich bückt, nach Blumen, Kräutern und Steinen am Wege, so ziehn den Romandichter Fontane besonders an das kleine Glück und die kleinen Schicksale, die unscheinbaren, anspruchslosen Existenzen, die unbedeutenden Charaktere, und überall das Aparte, Absonderliche, Wunderliche, selbst das Groteske, wo es aus der Sonderart echter Natur hervortritt. Und die Darstellung dieser Romane geht still und ruhig dahin, ohne Hinausschreien des Gefühls: nicht auf Stelzen, nicht in der Prachtkarosse des falschen Idealismus, der verlogenen Romantik, nicht auf dem Kothurn der Phrase halbwahrer Gefühle, nicht im „Weitsprung", sondern schreitend auf guten festen Füßen und in bequemen Schuhen. Daher kommt es aber auch, daß die Technik seiner Romane stets lässig blieb, daß ihrer Komposition Einheit, Geschlossenheit, harmonische Gliederung der Teile fehlt. Es überwucherte darin die Episode, das Genrebild, Gespräch und Briefeinlagen, epigrammatische Sentenzen, Aperçus und Klassifikationen eines unersättlichen Menschenstudiums. Gerade wie der sein Behagen auskostende und als Spaziergänger Wandernde nach Belieben in gemütlichem Quartier Station macht oder in anregendem Gespräch sich festschwatzt — gegen den Reiseplan. Es ist echteste Spaziergängerweisheit das köstliche Paradoxon des Künstlers Fontane: „Steckt was drin im Nebensächlichen, dann ist es die Hauptsache, denn es gibt einem dann immer das eigentlich Menschliche". Die Handlung, die Erfindung der Fabel, alle romanhaften Effekte werden ihm je länger je mehr gleichgültig. Das eigentlich Menschliche allein sollen diese Romane geben und sie erreichen es vornehmlich auf solchem Wege, daß sie einer der besten Kenner und Charakterisierer von Fontanes Kunst „psychologische Reisebilder in Romanform" nennen konnte.

Aber in diesem launischen, Einfall und Stimmung folgenden Spaziergänger Fontane steckt auch ein ganz entgegengesetztes Element. Und gerade dieses hat der Bildner des Denkmals sinnreich herausarbeiten wollen.

Der scheinbare, durchs Leben und Dichten schlendernde Bohémien besaß ein seltenes Maß von Energie und Selbstzucht, einen unermüdlichen, ja ich muß sagen: einen geradezu heroischen Trieb zur Arbeit, zur soliden Pflichterfüllung, zum opferbereiten Erwerb für Frau und Kinder, einen geheimen, tief innerlichen Drang zur Ordnung und Gesetzlichkeit.

In dem glücklichen Ausgleich der beiden gegensätzlichen Anlagen von Fontanes Natur liegt — wie es scheint nach einem fast allgemeinen Gesetz menschlicher Größe — das Geheimnis seiner Persönlichkeit wie der Wirkung und Dauer seiner Kunst.

An dem unglücklichsten und zugleich doch herrlichen Wendepunkt seines Lebens, wo er sein Amt niederlegt und dadurch seinem geliebten alten Kaiser, seiner Frau, seinen Kollegen und Freunden als frivoler, pflichtvergessener Narr erscheinen muß — aus Pflichtgefühl gegen sich selbst, offenbart sich das Geheimnis seines menschlichen Wesens. Und in der Art, wie er, den man den ersten konsequenten Realisten der deutschen Literatur genannt hat, er, der von Grund aus subjektive Schriftsteller, weder dem Realismus noch dem Subjektivismus sich gefangen gibt, sondern beide mit einander durchdringt und über beide gebietet kraft eines geheimen Vermögens, das ihm angeboren war, offenbart sich das Geheimnis seiner Kunst. Sie, die gegen konventionelle Stilisierung, gegen den „großen Stil" Front macht, wirkt und dauert, weil sie selber Stil hat. Den echten lebendigen Stil, der aus der Sache und der Persönlichkeit kommt.

Schon die straffe Zügelung in den Jugendballaden, dann die formvolle Formlosigkeit seiner schottisch-englischen und märkischen Wanderungen, endlich die reifende Kunst der im Herbst des Lebens entstandnen Romane und die meisterhafte Gestaltung seiner späten anekdotisch-historischen Genrebilddichtung wachsen aus einer unerhörten Konzentration der innern Anschauung der Dinge und Menschen. Eine ungeheure Fülle persönlicher, zufälliger, augenblicklicher, vibrierender Eindrücke und Konzeptionen gebändigt und mit dem Stempel des Bleibenden geprägt durch eine eminente Kraft des Sichzusammenraffens: daher stammt Fontanes Meistertum.

Der Sohn der französischen Kolonie fühlte sich zu Zeiten als verwunschenen Prinzen: aus dem Sonnenland der Gascogne versetzt in die Bezirke der Kiefer, des Nebels und der kalten Winde, aus dem Genieland der großen Entwürfe und phantasievollen Träume in das nüchterne Berlin, in die Dürftigkeit und Formlosigkeit einer kleinbürgerlichen Existenz. Aber solche Stimmungen bezwang stets sein unerstickbarer Drang, in der von Gott ihm gewiesenen Zeit und Umgebung auszuharren und dort seine Kräfte zu entfalten. Jenseits des Tweed weckte ihm auf der Höhe seines Mannesalters ein schottisches Seeschloß die Sehnsucht nach den landschaftlich verwandten Seen und Wäldern der märkischen Heimat und erregte den Wunsch, ihre Ebenbürtigkeit zu zeigen. Aller italienischen Herrlichkeit gegenüber empfand er

auf dem Abstieg des Lebens, daß seine „bescheidene Lebensaufgabe nicht am Golf von Neapel, sondern an Spree und Havel, nicht am Vesuv, sondern an den Müggelbergen liegt", und so zog es ihn „an die schlichte Stelle zurück, wo seine Arbeit und in ihr seine Befriedigung" lag. Er erkannte sich für seine Person als „ausgesprochen nicht-südlich" und fand, ein Wort A. W. Schlegels über Fouqué auf sich anwendend, daß die Magnetnadel seiner Natur nach Norden zeige.

Er war ein diesseitiger Mensch, und ihm war die Freiheit das Köstlichste. Aber der Mann von heute, der Dichter der zukunftshungrigen Großstadt kannte und ehrte, rückwärts gewandt, das Gestern. Der Verfechter persönlicher Autonomie achtete und schützte die menschliche Gebundenheit in den Ordnungen von Staat und Heer. Seine Schriftstellerei predigt Liebe und Ehrfurcht für den Boden, darauf wir wandeln. Für die Mutter Erde, aus der wir stammen, und die uns am Ende unsrer Tage zurückfordert, die uns erquickt und erbaut durch herbe Schönheit der uns umgebenden Natur. Ehrfurcht und Liebe für die großen geschichtlichen Taten und Personen, die unsers Volkes und unseres Staates Gegenwart und Zukunft bestimmen. Ehrfurcht und Liebe aber auch für die Lebensfülle und gärende Entwicklung unserer Zeit. Ehrfurcht und Liebe vor allem für die Mächte unsers *inneren* Lebens. Der skeptische und satirische Realist des Berliner Romans bleibt „felsenfest" überzeugt, „daß es in aller Kunst, wenn sie mehr sein will als Dekoration (und sie *soll* nach Fontanes Willen mehr sein!), doch schließlich auf etwas Seelisches, zu Herzen Gehendes ankommt", und erstrebt statt der äußern Schönheit die innere. Der Gönner des deutschen Naturalismus der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts behält im Grunde immer etwas von dem „Noeler" seiner Berliner Jugendzeit, an den die Unterschrift „Noel" noch seiner späten Freundesbriefe erinnert, der gleich seinem lieben Doppelgänger Fritz Katzfuß wachend von himmlischen Mächten träumt, Goethes Gedichte als Lebenströster mit sich führt, sein Bestes aus den Poeten gelernt hat und mit halb geschlossenen Augen in die Welt horcht, wie ihn die prächtige Radierung von englischer Freundeshand im Jahre 1844 darstellt. Der Fünfundzwanzigjährige, der als Freiwilliger, unmittelbar vom Postenstehen weg, sich vierzehntägigen Urlaub zu erwirken weiß und nun ohne Gepäck, ohne Plaid, ohne Reisedecke einzig in der Militär-Kommißhose und im braunen Röckchen die Reise nach London wagt, wo er, am tiefsten ergriffen durch ein kleines Bild der Maria Stuart, den Grund legt für sein lebenslängliches Studium menschlicher Lebensfülle in ihrer echten Realität, und der Fünfzigjährige, der als preußischer Kriegsberichterstatter sich unwiderstehlich getrieben fühlt, mitten in Feindesland der Jungfrau von Orleans Geburtsort zu besuchen, dort von Franktireurs gefangen und durch die Militärgefängnisse von halb Frankreich geschleppt, unter allen Gefahren und Aufregungen, moralischen und physischen Qualen klaren Kopf, die Energie geschickter Selbstverteidigung, Würde und Menschenliebe und die Kraft erstaunlich treuer Beobachtung der Landschaft, der örtlichen Verhältnisse und aller Personen sich bewahrt, wie das sein unvergleichliches Büchlein „Kriegsgefangen" entzückend offenbart, — sind sie nicht beide ein und derselbe alte liebe „Noeler", derselbe Fritz Katzfuß, derselbe Briefschreiber „Noel" und

zugleich doch auch der eiserne Arbeiter, der die Nächte durch ums Brot schreibt und mit nie nachlassender Anspannung in scharfer, doch gezügelter Fahrt dem höchsten Ziel der Kunst zustrebt? Auch seine Romane, die ja erst sein Alter hervorbrachte, verleugnen bei aller Sachlichkeit nicht ganz den jugendlichen Träumer Noel. Wohl sind sie nur für reife und starke Geister. Sie beschönigen nichts, sie färben nichts. Sie zeigen das Leben als das, was es ist: etwas verteufelt Ernstes. Aber ihre Anwandlungen von Fatalismus kleiden sich mehrfach in romantische Spuksymbolik, die an E. Th. A. Hoffmann und Storm anklingt. Und über den Schauder vor den Dämonen, die mit Herzen und Geschicken würfeln und so oft zu tragischer Vernichtung, zu sittlichen Katastrophen oder Selbstmord treiben, über Spuren müder Resignation und Daseinsverachtung hebt in diesen Romanen des unbestechlichen Welt- und Menschenkenners stets die sonnige Güte seines milden Herzens hinweg, die allen Sündern verzeiht, weil sie auch in den Irrungen und Wirrungen des Menschen noch den Nachklang seiner vom Göttlichen stammenden, zum Göttlichen sich sehnenden Natur erschaut; und in der objektiven Beobachtung und Schilderung problematischer oder verwerflicher Dinge verscheucht zuletzt immer das liebe wehmütig ironische Lächeln des sanguinischen Optimisten, das Lächeln der Menschenliebe und des Bewußtseins der allgemeinen Menschenschwäche die Wolken des Zweifels und der Enttäuschung, alles Düstere und alles Niederbeugende.

Die Nachkommen der französischen Emigranten haben ihrem neuen Vaterland redlich gelohnt durch Bürgertugend, Gewerbfleiß, Geschicklichkeit im Technischen, durch äußere Kultur. Theodor Fontane vergalt, was seine Ahnen dem preußischen Staat dankten, mit mehr als Zinseszins. Seine Schriftstellerei säte bei uns das, was dem jungen Kaiserreich und seiner auf kulturarmem Kolonialboden gelegenen Hauptstadt am meisten nottut: „Freiheit, Liebenswürdigkeit und die rechte Liebe überhaupt", die innere Lebenskunst, die geistige Kultur. Er schuf dem disparaten Volksgemengsel dieses großen Emporkömmlings Berlin ein Gegengewicht: die Heimatkunst. Er hat in seinen Reisebildern, in seinen Briefen unsre Armut mit mütterlicher Fürsorge an dem gediegnen Reichtum der alten, seit mehr als drei Jahrhunderten ungestört fortgebildeten Kulturen Englands und Frankreichs gemessen und dadurch das Verlangen geweckt und gestärkt nach einer eigenen Form des modernen deutschen Lebens, deren Grundlage das von ihm eingeschärfte Gebot ist: Lerne kennen und halte fest, was du an Edlem, Schönem in Natur und Kultur besitzest und baue darauf weiter! Er hat dieses Gebot nicht bloß durch Worte, er hat es auch durch die Tat ins Leben übertragen wollen: als einer der Ersten, schon im Jahre 1868, hat er für das heranwachsende Deutschland ein großartiges Museum seiner nationalen Kultur erhofft und in sich den Mut gefühlt, der Organisator und Leiter einer solchen Sammlung des angestammten Bildungsschatzes zu werden.

Fontane hat die charakteristischen Typen und Individuen der sozialen Klassen unserer engern und weitern Heimat lebendiger und treffender geschildert, als es je zuvor geschah: wundervoll vor allem den brandenburgischen Adel auf seinen Schlössern vor dem Sturm der Freiheitskriege in jenem ersten und

trotz technischen Mängeln unvergänglichsten seiner Romane, diesem Schmerzenskind der unglücklichsten, ja der wahrhaft tragischen Zeit seines Lebens, köstlich greifbar auch sonst altes und neuestes märkisches Junkertum oder das Honoratiorenpublikum von Swinemünde, die Bourgeoiswelt und die Deklassierten Berlins. Diese feinen Differenzierungen seiner sozialpsychologischen Darstellungskunst haben zwar die Tendenz, feste Grenzen im Organismus unsrer Bevölkerung sichtbar zu machen, deren Vernachlässigung oder Unterschätzung Mißverhältnisse, Mißehen z. B., schafft mit dem Keim von Katastrophen. Aber er will mehr. Diese ernsten und humoristischen Bilder dienen doch dem höhern, dem eigentlichen Ziel des Dichters Fontane, der auch satirisch lächelnd, auch als Schalk und Spötter das Evangelium des gemeinsam Menschlichen, der Echtheit und Lauterkeit, Ehrlichkeit und Tapferkeit der heiteren Freiheit des Gemüts verkündet.

Der Wandel Fontanischer Kunst, durch den der Bewundrer Platens, Lenaus, Herweghs, der Schüler von Scotts Balladen und historischen Romanen, von Percys echten Reliques alter englischer Volksdichtung, der mit Strachwitz, Geibel und Storm Wetteifernde, der Dichter des „Archibald Douglas" und der Ziethen- und Seydlitz-Lieder zum Schöpfer des realistischen Zeitromans „Stechlin" wurde, spiegelt ein halbes Jahrhundert deutscher Entwicklung wieder. Die zweite Hälfte jenes Jahrhunderts, das wir nicht „das nie genug zu verdammende" schelten, sondern mit Fontane lieben und ehren als das Zeitalter, da Deutschland ein Mann, ein Mann der Tat ward, der sich seinen Platz in der Welt sicherte und daheim auf eigenen Füßen stehen lernte.

Unter den Führern der geistigen Entwicklung dieser Epoche gebührt Theodor Fontane ein Platz in einer Reihe mit Bismarck und Adolf Menzel: nicht als einem Ebenbürtigen, aber als einem innerlich Verwandten.

Die Drommeten sollen schmettern, wenn die Hülle von diesem Standbild Theodor Fontanes sinkt. Sie sollen es hinausrufen in die große Stadt zu all den Tausenden, die in redlicher Arbeit die Woche über sich mühn und an den Sonn- und Festtagen zu Fuß und zu Schiff durch die märkischen Wälder und über die märkischen Seen dahinziehn auf Fontanes Spuren, und ihnen allen sollen sie melden, was dieses Denkmal bedeutet. Es ist keine marmorne Illustration zur deutschen Literaturgeschichte. Es ist etwas, wovon ich nun doch — ich kann mir nicht helfen! mag Fontanes Geist mich auch ironisch am Ohr zausen! — mit Feierlichkeit reden muß.

Hier steht von der Hand eines Künstlers geformt, der selbst als ein Held dem Tod den Siegeskranz abrang, das Monument eines modernen Dichters, der wie kein zweiter preußisches Heldentum, die Ruhmestitel preußischer Könige und ihrer Armee, der die Arbeit des preußischen Volkes verkörpert hat.

Schaut auf ihn! Diesen Bürger der Stadt Berlin aus der Zeit ihres Emporschnellens zur Reichshauptstadt und zur Weltmetropole! Schaut auf ihn, den Sohn der Grafschaft Ruppin, den Sprößling tapfern Hugenotten-Bluts! Das alte Märchen von der Erbfeindschaft der französischen und der deutschen Nation und das jüngere von der Gegnerschaft englischer und deutscher Kultur hat seine Person und sein Schaffen widerlegt, die ihr Bestes der Mischung aus den Bildungsschätzen der drei Weltnationen danken.

Schaut auf ihn! Denn er ist Fleisch von unserm Fleisch. Treu und eindringlich, feinsinnig und edel hat er die deutsche Heimat und deutsche Eigenart begriffen und geliebt, gehegt und gefördert. Kenner und Freund der Weltkultur, hat er uns eingeprägt die Sehnsucht nach der geistigen nationalen Einheit, hat er unserm durch soziale und konfessionelle Gegensätze zerklüfteten Volk die Grundkräfte des deutschen Wesens lebendig vorgeführt, darin die Getrennten eins sind und sich eins fühlen sollten, und so über den Parteien das Ideal aufgepflanzt des versöhnenden Ausgleichs im Menschlichen.

Er steht hier im alten Berliner Tiergarten, weil er in langen Jahren ein Berliner Kind, ein Berliner Poet geworden war, weil er hier einst im Jahre 1853 dem Holsteiner Theodor Storm gegenüber „die Berliner Luft" und die sittlichen Kräfte Berlins in Schutz genommen hat mit den Worten:

„Wir haben uns wie Franz Moor nie mit Kleinigkeiten abgegeben, aber wenn es wieder die großen und ewigen Dinge des Lebens gelten wird, Freiheit (nicht das Barrikadenkind), Unabhängigkeit, Glauben, Sitte, Familie, dann werden wir auf dem Platze sein, wie's unsere Väter gewesen, und den Beweis führen, daß wir fürs Leben auch zu sterben wissen."

Er steht hier in Berlin, weil, als dieser Beweis erbracht war, er dreimal den durchs Brandenburger Tor heimkehrenden Berliner Truppen das prachtvolle Triumphlied sang, weil er den alten Fritz, Kaiser Wilhelm und Bismarck aus der familiären Verehrung und Liebe der Berliner mit Herzenslauten und unübertroffener Kraft der Charakterisierung gefeiert hat. Weil er das große deutsche Wort gesprochen hat: „Allen möglichen Balladenrespekt vor König Erich und Herzog Abel, vor Bornhöved und Hemmingstedt, aber neben Hochkirch und Kunersdorf, ich nehme mit Absicht Unglücksschlachten, weil wir uns diesen Luxus leisten können — geht doch dieser ganze Kleinkram in die Luft." Weil er im harten Kampf seines Lebens all seine Liebe und Treue und alles Beste seines Könnens jener aufsteigenden Größe unseres deutschen, insbesondre unsres brandenburgisch-preußischen Vaterlands geweiht hat, als deren Ausdruck und Träger das neue deutsche Kaisertum entstanden ist. Und darum steht er hier, nicht weit von dem blumenumpflanzten Bilde der Königin Luise, wo er bei den Springspielen zierlicher Mädchenfüße so gern das Ergrünen des Berliner Maifrühlings genoß, nicht weit von der ernsten Gestalt des Gemahls der unglücklichen Königin, nicht fern auch von der langen Reihe brandenburgischer und preußischer Kurfürsten und Könige, deren Persönlichkeiten und Taten er kannte in allen ihren Eigenheiten wie kaum ein Zweiter.

Wenn Theodor Fontanes echtes Bild, wie es Max Klein zu bilden unternahm, sich entschleiert, dann soll man die Fanfare blasen! Dann soll der alte Friderizianische Kriegsmarsch erschallen, dem Berliner Poeten und Journalisten zu Ehren. Sein Wort und sein Wesen hat uns gestärkt, fürs Leben zu sterben. Er hat uns aber mit seinem Wirken und mit seinen Schriften auch die schwerere Kunst gelehrt: fürs Leben zu leben! Und stärker als der Klang eherner Instrumente tönt aus seiner Lehre die Fanfare der ewigen Freude: Mensch zu sein.

Was ist im Christentum buddhistischer Herkunft?

Von
Richard Garbe.

Wenn ich zu der viel behandelten Frage nach dem Einfluß des Buddhismus auf das Christentum das Wort ergreife, so geschieht es hauptsächlich, um einen Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen, der meines Wissens bisher keine Beachtung gefunden hat. Das ist die wesentliche Verschiedenheit der angeblich buddhistischen Elemente in den kanonischen Evangelien und der wirklich buddhistischen Elemente in den apokryphen Evangelien. Die Erzählungen der kanonischen Evangelien, die an buddhistische Erzählungen anklingen, tragen nicht einen spezifisch buddhistischen oder überhaupt spezifisch indischen Charakter; ihre Entstehung ist auch ohne die Hypothese indischer Herkunft vollkommen verständlich. Wogegen die Geschichten der apokryphen Evangelien, zu denen sich Parallelen in der buddhistischen Literatur finden, die echten Züge der indischen Märchenwelt aufweisen. Warum findet sich Ähnliches nicht im Neuen Testament? Dieser durchgreifende Unterschied scheint mir für die Klärung der Sachlage von entscheidender Bedeutung zu sein. Ich habe hiermit gleich im Eingang meiner Ausführungen angegeben, was von ihnen zu erwarten ist, weil ich der Annahme vorbeugen wollte, daß dieser Aufsatz sich den zahlreichen Versuchen anreihe, das Neue Testament zu „buddhisieren".

Die Ähnlichkeiten zwischen buddhistischen und neutestamentlichen Geschichten haben einen Tummelplatz des Dilettantismus geschaffen, auf dem seit langer Zeit ein fröhliches Leben herrscht. Man erklärt dort alles Ähnliche für entlehnt und fragt nicht, wann etwa die herangezogenen buddhistischen Texte verfaßt worden sind, ob überhaupt die historische Möglichkeit der Entlehnung gegeben ist, ob die Einzelheiten der Parallelen von der Art sind, um den Gedanken eines äußeren Zusammenhangs zu rechtfertigen, und ob nicht die Verhältnisse in Indien und Palästina sich so weit ähnlich gewesen sind, daß naturgemäß auch einzelne Gedanken und Erzählungen trotz unabhängiger Entstehung eine gewisse Ähnlichkeit zeigen.

Nicht selten ist ferner das Problem so behandelt worden, als ob durch seine Lösung der Wert von Christentum und Buddhismus berührt werde. Durch diesen Standpunkt war die Vorurteilslosigkeit ausgeschlossen, die eine Grundbedingung aller wissenschaftlichen Arbeit ist, und an ihre Stelle war

die Tendenz getreten, je nach der religiösen Stellung des Autors das Christentum entweder als frei von buddhistischen Einflüssen oder unter solchem Einfluß stehend zu erweisen. Und doch handelt es sich in Wahrheit nur um Dinge, die für das Wesen beider Religionen vollkommen belanglos sind. Weder Christentum noch Buddhismus haben durch die Beantwortung der Frage nach ihrem Zusammenhang irgend etwas zu gewinnen oder zu verlieren. Die ganze Frage hat keine religiöse, auch keine ethische, sondern lediglich literargeschichtliche Bedeutung.

Unter den obwaltenden Umständen ist zunächst ein Wort über die Literatur zu bemerken, die bei einer Beschäftigung mit dem Gegenstand Berücksichtigung verdient. Trotz der Massenproduktion auf diesem Gebiete kommen da nur wenige Werke und Abhandlungen in Betracht.

Das Verdienst, die Behandlung des Themas in wissenschaftliche Bahnen gelenkt zu haben, gebührt Rudolf Seydel. In seinen beiden Büchern „Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre" (Leipzig 1882) und „Die Buddha-Legende und das Leben Jesu nach den Evangelien" (Leipzig 1884, 2 Aufl. Weimar 1897) hat Seydel geglaubt, den Einfluß des Buddhismus und zwar literarischer buddhistischer Quellen auf die Evangelien feststellen zu können, und hat dafür ebensoviel enthusiastischen Beifall als entschiedenen Widerspruch geerntet. Daß Seydel mehr hat beweisen wollen, als beweisbar ist, wird heute auch von den Anhängern der Entlehnungshypothese nicht bestritten. Aus der auf seine Bücher folgenden Literatur verdienen wegen ihrer wissenschaftlichen Methode uneingeschränkte Anerkennung die Schriften von G. A. van den Bergh van Eysinga „Indische Einflüsse auf evangelische Erzählungen" (2. Aufl., Göttingen 1909)[1]) und von dem Amerikaner Albert J. Edmunds „Buddhist and Christian Gospels, now first compared from the Originals . . . Edited with English notes on Chinese versions dating from the early Christian centuries by Prof. Masaharu Anesaki" (4. Aufl. Philadelphia, Bd. I 1908, Bd. II 1909). Schon das erste und noch mehr das zweite dieser beiden Werke stellt eine Art Rückzug von dem Standpunkt Seydels dar; aber beide vertreten, wenn auch in dem zweiten das Entlehnungsproblem als etwas Nebensächliches erklärt wird, die Abhängigkeit der Evangelien von buddhistischen Vorbildern. Von Schriften, die den entgegengesetzten Standpunkt zur Geltung bringen, wären als besonders wertvoll und besonnen zu nennen die Abhandlungen von Louis de la Vallée Poussin „Le Bouddhisme et les Évangiles Canoniques à propos d'une publication récente" (gemeint ist die dritte Auflage des eben genannten

[1]) Als ein besonderes Verdienst dieser Arbeit ist zu schätzen, daß in ihr (S. 106—115) die ganz in der Luft schwebende Seydelsche Hypothese von einem buddhistisch gefärbten christlichen Evangelium, das die Verfasser der kanonischen Evangelien neben ihren anderen Quellen benutzt haben sollen, abgelehnt ist: daß überhaupt keine Abhängigkeit evangelischer Erzählungen von buddhistischen Schriften, sondern nur von mündlich überlieferten buddhistischen Stoffen wahrscheinlich zu machen gesucht wird. Ein Jahr vor dem Erscheinen der ersten Auflage hatte schon Otto Pfleiderer in seiner Schrift „Das Christusbild des urchristlichen Glaubens in religionsgeschichtlicher Beleuchtung" (Berlin 1903) einen ähnlichen Standpunkt vertreten.

Werkes von Edmunds; „Revue biblique," Juillet 1906); von Ernst Windisch „Die vergleichende Wissenschaft", Kapitel XII in „Buddhas Geburt und die Lehre von der Seelenwanderung" (Leipzig 1908, S. 195—222), und von Otto Wecker „Christus und Buddha" (2. Auflage, Münster 1910).

Besondere Beachtung gebührt ferner einem Artikel „Christ in India", den der amerikanische Sanskritist E. Washburn Hopkins, der Nachfolger W. D. Whitneys auf dem indologischen Lehrstuhl der Yale-Universität, in seinem Buche „India old and new" (New York, London 1901) veröffentlicht hat. Dieser Artikel zerfällt in zwei Teile von ungleichem Wert. In dem ersten, dessen Inhalt man nach dem Titel der Abhandlung dort nicht zu finden erwartet, untersucht Hopkins die Parallelen zwischen Christentum und Buddhismus in so vorsichtiger und einleuchtender Weise, daß ich mich mit diesen Ausführungen in der Hauptsache einverstanden erklären kann. Anders verhält sich das mit dem zweiten, von den Beziehungen zwischen Christentum und Krischnaismus handelnden Teile, der mir eine eingehende Nachprüfung zu erfordern scheint. Auf diesem Gebiete bin ich zu wesentlich anderen Ergebnissen gelangt als Hopkins, und da ich insbesondere christlichen Einfluß im Krischnaismus und in verwandten indischen Religionen erst in erheblich späterer Zeit finde als er, da ich zudem in diesem Abschnitt die wissenschaftliche Gründlichkeit des sonst so ausgezeichneten amerikanischen Gelehrten vermisse, so beabsichtige ich, mich an anderer Stelle mit dem zweiten Teile von Hopkins Abhandlung auseinanderzusetzen.

In seinen klaren Ausführungen kommt Windisch zu dem Resultat, das jeder ruhige und unparteiische Beurteiler dieser Dinge unterschreiben kann: „Die Parallelen zwischen Buddhismus und Christentum soll man sich allerdings nicht entgehen lassen, aber das Wort Parallelen in dem Sinne verstanden, den es eigentlich hat: „Linien, die sich nicht berühren und nicht schneiden". Und mit Bezug auf die dem Buddhismus verwandten Gedanken und Erzählungen, die bei aller prinzipiellen Gegensätzlichkeit von Christentum und Buddhismus in den neutestamentlichen Schriften erscheinen, sagt er: „Was geschehen ist, kann vielleicht dahin formuliert werden, daß auch Ideen und Stoffe, die in den philosophischen Anschauungen der Zeit und in anderen Religionen ihren Ursprung haben und in Umlauf gekommen waren, den christlichen Ideen dienstbar gemacht worden sind"[1]). Das ist das Äußerste, was den Vertretern buddhistischer Beeinflussung zugegeben werden kann. In Wirklichkeit ist bis jetzt keine Beeinflussung der neutestamentlichen Schriften durch buddhistische Lehren oder Erzählungen erwiesen[2]). Um das klar zu machen, will ich kurz auf diejenigen Parallelen eingehen, die hauptsächlich wegen des Alters der entsprechenden buddhistischen Erzählungen als die beweiskräftigsten im Sinne der Befürworter buddhistischer Originalität und christlicher Unursprünglichkeit zu bezeichnen sind.

[1]) Ähnlich Hopkins, S. 136, 143, 144, 168.

[2]) Das gesteht auch van den Bergh van Eysinga (2. Aufl., S. 104) mit den Worten zu: „Man muß von vornherein zugeben, daß für diese Punkte ein absoluter Beweis schwer zu liefern ist."

1. Im Evangelium St. Joh. IX. 1—3 heißt es: „Und Jesus ging vorüber und sah einen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?" Jesus antwortete: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern usw." Diese Erzählung hat man in Zusammenhang gebracht mit der buddhistischen (wie brahmanischen) Lehre von der Seelenwanderung und von der Vergeltung heischenden Macht der Tat. Hopkins bemerkt, indem er einem richtigen Grundgedanken Ausdruck gibt, daß Christus, wenn er unter buddhistischem Einfluß gestanden hätte, nur die Antwort hätte geben können: „Dieser Mann". In richtiger Fassung würde dieser Satz lauten: daß der Verfasser des Johannes-Evangeliums, wenn er unter buddhistischem Einfluß gestanden hätte, Christus nur die Antwort „dieser Mann" hätte in den Mund legen können.

Noch heute ist seit alters in Indien die Anschauung verbreitet, Blindheit sei die Folge davon, daß der Unglückliche in einem früheren Leben einen anderen geblendet habe. Ohne die Vorstellung einer solchen oder ähnlichen aus einer früheren Existenz nachwirkenden Schuld würde die Frage, die im Johannes-Evangelium die Jünger an Jesus richten, ganz unverständlich sein. Trotzdem leugnet Hopkins mit vollem Recht, weil es aus Buddhas Leben keine Parallelerzählung zu der biblischen Erzählung gibt[1]), den Einfluß einer buddhistischen Quelle auf die letztere, bemerkt aber doch: „Die einzige Parallele in der biblischen Erzählung liegt in der Denkweise; denn es wird behauptet, daß ein solcher Gedanke, wie er hier in der Frage der Jünger ausgedrückt ist, eine spezifisch buddhistische Lehre in sich schließe (nämlich Sühnung der Sünde durch Krankheit in einer neuen Existenz), weil er der jüdischen Anschauungsweise fremd sei. Aber dieser letztere Punkt kann zugegeben werden, ohne irgendwelche Notwendigkeit einer Annahme der Erklärung, da eine ägyptische Quelle ganz ebenso wahrscheinlich wie eine Entlehnung aus Indien ist"[2]). Ich war erstaunt darüber, daß Hopkins hier gar nicht den zweiten Teil der Frage in Betracht zieht, die von den Jüngern gestellt wird: nämlich ob die Sünde der Eltern schuld daran sei, daß der Mann blind geboren wurde. Denn diese Fragestellung fußt auf dem furchtbaren alttestamentlichen Satze, der seine Bestätigung in der modernen Erkenntnis der erblichen Belastung gefunden hat und dem Wirklichkeitssinn der Hebräer alle Ehre macht: „Ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied." Der zweite Teil der Frage der Jünger, der also in einer echt-jüdischen Anschauung wurzelt, sollte uns den Weg zur richtigen Beurteilung des ersten Teiles weisen, da es von vornherein nicht wahrscheinlich ist, daß diese beiden

[1]) Eine ähnliche Parabel von einem Arzt, der einen Blinden heilt und in üblicher Weise Blindheit als die Strafe früherer Sünden erklärt, findet sich erst in dem „Lotus des guten Gesetzes", einem buddhistischen Werke, das nicht vor 200 nach Chr. gesetzt werden kann.

[2]) S. 136 sagt Hopkins: „Es ist möglich, daß die Idee des Karma (d. h. des Gesetzes der Vergeltung für Sünden, die in einer früheren Existenz begangen wurden) aus Indien übernommen worden ist."

Teile ihren Ursprung in den Ideenkreisen verschiedener Völker haben. Außerdem wird eine wissenschaftliche Betrachtungsweise stets bemüht sein, die religiösen (und ebenso die philosophischen) Vorstellungen eines Volkes aus der Gedankenwelt des eigenen Volkstums abzuleiten und zu verstehen und erst dann, wenn sich dort keine genügenden Anknüpfungspunkte finden, die Möglichkeit der Entlehnung aus der Fremde in Betracht ziehen. Um in unserem Fall die Voraussetzungen für den ersten Teil der Frage festzustellen, ob das Blindgeborensein des Mannes seine Ursache in einer eigenen (also in einer früheren Existenz begangenen) Sünde habe, brauchen wir nicht bis nach Indien zu gehen; wir werden sie aber auch nicht — was Hopkins für ebenso möglich hält wie eine Entlehnung aus Indien — in der ägyptischen Religion zu suchen haben, zumal die volkstümliche ägyptische Vorstellung von der Verwandlungsfähigkeit der menschlichen Seele nach dem Tode keine genügende Grundlage liefert. Wir werden vielmehr zunächst zu prüfen haben, ob wirklich mit Hopkins zugegeben werden muß, daß die Vorstellung der Präexistenz der Seele oder der Seelenwanderung eine der jüdischen Gedankenwelt der damaligen Zeit fremde Idee gewesen sei. Das ist nun keineswegs der Fall. Denn die Idee der Seelenwanderung ist der jüdisch-alexandrinischen Philosophie durchaus nicht unbekannt. Philo, dessen Lehren bekanntlich ein Fundament des Johannes-Evangeliums bilden, teilt mit den Pythagoreern und Orphikern die Seelenwanderungslehre und hat sie aus diesen griechischen Gedankenkreisen übernommen. Ed. Zeller sagt darüber in seiner „Philosophie der Griechen“[1]): „Erst nach der Trennung vom Leibe gelangen diejenigen Seelen, welche sich von der Anhänglichkeit an denselben frei erhalten haben, wieder zum ungestörten Genuß ihres höheren Lebens; . . . den übrigen stellt Philo, so selten er auch davon redet, die Seelenwanderung in Aussicht, welche seine Voraussetzungen forderten“. Die Anmerkung dazu gibt eine Reihe von Belegstellen. Van d. V. van Eysinga und O. Wecker verweisen auch auf die „Weisheit Salomonis“ 8, 19. 20, wo (gegen 100 vor Chr.) dem Salomo die Worte in den Mund gelegt werden: „Da ich von guter Natur war, war ich auch in einen unbefleckten Leib gekommen“ und finden in diesem Ausspruch einen Beleg für den Glauben an die Präexistenz der Seele bei den alexandrinischen Juden. Wir haben also nicht den geringsten Grund, für die Geschichte von dem Blindgeborenen im Johannes-Evangelium buddhistischen Einfluß anzunehmen; und es ist begreiflich, daß Otto Pfleiderer, der zuerst in dieser Geschichte einen der besten Gründe für die Seydelsche Hypothese gesehen hatte, später ganz davon zurückgekommen ist.

2. Wenn von den Anwälten buddhistischer Beeinflussung besonderes Gewicht auf die (schon im dritten oder vierten vorchristlichen Jahrhundert vorhandene) Legende von Buddhas übernatürlicher Geburt gelegt wird, so ist dieses Argument aus zwei Gründen hinfällig. Erstens wegen der ungeheuren Verschiedenheit der buddhistischen und christlichen Legende. Der alte vorchristliche Buddhismus weiß nichts von der Jungfräulichkeit der Mutter

[1]) III. 2. (4 Auflage), S. 446. — Siehe auch S. 451: „Weil er die Verbindung der Seele mit dem Leibe selbst schon aus einer freien Tat ableitet“ usw.

Buddhas, im Gegenteil, die älteren Texte sagen ausdrücklich, daß sie keine Jungfrau war[1]), als der Bodhisattva (der zukünftige Buddha) in der Gestalt eines weißen Elefanten in ihren Schoß einging, um später aus ihrer rechten Seite ans Licht der Welt zu kommen. Der zweite Grund gegen die Abhängigkeit der christlichen von der buddhistischen Legende liegt in der bekannten Tatsache, daß viele Religionsstifter und -lehrer im Orient — und oft genug auch außerhalb des Orients (Plato!) — auf übernatürliche Weise geboren sein sollen. Einige dieser Erzählungen, wie z. B. die parsische Prophezeiung von der Geburt des zukünftigen Heilands, lassen sich weit besser mit der Geburtsgeschichte Christi vergleichen als die indische Legende von der übernatürlichen Geburt Buddhas.

3. Die letzte Parallele, die ernstliche Erwägung verdient, ist die Versuchungsgeschichte, die von Buddha und Christus berichtet wird, und zwar bei beiden übereinstimmend mit einem Fasten[2]). Christus fastet vierzig Tage *vor* der Versuchung, Buddha 28 Tage lang *nach* der Versuchung. Nun ist das Fasten in Indien ein ebenso geläufiger Brauch wie in Palästina, so daß diese Übereinstimmung, die nicht einmal eine vollkommene ist, sondern durch zwei Verschiedenheiten eingeschränkt wird, nichts für Entlehnung beweist. Und die Versuchungsgeschichten selbst weichen *im einzelnen* gerade so erheblich voneinander ab wie die Geschichten von der übernatürlichen Geburt beider Religionsstifter. Die Erzählungen von der Versuchung Christi (bei Matth. 4, 1 ff., Luk. 4, 2 ff.) sind bekannt. Der Teufel fordert Christus auf, Steine in Brot zu verwandeln, sich von der Zinne des Tempels hinabzustürzen und ihn, den Teufel, anzubeten, um dafür alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit als Lohn in Empfang zu nehmen. In der buddhistischen Legende bemüht sich der Versucher vergeblich, Buddha durch Erregung von Sinnenlust zu verführen, und greift ihn dann ebenso vergeblich mit einem furchtbaren Sturm und darauf mit seinen höllischen Heerscharen an. Und selbst diese Form der Geschichte findet sich erst in späteren Schriften. Die älteste Quelle weiß nur von einem Versuch des Satans, Buddha dazu zu bewegen, daß er jetzt nach der Gewinnung der Erkenntnis sogleich in das Nirvāna eingehen möge, ohne der Menschheit den Weg zum Heil zu verkünden und sie der Macht der Finsternis zu entreißen. Vgl. Oldenberg, „Buddha" (4. Aufl.) S. 135, 136 mit der Anmerkung: „Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß an beiden Stellen die gleichen, naheliegenden Motive die entsprechenden Erzählungen haben entstehen lassen; es ist verfehlt, an Einflüsse der buddhistischen Tradition auf die christliche zu denken"[3]). Das ist vollkommen richtig. In jeder Religion, in der ein Welterlöser und ein Satan auftritt, wird eine

[1]) Hopkins, S. 129.

[2]) Nur diese eine buddhistische Versuchungsgeschichte, die in dem Zeitpunkt spielt, als Buddha die erlösende Erkenntnis gewonnen hatte, kommt für die Vergleichung in Betracht; aber es muß erwähnt werden, daß die buddhistische Literatur außerordentlich reich an analogen Erzählungen ist, in denen Buddha bald in dieser, bald in jener Weise von dem Satan versucht oder belästigt wird.

[3]) Vgl. hierzu auch die lichtvollen Ausführungen von Ernst Windisch in seinem Werke „Māra und Buddha" (Leipzig 1895), besonders in Kap. IX „Die christliche Versuchungsgeschichte".

Geschichte von der Versuchung des ersteren durch den letzteren erfunden werden. Die Darstellung einer so wirkungsvollen Szene wird sich der Verfasser eines biographischen Erbauungsbuches nicht entgehen lassen. Nur völlige Gleichheit der Situation oder einzelner Züge, die bloß auf der einen, nicht aber auf der anderen Seite aus dem Zusammenhang verständlich wären, könnte den Gedanken der Entlehnung nahe legen. Wenn also auch in diesem Falle die Verschiedenheit der Darstellungen in der buddhistischen Quelle und im Neuen Testament zu groß ist, als daß man an Entlehnung denken müßte, so tritt hier wieder derselbe weitere Grund gegen die Annahme der Abhängigkeit der christlichen Erzählung von der buddhistischen hinzu wie bei den Geburtsgeschichten. Auch für die Versuchungsgeschichte würde die näher liegende Erzählung der Zarathustra-Legende einen weit besseren Vergleichungspunkt abgeben als die buddhistische.

Wenn auch von den Forschern, die das Neue Testament in Abhängigkeit vom Buddhismus setzen wollen, zum Teil andere Parallelen in den Vordergrund gerückt worden sind, und der eine diese, der andere jene für besonders wertvoll erklärt hat, so scheinen mir doch die drei hier besprochenen Parallelen die bemerkenswertesten zu sein. Aber für die Abhängigkeit der Evangelien vom Buddhismus beweisen sie nichts. Alles andere, was in dieser Richtung angeführt worden ist, wiegt noch beträchtlich leichter.

Dahin gehört die Geschichte von Simeon im Tempel (Lukas 2, 25 ff.), zu der die buddhistische Literatur eine Parallele bietet in der Erzählung von dem greisen Heiligen Asita, der nach der Geburt des Buddhakindes zu diesem hineilt, es auf die Arme nimmt und als den höchsten und herrlichsten der Menschen preist; die Erzählungen von dem zwölfjährigen im Tempel wiedergefundenen Jesus (Lukas 2, 41 ff.), und dem bei einer Landpartie verloren gegangenen Buddhakind, das in Meditation versunken unter einem Baum wiedergefunden wird, der ringsum in wunderbarer Weise Schatten wirft, obschon die Sonne sich bereits zum Untergange neigt; die Seligpreisung der Mutter Jesu durch eine Frau aus dem Volke (Lukas 11, 27), und die Seligpreisung der Eltern und der Gattin Buddhas durch eine edle Jungfrau; das Scherflein der Witwe; die Samariterin und das Tschandala-Mädchen am Brunnen; die Erwählung der Jünger, die sowohl von Jesus wie von Buddha gleich beim ersten öffentlichen Auftreten berichtet wird; die Verklärung Jesu und Buddhas, und anderes mehr.

Alle diese eben kurz angedeuteten Analogien sind zum Teil bei näherer Betrachtung überhaupt keine; zum Teil erklären sie sich vollkommen befriedigend aus der ähnlichen religiösen Stimmung oder aus der Ähnlichkeit der äußeren Verhältnisse. Dazu kommt, daß, wenn diese Parallelen — ich sehe hier von den drei oben besprochenen ab — durchaus auf Entlehnung beruhen sollen, nach dem Alter der buddhistischen Quellen, in denen sie sich finden, fast durchweg der Buddhismus der entlehnende Teil gewesen sein müßte[1]). Die

[1]) Von den vier Thesen, in die R. Seydel das Ergebnis seiner Vergleichung des von ihm gesammelten Materials zusammenfaßt, lautet die zweite: „Entlehnung auf buddhistischer Seite ist aus chronologischen Gründen und mit Rücksicht auf die Geschichte des Buddhismus unmöglich." Gerade das Gegenteil trifft zu.

Geschichte von dem verlorenen Sohn z. B., findet sich bei den Buddhisten erst im „Lotus des guten Gesetzes", also nicht vor 200 nach Chr., die meisten anderen Parallelen — was selbst Seydel zugibt, — im Lalitavistara, einer in der uns vorliegenden Form frühestens aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert nach Chr. stammenden nordbuddhistischen Buddha-Biographie; und in einigen Fällen, wie in der Geschichte von dem Jünger, der in der Ekstase auf dem Wasser wandelt, und von dem Wunder Buddhas, der mit einem Brot mehr als 500 Menschen sättigt, ist das Alter der buddhistischen Quellen, zweier Jatakas (Erzählungen aus früheren Existenzen Buddhas), ganz ungewiß. Wenn der naheliegende Einwand erhoben worden ist, daß diese Erzählungen im Buddhismus erheblich älter sein können als die literarische Fassung, in der sie uns vorliegen, so ist das natürlich zuzugeben. Wer aber diese Möglichkeit zur Argumentationsbasis macht, verliert allen festen Boden unter den Füßen.

Schließlich wäre noch eine für die Entlehnungshypothese sehr wichtige Vorfrage in Betracht zu ziehen. Gestatten denn überhaupt die Zeugnisse über den Völkerverkehr die Annahme, daß schon im ersten Jahrhundert n. Chr. oder früher buddhistische Legenden und Gedanken den Weg nach Palästina gefunden haben? Die Nachrichten, die hier in Betracht kommen, sind dürftig [1]). Sie lassen zwar die Möglichkeit der Annahme zu, daß über Alexandria und eher noch über Antiochia in Syrien buddhistische Einflüsse nach Palästina eingedrungen seien — dies sind die Wege, die v. d. B. van Eysinga zur historischen Grundlage seiner Hypothese macht —, aber sie sind nicht geeignet, diese Möglichkeit bis zu einem brauchbaren Grade der Wahrscheinlichkeit schon für das erste nachchristliche Jahrhundert zu erheben.

Das wird im zweiten Jahrhundert n. Chr. anders. Mit der Steigerung des Verkehrs, der uns durch geschichtliche Nachrichten bezeugt ist, dringen nun wirklich indische Gedanken und Erzählungsstoffe nach dem Westen und finden Eingang in die christliche Literatur [2]). Was bei den kanonischen Evangelien

[1]) Vgl. unter anderem die Zusammenstellungen bei Wecker (S. 35 ff.) und die in der Anm. auf S. 35 angegebene Literatur; dazu Edmunds einleitendes Kapitel „The possibility of connection between Christianity and Buddhism" (Bd. I, S. 111 ff.).

[2]) Hierher würde — wenn sie zu Recht bestände — die Entlehnung des Fischsymbols aus dem nördlichen Buddhismus gerechnet werden müssen, die Pischel in seiner Untersuchung „Der Ursprung des christlichen Fischsymbols" (Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1905) erweisen wollte, und für die er die historische Grundlage in den jetzt in Turkestan zutage gekommenen Religionsvermengungen gefunden zu haben glaubte. Aber diese Vermischung christlicher, zarathustrischer, buddhistischer und chinesischer Religionselemente ist uns durch die überraschenden Funde in Turkestan nicht vor dem dritten Jahrhundert bezeugt, während das christliche Fischsymbol schon aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts bei Tertullian belegt ist. Wenn auch dieser Einwand nicht durchschlagend ist — denn die Übertragung des Symbols hätte ja auch auf geraderem Wege erfolgen können, wie das jedenfalls mit den Erzählungen in den apokryphen Evangelien geschehen ist — so sind doch die Ausführungen Pischels schon deshalb nicht überzeugend, weil man sich mit Oldenberg (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 59, S. 625 ff.) den Ursprung des christlichen Fischsymbols einfacher und vollkommen befriedigend aus dem bekannten Akrostichon *Ἰχθύς — Ἰησοῦς Χριστὸς θεοῦ υἱὸς σωτήρ* ohne Zuhilfenahme fremder Einflüsse erklären kann.

schon aus historischen Erwägungen unwahrscheinlich war und sich durch Untersuchung der Einzelheiten als unbegründet ergab, das gilt nicht mehr von den apokryphen Evangelien. Ich komme damit zurück auf das, was ich zu Anfang dieses Aufsatzes bemerkt habe.

Auf die Gefahr hin, den Lesern dieser Zeitschrift Bekanntes zu sagen, bemerke ich, daß es nicht nur Apokryphen des Alten Testaments gibt (d. h. die Bücher, die als Anhang zu diesem von Luther größtenteils übersetzt sind), sondern daß wir auch eine große Zahl von Apokryphen des Neuen Testaments besitzen, die keine Aufnahme in dasselbe gefunden haben. Es sind das hauptsächlich unechte Evangelien und Apostelgeschichten, die meist dem 3., 4. und 5. Jahrhundert angehören, zum Teil aber auch älter sind, wie das Protevangelium Jacobi, das schon aus dem Ende des 2. Jahrhunderts stammt. Die apokryphen Evangelien behandeln in phantastischer Art und mit einer Vorliebe für abenteuerliche Wundergeschichten hauptsächlich die Kindheit, aber auch das Leiden und die Auferstehung Jesu.

Die Parallelen mit buddhistischen Erzählungen, die sich in den Apokryphen finden, tragen einen ganz märchenhaften Charakter und sind vollkommen verschieden von denen, die man in den kanonischen Evangelien zu finden geglaubt hat. Es handelt sich um echt indische Wundergeschichten: nicht um durch die Situation gegebene Wunder, die erheben, erbauen oder für die Annahme des Glaubens werben sollen, sondern um ganz unerhörte Wunder, deren Erfindung lediglich den Zweck hatte, das Staunen des Hörers oder Lesers zu erregen.

Da es kein Gesetz gibt, nach dem sich hier die Entscheidung zwischen Entlehnung und unabhängiger Erfindung treffen ließe, so bleibt das Urteil in der Hauptsache dem wissenschaftlichen Takt überlassen. Wer den unmittelbaren Blick für das Richtige besitzt, der nicht selten für die Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis wichtiger ist als Gelehrsamkeit und Fleiß, der wird keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, daß die im folgenden angeführten Erzählungen der apokryphen Evangelien aus den buddhistischen Legenden, in denen sie sich gleichfalls finden, übertragen sind. Gerade die fundamentale Verschiedenheit dieser Parallelen von denen in den kanonischen Evangelien ist für mich der stärkste Beweis dafür, daß der buddhistische Einfluß erst bei den Apokryphen anfängt.

Es ist das Verdienst von Ernst Kuhn, zuerst Entlehnungen aus dem Buddhismus in den apokryphen Evangelien nachgewiesen zu haben in der Gurupujākaumudī (Festgabe zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum Albrecht Weber dargebracht, Leipzig 1896) S. 116—119. Im Lalitavistara finden sich zwei Erzählungen, die aus sprachlichen Gründen zu den älteren Bestandteilen des Werkes zu rechnen sind. Sie berichten, wie der Bodhisattva (der nachmalige Buddha) „einst mit festlichem Gefolge nach dem Tempel der Götter gebracht wurde und bei seinem Eintritt die leblosen Götterbilder von ihren Thronen aufstanden, um sich dem Bodhisattva zu Füßen zu werfen; ferner wie er, zur Schule gebracht, seinen Lehrer durch genaueste Kenntnis der 64

Schriftarten nicht wenig in Erstaunen setzte und während der Rezitation des Alphabets die ganze Schule durch das Erschallen weiser Sprüche . . . gar sehr erbaut wurde" (Kuhn, S. 116). Die erste dieser beiden Geschichten begegnet uns in dem Evangelium Pseudo-Matthäi, die zweite in dem Evangelium Thomä in so frappanter Übereinstimmung wieder, daß ihre buddhistische Herkunft in die Augen springt. Besonders beweiskräftig ist als ein echt-indischer Gedanke in der zweiten Geschichte die mystische Bedeutung der Buchstaben, die das Christuskind dem Lehrer vorträgt. Auch kann es keine zufällige Übereinstimmung sein, daß sowohl in der Erzählung des Lalitavistara wie des Thomas-Evangeliums der Lehrer bei dem Schulbesuch des Wunderkindes bewußtlos zu Boden fällt.

Die Aufnahme dieser beiden Erzählungen in den christlichen Legendenschatz ist uns für die Zeit vom Ende des zweiten bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts durch Irenäus, Eusebius und Athanasius bezeugt. Diese glücklichen Beobachtungen Ernst Kuhns mußten die Erwartung erwecken, daß eine genauere Durchforschung der apokryphen Evangelien und Apostelgeschichten noch manche andere buddhistische Elemente zutage fördern werde. V. d. B. van Eysinga hat diese Erwartung erfüllt, wenn auch vielleicht noch weiteres Material zu finden sein wird. Der genannte Gelehrte hat folgende Zusammenhänge aufgedeckt, die nicht durch die Annahme zufälliger Übereinstimmungen weggedeutet werden können.

Im Lalitavistara steht, daß der zukünftige Buddha schon im Mutterleibe einen wunderbaren Glanz ausgestrahlt habe, wie auch brahmanische Quellen das Gleiche von Krischna erzählen. Wenn das Evangelium Pseudo-Matthäi dieselbe Erscheinung von Jesus vor seiner Geburt berichtet und daneben mitteilt: nulla pollutio sanguinis facta est in nascente, nullus dolor in parturiente, was gleichfalls in buddhistischen Quellen (dem Digha- und Majjhima-Nikāya) von der Geburt des Bodhisattva erzählt wird, so liegt der buddhistische Ursprung dieser Schilderungen auf der Hand. Die in der zuletzt genannten Quelle sich findende Angabe, daß der Bodhisattva unmittelbar nach seiner Geburt stehen konnte und sieben Schritte nach Norden zu machte, hat v. d. B. van Eysinga wohl mit Recht in Zusammenhang mit der Erzählung des Protevangelium Jacobi gebracht, daß die sechs Monate alte Maria, als sie von ihrer Mutter auf die Erde gestellt wurde, mit sieben Schritten auf die Mutter zuging. Zur Begründung der indischen Herkunft dieser Erzählung möchte ich hinzufügen, daß die „sieben Schritte" ein von alters her in Indien feststehender Begriff sind. Zu den allgemein üblichen Hochzeitsgebräuchen gehören schon in der vedischen Zeit die sieben gemeinsamen Schritte des jungen Paares [1]).

Weit merkwürdiger aber ist die folgende Parallele. Vor der Geburt des Bodhisattva stockt nach dem Bericht des Lalitavistara alle Bewegung in der Natur und Menschenwelt. Die halbgeöffneten Blumen blühen nicht auf; die Winde hören auf zu wehen; die Flüsse und Bäche fließen nicht weiter; Sonne,

[1]) J. Jolly, Recht und Sitte (im Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde, Bd. II, 8) S. 54.

Mond und Sterne bleiben stehen; alle menschliche Tätigkeit erstarrt. Das gleiche Wunder nimmt Joseph vor der Geburt Jesu nach dem Protevangelium Jacobi wahr. Er blickt in die Höhe und sieht, wie im Luftraum und am Himmel alles plötzlich zum Stillstand gekommen ist. Die weitere Schilderung, die ich hier mit den Worten v. d. B. van Eysingas folgen lasse, ist offenbar eine eingehendere Ausführung der kürzeren Beschreibung des wunderbaren Stillstands im Lalitavistara: „Joseph selbst ging herum und ging nicht herum. Er sah, daß Arbeiter bei einer Schüssel saßen: diejenigen, welche kauten, kauten nicht; welche etwas herausholten, holten nichts heraus; welche Speise in den Mund führten, führten sie nicht in den Mund; aber alle sahen aufwärts. Weitergetriebene Schafe standen still; der Hirt wollte sie mit seinem Stabe schlagen, aber seine aufgehobene Hand blieb in der Luft stehen. Die Böcke streckten ihr Maul bis ans Wasser, aber tranken doch nicht. Alles stand in seinem Laufe still."

Auch für die Erzählung des Evangelium Pseudo-Matthäi, daß auf Befehl des Christuskindes ein Palmenbaum sich bis zur Erde neigte und der von der Reise ermüdeten und durstigen Maria seine Früchte darbot, die ihr sonst unerreichbar gewesen wären, haben wir mehrfache Parallelen in der buddhistischen Literatur. Unter ihnen kommt für die Vergleichung besonders die Erzählung von den Bäumen in Betracht, die der Mâyâ, Buddhas Mutter, hilfreich ihre Zweige zuneigen, als sie im Freien von ihrer Niederkunft überrascht wurde. Das Motiv dieses und ähnlicher Wunderberichte ist echt indisch. Wenn aber v. d. B. v. Eysinga bis auf den Veda zurückgreifen und zu den indischen Erzählungen von Bäumen, die sich niederbeugen, auch die Stelle im Rigveda rechnen will, wo es heißt, daß aus Furcht vor dem Anstürmen der Maruts, der Genossen Indras, sich die Wälder beugen und die Erde und das Gebirge erzittert, so ist das nicht richtig. Hier haben wir es einfach mit einer Schilderung der Naturerscheinungen zu tun, die der Gewittersturm hervorruft, den die Maruts verkörpern. Das märchenhafte buddhistische Motiv der unter magischem Zwange oder aus Mitleid hilfreich sich neigenden Bäume ist etwas davon total Verschiedenes.

In diesen Zusammenhang gehört auch aus dem Gebiet der apokryphen Apostelgeschichten die Erzählung von der Missionstätigkeit des Apostels Thomas. In den Acta S. Thomae apostoli, deren Kern aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts stammt, wird berichtet, daß Christus den Thomas als Sklaven nach Indien verkauft habe, damit er dem König Gundaphorus, der in Jerusalem einen geschickten Baumeister suchen ließ, einen Palast erbaue. Als Thomas die ihm übergebenen Baugelder zu wohltätigen Zwecken für die Armen verwendete und dafür von dem erzürnten König mit dem Tode bestraft werden sollte, sei er durch die Erklärung gerettet worden, daß er von diesen Schätzen dem König im Himmel einen Palast erbaut habe. Es sei dann Thomas gelungen, diesen König und seinen Bruder Gad zum Christentum zu bekehren, schließlich aber sei er nach zahlreichen Wundertaten und Massenbekehrungen auf Befehl eines Königs Mesdeus durch Lanzenstiche hingerichtet worden.

Diese Erzählung ist, da wir von Thomas geschichtlich nichts weiter wissen, als daß er einer der zwölf Apostel war (die Wellhausen als ein nach Jesu Tode eingesetztes Kollegium ansieht), schon in ihren Grundzügen von jeher als eine Legende betrachtet worden. Wenn schon die Wirksamkeit des Apostels Thomas in Ostiran und den benachbarten indischen Gebieten unhistorisch ist, so gilt das erst recht von der späteren Legende, nach der der Apostel in Südindien die Gemeinden der sogenannten Thomaschristen gegründet haben soll. Seitdem wir aber durch Münzfunde wissen, daß vor Mitte des 1. Jahrhunderts (von 16–42 n. Chr.) wirklich ein König Gundaphorus oder richtiger Gondaphares über Parthien und andere ostiranische Gebiete sowie über die indischen Grenzländer geherrscht hat, ist bei den Indologen des englischen Sprachgebiets ein Umschwung der Anschauungen eingetreten. Es hat sich dort ohne Rücksicht auf die Tatsache, daß vor Mitte des 2. Jahrhunderts das Christentum überhaupt keine größere Ausbreitung gewonnen hat, in weitem Umfange die Überzeugung verbreitet, daß der Teil der Legende, der den Apostel Thomas in Parthien und im Nordwesten Indiens wirken läßt, glaubwürdig sei. In diesem Sinne hat sich nicht nur Hopkins ausgesprochen, sondern auch die englischen Gelehrten W. R. Philipps, Fleet, Grierson, W. W. Hunter und andere. Dagegen muß mit Entschiedenheit protestiert werden. Noch heute besteht zu Recht, was Alfred von Gutschmid im Jahre 1864 in seiner berühmten Abhandlung „Die Königsnamen in den apokryphen Apostelgeschichten" (Kleine Schriften, herausgegeben von Franz Rühl, Bd. II, S. 332 ff.) gesagt hat. Gutschmid betont mit Recht die große innere Unwahrscheinlichkeit, daß das Christentum so frühzeitig sich nach einer so entlegenen Gegend verbreitet haben sollte, bevor es noch in Westiran irgendwo festen Fuß gefaßt hatte, und er führt weiterhin den Nachweis, daß die Thomaslegende nur die Umwandlung einer buddhistischen Missionsgeschichte sei. Thomas reist nach der Legende in den Acta Thomae von Jerusalem zur See nach dem Reiche des Gondaphares und kommt auf diesem merkwürdigen Umwege zuerst nach der indischen Stadt Andrapolis[1]), d. h. zu der Stadt der Andhra, eines südindischen Volkes, das sich in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zu besonderer Macht erhoben und diese bis ans Meer, in die Gegend des heutigen

[1]) Die Lokalisierung der „Andhra-Stadt" ist angefochten worden, seitdem der ursprünglichere und etwas ausführlichere syrische Text der Thomas-Akten, der zu Gutschmids Zeit noch nicht bekannt war, aufgefunden worden ist und es sich herausgestellt hat, daß die griechische Version eine Übersetzung des syrischen Textes ist. In diesem heißt die Stadt SNDRVK, womit Andrapolis nicht ganz leicht vereinbar ist. Da sich ein näheres Eingehen auf diese Frage hier verbietet, so will ich nur bemerken, daß — wie Herr Prof. Th. Nöldeke mir freundlichst mitteilt — die einzige Handschrift des syrischen Textes erst aus dem Jahre 936, also aus recht später Zeit stammt. Eine Korruption in dem Städtenamen, den man Sandarnk, Sandrūk, Sandarōt, Sandrōt oder noch anders lesen kann, ist deshalb gewiß nicht ausgeschlossen. Der griechische Übersetzer wird sich schwerlich den Namen Andrapolis ausgedacht, sondern ein Äquivalent dafür in seiner syrischen Vorlage gefunden haben. Sollten sich aber die Bedenken gegen Andrapolis nicht überwinden lassen und Sandarūk schließlich echt sein und in die Indusgegend gehören, so ist damit Gutschmids Theorie von der Umwandlung einer ursprünglich buddhistischen Bekehrungsgeschichte in die Thomas-Legende noch nicht im mindesten erschüttert.

Bombay, ausgedehnt hatte. Damit hätte Thomas einen Weg zurückgelegt, auf dem sehr wohl ein buddhistischer Missionar aus einem heiligen Orte in Ceylon, aber nicht ein christlicher Apostel aus Jerusalem vor der Mitte des ersten Jahrhunderts reisen konnte. Nimmt man dazu alles andere von Gutschmid angeführte Beweismaterial, namentlich die Tatsache, daß gerade in der von der Thomas-Legende angegebenen Zeit Weiß-Indien oder Arachosien (also das eigentliche Reich des Gondaphares) wirklich zum Buddhismus bekehrt worden ist, so werden wir nicht mehr zweifeln können, daß in der Tat die Thomas-Legende nur eine umgeschmolzene buddhistische Bekehrungsgeschichte ist. Diese Umschmelzung ist kaum vor Anfang des 3. Jahrhunderts vorgenommen worden.

In späterer Zeit — wahrscheinlich im 5. Jahrhundert — ist die nordbuddhistische Buddha-Legende in der Form des Romans Barlaam und Joasaph (griech., Josaphat lat.) über Iran nach dem Westen gelangt und hat wegen der sinnreichen in den Roman eingefügten Parabeln ihren Weg in alle europäischen Literaturen gefunden. Dieser Roman handelt von der Bekehrung des indischen Prinzen Joasaph durch den Asketen Barlaam. In den beiden Personen steckt niemand anders als der eine Buddha. Wie und warum sich dieser so verdoppelt hat, ist in der von staunenswerter Gelehrsamkeit zeugenden Schrift Ernst Kuhns „Barlaam und Joasaph" (München 1893) nachzulesen. Ebendaselbst ist nachgewiesen, wie Joasaph durch Verwechselung orientalischer Buchstaben aus dem indischen Worte Bodhisattva entstanden ist. Dieser Roman ist für unsere Betrachtungen deshalb von Interesse, weil er den Anlaß dazu gegeben hat, daß die Personen Barlaam und Joasaph unter die Heiligen sowohl der griechisch- wie der römisch-katholischen Kirche aufgenommen worden sind. Die letztere erwähnt sie zuerst in einem Heiligenverzeichnis des 14. Jahrhunderts. Jedenfalls ist es ergötzlich, daß der Bodhisattva, zu Josaphat entstellt, in eine so merkwürdige Gesellschaft gekommen ist, ferner: daß seine Reliquien „os et pars spinae dorsi" in Venedig, dann in Lissabon und später in Antwerpen verehrt worden sind, und daß dem heiligen Josaphat in Palermo eine Kirche erbaut worden ist.

Nimmt man hierzu noch den Rosenkranz, der wahrscheinlich erst durch die Kreuzfahrer nach Europa gebracht worden ist, so wären damit die Hauptsachen genannt, die die katholische Kirche aus dem Buddhismus übernommen hat. Den Rosenkranz haben die Buddhisten mit brahmanischen Sekten gemeinsam; er besteht bei ihnen aus 108 Kugeln und ist im nördlichen Buddhismus allgemein in Gebrauch gekommen. Die Unverständlichkeit des Wortes Rosenkranz (rosarium) hat Albrecht Weber auf einen einleuchtenden Gedanken gebracht, demzufolge der Name Rosenkranz nur eine mißverständliche Übersetzung des indischen Wortes japamâlâ „Gebetskranz" wäre, das man irrtümlich als japâmâlâ „Rosenkranz" aufgefaßt habe (japâ Gebet, japâ Rose).

Blicken wir zurück, so hat sich uns ergeben, daß Entlehnungen aus dem Buddhismus im Christentum erst vom Ende des zweiten Jahrhunderts an nachzuweisen sind, und daß für Entlehnungen in früherer Zeit nur eine ganz entfernte Möglichkeit zuzugeben ist.

Die ablehnende Stellung, die ich — übrigens in Übereinstimmung mit der Mehrzahl der sachkundigsten Fachmänner — gegen die Bemühungen, Buddhistisches in den neutestamentlichen Schriften zu finden, einnehme, darf nicht etwa die Vorstellung erwecken, als ob ich die Neigung hätte, den Ursprung des Christentums außerhalb des historischen Zusammenhangs mit fremden Religionen höheren Alters zu setzen. Ich habe nur den Einfluß des Buddhismus auf das Urchristentum bestreiten wollen. Ganz anders liegt die Frage mit Bezug auf die Religion Zarathustras, worauf ich bei dieser Gelegenheit nachdrücklich hinweisen möchte. Die Annahme parsistischer Einflüsse auf die jüdische und mittelbar auf die christliche Religion ruht nicht nur auf viel soliderer, sondern auf ganz solider historischer Grundlage, da die Juden im Exil unter dem Einfluß dieses tief-religiösen und hoch-sittlichen Glaubens gestanden haben und es geradezu ein Wunder wäre, wenn sie sich diesem Einfluß entzogen hätten. Allen Versuchen gegenüber, auch hier eine rein innere Parallelität zu erweisen, möchte ich meine Überzeugung dahin aussprechen, daß die Juden während des Exils in der damals unter persischer Herrschaft stehenden Provinz Babylonien die zarathustrischen Lehren von der Unsterblichkeit der Seele, von der Auferstehung und dem Gericht nach dem Tode, von den Engeln und manche anderen übernommen haben, und daß diese Lehren auf dem natürlichsten Wege zu Grundpfeilern für den Aufbau des Christentums geworden sind. Wenn v. d. B. van Eysinga im Anschluß an Erik Stave diesen Einfluß des Parsismus nicht als eine Folge unmittelbarer Berührung zwischen Juden und Persern in der Achämenidenzeit aufgefaßt wissen will, sondern aus den allgemeinen Zeitströmungen erklärt, die sich seit Alexander geltend machten, so kann ich diesem Urteil nicht beistimmen, ohne jedoch die sekundären parsistischen Einflüsse aus der nachalexandrischen Zeit unterschätzen zu wollen.

Neben diesen tiefgehenden zarathustrischen, und den unzweifelhaft starken hellenistischen Einflüssen auf das Christentum dürften die Spuren altbabylonischer Kultur, die aus der jüdischen in die christliche Religion hineinragen, wie der Ruhetag am Ende der siebentägigen Woche und noch etwa das Hohepriestertum, von ganz untergeordneter Bedeutung sein.

Möglich, aber unbeweisbar, sind die vielfach angenommenen Einflüsse alter orientalischer Glaubensformen, die einen sterbenden und wiederauflebenden Gott zum Gegenstand der Verehrung haben, auf die Erzählung vom Tode und Auferstehen Christi. Solche Götter, die wahrscheinlich sämtlich die im Winter ersterbende und im Frühling wiederauflebende Natur repräsentieren, sind der babylonische Tammuz, der phönizische Adon(is), der ägyptische Osiris, der phrygische Attis, der griechische (ursprünglich thrazisch-phrygische) Dionysos und andere mehr.

Jedenfalls haben die verschiedenartigsten Kräfte bei der Entstehung des Christentums zusammengewirkt, aber der Buddhismus war — das kann fast mit Bestimmtheit behauptet werden — dabei nicht beteiligt.

Eine Erinnerung an die Kaiserin und Königin Elisabeth.

Von

Ferdinand Laban.

Es war im Jahre 1866. Heiß brannte die Hochsommersonne herab auf das Granitpflaster meines schönen Heimatortes, der im Mittelpunkte der Donaumonarchie gelegenen, wohl über tausend Jahre alten ungarischen Grenzstadt Preßburg. Hier ist ringsherum überall uralter historischer Boden. Hier, wo die Ausläufer der Alpen und der Karpathen nur durch den mächtig dahinflutenden Strom auseinander gehalten werden, befindet sich die jetzt wieder ausgegrabene Marc-Aurel-Stadt Carnuntum, ragt das Nachtlager der wegemüden Nibelungen, die Ruine „Heimburc", auf steilem Hügel in die Wolken, breitet sich das grünende Marchfeld aus, das die Kämpfe Rudolfs mit Ottokar sah, wie später die Türkenkriege und die Schlachten Napoleons — um nur einiges zu nennen. Hier, ganz unweit der ungarischen Krönungsstadt Preßburg, erhebt sich auch, im Österreichischen, einsam zwischen Saatfeldern, Eugen von Savoyens Schloß „Hof" mit den unvergleichlichen geschmiedeten Barock-Parktoren.

Es war ein schwüler Julinachmittag. Mein Vater und ich, der ich damals ein noch nicht zehnjähriges Bübchen war, standen vor der Haustür. Die reinlichen, mit zweistöckigen Häusern eingerahmten Straßen, die in geräumige Plätze münden, aus denen der Wasserstrahl aus grauen Steinbrunnen plätschert, schienen wie ausgestorben. Ein zierlicher verwitterter gotischer Steinturm und prächtige kupferbedeckte Barocktürme wiesen unverwandt in das klare Himmelsblau. Auf der Spitze des schönsten aller Türme, dem hochgetürmten Stadttor, das in die innere Stadt leitet, balanciert, wie zum Wahrzeichen des Ortes, die kühnbewegte Kolossalfigur des Drachentöters Michael. Wie so stille und friedsam war alles! —

Da kam, auf dem Wege vom Bahnhof, mit allen Zeichen der Aufregung ein mir wohlbekanntes Original dahergestürmt. Der Mann hieß Royko, entstammte einer einst angesehenen, reichen Familie und ernährte sich und die Seinen nun recht und schlecht, indem er, eine Schindmähre vor sein klappe-

riges Wägelchen gespannt, Lastfuhrdienste verrichtete. Er war der Mann in allen Gassen. Atemlos kam er auf uns zu: „Alles ist verloren! Die ganze Armee ist in die Elbe getrieben! Alles verloren!“ Und so stürmte er an uns vorbei weiter.

Das also war die neueste Zeitung. Ich verstand sie nicht völlig. Aber die Zeit schritt damals gar schnell und gewaltig über das Land. Ich sah dann bald darauf tagelang Wagenzüge an unseren Fenstern vorbeiziehen, lauter böhmische und mährische Bauernwägelchen, mit Plachen überspannt. Es war die Furage der geschlagenen Armee. Aber während der Nachtstunden, so sagte man mir, waren es nicht Mehl und Hafer, was da endlos in Wagen vorbeigefahren wurde, sondern Verwundete, Krüppel, Sterbende. Schließlich sah auch der Tag die Verwundeten. Nie werde ich das vergessen! Man drückte den auf Stroh Gebetteten kleine Geldstücke in die Hand oder warf die Geldmünzen denen, die sich nicht zu regen vermochten, auf den zerschlissenen Soldatenmantel in den Wagen hinein. Es waren Soldaten aller Volksstämme der Monarchie. Zwischendurch sah man etliche Sachsen, die man bei diesem in Ungarn wahrlich nicht populären Kriege auf charakteristische Weise ganz besonders bedauerte: „Die hätten diese Misere wirklich am allerwenigsten nötig gehabt!“ Endlich hörte der Wagenzug auf. Es war auf den Straßen wieder das altgewohnte Treiben.

Eines Vormittags aber machte sich meine Mutter plötzlich und hastig fertig zum Ausgehen, drückte mir eiligst das Hütchen auf den Kopf und verabschiedete sich von meinem Vater. „Gehet nur,“ rief er uns ernst nach, „aber sputet euch, wenn ihr sie sehen wollt.“ Wir liefen so rasch wir konnten, mehrere krumme und gerade Straßen entlang, dem Bahnhof zu. Überall sah man Menschen demselben Ziele zustreben. Viele überholten uns. Als wir bei dem kleinen zwischen den Bergen eingeengten Bahnhofsgebäude anlangten, standen auf dem offenen unbedeckten Bahnsteig schon viele Hunderte in Erwartung. Wir fanden nur im Hintergrunde ein Plätzchen, ich, um doch auch etwas sehen zu können, wurde auf eine leere Tonne gestellt.

Nicht lange, so kam aus dem rauchgeschwärzten Tunnel, der als ältestes Bauwerk dieser Art in österreichisch-ungarischen Landen von Wien her aus dem Österreichischen unter dem Berg ins Ungarische führt, die qualmende Lokomotive zum Vorschein, mit Pusten und Schnauben mehr und mehr die Fahrt mäßigend. Ein kurzer Wagenzug war es nur, den sie mitbrachte. Und vor der Kopf an Kopf gedrängten Menge hielt der Salonwagen der Kaiserin Elisabeth. Das breite Fenster des dunkelgrünen Waggons war herabgelassen. Ganz dicht an diesem geöffneten Fenster standen der kleine Kronprinz Rudolf und die kleine Erzherzogin Gisela. Der Kronprinz hatte das ungarische silbergraue Hütchen (Kalpak) mit der kleinen weißen Reiherfeder abgenommen und ließ es in der Hand über die Fensterbrüstung herausbaumeln. Die beiden Kinder sahen mit neugierigem Ernst und ohne sich zu rühren still auf die Menge. Und hinter ihren Kindern, aber ebenfalls ganz dicht am offenen Fenster, doch ein wenig zur Seite gewandt, stand die jugendliche Kaiserin. Sie trug eine gänzlich schmucklose weiße Batistbluse und einen einfachen dunklen Rock.

Nicht das geringste Geschmeide hatte sie gewählt. Nur ihre wundervollen üppigen braunen Haarflechten, die kranzartig das Haupt umgaben und, hinten schwer niederhängend, bis über den Nacken herab gleichfalls kranzförmig sich rundeten, erwiesen sich als das schönste Diadem „von Gottes Gnaden".

Der Eindruck, den mir die Erscheinung der damals achtundzwanzigjährigen Kaiserin machte, hat sich mir niemals verwischt. Hoch- und schlankgewachsen, geschmeidig, gazellenartig, stand sie in edelster und dabei fast mädchenhaft bescheidener Haltung da. Die Arme hingen ihr ungezwungen nach vorne zu herab, und die weißen Hände lagen ruhig ineinander. Den Kopf hatte sie ganz leise etwas gesenkt.

So hatte die kaiserliche Gruppe bereits am Waggonfenster gestanden, als der Zug einfuhr.

Die Kaiserin war eine von den wenigen allerschönsten Frauen, die ich in meinem Leben erblicken durfte. Eine allerschönste Frau ist immer eine einzig schöne Frau. Und während die durch das Werk eines großen Malers oder Bildhauers festgehaltene Schönheit nur um den Preis des immer irgendwie stilisierenden und typisierenden Strebens der hohen Kunst aus dem Wandel und Wechsel der Zeit für die Ewigkeit gerettet erscheint, — geht das lebendige Schöne, das seinem Wesen nach durch und durch individuellster Art und darum denn doch noch etwas ganz anderes ist als das Kunstschöne, durch Altern und Tod vollständig zugrunde. Dann ist jedesmal eine Einzigkeit absolut ausgelöscht, vernichtet, etwas, das nur einmal und nur für eine Spanne Zeit so da sein konnte und das so niemals wieder erschaut werden wird. Doch ist die Natur unerschöpflich im Guten wie im Bösen, im Gleichgültigen und im Häßlichen wie im Schönen und im Allerschönsten. Aber sie wiederholt sich niemals.

Meine Beschreibung kann nur eine höchst unvollkommene sein. Ich sah ein zartes und doch ausdrucksvolles Antlitz von lieblichster Färbung, mit einer königlichen Stirne, mit weichgeformten Brauen und mit einem ruhig-lebhaft leuchtenden dunklen Augenpaar. Nase, Mund und Kinn ordneten sich harmonisch in die Grazie des länglichen Gesichtsovales ein, individuell in Schnitt und Form durchaus, und doch wiederum so — wie wir das ja bei jedem außerordentlich schönen Gesicht meinen! — als ob die Schönheit gerade nur diese Formen hervorbringen könnte. Und dieses Haupt wurde von einem anmutsvollen länglichen Hals gestützt.

Die jugendliche Kaiserin stand unbeweglich und sah still zu uns hinaus. Wir alle, die eine männliche Kopfbedeckung trugen, hatten bei der Einfahrt des Hofzuges unser Haupt entblößt — lautlos! Und lautlos, ohne sich zu bewegen oder zu regen, stand die Menge der Kaiserin gegenüber, als der Zug angehalten hatte. Ich erinnere mich noch ganz deutlich des sonderbaren, fast peinlichen Gefühles, das mich damals überkam, und das von Minute zu Minute zunahm. Und ich bemerkte, wie der Kaiserin, auf die stumm aller Augen gerichtet waren, langsam die Röte in die Wangen stieg. Wohl niemand von denen, die hier versammelt waren, hatte sie schon vordem jemals gesehen, außer im Bilde. Die Männer, die zum größten Teile das Jahr 1848 durchlebt hatten, sahen in der hohen Frau, die dem ungekrönten Könige 1854 an-

getraut worden war, die ungekrönte Königin. Sie sahen in ihr die Flüchtende, die mit ihren Kindern aus dem Zusammenbruch sich nach Ungarn herüberrettete. Und zweifelnde Ahnungen mögen die Leute bei dem Anblick erfüllt haben, — immerhin nach der optimistischen Seite hin. Die Frauen aber, das habe ich hinterher aus verschiedentlichen Äußerungen entnommen, hatte die weibliche Neubegier, der Ruf der jugendlichen Schönheit hier hinausgelockt. Ich selbst, ein Kind, erfaßte mit betrachtsamen, unvoreingenommenen Augen — „die Großen belauernd, auf Kleine achtend" — aus meiner Froschperspektive den „historischen Moment". Mädchenhaft sanft und doch bewußt, hoheitsvoll und doch wie — beschämt, erschien uns die Kaiserin. Beschämt — ich finde kein anderes Wort, obschon ich fühle, daß dies auch nicht das wirklich zutreffende sein mag. Ich wußte damals natürlich nur obenhin etwas von Politik, obschon mein Kindheitsalter angefüllt war mit Erzählungen von Schrecknissen und Furchtbarkeiten der 48iger Wirren. Aber ich empfand elementar den Druck mit, der über uns allen auf dem Bahnhofe lastete. Und mich erfaßte eine Wehmut, ein tiefes Mitgefühl mit dieser königlichen Frau. Doch sie selbst verhielt sich äußerlich immer ruhig. Ob wohl ihr Atem schwerer ging? Ob sie nicht mit sich zu kämpfen hatte? Ob sich ihr nicht ein Naß in die Augen stahl? Ich sah nur die Röte auf ihren Wangen, die kam und ging und wieder aufstieg. Ich sah nur das zunehmend unruhigere Blinken ihres Blickes unter den langen, dunklen Wimpern. Daß sie, bei diesem Eintritt in das Land Ungarn, innerlich erregt, daß sie ergriffen war, das vermochte ein jeglicher deutlich zu erkennen, und die Leute sprachen dann auch hinterher über ihre Beobachtungen. Wie sich hier Herrscherin und Volk Aug' ins Auge sahen, — das war Verlegenheit, Beklemmung.

Und der Eisenbahnzug setzte sich nach einem Aufenthalt von etwa zehn bedrückend langen stummen Minuten wieder langsam in Bewegung. Wie sie gekommen war, zog die kaiserliche Gruppe von dannen, weiter ins Land hinein, gen Ofen zu. Die Menge verharrte lautlos bei der Abfahrt wie bei der Ankunft des Hofzuges. Keine Hand rührte, keine Lippe bewegte sich. In späteren Jahren, oft des Ereignisses mich erinnernd, mußte ich an das „Damus vitam et sanguinem" denken, das Maria Theresia ein Säkulum vorher im Schlosse von Preßburg zugejubelt worden war.

Daheim angelangt, äußerte meine Mutter ihr Befremden darüber, daß nicht ein Zuruf an die Kaiserin ertönt war. „Sie ist auf der Flucht", entgegnete nachdrücklich und bedeutsam mein Vater.

Dann gab es wieder stille, gleichmütige Werkeltage. Aber eines Morgens, nachdem es die ganze Nacht hindurch bei unserem Hause metallisch dröhnend vorbeigerasselt hatte, daß die Fenster nicht aus dem Klirren kamen, wurden wir Kinder früher aus den Betten geholt als sonst. Es war eine gewisse Aufregung unter den Menschen auf der Straße. Mein Vater nahm mich mit zu einem Spaziergang vor die Stadt. Und dort draußen, am Fuße des schönen Weingebirges, trafen wir mit andern zusammen, die, wie wir, nachdenklich aufhorchten auf die fernen — Kanonen. Auf der anderen Seite des Gebirges, unseren Blicken entzogen, hatte die Schlacht begonnen. Ein

Architekt, der eine beträchtliche Anzahl von Häusern meiner Vaterstadt erbaut hatte, die ja in diesem Augenblick noch alle heil und aufrecht dastanden, zog die Uhr heraus und sagte zu meinem Vater: „Man kann die österreichischen und die preußischen Geschütze deutlich unterscheiden." Und in der Tat, etwa alle dreißig Sekunden vernahm man einen Kanonenschuß, abwechselnd der eine voller, der andere, entferntere, etwas dumpfer — immer wie Frage und Antwort. Und was man dabei denken, was man sich dazu vorstellen mußte, das schnitt ins Herz. Auch kamen mir die vielen großen runden Kanonenkugeln in den Sinn, die Davout auf des Corsen Geheiß im Jahre 1809 vier Wochen hindurch vom jenseitigen Donauufer auf Preßburg hatte herüberjagen lassen und die, wohlkonserviert und auch mit Unterschriften versehen, die Mauern so mancher Häuser „zierten". Nun kam gar ein Mann vom Gebirge herab und erzählte, das Dorf Kaltenbrunn brenne schon. Das trieb uns nach Hause.

Daheim legten wir Kinder, furchtbar aufgeregt und doch mäuschenstille, uns ins Fenster. Die Betten wurden in den gewölbten Keller verbracht. Auf dem jenseitigen Donauufer, so hieß es, stehen österreichische Batterien, jeden Augenblick bereit, die Stadt, sobald der Feind in diese eingedrungen sein würde, zu beschießen. Was will das nur werden? Die Eltern flüsterten etwas einander zu, das klang wie „bevorstehender Straßenkampf" und „Brand". Auf den Straßen, die wir überblicken konnten, huschten hier und dort vereinzelte Bürger umher mit weißen Binden um den linken Arm: es war die „Aufrechterhaltung der Ordnung" in der von Militär gänzlich entblößten Stadt. Doch auch die „Ordnung" verschwand von der Bildfläche. Die Haustore wurden fest verschlossen, und man erblickte keinen Menschen mehr auf den Straßen. Der Kanonendonner, der stärker aufgetreten war, starb allmählich ganz dahin. Jetzt donnerte, von sechs Pferden gezogen, ein leerer österreichischer gelbgestrichener Pulverwagen an unserem Hause vorbei über die Steine, wie rasend, daß die Funken stoben. Auf einem entfernten Platze, auf den wir gerade noch auslugen konnten, hielt er plötzlich an. Später wurde uns erzählt — wohl etwas boshaft —, sein Führer habe einen Bürger gefragt, „wo es hier Pulver gäbe," das heißt, wo sich das ärarische Pulvermagazin befände. Nach einer anderen Version soll einer der auf dem Pulverkarren sitzenden Artilleristen bei der scharfen Wendung unter die Räder gefallen und totgefahren worden sein. Dann wieder eine lange Pause. Österreichische Ulanen, zum Teil mit zersplittertem Lanzenschaft, zum Teil auch ohne Kopfbedeckung, mit wirrem Haar, staubbedeckt, galoppieren, in regellose Gruppen aufgelöst, in der ganzen Straßenbreite an unserem Fenster vorbei. Die Flucht! Uns pocht das Herz! Dann abermals eine lange Pause. Totenstille. Die Stadtuhr unter dem heiligen Michael schlägt Mittag. Ein österreichischer Kürassierleutnant, hoch zu Roß, aber ohne Helm, das semmelblonde Haupt mit einem weißen Tuch verbunden, reitet langsamen Schrittes vorüber. Er ist gekleidet in einen weißen, ihm bis zu den Füßen reichenden Mantel mit scharlachroten Aufschlägen. Aber der Mantel ist über und über mit Blut bespritzt. Ein Soldat, neben dem Verletzten hergehend, führt das Pferd am Zügel. Wieder dehnt sich eine Stunde des Bangens. Ich war vom Fenster weggegangen.

Ich vernahm es, wie der Vater zur Mutter sagte, jetzt würden die besiegten Unsrigen, die Infanterie, in die Stadt hereinfliehen, verfolgt von den Gegnern, man müßte sich auf alles gefaßt machen; bei dem ersten Anzeichen müßte die Mutter mit uns Kindern und den Mägden in den Keller flüchten, indessen er hier oben nach dem rechten sehen wolle.

Es kam indessen anders. Als ich wieder ans Fenster trat, belebte sich die Straße — mit Bürgern. Die Haustore standen angelweit offen und unsere Nachbarn davor. Überall wurden die Köpfe zusammengesteckt. Die letzte Schlacht von 1866, die Schlacht bei Blumenau, zwischen den Generalen Franseckh und Thun, hatte am 22. Juli um 1 Uhr nachmittags unmittelbar vor den Toren Preßburgs durch Verkündigung der Waffenruhe „unentschieden" ihr Ende gefunden. Das Mittagessen schmeckte. „Nun essen doch wir unsere Suppe," sagte, erleichtert aufatmend, mein Vater. Das Haus mit seinem hohen Schindeldach stand nicht in Flammen. Der Urväterhausrat blieb unversehrt. Die Betten konnten aus dem Keller wieder heraufgeschafft werden. Und späterhin ging mein Vater wieder mit mir vor die Stadtmauth bis zur Eisenbahn. Man zeigte uns die Löcher, die, von den Höhen herab, preußische Zündnadelgewehre in die Bretterumzäunungen geschlagen hatten. Österreichische Soldaten, die „schwarzgelbe Brigade", Kaiserjäger und andere Truppengattungen marschierten in langen Kolonnen zur Stadt herein. Daneben fuhren langsam die Wagen mit den Verwundeten. Und wir gingen mit ihnen in die Stadt zurück. Das waren nun die letzten. Aber es war ein jammervoller Anblick. Man konnte nur weinen. Da fährt ein Wagen, mitten in der Reihe der österreichischen Blessierten, auf dem zwei verwundete Preußen gebettet sind. Die ersten Preußen, die mir zu Gesichte gekommen waren. Und neben den marschierenden österreichischen Bataillonen taucht plötzlich ein Merkwürdiges auf. Ein höherer preußischer Offizier, mit der Tellermütze auf dem Kopf, sprengt, in schönem Galopp, in die Stadt herein, frisch und frank, als ob er da Herr im Hause wäre. Er ist mitten unter österreichischen Soldaten der einzige Preuße, ganz allein. Alles starrt ihn an, Zivil und Militär. Er bleibt aber ganz unangefochten. Wie er die beiden Verwundeten erblickt, dreht er sein Pferd bei und spricht zu ihnen in freundlichstem, aber bestimmtem Tone: „Kehrt mal um, Kinderchen, unser Spital ist draußen auf der Kunstmühle." Und der preßburgische Kutscher biegt wirklich aus der Wagenreihe, kehrt wirklich um; die beiden armen Verwundeten werfen einen langen Blick zu dem Offizier empor, und der Wagen zieht wieder langsam zur Stadt hinaus — ohne daß ihn jemand daran hinderte. Die Stadt war nicht in Feindeshand, und die „Kunstmühle" liegt fast eine Wegstunde von Preßburg entfernt. Der Offizier aber, eine hohe, schlankkräftige Gestalt, mit blondem Vollbart, sprengte weiter, in schönem Galopp, in das Stadtinnere hinein. Was er wohl dort gesucht haben mag? Genug: diese ersten Preußen, die ich in meinem Leben erblickt, haben mir, das muß ich schon sagen, doch gewaltig imponiert.

Royko, das städtische Original, hat dann, im heiligen Eifer und ohne Entgelt, redlich mit seinem Wägelchen mitgeholfen, die Toten in den Waldungen

des „Gemsenberges", auf dem die kriegsgeschichtlich so bemerkenswerte Umgehung erfolgt war, zusammenzuholen und sie alle, „Freund und Feind", in gemeinsamen Gräbern zum ewigen Frieden zu betten. Die Wälder sind seitdem gewachsen und gewachsen. Kreuze und Steindenkmale schimmern aus den Dickichten hervor. Und alles klingt bereits wie eine Sage. Aber alljährlich am 22. Juli schmückt die Bürgerschaft die Grabhügel mit Blumenkränzen und Laubgewinden, die gemeinschaftlichen Ruhestätten der Österreicher und der Preußen.

Die Weltgeschichte ist mit sausendem Schritt weitergeschritten. Was hier als weit zurückliegendes Kindheitserinnern berichtet worden ist, bedünkt den Erzähler wie eine kleine traumhafte Episode aus einer großen weltgeschichtlichen Szene, die aber selbst wiederum von den beiden beteiligten Staatengebilden jetzt auch nur noch gleich einer Episode bewertet wird. Alle Bitterkeit ist längst erstorben. Mit der Erkenntnis der unabwendbaren Notwendigkeit gerade dieser geschichtlichen Entwicklung, hat sich der feste Blick nur um so mehr den neuen positiven Potenzen zugewandt. Treu und mächtig, sich gegenseitig achtend und einander vertrauend, stehen jetzt die beieinander, die einstmals vorübergehend Gegner sein mußten, und die sich an diese Relativitäten geruhsam erinnern dürfen mit dem Gefühle einer endgültig überwundenen recht eigentlich gemeinsamen Gefahr.

Die Kaiserin Elisabeth ist gerade ein Jahr darauf, nachdem ich sie „auf der Flucht" gesehen, unter dem Jubel des Landes auch gekrönte Königin von Ungarn geworden. Gleich jener anderen, angeblich zu Preßburg geborenen Elisabeth des Landes Ungarn, die als Heilige auf einem deutschen Fürstenthrone lebte, ist diese bayrische Prinzessin wiederum auf Ungarns Königsthrone zu seltener Verehrung gelangt. Man nennt sie, ihr tief nachtrauernd, den guten Engel des Landes. Sie hat, darüber bestehen keinerlei Zweifel, für ihre Zeit und unter den damals obwaltenden Umständen durch ihre ganze Persönlichkeit in bedeutsamster Weise in die Geschicke Ungarns eingegriffen.

Ich habe sie seit jenem einen Male nicht wiedergesehen. Es wird überhaupt nicht allzu viele Leute aus dem Volke geben, die sich ihrer persönlichen Erscheinung erinnern. Sie mied je länger je mehr die Öffentlichkeit. Ein zweites Mal hätte ich sie noch in den siebziger Jahren sehen können, in der Reitallee des Wiener Praters. Aber es war nur die wehende Schleppe ihres schwarzen Reitkleides, der ich nachsah: mit Hast stürmte sie dahin auf dem Vollblutrenner und bog, als sie der ihr auflauernden Menschenmenge ansichtig wurde, flugs ab auf einen anderen Reitpfad.

Ihr Leben mag mehr und mehr wie eine Flucht erscheinen. Die uns in ihrer Jugend in Schönheit und Anmut erstrahlte, recht als ein auserwähltes und beneidenswertes Wesen, kannte ein späteres Geschlecht nur als Leidgebeugte. Ruhelos irrte sie in der Welt umher, man weiß nicht, als ob sie vor etwas geflohen sei, oder als ob sie etwas gesucht habe. Und ihr erschütterndes Ende wirkt wie ein Rätsel des Schicksals auf ein rätselhaftes Sein.

Zur Geschichte von Florenz.

Von
K. Brandi.

— — — —

Estque cunctorum Florentia plena bonorum
per quam regnantem fit felix Tuscia tota.
Bauinschrift von 1255 am alten
Palazzo del popolo.

„Voll von allem Guten ist Florenz, und unter seiner Herrschaft blüht Toskana, über Land und Meer geht seine Macht, und gleich der alten Roma feiert es Triumphe" — die kühnste prophetische Ausdeutung der eigenen Zukunft, wie sie nur dies Geschlecht von 1255 wagen konnte, dem die Bürgerschaft eine neue Existenz und bald die Namen Dante und Giotto verdanken sollte. Seit dieser Zeit ist in der Tat Toskana nicht zu trennen von Florenz, und Florenz der bestimmende Vorort von Toskana, so heftig und zeitweilig scheinbar aussichtslos auch darum noch gekämpft werden mußte. Aber gerade diese Kämpfe erzogen die große Generation der ersten unsterblichen Florentiner, und eine Geschichte dieser Kämpfe gehört unzweifelhaft der ganzen gebildeten Welt.

Als vor 14 Jahren (1896) der erste Band einer Geschichte von Florenz aus der Feder von Robert Davidsohn erschien, da war das wenigstens für die wissenschaftliche Welt ein Ereignis. Der Band reichte nur bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts, brachte also noch nichts von den Dingen, die heute für jedermann den Begriff Florenz erfüllen. Noch nichts von den Herrlichkeiten der Kunst und der Sprache; noch nichts von dem weltumspannenden Handel Florentiner Banken; wenig von den aufregenden Kämpfen dieser Bürgerschaft und wenig von ihrer Verstrickung in die Händel der weiten Welt. Dafür hatte der Stoff den ganzen Reiz der Jugendzeit. Man sah wirklich in die bescheidensten Anfänge hinein und gewahrte in den kirchlich-reformerischen Tendenzen nach ihrem Verhältnis zum Nationalen gegenüber dem feudal Universalen und in vielen anderen Zügen etwas von dem Geist der Zukunft.

In allem Historischen ist man weit entfernt von der Möglichkeit einer vollkommenen Erklärung; doch befriedigt uns schon die Aufdeckung langer Zusammenhänge, und die Beobachtung eines wenigstens scheinbar organischen

Wachstums. Man glaubt doch zu begreifen, daß Florenz, am Mittellauf des schiffbaren Arno gelegen, noch innerhalb der gartenreichen Niederung, aber schon erfrischt durch die Nähe der Berge, berührt von den Straßen, die aus dem Norden und Nordosten nach Rom und dem Süden führen, — dem Landbau nie völlig entfremdet, gleichwohl mit bewegtem gewerblichen und frühem kaufmännischen Leben, — auch eine ungewöhnliche Blüte der Geschäfte und eine auf den ersten Blick überraschende Steigerung der Gesamtintelligenz seiner Bevölkerung erleben mußte. Und wenn alle Gunst der Natur wie der Geschichte auch nicht hinreicht, uns zu erklären, warum gerade Florenz außer den trefflichsten Wollwebern und Bankiers auch den größten Dichter und den größten Maler der gotischen Zeit hervorbrachte, warum von hier aus fast durch drei Jahrhunderte die Lyrik wie die Kunstprosa ihre Gesetze erhielten, die Architektur wie der große Stil der klassischen Kunst, — so wird alles das unserem Verständnis wenigstens näher gebracht durch die in ihm selbst liegende Steigerung, diese geistige Kapitalisierung aus wachsendem Umsatz und höchster Verzinsung. So betrachtet, beanspruchen schon die kleinen Züge der älteren Geschichte von Florenz die allgemeinste Teilnahme.

Wieviel mehr „jene gewaltigen Tragödien, die sich während des Dugento auf der engen Bühne der Florentiner Stadt- und Staatsgeschichte abspielten", von denen Davidsohn in zwei starken Bänden der Fortsetzung seiner Geschichte von Florenz zu erzählen hat: der großartigste Stoff nach allgemeiner Bedeutung und individuellem Reiz. „Während andernortes Geschlecht auf Geschlecht gewirkt und gerungen, gefrevelt und genossen hat, um dann namenlos dahinzugehen, sehen wir hier in der Sonne des Lebens, in dem harten Licht des Alltags Gestalten einherwandeln, deren Schatten uns vertraut sind, weil sie im Reiche unvergänglicher Poesie fortleben, vom Feuerschein der Hölle Dantes umzuckt, durch das sanfte Licht des Purgatorio verklärt oder vom Paradiesesglanz umflossen. Mitten unter ihnen aber schritt der Dichter, der Richter der Toten und der Lebenden, selbst durch die schmalen Gassen, deren düstere Häuser und ragende Türme beständig vom Tumult des Bürgerkampfes widerhallten."

Die Darstellung Davidsohns ist sehr gründlich, sehr ausführlich; sie hat etwas Annalistisches in der überstrengen chronologischen Anordnung und dem Mangel an starker Gliederung. Man folgt auch im ersten Halbband (wenigstens bis 1250), wo die großen Mächte von außen wirken, weniger willig als im zweiten, wo die freiere Selbstbestimmung der Stadt auch der Darstellung mehr Geschlossenheit gibt. Aber wenn der durch moderne Bilderbücher oder reizende Elziviere verwöhnte Leser zunächst erschreckt angesichts dieser zweimal 620 vollbedruckten Seiten, so sollte er sich in der moralischen Leistung nicht völlig beschämen lassen von dem Autor, der diese Darstellung begleitet mit vier Bänden „Forschungen", in denen teils neue Quellen, besonders aus Florenz und San Gimignano, teils mühsame und sehr lehrreiche Einzeluntersuchungen aufgespeichert sind über die großen Parteien, über populare Bewegungen, Franziskaner, städtische Verfassungskämpfe, Beamtenlisten, Schlachten und Verhandlungen, über die Entstehung des Kapitalismus, Getreidepolitik,

Florentiner Historiographie, Klöster und Hospitäler, über die vornehmsten Bauten, und wichtige Fragen der Kunstgeschichte (Niccolo Pisano und anderes). In den jetzt vorliegenden sieben Bänden ist wirklich die breiteste und solideste Grundlage der Florentiner Geschichte bis zum 14. Jahrhundert gegeben [1]). Unsere Wissenschaft hat allen Grund, auf diese Leistung stolz zu sein; es liegt darin wirklich etwas von einer Begleichung der Dankesschuld, die wir alle, wir Deutschen zumal, gegen das einzige Florenz auf dem Herzen tragen. Aus dem unerschöpflichen Inhalt des zweiten Bandes greife ich nur einige Fragen von allgemeinster Bedeutung heraus [2]).

I. Der zweite Band führt seinen Untertitel nach den Parteien der Guelfen und der Ghibellinen, deren Geschichte Davidsohn in einer aufschlußreichen Untersuchung der Forschungen (IV, 29 ff.) verfolgt. Allbekannt ist die Bezeichnung der Salier und ihrer Erben, der Hohenstaufen, nach ihrem an der Grenze Frankens und Schwabens gelegenen Gutshof Waiblingen (Wibilinga), wie die der Welfen nach dem vorwiegenden Familienrufnamen. Ihr Gegensatz spielt in Deutschland längst vor der Mitte des 12. Jahrhunderts eine Rolle; aber erst ein Jahrhundert später bilden sich die italienischen Parteinamen. Bemerkenswert für die dazwischen liegende Entwicklung ist, daß man nach dem Kaisergeschlecht bereits von Beginn des 12. Jahrhunderts an in vornehmen Familien einzelne Söhne als Waibling, Gibelinus benannte, wie ja die Namengebung nach den Herrschern von jeher weit verbreitet gewesen ist. Dem entspricht, daß die analoge Bezeichnung Guelfo in Italien erst hundert Jahre später vorkommt.

Aber von dieser Namengebung an Einzelne bis zur Bezeichnung zweier großer städtischer Parteien ist noch ein weiter Weg. Phantasien und Spielereien von sechs Jahrhunderten wirbeln für uns irreführend darüber hin. Die Zeit selbst gefiel sich einmal in einer höchst gekünstelten Ausdeutung der Buchstaben des Wortes Guelfo, und moderne Gelehrsamkeit hat sich bis zu der Beziehung auf Nibelunge und Amalunge (Wölfunge) verstiegen! Davidsohn unterstreicht zunächst die ursprünglichsten Formen, als Parte di Guelfo, Parte del Ghibellino, d. h. Partei des Welf, des Ghibellin, um zu betonen, daß in Italien nur während des Streites zwischen Otto IV. und Friedrich II. „nur in den Jahren 1212—1218 für Kommunen, für Gruppen in der Bürgerschaft und für Edle in Frage kam, ob sie sich auf die Seite eines Herrschers aus dem Welfengeschlecht oder auf die eines Königs aus dem

[1]) Robert Davidsohn, Geschichte von Florenz. I. Berlin 1896. II. Guelfen und Ghibellinen. Erster Teil: Staufische Kämpfe. Zweiter Teil: Die Guelfenherrschaft und der Sieg des Volkes. Berlin 1908. Von Band I ist in Florenz bei Sansoni seit 1907 eine italienische Übersetzung erschienen: Storia di Firenze (I) le origini. Prima traduzione italiana autorizzata dall' autore. Con molte illustrazioni -- die eine Bereicherung gegenüber der deutschen Ausgabe bedeuten, im einzelnen viele schwer erreichbare und durchweg erwünschte Aufnahmen bringen, besonders auch von Landkastellen: darunter zu S. 388 Canossa. — Forschungen zur Geschichte von Florenz. Bd. I—IV. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1896—1908.

[2]) Unter Verwertung von Bd. I hat Fedor Schneider im 32. Jahrgang dieser „Rundschau" (Juli 1906) die Verhältnisse der älteren Zeit in großen Zügen charakterisiert: „Wirtschaft und Kultur Toskanas vor der Renaissance."

Hause stellen wollten, das man in Italien Waiblingen benannte". Als dann der Gegensatz Ottos IV. († 1218) und Friedrichs II. längst vergangen war, hielt offenbar die tief aufregende Politik des letzten Hohenstaufen mit dem Ruf der eigenen Partei auch den Namen der Gegner lebendig. Erst jetzt band sich an den Namen der Guelfen der Begriff des kirchenfreundlichen, nationalen, während in jenen Jahren, da der Gegensatz der Namen entstand, umgekehrt „die Welfen als Reichspartei, die Ghibellinen als Partei der Kirche" bezeichnet werden mußten. Zum Schluß liefert D. den Beweis, „daß die Namen der beiden Parteien zuerst nur in Florenz bestanden und erst später von dort sich über Toskana und dann weiter über die Lombardei, die Romagna und andere Gebiete verbreitet haben".

II. Hinter der einfachen Geschichte der Namen steht die unendlich komplizierte Geschichte der Parteien, wie sie diesen Band erfüllt. Es gehört zu den reizvollsten und lehrreichsten historischen Erkenntnissen, aber zu den schwierigsten Aufgaben der Darstellung, zu verfolgen, wie sich die toskanischen Kämpfe in und außerhalb Florenz entwickeln aus tausend einzelnen Anlässen privatrechtlicher, ökonomischer oder rein persönlicher Art und doch immer wieder reguliert, zusammengefaßt und gesteigert werden durch die großen politischen Gegensätze von Italienern und Fremden, von Feudalen und Reformern, von Kaisertum und Papsttum, wobei die Bündnisse unaufhörlich wechseln und immer neuen Kombinationen Platz machen. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts steht Florenz, d. h. die gerade herrschende ritterliche Bürgerschaft, zum Reiche; 1209 war Otto IV. in der Stadt und durfte auf sie zählen auch noch als Gebannter; um seinetwillen erging über die Stadt das Interdikt. Nach seinem Tode stand nichts dem Anschluß an den damals noch sehr päpstlichen Hohenstaufen im Wege. Mit der Geschmeidigkeit, mit der die Kirche bald den feudalen Mächten diente, bald die Stürme der Demagogie gegen sie entfesselte, gelang es jetzt dem Kardinal Ugolin von Ostia, geradezu die demokratischen Bestrebungen niederzuhalten und das Adelsregiment zu stützen (61). Aber es war derselbe Kardinal, der die Bettelorden pflegte, der am 8. November 1221 das alte Kirchlein Santa Maria Novella für die Dominikaner erwarb (wobei als erster seines Geschlechtes Bonagiunta de' Medici in der Florentiner Geschichte auftritt), — dieselbe Kirche, aus deren Neubau noch oft die schärfsten Gegenbewegungen gegen das herrschaftliche Stadtregiment ergehen sollten.

Aber die Befestigung des Reiches im Kirchenfrieden, die Bestellung von Reichslegaten in Toskana trieb die mächtig aufstrebende Kommune genau so gut in unlösliche Konflikte, wie hundert Jahre vorher Mailand. Ihr Übergewicht über Herren und Nachbarstädte wurde durch Klagen und Sprüche beim Reich bestritten. Außerdem stieß Florenz an der Peripherie der eigenen Machtsphäre notwendig mit den entsprechenden Ausdehnungsbestrebungen anderer Großstädte wie Siena, Pisa, Lucca zusammen. Mittlere Orte, wie Poggibonsi, Montepulciano und zahlreiche andere wurden von beiden Seiten umstritten; der Kampf darum war erfüllt von ungezügelter Leidenschaft, und man liest mit immer neuer Erregung von diesen barbarisch-mutwilligen Verwüstungen blühen-

der und fruchttragender Äcker und Fluren. Wo immer man Hilfe oder Nachsicht vom Reich erwartete oder zu verdienen wünschte, da schwankten die Parteien. Ungewollt stand Florenz auf seiten des Papstes, als Friedrich II. sich über der Kreuzzugfrage mit der Kurie entfremdete; als aber Papst und Kaiser sich zu San Germano und Anagni (1230) wieder gefunden, geboten sie beide den Florentinern Frieden, d. h. Stillstand, und trieben eben dadurch die Stadt wieder in die grundsätzliche Opposition. Neben vielem anderen ist bezeichnend, daß Florenz in solchen Zeiten durch Ausprägung von Silbergroschen (Grossi d'argento) mit Lilie und Täufer, unbekümmert um das Reich vorging und damit zugleich die Führung in der Münzprägung für Toskana gewann (vor 1237 — erst 1252 beschloß die Kommune die Ausgabe der Goldflorene). Wieder vermittelte die Kurie den Frieden; 1238 rückten Guelfen und Ghibellinen mit dem kaiserlichen Heere gegen Brescia, nachdem die Stadt (1236) das bunte Schauspiel eines friedlichen kaiserlichen Durchzuges mit dem großen Elefanten, Kamelen, Dromedaren und Leoparden erlebt hatte. Aber nicht lange danach brachte die Bannung des Kaisers wieder alles aus dem Gleichgewicht. In Florenz erhoben sich trotzig die Kaiserlichen. Ghibellinischer Podesta war Guido von Sessa, derselbe, der später in Reggio verurteilten Gegnern höhnend die letzte Beichte versagte, weil sie als Anhänger der Kirche ohnehin Märtyrer und Heilige seien; so zieht sich stellenweise in das Lager der Ghibellinen auch der Freigeist, während es nachgerade nicht bloß die Klerikalen und Ketzerrichter, sondern auch die wahrhaft Frommen lieber mit den Guelfen hielten. In der Stadt loderten die Flammen der Parteiung, und es hieß, wie so oft, nur Öl ins Feuer gießen, wenn man ganz umsonst durch eine Familienverbindung zwischen den führenden Uberti und Buondelmonti die welthistorischen Gegensätze zu vereinen suchte.

In den vierziger Jahren beherrschte zunächst das Reich ganz Toskana in anerkannter Verwaltung durch Pandulf von Fasanella, Generalkapitano König Enzios. Aber die Voraussetzungen des Umschwungs waren natürlich stets vorhanden; als Innocenz IV. im heftigsten Kampfe mit dem Kaiser nach Frankreich geflohen war, stieg alle Erregung aufs höchste. Eben damals ging in Florenz der Dominikaner Ruggero Calcagni eifervoll gegen die Ketzer vor — nach kaiserlichem Recht; der Podesta von 1245 Pace Pesamigola aus Bergamo hielt zurück, entfesselte aber eben damit einen Glaubenskampf, der alle politische Parteiung unheimlich durchzuckte. Der Podesta selbst sollte als Häretiker deklariert werden; er kam zuvor, und im Dom und auf dem Kirchhof wurde eine grausige Bürgerschlacht geliefert am Bartholomäus-Abend. Bald danach nahm der Kaiser zum ersten und einzigen Male die Herrschaft in Florenz unmittelbar an sich durch Bestellung seines Sohnes Friedrich von Antiochien zum Podesta und Generalvikar in Toskana (Februar 1246); Lichtmeß 1248 wurden die Guelfen aus der Stadt verdrängt. Der Papst suchte sie schadlos zu halten: er „gestattete seinen Parteigängern in Tuscien für Mühen und Kosten im Dienste der Kirche Besitzungen kaiserlicher Anhänger für die ihren zu erklären" (341). Den Kaiser trafen im Felde wie in der eigenen Umgebung rasch nacheinander die schwersten Schläge. Eben damals geschah es —

noch kurz vor dem Tode des Kaisers — daß sich in Florenz die tiefste Umgestaltung des Regiments vollzog: die Erhebung des Volkes, jetzt gegen den kaiserlichen Signore und die Ghibellinen.

Nun werden die Ghibellinen vertrieben (1251); da sie das Stadtwappen der weißen Lilie im roten Felde behielten, vertauschte die heimische Gemeinde die Farben und wählte für alle Zukunft die rote Lilie. Zehn Jahre blieb das Übergewicht der Guelfen bestehen. Wechselfälle fehlten unter Konrad IV. nicht, aber erst der Tag von Montaperti gab (zum letzten Male) das Regiment wieder in die Hände der Ghibellinen (1260). Inzwischen erlebte die Bürgerschaft glänzende Tage, und ihre Stellung in Toskana, die Bauten von 1252, die Inschrift am Palazzo del Popolo (jetzt Museo nazionale) zeugen von dem stolzen Hochgefühl dieser Zeiten. Es verdient angemerkt zu werden, daß eben während dieser machtvollen Guelfenherrschaft die Stadt doch, erst für sechzehn Monate und dann nochmals für sieben Jahre, dem Interdikt, dem Verbot alles feierlichen Gottesdienstes verfiel. Noch merkwürdiger, daß dasselbe Florenz gegen Manfred seine Blicke richtete auf den jungen Konradin und seinen Vormund Herzog Ludwig von Bayern. So war der Tag von Montaperti auch ein Sieg Manfreds. Daß die siegreichen Ghibellinen ihre Vaterstadt dem Erdboden gleichmachen wollten (wie es Barbarossa mit Mailand gehalten hatte und jüngst noch San Miniato mit dem kleinen San Genesio, — nicht ohne vorsichtig genug den Ortsheiligen mit nach Haus zu nehmen), das ist weniger in Erinnerung geblieben, als daß einer von ihnen, Farinata degli Uberti, sich großartig dagegen wehrte; dafür hat Dante ihn unsterblich gemacht.

Das drohende Übergewicht Manfreds und der Ghibellinen in Toskana bekämpften die Päpste Alexander IV. und Urban IV. sehr wirksam durch Entbindung der Schuldner senesischer und florentinischer Kaufleute von ihren Verpflichtungen oder gar durch ein allgemeines Verbot des Handels mit ihnen. Den Erfolg erlebte Clemens IV. Im Jahre von Dantes Geburt — am 10. Mai 1265 schiffte sich Karl von Anjou in Marseille ein, und seitdem waren die Tage der Deutschen und der Ghibellinen gezählt. Päpstliche Legaten und Notare finanzierten sein Unternehmen. Nachdem in der Osternacht 1267 die Ghibellinen zum zweiten Male in diesen Jahren aus Florenz entwichen, wurde am nächsten Morgen Karl von Anjou selbst Signore der Stadt. Zwar gaben die Ghibellinen auch nach der herzzerreißenden, wenngleich fast traumhaften Episode Konradins ihre Hoffnungen nicht auf; sie hingen sich an Peter von Aragon und Friedrich den Freidigen von Meißen. Allein erst der endgültige Sieg Rudolfs von Habsburg über Ottokar von Böhmen (1278) stellte vorübergehend den Schein der Reichsmacht auch in Toskana her, — wenngleich Florenz nach wie vor bei der Verweigerung des Fidelitätseides verharrte. Ihre ablehnende Haltung bewahrten die Florentiner erst recht gegen Percifal Fieschi, Grafen von Lavagna, der als Reichsvikar vielmehr die eigenen und etwa noch die Interessen der Kurie wahrzunehmen schien. Fortan traten vollends die inneren Kämpfe in Florenz und in Toskana — soweit die große Politik in Frage kam — unter dieses Zeichen der päpstlich-angiovinischen Einmischungen. In dem berühmten Kriege mit Arezzo (1289) fochten

die Florentiner unter dem Lilienbanner der Anjou, die Aretiner-Ghibellinen unter der Adlerfahne des Reichs. Bei Campaldino gab es einen von jenen Zusammenstößen, in denen die angesammelte Macht und Wut weit ausgedehnter Parteiungen erlösend aufeinanderprallen. Es war ein furchtbares Ringen echten Heldentums auf beiden Seiten. Fast schon Sieger wurden die Ghibellinen von der Flanke verwirrt, geworfen und völlig aufgerieben. So schrecklich wie der Kampf, wurde herkömmlich das Schicksal der Gefangenen, für die eine unmenschliche Behandlung das reichste Lösegeld erpreßte. Unter den Gefallenen von Florenz war auch der Kriegskapitän Aimeric de Narbonne Bailli Durfort, dessen Grabmal in der Annunziata „die früheste erhaltene Porträtskulptur der Florentiner Kunst ist" (349/1).

III. Es gehört zu den großen und grundsätzlich wichtigen Ergebnissen Davidsohns, daß diese allgemeinen Gegensätze und Kämpfe, die sich unter den Namen der Ghibellinen und Guelfen zusammenfassen, maßgebend gewesen sind sowohl für die Entwicklung der Stadtverfassung von Florenz wie auch für die besondere Ausgestaltung der ökonomischen Dinge. In dem Abschnitt über die Entstehung des Kapitalismus (II², 402 ff. und Forschungen IV, 268) werden die Tatsachen der Besteuerung von Kirchen- und Klöstergütern durch die Kurie für den Kampf gegen die Hohenstaufen, ihre Verschuldung und ihr Übergang an Geldleute zunächst bescheidenen Vermögens, weiter die Bedeutung dieser Steuern und des kurialen Geldverkehrs überhaupt, die Belebung des Klein- und Althandels mit Waffen und Monturen aus den ewigen Fehden, Raubzügen und Schlachten, das rollende Geld der Soldritter und zahlreiche andere kleine Züge höchst lehrreich zu einheitlichen Erscheinungen zusammengefaßt.

Stärker zerstreut durch die ganze Darstellung sind die Feststellungen über die Entwicklung der Stadtverfassung, wobei wie überall vornehmlich drei Probleme in den Vordergrund treten: die allmähliche Herstellung einer einheitlichen Kommune aus Pfarr- und Nachbarschaftsverbänden, Herren und Gewerbetreibenden; dieser Prozeß war bis zum 13. Jahrhundert, wenn auch keineswegs völlig, so doch im wesentlichen zum Abschluß gekommen. Sodann die Autonomie der Kommune gegenüber den Organen des Reichs und der Kirche; darum wurde, wie oben mehr im einzelnen verfolgt worden ist, bis 1250 unablässig, in gewissem Sinne auch nachher noch gerungen. Endlich die Verschiebung des Anteils am Regiment innerhalb der Bürgerschaft; in dieser Beziehung konnte bisher fast nur von dem Einfluß der großen ghibellinischen oder guelfischen Familien die Rede sein, wenig von dem Anteil der Popolanen; und doch ist dieser beizeiten schon ein erheblicher, um schließlich gerade während des späten 13. Jahrhunderts zum entscheidenden zu werden.

Die obrigkeitliche Gewalt mit der Autorität der alten Herrschaft wurde wie im 12. Jahrhundert dargestellt durch den Podestà; Zeichen der Herrschaft also die Ernennung oder — je nachdem — die Wahl des Podestà; sein politisches Bekenntnis der Ausdruck der jeweils vorherrschenden Richtung. (Listen aller Podestàs 1251—1330, Forschungen IV, 536 ff.) Organ der Selbstverwaltung war ebenso längst der Rat, nur immer noch mehr eine Addition

der Vertreter selbständiger Korporationen als ein Ausschuß gemeiner Bürgerschaft. Seit dem letzten Dezennium des 12. Jahrhunderts saßen im Rat neben den Vorstehern (Consules) der Ritterschaft nicht nur die Vertreter (Consules oder Capitani) der Richter und Notare, der Ärzte und Apotheker, der Wollenzunft und der anderen vier großen Handelszünfte, sondern auch die Prioren der fünf damals in Betracht kommenden Handwerkergenossenschaften. Diese Vertretung der Gewerbe war stärker als in irgendeiner der nächstgelegenen Städte; zwar traten die fünf Handwerker neben den 22 Vertretern der oberen Zünfte naturgemäß zurück; aber auch unter diesen hatte die Arte della lana mit sieben Vertretern wieder ein starkes Übergewicht. Was nicht den Handelszünften und den besseren Handwerkern angehörte, war politisch sozusagen rechtlos, also alle Angestellten und Arbeiter der Kaufleute und Fabrikanten, nicht minder zahlreiche, noch nicht zur Macht emporgestiegene gewerbliche Organisationen, wie die der Leineweber, Merciai, Maler, Kesselschmiede u. a.

Aber diese breite Masse gewann einen Anteil durch dasselbe Mittel, in dem ein gut Teil des Übergewichtes der Ritterschaft beruhte, durch die Waffen. Das Gesamtvolk, überdrüssig der durch Kaiser und Papst genährten Kämpfe und der Fehden in der zerspaltenen Ritterschaft (Frühjahr 1246 lassen sich zuerst urkundlich Capitani Guelforum nachweisen), organisierte sich schon 1244 (zur Zeit also des ghibellinischen Anschlusses an das Reich) und aufs neue 1250 in zwanzig Kompanien oder Bannerschaften (296, 367). In diesen Kompanien aber betätigten sich die alten Stadtviertel und Kirchspiele; jede trat auf mit ihrem eigenen Gonfalo, die einen mit der Leiter, die andern mit dem grünen Drachen, dem schwarzen Stier, dem springenden Pferd oder dem schwarzen Adler, — Zeichen, die auf Helm und Schilden wiederkehrten. Man sieht, wie in der literarischen Kultur die starken Reflexe ritterlicher Lebensart auf diesen Anfängen bürgerlichen Wesens. Der gewählte Capitano del popolo aber führte die rot und weiße Fahne. Nicht genug mit dieser Wehrmacht, schuf sich das Volk einen neuen beratenden und regierenden Ausschuß im Kollegium der zwölf Anziani (Ältesten). Jene erste hohe Blüte des städtischen Gemeinwesens in den fünfziger Jahren entfaltete sich unter dieser Verfassung.

Neue Umgestaltungen traten ein, nachdem die große Politik erst (nach Montaperti) der Parte ghibellina und dann (durch Karl von Anjou 1267) der Parte guelfa das entscheidende Übergewicht zurückgab. So flüchtig waren in diesen Städten noch die Verfassungsformen, daß nun eine Parteiorganisation fast an Stelle der ständischen oder Distriktsverfassung treten konnte. Die Volkskompanien wurden verboten; der Capitano di Parte guelfa trat an Stelle des Capitano del popolo, neben die Zwölfmänner die Credentia di Parte guelfa. Ihre Finanzen waren glänzend infolge umfassender Konfiskationen der Güter ihrer Gegner; auch die Administration der Oligarchie durfte man in einigen Punkten rühmen. Ihr Selbstgefühl äußerte sich in dem neuen Siegel der Stadt mit dem Bilde des nackten Herkules. Allein auf lange Dauer hielt sich der Friede weder angesichts der allgemeinen Verhältnisse Italiens noch auch innerhalb der Partei. So war es eine große Aktion, als der Kardinal Latino in einer ungeheueren freien Volksversammlung

(Parlamentum) vor Santa Maria Novella diesmal erfolgreich als Friedensstifter auftrat; es geschah im Namen des Papstes, der jetzt (1279) statt Karls von Anjou als Signore der Stadt bezeichnet werden darf. Im Anschluß an die früheren Formen, und doch mannigfach modifiziert, erneuerte man gegen die abtretende Parteiregierung die Verfassung der Kommune mit gewähltem Podestà und Kapitano, mit deren zünftischen Räten und dem Syndikus der Finanzen, dazu mit einem neuen Gemeinderat der Vierzehn an Stelle der Zwölfmänner; aber das alles bedeutete noch keineswegs die Demokratie von 1250. Erst nach zwei Jahren, 1282, als der Papst erst die Niederlage von Forlì und dann in seinem angiovinischen Schützling auch das Schicksal der Sizilischen Vesper miterlebte, wurde der Umschwung ein vollkommener. Jetzt hatten nacheinander erst die Ghibellinen, dann die Guelfen harte Schläge erlebt, ganz zu schweigen von dem Ruin, den ihre ewigen Kämpfe der Blüte ihrer Familien und ihrer Vermögen bereitet hatte. Das reiche gewerbliche Bürgertum schickte sich an, die erste Stelle in der Stadt einzunehmen und diejenige Verfassung zu organisieren, die für die nächsten beiden Jahrhunderte in wesentlichen Zügen maßgebend wurde.

Der Umschwung vollzog sich langsam und friedlich; im Juni trat eine Behörde von drei Zunftprioren neben den Rat der Vierzehn; es waren zwei Bankiers und ein Unternehmer aus der Wollenzunft. Im Herbst wählten Vertreter der sieben oberen, aber auch Vertreter der fünf mittleren Zünfte (Schlächter, Schuhmacher, Schmiede, Bauhandwerker und Althändler) den Rat der Vierzehn; schon im nächsten Frühjahr wurde dieser Rat durch die auf sechs vermehrten Prioren ersetzt; der Wahlkörper blieb derselbe. Im Gegensatz zu allen älteren Behörden war dieser fortan maßgebende Rat der Prioren die erste ausschließlich zünftische Regierung. Ihr einen bewaffneten Beschützer zu geben, berief man einen auswärtigen Ritter (damit er dem Podestà und Kapitano gleichstehe), aber eben dieser Defensor artium trat noch selbigen Jahres auch an die Stelle des Paolo Malatesta von Rimini (Franceskas Buhlen), der als letzter Capitano del popolo die Stadt vor Ablauf seiner Amtszeit verließ. Im nächsten Sommer wurde die militärische Organisation der Zünfte zum Schutze ihres neuen Regiments durchgeführt. Und dann ging es rasch vorwärts. Die Magnaten hatten Mann für Mann Bürgschaften zu stellen für die Beobachtung der Gesetze, die man gegen sie schärfer als gegen die Handwerker zur Anwendung brachte, — begreiflicherweise, wenn man hört, daß Messer Corso Donati 1286 einen guelfischen Landjunker auf dem Wege zum Richtplatz durch plötzlichen Überfall aus der Gewalt des Podestà zu befreien unternahm; was freilich nicht hinderte, daß erst Padua, dann Bologna den mächtigen Ritter zu ihrem Podestà erkoren.

Zu den Magnaten rechnete man nachgerade nicht nur den alten Landadel und den städtischen Patriziat, sondern auch die reichen Bankiers- und Fabrikantensöhne, die nach Ritterart lebten. Sie und ihr neues oligarchisches Regiment erfreuten sich des kräftigsten Hasses der Kleinen und der echten Demokraten. Wenn aber an deren Spitze kein Geringerer als Giano della Bella, ein schon bejahrter Grundbesitzer und welterfahrener Bankier, trat, so

müssen die Klagen über den Mutwillen der Großen ihre guten Gründe gehabt haben. Unter seiner politischen Führung kam es zur Abfassung des neuen demokratischen Grundgesetzes der Ordinamenti della giustizia durch drei Florentiner Juristen, ohne unmittelbare Entlehnung aus Bologna. Am 18. Januar 1293 wurde das Gesetz verkündigt, worin das Florentiner Staatswesen auf dem Einvernehmen aller 21 Zünfte, der hohen, mittleren und niederen, so gut wie neubegründet war. Die Magnaten, fast 150 Geschlechter, wurden förmlich ausgeschlossen vom Regiment der Stadt, ohne Rücksicht auf das Alter ihres Rittergürtels; Gewalttätigkeiten von dieser Seite wurden mit den härtesten und grausamsten Strafen bedroht. Die Sauberkeit der Wahlen sollten eingehende Satzungen gewährleisten. Zu den sechs Prioren trat als Primus inter pares der neue „Bannerträger der Gerechtigkeit", der Gonfaloniere della giustizia. Alljährlich wurden 1000 Popolanen bestimmt, die seines Winks gewärtig in Waffen und Schilden mit dem roten Kreuz zum Palaste der Prioren eilen sollten, sobald die Glocke sie rief. Der Gonfaloniere und die Prioren mußten gemeinsam wohnen, speisen und schlafen. Als das 13. Jahrhundert zu Ende ging, baute man noch an dem stolzen Hause, das ihnen das Volk bestimmte, und das erst nach Jahrhunderten zu einem Palazzo Vecchio werden sollte.

Der Palazzo Vecchio brauchte keine prahlende Bauinschrift mehr, denn rings um ihn her entstanden eben damals die herrlichsten Werke, die im Verein mit den immer reichlicher fließenden Quellen der Archive und der Literatur tausendstimmig das großartige Lebensgefühl dieser Generationen verkündigen. Mitten darin Dante Alighieri. Wir können den gelehrten Verfasser der Geschichte von Florenz nur aufrichtig darum beneiden, daß er seine Tage in solcher Gesellschaft verbringen darf; aber wir wünschen ihm zugleich, daß man weithin und dankbar durch ihn die Einführung in diese unsterbliche Welt begehre. Dann wird er von dem großen Werke selbst nimmer lassen können und zugleich die Frische behalten, es zu vollenden.

Björnstjerne Björnson.

Von

Richard M. Meyer.

Sicherlich haben die Historiker mit der seit Plutarch beliebten Aufstellung von „Parallelbiographien" oft genug Unfug getrieben; zumal in der französischen Literaturgeschichte müssen gar zu häufig zwei Persönlichkeiten sich gewaltsam in symmetrische Stellungen zwängen lassen, bis über dem Aufbau der Gruppe die Einzelfiguren unkenntlich werden. Ebenso gewiß aber hat es oft auch der Natur gefallen, Parallelfiguren hinzustellen, wie die „Säulen des Herkules" an beiden Seiten einer Meerenge. Corneille und Racine, Goethe und Schiller, Michelangelo und Raffael werden ewig zum Vergleich herausfordern; und wie schon für die Urzeit Himmel und Erde ein untrennbares Paar bilden, so werden noch für die spätesten Zeiten Voltaire und Rousseau ihr seltsames Duett singen. Es gibt Momente, wo die Göttin Geschichte selbst zu schwanken scheint, welchen Weg sie einschlagen will. Es sind Momente, die reiche Entwicklungsmöglichkeiten in sich tragen, die in verschiedenstem Sinn Großes erhoffen lassen. So geht sie mit sich selbst zu Rat und wagt schließlich ein Orakelspiel: zwei fast gleich starke Kämpfer schickt sie den auf den einen, den auf den anderen Weg und läßt sie selbst ausmachen, welche Bahn die ergiebigere sei. Zuweilen treffen sich die beiden Wege, und zwei Welteroberer messen sich im Kampf wie Bajazid und Tamerlan; zuweilen vereinigen sie sich wie zu unserem unverlöschlichen Stolz die Goethes und Schillers. Der merkwürdigste Fall aber bleibt der, wenn es wirkliche Parallelen sind, die sich nicht eher schneiden — als im Unendlichen.

Björnson und Ibsen sind, wie Berthold Auerbach von Goethe und Schiller sagte, „ein Diphthong" geworden. Wir können den einen nicht nennen, ohne auch des anderen zu gedenken. Mancher sucht sich dieser Paarung zu erwehren, schiebt unwillig den „halben Künstler" oder die „Dichtermaschine" zur Seite und bezeugt doch selbst durch einen Widerstand eine Untrennbarkeit, die in keinem Fall besser bezeugt ist als hier, da Ibsen selbst Björnson als das größte Erlebnis seines Lebens bezeichnet hat.

Dabei aber muß man sich freilich vor jenem künstlichen Übertreiben der Symmetrie nur um so mehr hüten. Denn gerade jene Briefstelle beweist, daß

Björnson für Ibsen viel mehr bedeutete als Ibsen für Björnson. Gerade eben hat Roman Woerners bedeutendes Werk, der zweite Teil seiner großen Ibsen-Biographie, aufs eindringlichste herausgestellt, wie oft Björnson gleichsam der große Flußgott ist, der über der Quelle von Ibsens dichterischem Schaffen waltet. „Die Kronprätendenten" — ein Vergleich des überall geliebten Björnson mit dem einsam ringenden Ibsen. „Der Bund der Jugend" — ein Versuch, sich gegen den bestrickenden Einfluß des großen Improvisators und Agitators zu wehren. „Der Volksfeind" — eine Auseinandersetzung des Aristokraten mit dem Demokraten. „Wenn wir Toten erwachen" — eine bange Abrechnung über das eigene, in strenger Kunstarbeit vergangene Leben im Licht der Existenz des Nebenbuhlers, der vor allem mit den Lebenden gelebt hat. Und weiter: „Die Stützen der Gesellschaft" ein Gegenstück zum „Fallissement". — Wie viel Björnson in Ibsen!

Björnson seinerseits hat menschlich die stärksten Beziehungen zu Ibsen, seinem Schulkameraden, seinem Theatergenossen, seinem politischen Freund und Gegner; aber in seiner Dichtung ist von der gleichzeitigen Existenz Ibsens kaum etwas zu merken. Auch „Über unsere Kraft", die am ehesten hier zu nennende Dichtung, ist wohl von der ganzen Entwicklung mitbedingt, die ohne den Dichter von „Rosmersholm" nicht denkbar wäre, kaum aber in engerem Sinn von dessen eigenen Werken.

Versucht man es, ganz aus der Ferne und mit allem Vorbehalt die beiden Seiten des Januskopfes, den die norwegische Literatur am Eingang des neuen Jahrhunderts aufgestellt hat, auf eine Formel zu bringen, so würde ich am ehesten diese wagen: Björnson vertritt die Natur, Ibsen die Kunst. Die Natur bedarf der Kunst nicht; aber die Kunst kann die Natur nicht entbehren. Freilich aber ist doch in gewissem Sinn die Kunst selbst nichts anders als die gesteigerte, einseitig gesteigerte Natur; freilich ist sie doch wieder die Erfüllung und Vollendung jener geheimen Sehnsucht, die in der Natur selbst zu liegen scheint. So hat Schelling die Kunst in ihrem Verhältnis zur Natur gedeutet; und fassen wir so Ibsen in seinem Verhältnis zu Björnson, so werden uns auch die Grenzen der Anwendbarkeit unserer Formel deutlich werden.

Natur ist Björnson, im höchsten größten Sinne. „Eine Natur" sagen wir von einer starken Persönlichkeit, die impulsiv unter dem Drang innerer Notwendigkeit sich so äußert, wie sie sich äußern muß. Diesen Eindruck rief der nordische Riese immer am unmittelbarsten hervor. So schon seine äußere Erscheinung: die prachtvolle Figur, die olympischen Augenbrauen, die (wie Ibsens Bart) fast ins Symbolische, ins Mystische stilisierte Löwenmähne. Niemand konnte ihn übersehen, niemand ihn überhören. Ich hörte seine Rede bei der Enthüllung des Grabdenkmals für den in Berlin verstorbenen Komponisten seines Nationalliedes — ein seltsamer Zufall ließ diesen wie den Komponisten der russischen Nationaloper, Glinka, fern von der Heimat bei uns sein Ende finden, als wolle das Schicksal uns tragisch dafür entschädigen, daß von den repräsentativen Tondichtern auch nicht einer lang hier geweilt hat, man rechnete denn Felix Mendelssohn-Bartholdy zu ihnen. — Ibsen sprach keineswegs laut, sondern sehr deutlich mit einer selbstverständlichen

Vernehmlichkeit, wie ein Mann, der gewohnt ist, von vielen angehört zu werden. Ich fürchtete predigerhafte Salbung oder breites Pathos; aber es war der sachliche Ausdruck einer tiefen Ergriffenheit, bei allem persönlichen Empfinden doch nur die Stimme der in aufrichtiger Trauer Versammelten selbst, laut geworden in ihrem natürlichen Vertreter. Und so stand er eben unter diesen Norwegern wie der Genius ihrer Heimat, wie ein mächtiger Berg, der tönt, wenn ihn die Sonne bescheint.

Natur ist Kraft, ist Reichtum, ist Herrschaft. Von Björnson hatten viele, wie Ernst v. Wolzogen bezeugt hat, gehofft, das junge Reich, das vor allem auch er auf eigene Füße gestellt hatte, würde ihn zum bürgerlichen König erwählen, und sie hatten gleichzeitig gefürchtet, er würde seine Herrschergewalt dann nicht bezähmen können. Sein Reichtum liegt in einer ausgedehnten Produktion vor uns; die Lieder, die Erzählungen, Novellen, Romane, die Dramen müssen durch Reden, Briefe, Zeitungsartikel ergänzt werden. Nichts von Ibsens strenger Beschränkung, von seinem haushälterischen Ausnutzen jedes Gedankens; verschwenderisch war er wie die Natur, an deren „weise Ökonomie" zu glauben wir längst verlernt haben und die auch zu überschwemmen und formlose Gebilde umherzustreuen vermag. Vor allem aber ist ihr Wesen *Kraft*; und was war für ihn bezeichnender? Wie die Riesentochter auf Burg Niedeck packt er seine Gestalten mit mächtiger Hand, setzt sie hin — und zerdrückt auch wohl eine oder die andere. Das Lustspiel, mit dem der Optimist scheiden mußte, wie Ibsen mit seinem pessimistischen Epilog, hat in der gigantischen Unbefangenheit des Humors, mit der die „alten Herren" — und einer noch obendrein ein Geistlicher! — von den runden unberührten Formen der Mädchen sprechen, etwas, das (bei ganz anderer sittlicher Färbung) an Rabelais erinnert. Man hört nirgends so viel lachen wie in seinen Lustspielen — so weit sie eben heiter sind; und es ist das kräftige, urgesunde dröhnende Lachen des Propstes Hall. Kraft war für Björnson Kennzeichen des Natürlichen, für das er überall kämpft gegen falsche Sentimentalität, gegen Nervosität, gegen abgestorbenes Scheinempfinden — nur im „Handschuh" hat er sich einmal selbst in die Unnatur verirrt. Als ich Björnson mit meinem Jüngsten besuchen durfte, fuhr er dem Kind in seinen vollen Schopf und sagte mit freundlich glänzenden Augen: „Das ist Kraft!" So seh ich ihn in der Erinnerung am liebsten, mit diesem väterlich-humoristischen Gruß an die jugendliche Kraft — die der Dichter des „Baumeisters Solneß" und des „John Gabriel Borkman" fürchtete. Wie die genialsten Feldherren keine strategische Weisheit so hoch zu schätzen pflegen wie den einfachen Mut — von Wallenstein, Friedrich dem Großen, Napoleon ist es uns bezeugt —, so liebte er die Kraft, den ursprünglichsten aller menschlichen Vorzüge, vor allen anderen; und die große Probe unseres Vermögens — und seiner Poesie hieß bezeichnenderweise: „Über unsere Kraft."

Die Natur aber steht zu dem Menschen in seltsamen Beziehungen. Die Natur ist eigentlich immer unmodern; denn das ist das Wesen des Menschen selbst, daß er sich von ihr fortentwickelt. Nicht etwa bloß der Sohn „überkultivierter" Zeiten; der primitivste Wilde schon, der sich ein Werkzeug schnitzt, beginnt die

Loslösung von der Natur. Wie sie war Björnson in so vielfachem Sinn unmodern, antimodern. In der Epoche der Geistreichen wagte er, die Güte, die menschliche Güte für die höchste Kraft zu halten. Eine durchaus mündliche Natur stand er in einer sozusagen rein schriftlichen Periode ganz und gar auf den Verkehr von Mensch zu Menschen angewiesen, und voll von dem naiven Glauben an die Macht der Ansprache, der unsere Achtundvierziger — aus beiden Lagern — charakterisiert. Er blieb überzeugt, ein klares ehrliches Wort müsse den Opfern der Dreyfuß-Verfolgung oder der magyarischen nationalen Unduldsamkeit zum Recht verhelfen, wie es vielleicht in den Tagen der Propheten möglich gewesen wäre. Er war ausgesprochenster Optimist unter Pessimisten. —

Aber gilt das noch? Wie die Natur immer unmodern ist, so bleibt sie — eine ihrer zahllosen Paradoxien! — auch immer modern, weil jede Entfernung von der Natur auch wieder die Sehnsucht nach dem einfachen, ungebrochenen Verstand steigert. Wir wollen aus dem Pessimismus, den diese Entfernung schuf, wieder zu dem Optimismus, den jedes lebende Wesen außer dem Menschen bekennt, indem es gerade vor sich hin und darauf los lebt. Und so ist hier der Umschlag eingetreten. Zwischen Nietzsche, der gebrochenen Herzens den Optimismus als sittliche Pflicht lehrt, und Roosevelt, dessen ganze Macht darin besteht, daß er Optimist vom Hut bis zu den Stiefeln ist — zwischen dem raffinierten und dem naiven, zwischen dem aristokratischen und dem demokratischen Optimismus mitten inne steht Björnson, der Verkünder des kämpfenden Optimismus. Sich stark zu machen, ist auch seine große Losung an die eigene Nation, an die Germanenwelt (die er unbeschadet aller nationalen Einzelrechte als eine große Familie ansah), an die Menschheit. Der einzelne soll sich seiner Stärke freuen, und der Demokrat Björnson hat knapp und klar den Arbeitern Norwegens auseinandergesetzt, er habe das Recht auf eine andere Lebenshaltung als sie. Aber er will sich auch der Kraft der Gesamtheit freuen — freuen vor allem, wenn er mit ihr zu ringen hat. Ja, er will sich der Macht der Naturgesetze dann selbst freuen, wenn er ihnen ringend unterliegt: das ist die tragische Versöhnung in „Über unsere Kraft".

Und auch der deutlich sich ankündigenden Wandlung von der geistreichen Skepsis zum poetischen Glauben ist er vorangeeilt — auch hier Ibsens Antipode. Aus dem „alten Glauben" freilich, den noch das „Fallissement" und die früheren Erzählungen bekennen, ringt er sich los; heftige Briefe schreibt er aus Paris über Religionsunterricht mit veraltetem Inhalt, leidenschaftliche Angriffe richtete sein politisches Bekenntnisdrama, der „König", gegen die Allianz von Kirche und Staat. Aber gläubig blieb er stets, erfüllt von festen Überzeugungen vor allem moralischer und politischer Natur, positiv in jedem Zoll und deshalb, wie etwa bei uns Treitschke, auch bei jeder politischen Umwandlung nicht imstande, auch nur den Standpunkt seiner bisherigen Freunde zu begreifen.

Und in dieser Natürlichkeit des impulsiven Menschen liegen denn eben auch die Grenzen des Künstlers. Wer schon seine nächsten Nachbarn nicht

begriff, der war für die allwissende Psychologie Ibsens nicht geschaffen. Auf wen der Augenblick so stark und mächtig wirkte, der konnte seine Werke nicht so ausreifen lassen wie jener Ibsen, der sich in den luftleren Raum gestellt hatte. — Im Vergleich mit dem Künstler Ibsen bleibt Björnson fast stets ein Dilettant, wie Dickens mit all seiner viel reicheren Empfindung, Phantasie, Anschauung neben dem engeren und kunstvolleren Thackeray.

Und hier wendet sich denn die Linie. So viel mehr in Björnsons Persönlichkeit die Natur herrscht, so viel mehr herrscht sie in Ibsens Dichtung — gerade weil hier mehr Kunst ist. Ein Drama Ibsens ist wirklich ein abgeschlossenes Stück Natur; was nun einmal hier erwächst, das ist bis ins einzelne klimatisch bedingt. In dieser Welt, die Rosmersholm heißt, muß eine Anlage, wie Rosmer oder Rebekka sie besitzen, sich so und gerade so entwickeln, und die Katastrophen sind, wie in der reellen Welt, notwendige Abschlüsse einer langen Reihe von Ursachen. Jene unergründliche Tiefe der Wesenheit, die Hjalmar oder Gregers Werle lebendiger macht, als die meisten Menschen es sind, stammt eben daher, daß sie sich aus dem breiten Nährboden einer vom Dichter deutlich erfaßten Gesamtexistenz hervorgebildet haben. Björnsons Gestalten aber haben fast alle eine viel flachere Grundlage. Am besten gelingen ihm, wie allen Dichtern der Fresko-Psychologie, die „Originale", d. h. Gestalten, die eine gemeinverständliche Eigenheit über das Maß hinaus entwickeln: das Amtmannspaar in den „Neuvermählten", der Alte in „Paul Lange", der „fröhliche Bursch", die „Fischerin". Zumal wenn er sie mit einigen Tropfen eigenen Bluts tränken kann, wie den Professor Tygesen in „Geographie und Liebe", einen donnernden Schlafrocktyrannen voll innerlicher Güte. Aber selbst dieser, der den Frauenleuten keinen Platz vergönnt, den Bücher und Karten beanspruchen, kommt dem Professor aus Benedix' Hochzeitsreise so bedenklich nahe, wie gewisse Situationen im „König" an Auerbachs jungdeutschestem Roman „Auf der Höhe" erinnern. Wie kulissenmäßig ist das traditionell-vornehme Heim des Amtmanns neben Rosmersholm! Vor allem aber: die Handlung bleibt „gemacht". Die gute Freundin in den „Neuvermählten" leitet die Figuren am Bande — übrigens eine Gestalt, die an stärkere in „Klein Eyolf" und „John Gabriel Borkman", ja auch in „Hedda Gabler" erinnert, wie die Tante Ole im „Neuen System" an Ibsens Lina Ressel — die energische Tante scheint eine norwegische Nationalinstitution zu sein. Der Advokat Berent regiert das „Fallissement", und „König" und „Redakteur" werden wirre Intrigenstücke. Oder aber alle Gestalten werden von dem Sturm einer mächtigen Tendenz dahingeblasen, wie in der sympathischen „Leonarda" und dem unerfreulichen Thesenstück „Der Handschuh". Ähnlich in den Romanen. Wo Björnson versucht die Figuren einigermaßen ihrer eignen Entwicklung zu überlassen — das tat Ibsen immer, geduldig, ja demütig bis zur Selbstverleugnung —, da fällt das Drama auseinander wie das so prächtig einsetzende Lustspiel: „Wenn der junge Wein blüht."

Und doch gibt es auch hier wieder eine Ausnahme. Björnson hat ein Drama geschaffen, das in sich geschlossen, rund und notwendig ist wie die „Wildente", und in dem die Gestalten naturwahr und von innen bedingt

sind wie in den „Gespenstern“: den ersten Teil von „Über unsere Kraft“. Unzweifelhaft ist es sein größtes Werk; und den törichten Verkleinerern, die um Ibsens willen den Dichter Björnson leugnen möchten, wie Schiller um Goethes willen, antwortet dieses Drama zur Genüge — das einzige, das in der mächtigen Kraft, mit der die tiefsten Stimmungen der Zeit in sichtbare Handlung, die geheimsten Gedanken in einfache Worte umgesetzt werden, wenn auch in langem Abstand nach dem „Faust“ genannt werden darf. Die große Sehnsucht nach dem Wunderbaren — wie klein erscheint sie in der „Frau vom Meere“, selbst in „Nora“ neben diesem tiefsymbolischen Ausdruck! Der Zweifel nicht bloß der Gläubigen und derer, die am Zweifel selbst zweifeln, wie packend ist er veranschaulicht! Dazu kein großer Apparat; eine Anzahl von Geistlichen — Lieblingstypen Björnsons wie Fontanes — genügt, um die psychologischen Spielarten des modernen Menschen vorzustellen, wie für Goethe eine kleine Theatertruppe genügte. Ein tiefer leidenschaftlicher Ernst schließt realistischen Humor — etwa in der Zeichnung des hungrigen Pastors — so wenig wie in Goethes Weltschauspiel aus; und ein großartig vieldeutiger Schluß führt von der Bühne in die Vieldeutigkeit der wirklichen Welt zurück.

Dies schuf ein Dichter. Und sein ganzes Leben in *ein* Werk zusammenzufassen, war ihm so natürlich wie Ibsen der Treppenbau seines Gesamtwerkes. Denn diese gläubige Sehnsucht blieb dem großen Manne, dem großen Kinde treu — treu wie die Versuche, selbst Wunder zu tun mit dem Wort.

Hier sehen wir ihn in seiner ganzen Einheit. Natur und Menschenleben sind für ihn nicht Gegensätze, wie für Schiller oder Ibsen; sie sind ihm eins, wie für Goethe. Das politische Leben aber sogar begreift er mit ein, das selbst Goethe als ein leeres Spiel des Zufalls von der Gesetzlichkeit ausschloß. Diese mythische Gestalt, dieser Recke mit der Löwenmähne trug eine Brille; und sie war „organisch“ in diesem Gesicht, und Goethe selbst, der die Feindschaft gegen „Annäherungsgläser“ bis ins Krankhafte trieb, hätte sie hier dulden müssen. Das Wunder ist nur der höchste Fall der aus Kunst gesteigerten Natur. Die Dichtung ist ein Leben mit selbstgeschaffenen Gestalten, die ihr Schöpfer erzieht und bestraft, liebt und schüttelt wie lebendige Menschen. Das öffentliche Leben ist ein Drama mit guten und schlechten Rollen, das der Regisseur zu einem moralisch erhebenden Abschluß führen muß. Es gibt in Björnsons Welt keine Gegensätze zwischen Natur und Kunst; er erkennt nur die ursprünglichsten Antithesen wie gut und schlecht, jung und alt, stark und schwach. Diese Eigenschaften mischt auch er gern: Leonarda ist schlecht und gut; der Propst Hall ist alt und jung; der König ist schwach und stark. Aber tiefer hinab geht seine Analyse nicht; darin bleibt er „Volksdichter“.

Und so machte ihm seine Dichtung, zu ihrem Schaden, zu seiner Freude, wenig Mühe. Ibsen ward zum Diener seiner Kunst; in jener Stufenleiter, die von den Klassikern über Hebbel und Wagner zu Ibsen und Flaubert führt, bedeutet er vielleicht den letzten Grad der Unterwerfung des Menschen unter seine künstlerische Pflicht. *Diese* Größe fehlt Björnson; aber mit ihr auch das Tragische von Ibsens Einsamkeit. Nicht daß er „über seinen Werken“ stände, etwa mit der vielbeliebten Ironie der Romantiker oder der Neuwiener;

aber er steht mitten unter ihnen und freut sich, unter ihnen zu leben. Keine Reue Rubeks kann ihn fassen, ihn, der, wie kein anderer Dichter, ein Freilichtleben geführt hat, immer wirkend, immer von anderen angeregt und sie bestimmend. Die ruhige, sichere Strategie Moltkes fehlt ihm, vielleicht auch etwas von seiner Vornehmheit; die geniale Schwungkraft Bismarcks zeigen die Wandlungen des Politikers wie des Dichters, der sich von der norwegischen Idylle zur Tragödie des Zeitproblems entwickelte.

So ward er das, worin schließlich seine ganze Bedeutung gipfelte: ein neuer Typus des Dichters, und eben damit wieder ein uralter. Der Künstler ist heut zu ausschließlich Techniker geworden; die Höhe, die Flaubert und Ibsen so erreichten, bedeutet zugleich den Endpunkt dieser Bahn. Der Dichter alter Zeit aber war ein Hirt der Völker, gerade deshalb, weil er mit seiner Gemeinde eins war, ihr Mund, ihr Prophet. Ein solcher Dichter konnte Tolstoi nicht werden, weil er innerlich von dem Volk geschieden blieb, zu dem er sich äußerlich bekehrte; zu groß ist der Abstand zwischen Hirt und Herde. Björnson aber ward solch ein Dichter, selbst ein „Mann aus dem Volk" zeitlebens, aber größer als alle, ein Prophet, nicht weil er in dunkle Fernen, sondern weil er schärfer in die nahe Zukunft sah.

Um ganz zu ermessen, was diese Erscheinung für die Welt bedeutet, stelle man neben ihn das Extrem des „modernen Dichters": d'Annunzio. Alles hier Kunst, Technik, kalte Pracht; alles Eitelkeit auch des Individuums, aristokratische Verachtung der Masse selbst bei dem Volksvertreter. Alles zerrissen — und schließlich klein. Wie der kleine geputzte, kahlköpfige Mann neben dem Riesen aus Norden, so steht diese Übertreibung des „reinen Poeten" neben dem Dichter aus dem Vollen. Und wenn wir den Italiener ungerührt bewundern, so glauben wir den Norweger am besten charakterisiert durch einen prachtvollen Hymnus Goethes:

„Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern."

Transhimalaja.

Von

Wilhelm Bölsche.

Transhimalaja. Entdeckungen und Abenteuer in Tibet. Von Sven Hedin. Mit 397 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit 10 Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1909.

Vor fünf Jahren habe ich an dieser Stelle versucht, eine kleine Umrißskizze von Hedins interessanter Persönlichkeit zu geben. Damals war er ein Mann, den man in wissenschaftlichen Kreisen hochschätzte und in seiner Heimat feierte. Seither hat sich die Sachlage geändert: das etwas gefährliche Geschenk einer internationalen und über alle Bildungskreise ausgedehnten Popularität ist ihm zugefallen. Wir wissen es alle, daß zu solcher Popularität des Reisenden von je nicht so sehr die ernste geleistete Arbeit, sondern in erster Linie allerlei Hilfsmotive zweiten Grades verhelfen. Man muß verloren gegangen sein, man muß die Sage haben, daß man ermordet worden sei, und muß sensationell wieder auftauchen. Man muß den Ruf einer ganz beispiellosen, noch nie dagewesenen Entdeckung um sich her verbreiten, konzentriert auf ein Schlagwort, bei dem sich kein Mensch etwas Ordentliches denken kann, und bei dem sich alle das Ungeheuerlichste denken. Womöglich muß diese Entdeckung noch bestritten sein und die Romantik umschließen, daß sie noch in einen Sensationsprozeß auslaufen könnte.

Sven Hedin war also wieder ausgezogen, um das Land seiner Liebe, Tibet, zu bezwingen. Sven Hedin war infolge von Briefen, die uns nicht erreichten, eine Weile verschollen, und wer seine früheren Wagnisse kannte, mußte gern annehmen, er sei jetzt endlich verdurstet oder von den Tibetanern unter höflichen Komplimenten (die sie ihm immer gemacht hatten) ermordet worden. Indessen die Briefe erreichten uns eines Tages doch wieder, und wir erfuhren, daß Sven Hedin, gesund und erfolgreich, das größte geographische Geheimnis unseres Planeten enträtselt und die größte Entdeckertat getan habe, die überhaupt noch zu tun war. Wobei einstweilen in allen Zeitungsnachrichten ausblieb, was er denn eigentlich entdeckt habe. Gewaltig aber die Sensation! Die größere Menge des internationalen Publikums hat faktisch nicht viel mehr zu hören bekommen bis zu dem Tage, da es hieß, der große Forscher ziehe jetzt selber von Stadt zu Stadt, um seine epochemachenden Resultate

persönlich vorzutragen. In diesem Sinne riß man sich um die Plätze und jubelte schon vorher. Man fand aber einen liebenswürdigen Plauderer ohne jegliche Gabe besonderen Redeschmucks, der einiges von den tibetanischen Klöstern erzählte. Die Unbefangenen waren enttäuscht. Andere hielten dagegen fest, daß hier erst das Mysterium stecke. Sven Hedins Reise besitze noch einen Clou, der aber so grandios sei, daß er ihn noch nicht ausspiele. Hedin zeige sich zunächst als bloß wieder da, und dann erst werde die Enthüllung kommen, im höchsten Moment. Worauf Skeptiker, die in die wirklichen geographischen Akten Einsicht genommen haben wollten, das Ganze für eine leere Sensationsmache erklärten.

Es ist nicht leicht, aus dieser äußeren Situation heraus darzulegen, was Sven Hedin denn nun diesmal wirklich geleistet hat, es ist aber auch aus der Sache selbst nicht ganz leicht.

Sven Hedin hat in der Tat nicht bloß ein paar tibetanische Klöster besucht. Er hat nach seiner wörtlichen Ansicht etwas entdeckt, was „den Geographen der weißen Rasse bis zu diesem Januar 1907 ebenso unbekannt geblieben" war „wie die der Erde abgekehrte Seite des Mondes! Aber die Meere und Gebirge, die uns der Vollmond zeigt, kannten wir schon seit dem Altertum viel besser als die Gegend auf der Erdoberfläche, wohin ich nun das Glück habe, meine Leser führen zu können! Ich habe mir erlaubt, dieses geographische Problem, das ich lösen konnte, eines der schönsten, vielleicht das allerimposanteste zu nennen, das noch auf der Oberfläche unserer Erde zu lösen war".

Das Deckwort dieser Entdeckung lautet „Transhimalaja". Und es knüpft an bei einem Gebirgssystem am Südrande von Tibet, das Sven Hedin auf dieser seiner neuesten Reise nicht weniger als achtmal in Paßhöhe überschritten hat.

Die Gebirgsgliederung Innerasiens ist eine überaus komplizierte. Es hat lange gedauert, bis die Geographen sie nur annähernd begriffen hatten. Nirgendwo auf der Erde hat man so sehr den Eindruck, daß die Oberfläche unseres Planeten gelegentlich steinerne Wellen geworfen hat, die in den verschiedensten Kämmen kreuz und quer sich verewigt haben, dann noch zu Ruinen geworden sind und nun ein Labyrinth bilden. Auf der Schule lernen wir ein paar Namen, ohne doch in der Regel irgendein sicheres Bild zu bewahren. Schließlich hebt sich im Gedächtnis nur der Himalaja heraus. Er trägt den höchsten Gipfel der Erde, und er bildet eine Art politischer Wasserscheide, die wir zur Orientierung im praktischen Leben des Tages kennen müssen. Eine Mauer fast genau von West nach Ost, von der es nördlich in die ungeheure tibetanisch-chinesische Welt hinausflutet, während auf der Zinne, von Süden, von Indien kommend, die Engländer stehen. Es liegt nahe, sich da auch geographisch eine große Wasserscheide zu denken: alle Wasser des Südabhanges zum Indischen Ozean durch englisches Land abfallend, alle der Nordflanke sich weit hinausverlierend in das Wunderland Tibet mit seinem Netz ausflußloser Seen. Dem widerspricht aber schon auf der kleinsten Karte der Oberlauf des Brahmaputra. Er fließt nördlich wie in einer tiefen Spalte

am Himalaja hin, um endlich doch noch den südlichen Ozean zu erreichen. Jenseits dieser Spalte muß der Rand des Hochplateaus von Tibet noch einmal als steinerne Schranke ragen, und erst auf seiner First kann die wahre Wasserscheide liegen. Nun ist es aber schon ein älterer geographischer Glaube, daß diese First ein zweites großes Gebirge bilde, das wie eine im ganzen parallele Faltenmasse noch einmal nördlich hinter dem Himalaja hergehe. Schon auf den Jesuitenkarten des 18. Jahrhunderts figuriert auf diesem Fleck ein verwickelter Höhenzug. In den vierziger Jahren des 19. ist ein französischer Geistlicher hier über einen Paß gegangen. Daß von Westen Gebirgsfalten sich herangliederten, sah man auch deutlich. Die englischen Karten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zeichneten denn auch resolut eine einheitliche lange Kette auf das geographisch weiße Feld, freilich noch mehr aus Phantasie als aus wirklicher Sachkenntnis. Dunkel blieb gerade die entscheidende Mitte, der Zusammenschluß. Inzwischen meldeten sich aber in der Wende zum 20. Jahrhundert dreimal europäische Reisende, die ebenfalls kolossal hohe Pässe in der kritischen Region gekreuzt hatten. Vom Brahmaputra her wurden durch Fernschätzung Gipfel da oben festgestellt, die ernstlich an Himalajamaße erinnerten.

Aus den früheren Reiseberichten ist bekannt, wie gerade Sven Hedin um Tibet geworben hat. Die Aufhellung dieses Stücks Erde bildet seine Lebensaufgabe. Tibet ist aber geographisch noch so wenig erforscht, weil es politisch verschlossen ist. Man wurde nicht hineingelassen. Auf der vorigen Reise war das „Trotzdem" dieses Hineinkommens noch das entscheidende Problem. Sven Hedin wollte ursprünglich durchaus in die geheimnisvolle Hauptstadt, nach dem sagenumwobenen Lhasa, zum Dalai Lama; die Sache mißglückte aber damals. Auch diesmal war das Eindringen in das Land wenigstens die erste Frage: Hedin ging zur Abwechslung von der englischen Seite (übrigens ohne Unterstützung der Engländer) aus. Durch die seither eingetretene Unordnung der ganzen tibetanischen Regierungsverhältnisse einerseits und ein vollbemessenes Maß Ausnutzung dieser Dinge durch wahrhaft raffinierte Schachzüge kleiner Schlauheit, Diplomatie und wohlangebrachter, sagen wir es in gutem Sinne: Schwindelei andererseits glückte es Hedin diesmal tatsächlich, wenigstens bis nach Schigatse, also dem zweiten „Rom" des frommen Landes, zu gelangen, wo der andere „Papst", der Taschi Lama, residiert. Dieser heilige Mann empfing den Reisenden sogar in Audienz. Tibet war eben nicht mehr konsequent, irgendein Anfang vom Ende! Inzwischen hatte aber durch die vorausgegangene englische Invasion diese ganze „Eroberung" an Wert eingebüßt. Lhasa selbst lockte nicht mehr. Die Sachlage hatte gewollt, daß Hedin ja diesmal auf der Gebirgsseite in sein altes Zauberland eingetreten war, von oben herein anstatt von unten herauf. Als er auf stiller Bootfahrt sich Schigatse nähert, geht ihm plötzlich auf, daß seiner diesmal ein ganz anderes Problem harre. Er will das Dunkel über jenem Gebirge lösen, das jenseits des Himalaja die engere Mauer von Tibet bildet.

Hedins Zähigkeit wie Fähigkeit in kartographischen Aufnahmen ist bekannt. Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen, beständig durch Menschen-

macht und Menschenintrigen gestört und vom nahen Ziel abgedrängt, mit einem schwachen Häufchen armer Leute, die ohne ihn hilflos sind, auf Umwegen und Schleichwegen, zeitweise als Hirt verkleidet neben der eigenen Karawane herziehend, ewig in Hast und Scheu wie ein Entsprungener auf der Flucht, also unabläßig im Ausnahmezustand, bei dem die wirkliche geographische Forschung nur ein kleiner Glücksabfall sein kann: so leistet er auch diesmal wieder das im kühnsten Sinne Menschenmögliche. In einer Reihe von äußerst glücklichen Stichproben durchquert er die kritische Gegend so und so oft. Darüber muß das Kartenbild sich endlich wenigstens im Hauptpunkt klären. Es handelt sich nicht um eine einzelne kontinuierliche Kette im Sinne jener englischen Karten, sondern um ein großes verwickeltes Gebirgssystem. In der Tat aber um ein System, das über den ganzen fraglichen Raum geht. Auch der mittlere Anschluß wird diesmal klar. Wo man früher bloß von fern hohe Gipfel gesehen hatte, nimmt Hedin wirkliche Pässe. Eine neutrale Strecke, so breit wie zwischen London und Berlin, kann zum allerersten Male in die Karte eingefügt werden. Auch die Frage der Wasserscheide klärt sich im engeren auf. Während, mit Sven Hedins Worten, „jeder Wassertropfen, der im Himalaja vom Himmel fällt", nach dem Indischen Ozean geht, „ist der ganze mittelste Transhimalaja eine Wasserscheide zwischen dem Indischen Ozean im Süden und den abflußlosen Plateaudepressionen im Norden". Ja der „Transhimalaja"! Beim Überschreiten einer Paßhöhe mit der ungeheuren Ziffer von 5527 m (700 m mehr als der Montblanc!), die gerade für dieses Problem der Wasserscheide maßgebend wird, kommt Hedin der Name mit dem Blitz einer Offenbarung. Tatsächlich hatte das ganze Gebirgssystem bis dahin keinen echten Namen. Die einheimischen waren unaussprechlich lang und meinten stets nur Teilketten, nicht das Ganze. Die Landgebiete unmittelbar nördlich vom Himalaja als Transhimalaja zu bezeichnen, war bereits älterer englischer Brauch, aber man hatte nicht an das jenseitige Gebirge im eigentlichen Sinne gedacht. Hedin als Zusammenfasser, als Entdecker der Kontinuität, fühlte sich im Besitz des Prioritätsrechts auch einer einheitlichen Namengebung, und so tauft er Transhimalaja, das Wort fortan im Sinne fixierend wie Himalaja, Hindukusch, Karakorum, als Gebirge also, nicht als Land. Besonders von englischer Seite ist der Name seither befehdet worden. Er könnte sich aber wohl seiner bequemen Faßlichkeit wegen einbürgern. Als eine Art Kompromiß schlagen die Engländer neuerdings „Hedin-Gebirge" vor.

Denn daß es sich trotz gewisser Zersplitterungen um ein Gebirge handelt, das eine dauernde Bezeichnung fortan nötig macht, bleibt fest. Es ist schmäler als der Himalaja und in seinen Gipfeln doch nicht ganz so hoch. Man müßte fast unsere Schneekoppe noch auf den Nien-tschen-tang-la, seinen äußersten Pik, setzen, um den Mount Everest zu erhalten. Dafür laufen allerdings seine entscheidenden Paßhöhen im Durchschnitt um 500 m höher als die des Himalaja. Geschützter und trockener wie er schon liegt, ist der Transhimalaja noch weniger zerfressen, seine Zacken sind nicht so schroff, seine Täler weicher. Über weitere naturgeschichtliche Fragen gibt das Reisewerk leider wenig Aufschluß. Es ist nach der heute fast allgemein üblichen Methode veröffentlicht,

ehe „alle Messungen der Gipfel ausgerechnet, die gesammelten Gesteinsproben bestimmt und die gezeichneten Kartenblätter im Detail konstruiert" waren. Man muß sich nachgerade daran gewöhnen, in diesem Sinne in mehrbändigen Berichten immer nur Provisoria zu erhalten. Schließlich ist aber auch zu bedenken, daß es sich nur um Stichproben einstweilen handeln konnte, darüber werden auch die genaueren Resultate nicht hinausbringen.

Hedin ist seiner Leistung froh. „Solange ich lebe," sagt er, „werden meine stolzesten Erinnerungen wie Königsadler auf den öden, kahlen Felsen des Transhimalaja horsten." „Derselbe Glücksstern wie früher hat auch diesmal über meinen einsamen Wegen im weiten Asien gestanden." Und im engeren geographischen Kreise kann man das auch durchaus verstehen. Hedins frühere kartographische Leistungen, stets unter sehr großen Entbehrungen und Gefahren vollbracht und vorzüglich vollbracht, hatten Landgebiete berührt, die unmöglich besonderen Glanz allgemeiner Interessen gewinnen konnten. Man hatte seine Abenteuer bewundert, die Karten dagegen kaum angesehen. Diesmal schien das anders. Die Gefahren dieser Reise sind an sich nicht größer als bei den früheren. In Anbetracht der geradezu tollkühnen Inszenierung (unter Protest der Engländer, ohne chinesischen Paß, in sicherer Voraussicht, gehemmt zu werden, aufs Geratewohl loszuziehen), war das Glück wirklich an entscheidenden Stellen *sehr* hilfreich. Im übrigen hat man auch schon Vertrauen zu Hedins Art. Er ist zu aalglatt, zu pfiffig, zu sehr diesen schlauen Völkern gegenüber ihresgleichen und mehr noch an Schläue, zu sehr an alle krummen Wege auch des extremsten und krummsten Orients gewöhnt, als daß man mit ihm leicht den Mut verlöre. Stellenweise hat das Buch den ganzen Steigerungsapparat des echten Abenteurerromans in Tätigkeit: enorme Spannung vor unentwirrbaren Hemmnissen und Nöten und dann prompt alles zu blauem Wölkchen, durch das die Sonne bricht, verflüchtigt. Aber das geographische Resultat sollte nach des Autors Ansicht diesmal durchschlagen, entscheidend, riesengroß für alle Welt. Ich glaube, daß das nur ein Traum ist. Es gehört schon ein ziemlich kniffeliger geographischer Apparat dazu, um klarzumachen, um was es sich bei dem Transhimalaja überhaupt handelt. Für die großen Kreise ist ein verwickeltes Gebirgssystem in diesem unendlich verwickelten innerasiatischen Faltenbilde keine wahre Sensation. Es ist gewiß, daß der Nordpol geographisch nicht interessanter ist, und doch besitzt er die Sensation. Solche Dinge kann man nicht künstlich verschieben. Man kann höchstens sagen, daß die Sensationen dieser Sorte überhaupt ziemlich gleichgültig sind und auf die Dauer doch nur die solide Arbeit (auch die Sven Hedins) besteht.

Als Redner hat Hedin, wie gesagt, manchem Enttäuschungen gebracht, indem er statt von kolumbischen Taten schlicht vom tibetanischen Klosterwesen erzählte; es erschien wie Brosamen, die man abbekam. Dazu aber muß gesagt werden, daß in dem Reisewerke die Schilderung gerade dieser Dinge zum Allerglänzendsten und Wertvollsten gehört, was irgendein neuerer Reisebericht geliefert hat. Endlich ist Hedin diesmal bis in die religiöse Zentrale Asiens wirklich vorgedrungen, in dieses einzigartige Museum religiöser Versteinerungen.

Gerade er, der diese Dinge so ganz schlicht menschlich, ja mit einer unverkennbaren inneren Sympathie anzuschauen wußte, hat sie endlich anschauen dürfen. Durch die kahle Wüste fegt der Sandsturm, über die kahle Gebirgsöde der eisige Höhenwind. Seen und Flüsse, die in der Wüste verschmachten. Einsame wolkenhohe Gebirgspässe. Aber in dieser wilden Staffage wie eine Fata Morgana nun Kloster um Kloster. Alles, was hier Kultur ist, ist Kloster. Im Kloster steckt auch aller Reichtum. Hier strahlen goldene Dächer, hier ragen Wälder von goldenen Götterstatuen. Hier summt es und klingt es Tag und Nacht von Glocken und Gebeten. Es ist das Land, wo die Gebetmühle alles beherrscht, unablässig klappert sie wie anderswo die Wind- und Wassermühlen, den Menschen selbst im Glauben entlastend durch das tote Werkzeug, wie anderswo der Pflug die Hand entlastet hat in des diesseitigen Lebens Arbeit. Um das Kloster und seine engere Gefolgschaft aber dehnt sich die Wüste, auch im Menschlichen Verwahrlosung, Armut und Not. Aus den tieferen Gründen schweifen Räuberhorden herauf, die den wandernden Pilger und Priester gelegentlich ausplündern. Die Moral ist nicht stark, denn das meiste Schlechte kann allzu leicht wieder abgebüßt werden durch Drehen der Gebetmühlen, durch Wallfahrten im Bereich des Klosters, das unablässig die Wüste entsühnt, aber nicht bessert. Eine ungeheure Erstarrung geht durch diese Welt. Die Zeit scheint nichts zu sein. „Om mani padme hum", das Kleinod im Lotos, Amen — eine alte Formel —, scheint wie eine ungeheure Suggestion das ganze Land im Schlafe Dornröschens zu halten. Hier gibt es kein Altertum, kein Mittelalter, keine Neuzeit. „Om mani padme hum" drehen alle Gebetmühlen, murmeln alle Menschen vor allen Ereignissen des Lebens. Es steht in Riesenlettern am einsamen Gebirgspaß in den Granit gemeißelt, wo die Welt nach oben aufhört, es prangt am bunten Kloster, und es schaut halb vergraben noch aus dem glühenden Wüstensand. — „In jeder Karawane hat mindestens einer, gewöhnlich mehrere der Leute eine Gebetmühle in der Hand. Mittels eines Gewichtes rotiert diese um die Achse des Stiels; sie ist mit Papierstreifen, auf denen die heilige Formel viele tausendmal abgedruckt ist, vollgepfropft. Den ganzen Tag, wie lang die Reise auch sei, dreht der Gläubige seine Gebetmühle und plappert dabei in rhythmisch singendem Tone: ‚Om mani padme hum'. Die Miliz, die aufgeboten wird, um eine Räuberbande zu fangen, hat auf dem Ritt größeres Vertrauen zu ihren Gebetmühlen als zu ihren Flinten und Säbeln, und schlimm ist es, daß es sogar unter den Räubern einige gibt, die auf der Flucht ihr Om und Hum abschnurren lassen, um zu entkommen! Unter den Eskorten, die mich bei verschiedenen Gelegenheiten begleiteten, war immer der eine oder andere Reiter mit einer Manimaschine bewaffnet. Beständig sieht man dieses bequeme Gebetinstrument in den Händen derer, denen man begegnet. Der Hirt bei der Herde murmelt die sechs Silben, seine Frau tut es beim Melken der Schafe; der Kaufmann, wenn er nach der Messe zieht; der Jäger, wenn er auf ungebahnten Wegen den wilden Yack verfolgt, der Nomade, wenn er auszieht, um sein Zelt auf einem anderen Weideplatz aufzuschlagen; der Handwerker, wenn er über seiner Arbeit hockt. Mit ihnen beginnt der Tibeter

seinen Tag, und mit ihnen auf der Zunge legt er sich zur Ruhe nieder. Das Om und Hum sind nicht nur das A und O des Tages, sondern des ganzen Lebens."

Unwillkürlich fragt man, was noch eine Steigerung, was die Krone eines Lebens sein könnte, dessen gewöhnlicher Inhalt sich schon im Drehen einer solchen Gebetmühle erschöpft. Das Kapitel „Eingemauerte Mönche" gibt eine erschütternde Antwort. Es gehört zum Gewaltigsten, was Sven Hedin je geschrieben hat; man fühlt, daß hier an Probleme gerührt wird, die, mag man ihnen freudig oder skeptisch gegenüberstehen, doch noch bedeutender sind als ein Gebirgslauf oder eine kontinentale Wasserscheide auf einer geographischen Karte. Im wilden Hochgebirge, fast auf der Höhe unseres Matterhorngipfels, liegt das kleine Kloster Samde-puk. Vier Mönche hausen dort, die Messe lesen. Ihr religiöses Inventar besteht in neun Gebetzylindern, die vermittelst lederner Riemen in Drehung versetzt werden, einer Gebetstrommel, einem Gong, zwei Masken mit Diademen von Totenschädeln und einer Anzahl Götterstatuen. Zu den Pflichten dieser Mönche gehört auch die Verpflegung eines Eremiten, der sich lebendig hat einmauern lassen und nur noch durch zwei winzige Spalten mit der Welt in Verbindung steht. Über einer Quelle ist ein winziges Kämmerchen aufgebaut, viereckig, mit fünf Schritt Seitenlänge, dick die Mauern, ohne Fenster. Die Holztür ist von außen nachträglich ebenfalls mit Steinen wieder zugebaut. Neben ihr geht nur ein winziger Spalt ins Innere, durch den jeden Tag eine Schale mit der nötigsten Nahrung hineingeschoben wird; jeden siebenten Tag wird etwas Tee und ein Stück Butter hinzugefügt. Selbst in den Spalt fällt kaum Licht, da eine Außenmauer noch einmal das Ganze umschließt. Um den Tee zu kochen, erhält der Eremit zweimal im Monat ein paar Reiser; zum Abzug des Rauches ist auf dem Dach ein kleiner Schornstein. Der Mönch, der die Nahrung bringt, darf kein Wort mit dem Eingeschlossenen sprechen, nie, in allen Jahren nicht. Denn der Mann, der hier haust, hat das Gelübde getan, in Zeit seines Lebens niemanden mehr zu sehen und das Verlies nicht mehr zu verlassen. Eines Tages ist er gekommen, ohne auch nur seinen Namen zu nennen, und hat das Gelübde auf sich genommen wie andere vor ihm. Vierzig Jahre hat ein anderer in solcher Abgeschiedenheit gelebt, er war zwanzig, als er in diesen Tartarus lebend abstieg. Ein dritter, von dem Kunde ging, hatte es gar auf neunundsechzig gebracht. Kein Klang durchdringt mehr die Mauer. Kaum daß den schwachen Lichtstrahl einmal ein Schatten deckt, wenn die Nahrung hereingeschoben wird. Man denkt an das Gleichnis Platos von der Höhlenwand des Daseins, auf der nur die Schatten der Dinge dahinhuschen; hier scheint es erreicht. Vierzig, neunundsechzig Jahre werden immer die gleichen Gebete gemurmelt. Nichts lenkt mehr ab. Keine Gefahr ist mehr, daß die Sünden dieser Welt noch einmal der Seele etwas antun könnten. Wohl ist die Haft freiwillig. Wenn der Eingekerkerte seinen Wunsch kundgibt, ausgegraben zu werden, ist er frei. Er braucht bloß seinen Entschluß mit einem in Ruß getauchten Span auf das Blatt eines Gebetbuchs zu schreiben und in die leere Schüssel zu legen, die der Mönch alltäglich abholt. Aber

das Gelübde ist streng. Auch Krankheit kann keine Ausnahme schaffen. Das Gelübde auch nur einmal durchbrechen, heißt alles verlieren. „Wenn wir eines Tages", sagten die Mönche zu Hedin, „die Schale unberührt in der Öffnung finden, dann wissen wir, daß es dem Eingemauerten schlecht geht. Hat er das Tsamba (geröstetes Mehl) auch den nächsten Tag noch nicht angerührt, so vergrößern sich unsere Befürchtungen. Und wenn sechs Tage vergangen sind, ohne daß er die Speise angerührt, dann halten wir ihn für tot und brechen den Eingang auf."

Es ist für das Weltkind eine schwere Entscheidung, wo sich hier höchste menschliche Größe und Nichtigkeit gegeneinander abgrenzen. Man wird an das Wort des Chors in der „Braut von Messina" denken: „Erschüttert steh ich, weiß nicht, ob ich ihn bejammern oder preisen soll sein Los." Die Größe scheint zuletzt darin zu liegen, daß irgendeine Weltanschauung hier wirklich fertig geworden ist mit dem Leben, sich zum absoluten Herrscher gemacht hat. Aber Hedin erzählt uns doch auch den rührenden Fall, daß der Eremit, der neunundsechzig Jahre eingemauert in solcher Höhle zugebracht hatte, unmittelbar vor seinem Tode den Zettel in die Schale gelegt hatte, der das Aufbrechen der Tür verlangte. Er wollte noch einmal die Sonne sehen. Sein Körper war zusammengeschrumpft wie der eines Kindes, als sie ihn ausgruben, die Augen farblos hell und blind. Keiner kannte ihn mehr, die Mönche, die ihn vor neunundsechzig Jahren eingemauert hatten, waren alle vor ihm dahingegangen. Auch er starb fast im Moment, da er ans Licht gebracht wurde. Es war aber doch diese Sonne, die er noch einmal hatte sehen wollen, diese Sonne, unter der wir anderen auszudauern gelobt haben, obwohl auch wir die Schmerzen und die Resignationen des Lebens kennen. Welches von den beiden Gelübden ist zuletzt das schwerere?

Zur geheimen Finanzgeschichte Österreichs während und nach der „Brabanter Revolution" 1789—1790.

Aus unveröffentlichten Dokumenten der „Chancellerie Autrichienne des Pays-Bas" in Brüssel mitgeteilt

von

H. Prehn v. Dewitz.

In doppelter Hinsicht erscheinen die nachstehenden Briefe und Dokumente interessant. Sie geben nicht nur erstmalig ein vorzüglich, wahrheitsgetreues Bild von der Bedeutung des Hauses Bethmann für die deutschen Anleihen der Donau-Monarchie, sondern sind auch in hervorragendem Maße dazu geeignet, vollständig neues Material zu der vielfach umstrittenen Hypothese zu erbringen: die Schwäche des letzten absoluten Josephiners und die Abhängigkeit des Fürsten Kaunitz unter Joseph II. habe Österreich bei der Wiedereroberung der niederländischen Provinzen scheitern lassen. Sie datieren aus einer Zeit, da Habsburgs Politik und Armeen, in Polen, Ungarn und den Niederlanden gleich schwer und unglücklich engagiert, den Kredit des Reiches auf das schwerste geschädigt haben, da Österreichs Staatskunst, der die wichtigste Stütze, pekuniäre wie militärische Machtmittel in gleicher Weise mangeln, sich gezwungen sieht, „va banque" zu spielen. Es ist die Epoche der Jahre 1789—1790, der die nun folgenden Manuskripte ein bis in die Einzelheiten deutliches Gepräge aufdrücken. Brüssel ist fast ohne Schwertstreich am 12. Dezember 1789 in die Hände der Brabanter Patrioten gefallen, und die kaiserlichen Truppen haben sich in kopfloser Flucht unter General d'Alton nach dem treu gebliebenen Luxemburg zurückgezogen.

I.

Graf v. Cobenzl an den Fürsten v. Kaunitz-Rietberg.
Datiert: Trier unter dem 15. Dezember 1789.
(Aus dem französischen Manuskript übersetzt.)

Eure Hoheit werden aus dem anliegenden Schreiben des Generals Bender[1]), der sich in Luxemburg befindet, ersehen, in welch beklagenswertem Zustande sich die Angelegenheiten (in den Niederlanden) befinden. Sollte man es für möglich halten, daß man beim friedlichen Abzuge mit der ganzen Garnison (aus Brüssel) den Tresor zurückgelassen hat; obgleich ich seit dem Tage meiner Ernennung wiederholt an den Minister und den General geschrieben habe, daß sie vor allem ihr Augenmerk darauf richten sollten, den kgl. Schatz[2]) in Sicherheit zu bringen, und trotzdem ich ihnen

[1]) General Bender (F. Z. M.) war Oberkommandant der Truppen in der Festung Luxemburg.

[2]) Der „Trésor Royal" barg 1 200 000 Gulden nebst dem geheimen Archiv. Das Geld sowohl wie die gesamten Korrespondenzen fielen in die Hände der Insurgenten, die nicht zögerten, ersteres für ihre Zwecke nutzbar zu machen und einen Teil des Aktenmaterials, unter dem sich viele Geheiminstruktionen des Kaisers an seinen niederländischen Minister vorfanden, zu publizieren.

dasselbe in jedem meiner Briefe geflissentlich eingeschärft habe. Aber was sollen wir jetzt beginnen? Um zu leben, brauchen wir Geld und zwar sofort. Um für die erste Hilfe zu sorgen, habe ich die beiden in Kopie hier beigefügten Briefe nach Frankfurt gerichtet. Habe ich recht gehandelt oder nicht? Wird es von Nutzen sein oder nicht? — Ich weiß es nicht. Ich bitte Eure Hoheit inständigst, das Finanzministerium und den Kriegsrat zu informieren, damit (beide Körperschaften) alles aufbieten, was in ihrer Macht steht. Ich habe mich auch an den Kurfürsten von Köln gewandt, aber ich weiß nicht, ob er Geld flüssig hat, und ob er uns Hilfe leisten will. Unzweifelhaft haben wir einige Geldmittel in Holland[1]), in welchem Falle ich Sie, mein Fürst, bitte, mir Unterstützung von jener Seite zukommen zu lassen.

Erste Anlage: Schreiben des F. Z. M. Bender an den Grafen v. Cobenzl unter dem 14ten Dezember 1789.

(In deutscher Abfassung.)

Diesen Morgen communizirt mir Herr v. Felz die traurige Nachricht, daß Brüssel von Truppen und Gouvernement verlassen und die Retrait über Namür eingeschlagen worden seyn. Obschon mir von Seiten des General Commando nichts zugekommen ist, so setze mich sogleich mit den Landständen in Conferenz, um die Approvisionirung für 12000 Mann und wenigstens auf 4 Monathe richtig zu machen. Die Stände wissen wirklichen nicht, wo in dermahligen verwirrten und Mißtrauen einflößenden Umständen Gelder aufzutreiben. Die hierwerthige Kriegskassa besitzet nur 49470 fl. Rheinl. und alle Provinz-Cassen langen nicht hin, die Approvisionierungs-Erforderniß, um so weniger die Truppen Verpflegung, die sich alle in's Luxemburgische werfen müssen, zu bestreiten, auch zugleich den zu Amsterdam[2]) erkauften Frucht Vorrath zu bezahlen. Es wird daher in dieser Verlegenheit Herr Conseiller v. Berg mit Einverständniß des Herrn v. Felz zu E. E. mit dieser bey dem Waffen Stillstand[3]) unverhofften Nachricht abgefertigt und in der Unwissenheit, ob der Trésor Royal ganz oder wenigstens zum Theile, durch Vertheil an die Gouvernements und Militär Parteien gerettet worden seyn — oder nicht — die Nothwendigkeit vorgestellt, bei dortigen deutschen Höfen, wenn es immer möglich, eine schleunige Geldbeihülfe von 4—500000 fl. bewirken zu lassen und die fernere Unterstützung von dem nächstliegenden Freiburg und von Wien aus einzuleiten zu geruhen.

Zweite Anlage: Schreiben des Grafen Philipp v. Cobenzl an das Haus Bethmann in Frankfurt a. M. unter dem 15ten Dezember 1789.

(Aus dem französischen Original übersetzt.)

Sie verkennen sicher nicht Zweck und Bestimmung meiner Reise[4]). Ich muß Sie daher heute zufolge meiner Recherchen darüber aufklären, daß ich sofort eine Summe von einigen hunderttausend Florins benötige, die auf meine Rechnung in Luxemburg zahlbar wäre. Im Falle, daß Sie in Ihrem Depot noch Gelder haben, welche dem kaiserlichen Hof in Wien gehören, ersuche ich Sie, die Auszahlung nach

[1]) Cobenzl spielt hier auf das Bankhaus Goll & Co. in Amsterdam an, bei dem jedoch das „kaiserliche Depot" bereits erschöpft war.

[2]) Es ergibt sich hieraus, wie schon oben bemerkt, bis zur Evidenz, daß beim Bankhaus Goll & Co. in Amsterdam kein kaiserliches Depot mehr vorhanden war: Österreich sich also für die Beschaffung der nötigen Verpflegungsgelder auf die deutschen Finanzen angewiesen sah.

[3]) Gemeint ist der Waffenstillstand von Orsmael, den der kaiserliche Generalresident in den Niederlanden, Graf Trautmannsdorf, mit van der Mersch abgeschlossen hatte, ohne daß das Komitee von Breda ihn genehmigt hätte, und der eigentlich erst am 13. Dezember 1789 ablief.

[4]) Meiner Reise — nach den Niederlanden. Man beachte den vertraulichen Ton. Bethmann mußte also ziemlich genau von den Regierungsbeschlüssen und Geschäften sowohl in Wien wie in Brüssel unterrichtet sein.

dort zu sperren und sie mir nach Luxemburg zukommen zu lassen, wo der Bedarf ein außerordentlich dringender ist. Im übrigen bitte ich Sie, sich mit Herrn v. Gontard, den ich bereits die Ehre hatte, auf meiner Reise durch Frankfurt zu sprechen, in Verbindung zu setzen, um mir in wenigen Wochen eine Summe von 500 000 fl. Wiener Währung zu übermitteln, die man, wie ich annehme, dort vorteilhaft auftreiben können wird. Mit gleicher Post benachrichtige ich das Finanzministerium in Wien von meiner vorstehenden Anordnung.

So können Sie also ohne Zögern meinen Auftrag ausführen und mich mit voller Verantwortlichkeit belasten. Wenn es irgend möglich ist, wünsche ich, daß die Öffentlichkeit weder den Inhalt meines Briefes erfährt, noch daß ich es bin, dem Sie jenes Geld zur Auszahlung bringen.

Dritte Anlage: Schreiben des Grafen Philipp v. Cobenzl an Herrn v. Gontard in Frankfurt a. Main unter dem 15ten Dezember 1789.

(Aus dem französischen Original übersetzt.)

Da Sie mir bereits in Frankfurt sagten, als ich die Ehre hatte, Sie zu sprechen, daß man dort zweifellos im Verlaufe von 14 Tagen eine Summe von einigen hunderttausend Gulden für Rechnung des kaiserlichen Hofes auftreiben können würde; so bitte ich Sie heute, mein Herr, sich so sehr wie möglich zu beeilen, indem Sie sich mit den Herren v. Bethmann in Verbindung setzen, um nicht gegenseitig die Geschäfte zu durchkreuzen; mir 2—300 000 Gulden, oder mehr, wenn möglich, zu verschaffen; wobei Sie bedenken wollen, daß ich jener Hülfe auf das dringendste bedarf. Die Anleihe müßte allerdings zum selben Zinsfuß lanciert werden, wie diejenige, welche Herr v. Bethmann[1]) besorgt. Hinsichtlich der Provision[2]) würde ich das Normalmaß überschreiten, wenn das Geld sofort fällt. Die ganze Summe wäre auf meine Rechnung in Luxemburg oder einer benachbarten Stadt zu zahlen, von der ich das Geld leicht in natura (nach gedachter Stadt) transportieren lassen könnte.

II.

Schreiben des Fürsten v. Kaunitz-Rietberg an den Grafen Ph. v. Cobenzl datiert: Wien, den 24. Dezember 1789.

(Aus dem französischen Original übersetzt.)

Mein Herr,

Ich hatte bereits die Ehre, Ihnen in meinem gestrigen Schreiben mitzuteilen, daß die königlichen Finanzen Vorkehrungen getroffen haben, Ihnen 300 000 Gulden überweisen zu lassen[3]). In einer Art Kronrat, der gestern abend stattfand, und bei dem die Geheimräte v. Türkheim und v. Bolza zugegen waren, hat letzterer das Versprechen gegeben, daß Eure Exzellenz das Geld über Freiburg erhalten werden. Nichtsdestoweniger hat er aber auch darauf bestanden, daß Eure Exzellenz nicht direkt eine Anleihe aufnehmen, welche diejenige, mit der die deutschen Finanzen betraut sind, durchkreuzen könnte. Er hat mir zu diesem Behufe heute einen Brief des Hauses Bethmann in Frankfurt unterbreitet, aus welchem sich ergibt, daß die Vorschläge, welche Eure Exzellenz dem Hause Gontard gemacht haben, die Operationen, welche für uns seitens des Hauses Bethmann ausgeführt werden, direkt durchkreuzen müssen.

Ich bitte also Eure Exzellenz, mir rechtzeitig von Ihren Geldbedürfnissen Mitteilung zu machen, damit die deutschen Finanzen das Nötige veranlassen können, und keine Anleihe zu engagieren, welche jenen zum Nachteil gereichen könnte.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung Eurer Exzellenz

ergebenster und gehorsamster Diener

Kaunitz Pr.

---

[1]) Aus Akten des „chambre des comptes" geht hervor, daß diese zu 4% resp. 3½% lanciert wurden.

[2]) Das Normalmaß der Provision betrug 1%, auch wohl gelegentlich 2%.

[3]) Aus Frankfurt vom Hause Bethmann.

III.

Antwort S. H. des Kurfürsten von Köln auf die Note des Herrn v. Barthenstein, welche der Hof- und Staats-Vizekanzler ihm übersandt hat[1].

Datiert: Bonn, den 18. Dezember 1789.

(Aus dem französischen Original übersetzt.)

Aus Gründen, welche ich bereits im einzelnen Herrn v. Barthenstein[2] erklärt habe, ist es durchaus unmöglich, aus unserm Lande Korn nach Luxemburg zu liefern. Gerade in diesem Augenblicke ist man sehr beschäftigt, den Ankauf von 30 000 Maltern, welche den Städten und besonders dem „Hohen Kurfürstentum" fehlen, zu besorgen. Ich habe zu diesem Zwecke bereits das Dreifache meines kurfürstlichen Einkommens vorgeschossen. Ich habe die Geistlichkeit und die Großgrundbesitzer zur Beihilfe herangezogen. Trotzdem genügt alles noch nicht, und es ist sehr zu befürchten, daß noch vor der neuen Ernte Hunger und Mangel sich derartig ausbreiten werden, daß man sich gezwungen sehen wird, die eben geschilderten Anstalten von neuem zu treffen, um nur für das Nötigste zu sorgen. Unter diesen Umständen bedürfte es nur der geringsten Kornausfuhr, um das ganze Werk fehlschlagen zu lassen, und, wenn auch vielleicht nicht eine Revolte, so doch Unzufriedenheit zu erregen, die sich dem Parlament der Stände gegenüber für lange aufrechterhalten wird.

Hier ist es nicht wie unter der kaiserlichen Herrschaft, wo die Regierung alles vermag.

Ich wiederhole also, daß es mir unmöglich ist, mehr für den kaiserlichen Dienst zu tun, als ich bereits getan habe, und daß ich bestimmt darauf rechne, daß Herr v. Barthenstein in Zukunft weder auf seinen Forderungen weiter besteht noch bei seiner Rückreise mich zwingt, ihn überwachen zu lassen, um wucherischen Einkäufen oder Requisitionen zuvorzukommen.

IV.

Schreiben des Grafen Philipp v. Cobenzl an den Fürsten v. Kaunitz-Rietberg.

Datiert: Trier, den 25. Dezember 1789.

(Aus dem französischen Original übersetzt.)

Mein Fürst!

Aus der beigeschlossenen Anlage, die Eure Hoheit gütigst dem Kriegsrat übermitteln wollen, werden Sie, mein Fürst, sich ein Urteil über den beklagenswerten Zustand unsrer Armee bilden können, die im ganzen auf 8—9000 Mann zusammengeschmolzen ist[3]. Um allen Bedürfnissen nachzukommen, sei es für die Verpflegung des Platzes, sei es für die Geldauszahlungen an die Armee, sei es für die geringste Unterstützung der königstreuen, nach hier geflüchteten Beamten, stehen mir außer einem sehr geringen Bestande der Luxemburgischen Kasse nur noch die 300 000 Gulden zur Verfügung, welche ich aus Frankfurt erwarte. Außer diesen habe ich auf eigene Rechnung 10 000 Gulden vom Hause Gontard und 10 000 Gulden vom Hause Herstatt in Köln angeliehen.

Eure Hoheit werden also einsehen, wie dringend notwendig es für mich ist, abermals eine Geldbeihilfe zu erhalten, da namentlich zwei Quellen, auf die ich

[1] Siehe den Schluß des Schreibens, das Graf Ph. v. Cobenzl unter dem 15. Dezember 1789 an den Fürsten v. Kaunitz-Rietberg richtete.

[2] Herr v. Barthenstein (Baron v.) war vom Grafen Ph. v. Cobenzl zur Besorgung von Getreideeinkäufen nach Köln gesandt.

[3] Durch unaufhörliche Desertionen während der Scharmützel in Brüssel. In der Armee hatte sich ein beinahe panischer Schrecken verbreitet, als das Gerücht ausgesprengt wurde, die Genter marschierten zum Entsatz von Brüssel heran. Eine wilde Furcht davor, im fremden Lande eingeschlossen zu werden, ließ einen großen Teil der kaiserlichen Truppen zu den Insurgenten übergehen.

bereits mein Augenmerk gerichtet hatte, nämlich eine Kreditgewährung von seiten der Luxemburgischen Stände und eine Anleihe auf die Domänen in dieser Provinz, heute wohl so gut wie versiegt sind.

Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich

Eurer Hoheit niedrigster und ergebenster Diener

gez. Cobenzl.

V.

Schreiben des Grafen v. Schlick[1]) an die Herrn Gebrüder Bethmann[2]) in Frankfurt a. M.

Datiert: Mainz, den 26. Dezember 1789.

(Aus dem französischen Original übersetzt.)

Es wäre für mich von großem Werte, in einer Angelegenheit, welche meinen Hof betrifft, von seiten Ihres Hauses eine feststehende Erklärung und Versicherung über folgende Punkte zu erhalten:

1. Auf wie viel Geld ich rechnen kann, wenn die Summe, welche ich fordere, resp. fordern werde, im eventuellen Falle sofort zahlbar wäre.
2. Wenn die Umstände es erfordern, daß die Auszahlung von Ihrer Seite auf Grund meiner Unterschrift geschieht, und zwar ohne Verzug bei Sicht, an meine Bevollmächtigten.
3. Daß, wenn ich Geld nach hier, in Mainz, oder irgendeinen andern Platz beordere, die Überführung mit äußerster Schnelligkeit geschieht. Dafür werde ich dann
4. Sorge tragen, daß jedes einzelne Geschäft genau in meiner Geheim-Kanzlei gebucht wird, und daß es nur noch Ihre Aufgabe sein wird, die bezügliche Anzeige in Wien oder anderswo, wie der Minister Ihnen auftragen wird, zu machen.

Ich erkläre Ihnen, ich versichere Sie unter meinem Eide und in Ansehung des Amtes, mit dem Se. Majestät der Kaiser mich durch seinen Minister zu bekleiden geruht hat, daß alles dieses sich direkt auf den Dienst für meinen erhabenen Souverän bezieht, und daß alles von größter Wichtigkeit ist und sein wird. Sie, meine Herren, haben mir bereits Proben Ihres Kredits gegeben, und ich erkenne sie in ihrer ganzen Ausdehnung an. Aber diese Angelegenheit, mit der ich für meine Person absolut nichts zu tun habe, und die nur meinen Hof angeht, kann ich Ihnen nicht genug, noch zu viel empfehlen. Es ist mir unmöglich, Ihnen in diesem Augenblick die Höhe der Summe zu nennen — aber ich kann versichern, daß sie beträchtlich sein wird, und daß 200 000 Gulden erstmalig nicht zu viel sein dürften. Geldangelegenheiten und besonders größere Anleihen fordern eine Sicherheit, und ich würde es ganz natürlich finden, wenn Sie in bezeichneter Angelegenheit auch an eine solche dächten. Es bleibt Ihnen überlassen, mein heutiges Schreiben als genügende Deckung zu nehmen oder mir eine diesbezügliche Erklärung behufs Unterzeichnung zu übersenden, oder endlich, wenn es Ihnen eine Beruhigung ist, diese nicht nur von mir, sondern auch vom Baron v. Albini signieren zu lassen, der als Referent Sr. Majestät des Kaisers eine charakterisierte Persönlichkeit und ebenso würdig wie ich des öffentlichen Vertrauens ist.

Ich bitte Sie um umgehende Antwort.

---

[1]) Graf v. Schlick war kurmainzischer Gesandter.

[2]) Die Gebrüder Johann Philipp und Simon Moritz Bethmann, die bereits am 2. Januar 1748 ihrer Handlung die Firma „Gebrüder Bethmann" gaben. Johann Philipp Bethmann, kaiserlicher Rat und Bankier, starb am 27. November 1793. Simon Moritz Bethmann wurde vom Kaiser Franz von Österreich geadelt und vom Kaiser Alexander von Rußland zum Generalkonsul und Staatsrat ernannt. Er starb am 28. Dezember 1826.

VI.

Schreiben des Grafen Schlick an den kaiserl. Rat v. Spielmann[1]).

Datiert: Mainz, den 27. Dezember 1789.

(Nach dem deutschen Original.)

Als eine Fortsetzung meines gestrigen Schreibens muß ich E. H. W. folgendes ungesäumt bemerken.

Bethmann ist gleich nach Empfang meines Briefes hierhergekommen. Mein an dieses Haus gemachter Antrag für E. H. W. bekandte Unternehmung, Geld in Bereitschaft und zur augenblicklichen Disposition mir zu verweisen[2]), ist nicht angenommen worden.

Kein Mangel an meinem oder des Allerhöchsten Hofes Crédit[3]), sondern die würkliche Unmöglichkeit, in Loco Frankfurt so vieles Geld zu verschaffen, ist die einzige Ursach' dieser abschlägigen Antwort.

Das Geld ist vom Platz gleichsam verschwunden — das von Bethmann eröffnete und bishero mit gutem Erfolg gegangene Kayserliche Geld Anleihen, findet sich itzo durch die allgemeine Gährung fast[4]) gehemmt, und Bethmann ist Vermög seiner feuerlichsten Versicherung nicht im Stande, auch mit aller Mühe Geld zu verschaffen.

Ohne dem Bethmann von unserm Geschäft oder von dem Gebrauch des Geldes im Geringsten nichts merken zu lassen, habe ich in meinem Verlangen die Nothwendigkeit und Eile eines wichtigen Geschäftes hinlänglich vorgestellt. Vermög seiner Meinung ist kein andres Hülfsmittel vorhanden, als durch einen Kurier von Wien, das Geld in Natura nach Frankfurt zu schicken. Meiner geringen Meinung nach wäre es in Frankfurt besser als hier, wo die Ankunft eines mit Geld versehenen Kuriers Aufsehen verursachen und zu vielen Mißdeutungen den Anlaß geben würde.

Wenn die von Albini[5]) angeworbenen Truppen zur niederländischen Unterjochung durch die anzuhoffende, im gegenwärtigen Augenblicke zwar noch nicht gewährte kurmainzische Mitwirkung, die gehörige Zahl und Konsistenz erlangen, sehen E. H. selbst ein, wie nothwendig das Geld sein wird, und wie gefährlich es wäre, dem geringsten Argwohn, als hätten wir keines, in hiesiger Gegend sich auszusetzen.

Mit heutiger Post! schreibt Albini an dieselben.

Boltzheim ist im größten Geheimniß verreiset, um Getreide, so viel wie möglich nicht nur einzukaufen, sondern es auch nach Luxemburg oder Trier allsogleich zu versenden — Albini und auch ich schmieden das Eyßen so viel es möglich ist, erwarten die Hülfe (vornehmlich des Geldes) mit Sehnsucht und Unruhe.

P. Scrpt. Vom Hause Bethmann erhalte ich diesen Augenblick, daß 20 000 fl. auch 25 000 fl. zu meiner Disposition bereit sind. Zur ersten, aber nur ersten Nothwendigkeit wäre ich also gedeckt.

VII.

Schreiben des Herrn v. Albini[5]) an Herrn v. Spielmann.

Datiert: Mainz, den 26. Dezember 1789.

(Nach dem deutschen Original.)

Mit gegenwärtiger Stafette, welche Graf Schlick an Ew. Wohlgeboren abschicken, melde ich nur, daß ich noch immer der besten Hoffnung bin, einige Tausend Mann unter dem Commando des Herrn Grafen Generalen v. Hatzfeld, eines ge-

[1]) Kaiserlicher Rat v. Spielmann in Wien.

[2]) Die Worte: „Für E. H. W. bekandte Unternehmung" beziehen sich auf die geheime Mission des Grafen Schlick, im Kurfürstentum Mainz in möglichster Eile Getreide für Luxemburg anzukaufen.

[3]) cum grano salis zu verstehen.

[4]) Am Rande hinzugefügt.

[5]) Baron v. Albini war in Mainz und Köln zum Zwecke von Truppenanwerbungen für die kaiserliche Armee in Luxemburg tätig. Er war dem Grafen v. Cobenzl direkt unterstellt.

schickten Offiziers, zu erhalten. Noch ist der Kurfürst immer nicht entschlossen, ich gebe ihm aber keine Ruhe. Ich bin gefragt worden, wie wenn der Kurfürst dieses Schrittes halber von Preußen angefeindet würde? und meine Antwort war: „Wer den Kurfürsten deswegen anfeinde, der sey auch der Feind unseres Kaisers, und gegen den würde auch Se. Majestät den Herrn Kurfürsten schützen."

Wir haben vor einigen Stunden einen Curir vom Herrn Grafen Cobenzl, wodurch er dringend um Truppen bittet. Wenn ich so glücklich bin, hier zu reüssiren, so soll Graf Hatzfeld möglichst bald abgehen, um nur einstweilen Luxemburg zu retten. Ich bin zwar von Sr. Majestät nicht weiter autorisiert, als zu negozieren und zu berichten. Es versteht sich aber von selbst, daß ich nicht erst warten kann bis Luxemburg verloren ist, sondern jetzt, so eilig, (wie möglich), die wirkliche Truppenhülfe sollicitiren muß. Die nöthigen Gelder muß ich zu Frankfurt bei Bethmann auftreiben, ich hoffe, er wird uns solche nicht versagen.

Indessen wünsche ich zu allem nöthigen von Sr. Majestät förmlich autorisirt zu seyn und ich bitte dafür zu sorgen. Ich gebe mir gewiß alle Mühe, die Reichsstände zu gewinnen und ich bedaure nur, daß ich hier so lange verweilen muß und mich nicht weiter begeben kann, allein alles was nur kaiserlich ist, und noch nicht einmal wir, worauf es ankommt, beschwören mich, den hiesigen Platz nicht zu verlassen, bis ich meiner Sache ganz gewiß bin.

Note.

Bezüglich der Angelegenheit des churmainzischen Gesandten, Grafen v. Schlick, folgen nun mehrfache Pourparlers in Wien zwischen dem Hof- und Staatskanzler, Fürsten v. Kaunitz, und dem „Département aulique". Reichshofrat v. Bolza ist trotz der Fürsprache des Fürsten Kaunitz entschieden dagegen, Schlick einen Kredit von 200 000 Gulden bei Bethmann zu bewilligen.

„In der Betrachtung, daß es hierorts nicht bekannt ist, ob bei dem Hause Bethmann an Darlehnsgeldern so viel vorhanden ist, um nebst den erfolgten 300 000 Gulden noch 200 000 Gulden anweisen zu können, weiset man einstweilen 50 000 Gulden zu Händen des Grafen Schlick an, mit welchen er in den Stand gesetzt wird, die ersten Handkäufe hinreichend zu bedecken.

gez. Hugo Kollowrat."

VIII.

Handschreiben Sr. Majestät an den Hof- und Staatskanzler Fürsten v. Kaunitz. Datiert: Wien, den 31. Dezember 1789.

(Aus dem französischen Original übersetzt.)

Mein lieber Fürst v. Kaunitz,

Die von den niederländischen Provinzen mit Ausnahme von Luxemburg erklärte Unabhängigkeit und das Aufhören jeglicher Einkünfte von diesen zwingen mich zu dem Schritte, alles, was bisher aus den belgischen Fonds in jedweder Art bezahlt wurde, sei es an Pensionen, Gehältern usw. zu sperren, da es schlechterdings unmöglich ist, daß die ohnehin schon stark belasteten deutschen Provinzen noch diese neue Last tragen. Bei einer so allgemeinen Revolution wie dieser muß der Einzelne das Unglück des Staates mittragen. Sie werden also den Grafen Cobenzl beauftragen, sich darnach zu richten und allen Beamten, außer der kleinen Zahl derjenigen, welche er noch in Luxemburg beschäftigt, im Falle, daß wir so glücklich sind, jenen Platz und die Provinz zu halten, davon Nachricht zu geben, daß sie entlassen sind, da ich sie einmal nicht unnötig erhalten könnte und zum andern ihnen, sowie ihren Familien, die Verluste, welche sie erlitten, nicht zu ersetzen vermöchte. Daß ich jedoch nichtsdestoweniger im Falle der Rückeroberung der niederländischen Provinzen sie bei der Wiederindienststellung bevorzugen würde. gez. Joseph.

IX.

Auszug aus einem Schreiben des Fürsten v. Kaunitz-Rietberg an den Grafen Philipp v. Cobenzl. Datiert: Wien, den 5. Januar 1790.

(Aus dem französischen Original übersetzt.)

Mein Herr,

Ich habe sofort dem Herrn Grafen v. Kollowrat das Anerbieten des Juden Breslau aus Münster behufs einer Anleihe von 250 000 Gulden übersandt. Eure Exzellenz können jedoch vielleicht dieses Geldgeschäftes, das außerordentlich drückend ist, entraten, da Sie durch die beigefügten Stücke ersehen werden, daß die Kgl. Finanzen Ihnen demnächst aus Freiburg eine Summe von 400 000 Gulden zugehen lassen werden [1]). Indessen erwarte ich die Antwort des Herrn v. Kollowrat, um Ihnen in dieser Hinsicht Positives unterbreiten zu können.

Nachschrift: Eigenhändige Note des Fürsten v. Kaunitz.

In diesem Augenblicke empfange ich die hierunter in Kopie angefügte Note des Grafen v. Kollowrat vom heutigen Tage, in welcher dieser mir mitteilt, daß man die Bedingungen des Juden Breslau, von denen die Rede ist, nicht annehmbar findet. Man hält es für besser, für den gleichen Fall ein Darlehen seitens der Luxemburgischen Stände auf Grund von Bank-Hypotheken-Obligationen eröffnen zu lassen.

Diese Idee wäre in der Tat vortrefflich; nur zweifle ich, daß sie in gegenwärtigem Augenblicke ausführbar sein wird.

Was man endlich noch am Schluß der Note hinzufügt, daß es gut sein würde, wenn Eure Exzellenz sich mit dem Kommandanten von Luxemburg über die Verpflegung der Festung ins Einvernehmen setzten, damit die Einkäufe nicht das „Notwendige" überschreiten, so bin ich überzeugt, daß dieses Einvernehmen bereits besteht, und daß man keine Furcht zu haben braucht, wir sammelten Vorräte über unsern Bedarf an.

Ich bin

mit ausgezeichneter Hochachtung
Euer Exzellenz
niedrigster und ergebenster Diener
Kaunitz Pr.

Anlage: Nota vom 5. Januar 1790.

An den k. k. geh. Hof- und Staatskanzler Herrn Fürsten v. Kaunitz-Rittberg.

(Nach der deutschen Kopie.)

Der mittelst des Herrn Hof- und Staats-Vice-Kanzlers Grafens v. Cobenzl eingelangte und von Seiner fürstlichen Gnaden heute anhier beliebig mitgetheilte, in den Nebenlagen danknehmig zurückschlüssige Darlehens Antrag eines sicheren Banquiers zu Münster, Namens Breslau, enthält viel kostspieligere Bedingnisse, als wie auf allen übrigen Plätzen, wo Darlehen aufgenommen werden, sich eingestanden finden, und deren Bewilligung würde vorzüglich der Darlehens Aufnahme zu Frankfurt und in der Schweiz [2]) abträglich seyn; daher kann von diesem Antrag um so minder

[1]) Auf den Befehl des Kaisers (vom 2. Januar 1790), daß Cobenzl genügend Gelder angewiesen werden, um die Truppen in Luxemburg zu erhalten, hatte Graf Hugo Kollowrat unter dem 4 Januar 1790 dem Fürsten Kaunitz mitgeteilt, daß er dem vorderösterreichischen Regierungspräsidenten v. Posch Auftrag gegeben habe, aus den dortigen Kommunalkassen 400 000 Gulden an den Grafen Cobenzl abzuschicken. Es waren, wie aus den folgenden Akten zur Evidenz hervorgeht die letzten Geldmittel, die Luxemburg aus den erschöpften königlichen Finanzen direkt zuflossen.

[2]) Das Haus Bethmann scheint nach andern Akten auch in der Schweiz Anleihen für Österreich negoziiert zu haben.

ein Gebrauch gemacht werden, als der Betrag desselben ohnehin nur auf eine unbedeutende Summe hinausfällt, und die Eigenschaft des Proponenten, dem das Geschäft zu Münster anvertraut werden müßte, unbekannt ist.

Jedoch erachte ich dem Herrn Grafen v. Cobenzl mitgeben zu können, daß falls er es tunlich fände, zu Luxemburg ein Darlehen mit 5% laufenden Interessen und 2% Provision durch die dortigen Stände eröffnet werden könnte, wozu man ihm die allerhöchste Schuldverschreibung auf die zu eröffnende Summe mit den 5% Hypotheken banco obligationen sogleich übermitteln würde.

In diesem Falle könnte Herr Graf v. Cobenzl den Breslau verständigen, daß er an dem Darlehen zu Luxemburg unter vorerwähnten Bedingnissen Anteil nehmen könne. In Beziehung auf den Getraid Ankauf, welchen Herr Graf v. Cobenzl an 1600 Maltern zu Kölln mit der Aufgabe von 1200 f. und 500 Maltern zu Trier eingeschlagen zu haben berichtet, hat man hierorts bei gegenwärtigen Umständen nichts einzuwenden.

Jedoch, da verläßlich zu vernehmen kommt, daß der Herr Kommandant zu Luxemburg auch Vorräth an Getraid schon angekauft hat, so dürfte nicht überflüssig seyn, auch den Herrn Grafen v. Cobenzl davon zu verständigen, damit er sich mit erwähnten Herrn Kommandanten einverstehen, und nicht vielleicht über die Nothwendigkeit die Ankäufe veranlaßt.

Wien, den 5. Januar 1790. gez. Hugo Kollowrat.

X.

Bedingungen des Löb Michael Breslau aus Münster[1]), mitgeteilt in einem Handschreiben des Genannten an den Grafen Philipp v. Cobenzl.

(Nach dem deutschen Original.)

Im Fall, daß, wie es vernommen wird, Sr. Kayserliche Majestät eine Anleihe allergnädigst zu erörtern geruhen mögen, so werde ich, mit allergnädigster Genehmigung, eine Summe von 250 000 Gulden Wiener Courant, in Münster zu negociiren, auf folgende Bedingnisse allerunterthänigst übernehmen.

1. Daß zu solchem Behufe erforderliche Hypotheca mit einer Wiener Banco Obligation von gleicher Summe bei der Hochfürstlichen Münsterischen Regierung deponirt werden mögen, deneben dann auch Generaliter dem Auditor die allerhöchste Versicherung gegeben wird. Wogegen darauf
2. von einem Notarius die Participations Obligationen auf diesbezügliche Summe ausgefertigt werden.
3. Die Interessen zu 5% p. a. franco Münster, alle halbe Jahr bei mir gezahlt werden.
4. Die Ablöse auf 6 Jahr festgelegt wird.
5. Die Haupt-Obligation und der Auftrag mit kaiserlicher eigener Unterschrift und Cabinets-Insiegel versehen wird.
6. Die Auskehrung der Summe von 3 zu 3 Wochen durch mich geschieht; allenfalls 50 000 Gulden Wiener Courant sogleich bezahlt werden.
7. Die Expeditions Kosten zu Lasten allerhöchster Rechnung fallen.
8. Die Provision 5% beträgt.
9. Die Zahlung der Interessen alle halbe Jahre 14 Tage im voraus an mich erfolgt.

Datiert: Bonn, den 23. Dezember 1789.

gez. Löb Michael Breslau aus Münster.

Es folgt: Recipisse des Grafen Philipp v. Cobenzl über eine Wiener Stadt Banco Obligation groß 250 000 Gulden Wiener Courant, die bei der Hochfürstlichen Münsterschen Regierung zu deponiren ist.

[1]) Man beachte die drückenden Bedingungen Breslaus gegenüber den wie oben in der Fußnote angefügten des Hauses Bethmann. Wir finden wohl kaum ein andres Dokument, das so trefflich wie dieses die Geldnot Österreichs während der „Brabanter Revolution" demonstriert, wo es sich gezwungen sieht, seine Anleihen bei einem ihm gänzlich unbekannten Bankier, noch dazu zu außergewöhnlichen Bedingungen, unterzubringen.

XI.

Schreiben des Fürsten v. Kaunitz-Rietberg an den Grafen Philipp v. Cobenzl. Datiert: Wien den 14. Januar 1790.

(Aus dem französischen Original übersetzt.)

Mein Herr,

Ich habe sowohl den Brief vom 3. dieses Monats als auch den vom 5., beide mit Einschluß verschiedener Anlagen, mit denen Eure Exzellenz mich beehrt haben, empfangen.

Die Kunde vom Rückzuge der Rebellen aus der Provinz Luxemburg ist in der Tat sehr interessant, namentlich im jetzigen Augenblicke, aber leider bei dem Zustande unserer Truppen, die zu verstärken wir zunächst nicht in der Lage sind, kaum als ein Vorteil zu bezeichnen, den wir davongetragen haben könnten.

Eure Exzellenz haben gut daran getan, die Klagen der Lütticher wegen der schlechten Aufführung unserer Truppen dadurch illusorisch zu machen, daß Sie einige Dörfer in ihrem Gebiete haben besetzen lassen: und ich bitte Eure Exzellenz dringend, alles daran zu setzen, daß die Affäre keine weiteren Folgen hat.

Man hat mir versprochen, Ihnen mit möglichster Eile die 400 000 Gulden aus Freiburg „in natura" zugehen zu lassen; und Sie werden aus einem meiner vorhergehenden Briefe den Entschluß Sr. Majestät bezüglich der Pensionen, Gehälter usw. für die niederländischen Beamten ersehen haben.

Eure Exzellenz werden auch ohne Zweifel Kenntnis davon erlangt haben, daß Se. Majestät dem General Baron v. Bender Machtbefugnis erteilt hat, die Offiziere sowie ihre Familien, welche darum einkommen, aus dem Dienste zu entlassen.

Ich habe zu seiner Zeit, unter dem 30. Dezember des vergangenen Jahres, an die kgl. deutschen Finanzen ein Schreiben gerichtet, hinsichtlich der Geldmittel, welche bei der Wwe. Nettine Söhne vom Generalkollekteur des Lotto und aus den Einkünften des abtrünnigen Landes deponiert wurden. Hier ist nun die Antwort, welche Herr Graf v. Kollowrat mir soeben darüber zugehen läßt. Meinerseits kann ich mich in dieser Angelegenheit nur darauf verlassen, was Eurer Exzellenz gut zu tun dünkt. Aber ich zweifle daran, daß das Haus Nettine mit jener Treue handelt, die wir bei ihm glaubten voraussetzen zu dürfen.

Anlage: Auszug aus einem Briefe des Hauses Nettine in Brüssel an das Haus Fries. Datiert: Brüssel, den 25. Dezember 1789.

Wir müssen Sie bitten, keine Zahlung für unsere Rechnung mehr zu leisten, sei es an die Reichshofkammer, sei es an irgend eine Kasse Sr. Majestät des Kaisers.

Wir werden Ihnen morgen eine Copie der Bestimmungen zugehen lassen, welche das brabantische Volk der drei Hauptstädte, zusammen mit vielen Mitgliedern des Adels, durch den Staatsanzeiger vom dritten November, bezüglich aller Geldrechnungen, welche wir direct oder indirect mit Sr. Majestät haben, getroffen hat. Unsere Stadt befindet sich in ihrer (der Brabanter) Macht seit dem letzten Sonnabend, den 12. Dezember.

XII.

Schreiben des Fürsten v. Kaunitz-Rietberg an den Grafen Philipp v. Cobenzl. Datiert: Wien, den 25. Januar 1790.

(Nach der französischen Chiffre-Depesche.)

In Chiffern. Expedient Sassara.

Ich habe den Brief erhalten, mit dem Eure Exzellenz mich unter dem 14. dieses Monats beehrt haben. Hinsichtlich der Indienststellung der fürstlichen Bundes-

truppen[1]), der Unterstützungsgesuche für die flüchtigen Beamten und endlich wegen des Prozesses über das Verhalten des Generals d'Alton[2]) habe ich es für nötig befunden, genaue Instruktionen einzuholen. Der Kaiser hat geruht, daraufhin die folgende Resolution zu fassen: Die Reichstruppen kann man nicht in Sold stellen, weil uns das Geld fehlt. Aus demselben Grunde, so traurig es auch ist, muß man den flüchtigen Beamten Gehalt und Pension sperren. Die Befürchtung liegt selbst nahe, daß wir nicht imstande sein werden, dem General Bender die geforderten 6 Millionen Gulden für den in dieser Jahreszeit besonders teuren Unterhalt der Truppen bewilligen zu können, ohne uns hier gänzlich von Geldern zu entblößen, und daß wir vielleicht gezwungen sein werden, Luxemburg aufzugeben, ehe man dort die Nachricht (von unserer schwierigen Lage) erfährt. Der Prozeß des Generals d'Alton wird am besten an Ort und Stelle verhandelt werden, weshalb man einen besonderen Auditor nach dort senden wird. Solches ist, mein Herr, Wort für Wort die Bestimmung Sr. Majestät. Meinerseits habe ich nur noch hinzuzufügen, daß die Entscheidung bezüglich des eventuellen Rückzuges der Truppen aus Luxemburg selbst dem General Bender gegenüber geheim zu halten ist, und daß im übrigen Eure Exzellenz sich nur genau an den Wortlaut des kaiserlichen Befehls halten mögen. Der Kriegsrat hat mir noch eine genaue Aufstellung der Unterhaltungskosten für die Truppen zugesagt und die Meinung geäußert, daß sie sich wahrscheinlich nicht so hoch belaufen würden, wie General Bender sie angibt.

Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich
Ew. Exzellenz niedrigster und ergebenster Diener
Kaunitz Pr.

Das Haus Habsburg sah sich am Ende seiner pekuniären wie militärischen Machtmittel, ein Fiasko, wie es die österreichische Politik wohl seitdem niemals mehr erlebt hat. Der Kaiser selbst war geistig und seelisch gebrochen. Dem Staatskanzler waren durch die mißliche Lage, in der sich die königlichen Finanzen befanden, die Hände gebunden. Nur ein Hinausschieben der Katastrophe in Luxemburg schien möglich, vielleicht durch abermalige, größere Zugeständnisse von seiten des Hauses Bethmann, eine Vereitelung schwerlich. Am 26. Dezember hatten sich die „Brabanter Stände" bereits für „unabhängig" erklärt, und am 11. Januar 1790 waren die übrigen Provinzen ihrem Beispiel gefolgt und hatten als „Vereinigtes Belgien" einen neuen Staat geschaffen. Der an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten getretene Kongreß hatte die von Österreich gemachten Vorschläge der Aussöhnung auf das entschiedenste zurückgewiesen. So schien Österreichs Herrschaft in den Niederlanden wie in Luxemburg fast an dem gleichen Tage ihrem Ende entgegenzugehen. Wie ein Lichtblick fiel daher in die letzten Tage des dahinsiechenden Kaisers die Kunde, daß der Fürst von Nassau-Weilburg und mit ihm die Kurfürsten von Mainz und Trier die Erlaubnis zur freien Ausfuhr von Korn aus ihren Gebieten erteilt hätten. Luxemburg durfte für den Augenblick als gerettet gelten.

[1]) Die in der Hauptsache von dem weiter oben genannten Baron v. Albini auf Anordnung des Grafen v. Cobenzl angeworben waren.

[2]) General d'Alton wurde der Prozeß gemacht „wegen seiner schändlichen Flucht aus Brüssel mit Hinterlassung aller Arrarialeffekten und Kassen und mit alleiniger Rettung seiner Bagagen".

Da starb am 20. Februar 1790 Joseph II.[1]), und Leopold II. folgte ihm auf dem Throne. Vorsichtiger und weniger reformfreudig als sein Vorgänger ging sein Streben von Anfang an dahin, dem schwer geprüften Reiche den Frieden zu sichern. Aus den Niederlanden berief er den Grafen Cobenzl ab und betraute mit seinem Amte wiederum die einstmals wegen ihrer Nachgiebigkeit gegen die Rebellen unter Joseph II. in Ungnade gefallenen, bei den Niederländern aber in hoher Gunst stehenden „königlichen Hoheiten", den Herzog Albert von Sachsen und die Erzherzogin Christine. Mit Preußen, Holland und England schloß er am 27. Juli 1790 die Reichenbacher Konvention und infolge derselben bald darauf den Waffenstillstand mit der Türkei, auf welchen dann am 4. August 1791 der Friede zu Sizistowa in Bulgarien folgte, in dem Österreich auf alle Eroberungen in der Türkei verzichtete. Den niederländischen Provinzen verkündete er volle Amnestie und die Garantien ihrer Privilegien. So gelang es ihm, allmählich die äußere Politik in ruhigere Bahnen zu lenken. Freilich verwarfen die belgischen Insurgenten die Vorschläge des Kaisers und widersetzten sich ebenso der angetragenen Vermittlung durch den Haager Kongreß. Aber ihre Macht war gebrochen. Leopolds II. Politik hatte sich in den Reichenbacher Präliminarien die Freundschaft mächtiger Staaten gesichert, deren Druck die niederländischen Rebellen nicht länger Widerstand zu leisten vermochten. Unter dem Einfluß der ersten Bewegungen der französischen Revolution hatte sich überdies ihre Partei in zwei Lager, ein aristokratisches und ein demokratisches, gespalten, deren Zerwürfnisse es endlich dem General Bender leicht machten, die Wiederbesetzung von Limburg zu erzwingen. Auch Österreichs Kredit hatte sich langsam gebessert. Das Haus Goll & Co. in Amsterdam hatte über eine Million Gulden zur Verfügung gestellt, und so konnte Leopold II. endlich daran denken, die Rückeroberung der niederländischen Provinzen ins Werk zu setzen. Ende November fiel ein verstärktes österreichisches Armeekorps in Belgien ein und eroberte, fast ohne Widerstand zu finden, am 3. Dezember Brüssel. Habsburgs Macht in den niederländischen Provinzen war von neuem gesichert. Auch den noch immer schwachen königlichen Finanzen boten sich unerwartete Hilfsmittel. Im April 1791 ließ der Landgraf von Hessen-Kassel Österreich ein Darlehen von 5 Millionen Gulden aus freien Stücken antragen, und im selben Monate gelang es den Gebrüdern Bethmann, wieder 600000 Gulden für Habsburg zu negoziieren.

[1]) Seine letzten Worte, die er an den Fürsten v. Ligne richtete, sollen gewesen sein: „Ihr Land hat mich getötet. Die Eroberung von Gent hat mich aufs Sterbelager gedrückt, die Aufgabe von Brüssel war mein Tod. Welche Beschimpfung für mich!" Wiederholt sprach der Kaiser diese Worte und fuhr dann fort: „Geht in die Niederlande, bringt sie in Treue wieder zu ihrem Herrscher, und wenn Ihr es nicht vermögt, bleibt dort; opfert mir nicht Eure Interessen — Ihr habt Kinder."

Harzmärchen.

Aus dem Nachlaß von Hans Hoffmann.

Vor Zeiten, als der Harz von Menschen noch wenig besucht und fast gar nicht bewohnt wurde, hauste im Schatten seiner weiten, dichten Wälder und in den Löchern und Rissen der Klippen und des Steingebröckels überall das fleißige und kluge Geschlecht der Zwerge; heutzutage haben sie sich in ganz entlegene Gebiete und in Wildnisse zurückgezogen, deren Stille nur selten durch menschliche Tritte und Stimmen gestört wird. Jäger, Holzfäller und Köhler, die doch wohl einmal dort auftauchen, fürchten sie nicht so sehr; aber ganz verhaßt sind ihnen die müßig neugierigen Sommerfrischler und Naturschwärmer; und wenn sie den Ausruf hören: „O wie erhaben ist doch die Natur!“ oder den Gesang: „Wer hat dich, du schöner Wald“ und „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, so verfallen sie in Nervenkrämpfe und siechen in der Folge elend dahin. So ist es geschehen, daß ihre Zahl jetzt nur noch klein ist und sie fast gar nicht mehr aus der Einsamkeit herauskommen.

Es ist nun noch nicht sehr lange her und also noch immer ziemlich wahr, da wanderte ein Zwerg, der ein sehr gelehrtes Haus war und in der Flora und Fauna des Gebirges gründlich beschlagen, aber ganz zurückgezogen lebte, und einen Menschen in der Nähe noch niemals gesehen hatte, durch die stille Urwildnis der Hohneklippen bei Schierke und bemerkte auf einmal im Gestrüpp ein Ding, das er anfangs für ein totes oder schlafendes Pelztier hielt, bei näherer Betrachtung jedoch als einen künstlich gefertigten Beutel mit Schnuren erkannte, dessen Stoff er freilich immer noch für Pelzwerk hielt, denn Samt, der es war, kannte er auch nicht. Nicht weit davon schimmerte etwas gelblich Helles durch die Büsche, und er fand einen andern Gegenstand unbekannter Bestimmung; ein Flechtwerk aus Stroh, einem rundlichen kleinen Gebäude ähnlich.

Er wußte nicht, daß dieses der Strohhut eines männlichen, jenes der Strickbeutel eines weiblichen Menschen war. Wie beides dahin gekommen, weiß auch sonst keine Seele; zu vermuten ist einzig, daß zwei Spaziergänger verschiedenen Geschlechts aus Gründen eine tiefe Einsamkeit gesucht und sich daselbst mit irgend etwas so eindringlich beschäftigt hatten, daß sie die wichtigsten Sachen darüber verloren und vergaßen.

Der Zwerg öffnete nunmehr den Beutel, und es fielen etliche andere Dinge heraus, die ihm sehr merkwürdig und zunächst ziemlich rätselhaft erschienen. Es waren vornehmlich ein Paar Gummischuhe, ein Wollknäuel mit fünf Stricknadeln darin, ein Nadelkissen, eine Häkelarbeit, eine Schere und

ein lederner Handschuh, von dessen Fingerlingen die Enden abgeschnitten waren, wahrscheinlich zu dem Zwecke, die Hände der Besitzerin zu schützen und doch die Fingerspitzen zu besserer Bewegung frei zu lassen. Ihm aber waren alle diese Gegenstände fremd und unbekannten Gebrauches.

Es gelang ihm, den Hut wie den Beutel hinter sich herzuschleppen, wenn auch nur mit großer Mühe, und nach langer Wanderung glücklich in seiner Behausung zu bergen. Denn er wohnte mit seinem Volke weitab von den Hohneklippen, die niemand von ihnen außer ihm jemals betreten hatte; er war der einzige Forschungsreisende von Beruf und wagte allein so ausgedehnte Fahrten. Zu Hause begab er sich alsbald an die Betrachtung seines Fundes und dessen wissenschaftliche Deutung. Am meisten zu schaffen machte ihm zunächst der sonderbare Handschuh; und doch fand er hierfür zuerst eine sachgemäße Erklärung. Es schien ihm nicht zweifelhaft, daß es eine Hose sei; und richtig, als er zur Probe zwei Beinlinge anzog, paßte sie ihm wie angegossen, und nachdem er sie zugeknöpft, konnte er bequem darin gehen, nur daß die drei leeren Schläuche etwas unbequem nebenher baumelten. Da legte er den Finger an die Nase und sagte bedachtsam: „Wir haben es also hier mit einem Geschlechte vierfüßiger Zwerge zu tun, die außerdem mit einem außerordentlich starken Schwanze versehen sind, dessen sie sich wahrscheinlich beim Gehen als einer Stütze bedienen, indem sie ihn etwas zur Seite schieben, wohl aus Gründen des Gleichgewichts, da die vier Beine offenbar von etwas ungleicher Länge sind.

„Die entwicklungsgeschichtliche Erklärung dieser einzigartigen Wirbeltiergestalt ist augenscheinlich nicht leicht. Mit voller Sicherheit ist anzunehmen, daß jenes zweite Fußpaar nicht etwa wie bei den eigentlichen Quadrupeden die Stelle der Arme oder Flügel einnimmt, denn es ist deutlich, daß die geschwänzten Vierfußzwerge außerdem wirkliche Arme und Hände besitzen müssen, wie aus der Fähigkeit zur Anfertigung höchst kunstreicher Gerätschaften und Werkzeuge hervorgeht. Außerdem wird es bewiesen durch die von allen Tierklassen völlig abweichende Stellung der Beine nicht in zwei einander entsprechenden Paaren, sondern in einer Linie nebeneinander. Es wird also mit Notwendigkeit anzunehmen sein, daß die Vierzahl der Füße durch eine Bifurkation der ursprünglichen zwei entstanden ist. Diese Bifurkation kann in organischer Entwicklung einem örtlichen oder sonstigen Bedürfnisse entstammen, in Analogie des gespaltenen Hufes der Wiederkäuer oder der Verästelung des Gehörns bei den Hirschtieren.

„Jedoch liegt auch die Möglichkeit vor, daß der Verdoppelung des Fußpaares eine rein zufällige Mißgeburt ursprünglich zugrunde liegt, die sich durch Vererbung und Anpassung dann dauernd erhalten und zu der jetzigen offenbar sinnreichen Gestalt fortentwickelt hat.

„Eine besondere Untersuchung verlangt die ungleiche Länge der Füße. Denn es ist ungereimt anzunehmen, daß wir durch einen glatten Zufall gerade hier auf eine rein singuläre Mißbildung gestoßen sein sollten, also ein lahmes Exemplar seiner Gattung. Ohne Zweifel würde der Schnitt der Hosenbeine dann mehr darauf angelegt sein, den Schaden, der doch zugleich

ein Schönheitsfehler ist, zu verdecken als hervorzuheben. Der Grund dieser Inäqualität der unteren Extremitäten ist mit großer Wahrscheinlichkeit in örtlichen Verhältnissen zu suchen. Eine ungewöhnliche Unebenheit der Bodengestaltung muß die Individuen mit ungleicher Fußlänge begünstigt und im Kampfe ums Dasein tüchtiger gemacht haben, so daß diese ursprüngliche wirkliche Mißgeburt mittels natürlicher Auslese zum festen Gattungsmerkmal werden mußte.

„Dieselbe Bodengestaltung könnte sehr wohl von erheblichem, ja ausschlaggebendem Einfluß auf die Bifurkation selber gewesen sein, und man möchte dann die Vermutung wagen, daß zwei von den unteren Extremitäten gewissermaßen nur Reservebeine seien, da die Unebenheiten, Steingerölle und dergleichen eine schnelle und starke Ermüdung der gerade in Gebrauch genommenen Füße zuwege bringen mußten. Eben daraus wird sich der Mitgebrauch des Schwanzes und dessen auffallend kräftige Ausbildung hergeleitet haben.

„Wir haben also hier ein außergewöhnlich lehrreiches und zugleich durchsichtiges Beispiel der Anpassungsfähigkeit des tierischen Organismus an besondere Naturbedingtheiten, und wir dürfen uns schmeicheln, eine naturhistorische Entdeckung gemacht zu haben, die schlechterdings in der gesamten Kulturgeschichte einzig dasteht, da es sich um eine so hochbedeutsame und ganz singuläre Abzweigung vom Stamme des höchstorganisierten Tiergeschlechts selbst, des homo sapiens, handelt. Wie gering sind an Bedeutung dagegen die Abweichungen und Mißbildungen in der bloßen Körpergröße, mag uns auch die Ungestalt der Riesen, welche die Täler und die Ebenen bewohnen sollen, noch so erschreckend ins Auge fallen. Nebenbei bemerkt, ist die abnorme und häßliche, ja widerliche, weil gemeingefährliche Größenentwicklung ebenfalls vorwiegend den örtlichen Verhältnissen zuzuschreiben: wer so kläglich in den Tiefen wohnt, muß sich naturgemäß immerfort recken und strecken, um überhaupt eine den Atmungsorganen zugängliche Luftschicht zu erreichen, wie andrerseits die dort herrschende ungemeine Hitze das Aufwachsen von Kolossalgebilden begünstigt. Man denke an die andern Dickhäuterumgebungen in den Tropen.

„Wir dagegen verdanken unsere normale Größe unserm weisen Wohnen auf luftiger Höhe seit Urväter Zeiten und dem heiligen Urgesetz, das wir von ihnen überkommen haben, uns niemals den blendenden und heißen Strahlen der Sonne auszusetzen, sondern allezeit im gesunden Dämmer und Schatten zu wohnen und zu wandeln.

„Wir kommen nun, zu unsern Spaltfüßlern zurückkehrend, zu der weiteren Frage: Hat dieses Geschlecht eine eigene Kultur entwickelt, und bis zu welcher Höhe hat sie solche gebracht? Und da können wir schon jetzt nach dem vorhandenen, obzwar spärlichen Forschungsmaterial die Antwort geben: Jawohl, sie bilden ein Kulturvolk von hoher Bedeutung, und die nähere Bekanntschaft mit ihnen kann für uns von dem höchsten Werte sein.

„Man betrachte einmal dieses kunstvolle Flechtwerk. Es gleicht dem Dache eines Hauses mit einer mittleren Wölbung. Und doch kann es ein solches nicht sein, denn es ist zu zart und durchlässig und würde gegen einen

starken Regen auf die Dauer kaum schützen. Wohl aber bietet es vollkommen hinreichenden Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Dies ist also sein Zweck, den Besitzer gegen das gefährliche und verbotene Licht zu schützen und ihm damit zu ermöglichen, daß er auch am hellen Tage, ja, wenn er sehr kühnen Sinnes ist, selbst bei vollem Sonnenschein sich ins Freie wage.

„Nun ist aber die Wölbung, so wie sie ist, offenbar zu niedrig, um ganz bequem darunter auch nur auf dem Fußboden zu hocken; und der Ein- und Ausgang unter dem fest aufliegenden breiten Rande hin mußte beschwerlich genug sein. Es ist also klar, daß dieses Dach vielmehr bestimmt war, auf Stützen aufzulagern, also eine Art Baldachin zu bilden. Auch diese Stützen sind durch einen besonders glücklichen Zufall aufgefunden worden, und zwar offenbar vollzählig: es sind fünf schlanke, runde Eisenstangen von etwa Manneshöhe, fest genug, auch eine viel schwerere Belastung zu tragen. Dieselben wurden entweder in die Erde gebohrt oder vielleicht auch von menschlichen Händen getragen, wie ein ungeheurer Sonnenschirm, der auch etwa einen kleinen Wagen oder Sänfte mit überdecken konnte. Das Dach scheint lose darauf zu liegen, da keinerlei Spuren einer Befestigung vorzufinden; bei einer Vorwärtsbewegung erforderte das wohl eine nicht geringe Geschicklichkeit. Unter der Voraussetzung solcher schreitenden menschlichen Träger begreift man nun auch die auffallende Breite des Randes: er hatte die Aufgabe, eben diese Träger vor der Sonnenwirkung mit zu schützen, während für den unter der Wölbung in der Mitte Marschierenden oder Getragenen, der also gewiß als ein vornehmer Herr oder gar Herrscher zu denken ist, jene auch ohne die flache Umrandung genügt hätte. Die Träger können übrigens auch auf geeigneten Tieren reitend gedacht werden, von deren Art wir natürlich nichts wissen; wir würden nach dem Stande unserer Kultur am ehesten an kleine Hunderassen denken; doch wer kann sagen, ob es jenem vorgeschrittenen Volke nicht gelungen ist, auch andere für uns noch wilde Tiere zu zähmen, etwa Eichhörnchen, Wiesel oder Marder, meinetwegen auch Hühner und andere Vogelarten, während der gutmütige und zutrauliche Igel sich doch nur unter Anwendung besonders konstruierter Sättel dazu eignen dürfte, wie man dergleichen einem so intelligenten Geschlechte aber sehr wohl zutrauen darf. Man könnte in diesem Falle fragen, ob der Igel nicht für Kriegszwecke vorzüglich zu verwenden wäre. Ich stelle das unseren militärischen Sachverständigen zur Überlegung anheim. Wie furchtbar müßte die moralische Wirkung sein, wenn man so ein Untier vermittelst irgendeiner Wurfmaschine mitten in einen Feindeshaufen hineinschleudern könnte!

„Auf das wirkliche Vorhandensein von Wurfgeschossen deutet nämlich eine annähernd kugelförmige Maschine, die ganz augenscheinlich die Gestalt eines zusammengerollten Igels (Erinaceus vulgaris), wenn auch stark verkleinert, wiedergeben soll. Es ist ein weicher, schwammiger Kern, rundum von eisernen Stacheln umstarrt, die in einen kleinen Knopf von der Größe etwa eines Mohnkerns auslaufen. Daß dieses eigentümliche Gestell als Wurfgeschoß dienen soll, unterliegt keinem Zweifel. Auffällig erscheint nur auf den ersten Blick die Abstumpfung der Spitze durch jenes kleine Knöpfchen;

doch bei näherer Betrachtung muß man sich überzeugen, daß die Stacheln oder Pfeile nur in Friedenszeiten so angeordnet sind: zieht man nämlich einen davon aus der Plattkugel heraus, was ziemlich leicht zu machen ist, so bemerkt man an deren Innenrand eine ungemein scharfe Spitze, die, nach außen starrend, in Friedenszeiten der eigenen Mannschaft leicht gefährlich werden kann. Im Kriege werden die Stacheln also umgedreht, die Spitze nach außen. Das Ganze ist etwa einem nicht mit der Hand geschwungenen, sondern mit einer Maschine geschleuderten Morgenstern zu vergleichen. Ob die Bisbipedalen auch Maschinen von solcher Größe und Wurfkraft anzufertigen imstande sind, um einen wirklichen lebendigen Igel eine beträchtliche Strecke weit schleudern zu können, ist zweifelhaft. Ich für meinen Teil bin ganz fest von einem so hohen Stande ihrer Technik überzeugt.

„Auch der Schiffahrt und Fischerei sind die Bisbipeden nicht unkundig; wenigstens sind zwei gleichartige Kähne und einiges Fischereigerät gefunden worden. Die Kähne sind aus einem eigenartigen, zähen, dehnbaren, für Wasser gänzlich undurchlässigen, außen schön geglätteten und blanken Stoffe geformt, der Boden ganz platt und kiellos, also offenbar nur für seichte und stille Binnengewässer bestimmt. Das Vorderteil ist gedeckt, das Hinterteil offen. Jedes Boot ist nur für einen Mann bestimmt, der offenbar in sitzender Stellung mit beiden Händen in freier Luft ein Ruder mit zwei Schaufeln schwingt und, diese nach rechts und links eintauchend, das Fahrzeug vorwärts treibt. Denn von einem Einsatz für einen Mast oder von einer Lagerung für ein einseitiges Ruder oder sonstiger Takelage ist keine Spur zu entdecken. Dagegen ist ein Fischnetz vorhanden, und zwar eines von so seltsam feiner, weit über den Zweck hinausgehender Arbeit, daß es den künstlerischen Sinn dieses merkwürdigen Volkes auf einer staunenswerten Höhe zeigt. Welches andere Volk ist je darauf gekommen, ein gewöhnliches Fischnetz in kunstvollen und anmutigen Figuren und Ornamenten herzustellen? Daß es der Besitz eines sehr reichen und vornehmen Mannes ist, muß man freilich voraussetzen. Ein anderes Werkzeug, eine weiße Elfenbeinstange mit einem starken Widerhaken, das dem Netze beiliegt, wird als Boothaken gedient haben.

„Weniger leicht zu deuten als alle diese Dinge, bei denen die Erklärung dem geübten Forscherblicke sich zwanglos fast durchweg ganz von selber ergibt, ist ein ungeheures, auf einem dicken und sehr langen Wollseile zusammengerolltes Knäuel. Dasselbe wurde durchbohrt gefunden von den eben erwähnten fünf eisernen oder stählernen Stangen; doch ist für gewiß anzunehmen, daß dies nur eine gelegentliche und nebensächliche Benutzung bedeutet, vielleicht nur einmalige, während der Hauptzweck wo anders gesucht werden muß — —“

Hier bricht die Handschrift leider ab: das „Harzmärchen“ ist Fragment geblieben; aber wir haben geglaubt, es auch in dieser Gestalt unseren Lesern mitteilen zu dürfen, die sich — soweit es reicht — noch einmal an dem Humor Hans Hoffmanns ergötzen und mit uns beklagen werden, daß er so früh uns entrissen worden ist. Die Redaktion.

Die politische Weltlage.

Mitte Juni 1910.

Der plötzliche Tod König Eduards VII. von England am Freitag den 6. Mai erfüllte alle mit Überraschung, Mitleid und Bestürzung. Denn nur wenige Eingeweihte, Ärzte und die nächste Umgebung, wußten, daß er seit einem Jahre ein schwer an Asthma leidender Mann war. So wurde durch das Unerwartete seines Hinscheidens der Verlust für England und das Gefühl einer großen Lücke in der Weltpolitik doppelt schmerzlich empfunden. Trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit seiner Regierung — er hat seit dem Tode seiner Mutter Viktoria am 22. Januar 1901 nur neun Jahre drei Monate und fünfzehn Tage regiert — war es ihm gelungen, sich, seine Persönlichkeit und sein Land zum Mittelpunkt des Weltinteresses zu machen. Den Prinzen von Wales hatte durch die letzten Jahrzehnte vor seinem Antritt der Herrschaft der Ruf eines ernsten und klugen, liebenswürdigen und geistvollen Mannes begleitet, der sich nach einer lustigen, in fröhlicher Erinnerung an Shakespeares Prinzen Heinz verbrachten Jugend zu würdigeren Beschäftigungen und Bestrebungen ins Rechte gefunden hatte, mit jenem Eifer, der unsere Zeit für die Förderung der Kultur und der sozialen Wohlfahrt auszeichnet. England und das Ausland erwarteten und hofften in ihm einen konstitutionellen Monarchen von friedfertiger Gesinnung, voll reger Teilnahme für die Entwicklung des Reiches und strenger Pflichterfüllung, einen vollendeten Repräsentanten des Königtums, aber keine über das fürstliche Durchschnittsmaß hervorragenden Eigenschaften zu finden. Die Offenbarung und Betätigung der außerordentlichen politischen Begabung des Königs war darum eine Überraschung für die Welt. Den Einfluß, den die Königin Viktoria schon infolge ihrer langen und wechselvollen Regierung auf die auswärtige Politik Englands ausübte, hatte sie nach Frauenart halbwegs in der Stille und hinter den Kulissen verborgen: man merkte wohl ihre Hand, aber man sah sie nicht am Werk. Ihr Sohn dagegen liebte es, offen als der politische Minister und Unterhändler Englands aufzutreten. Er hat die Freundschaftsbündnisse zwischen England und Frankreich und Rußland geschlossen und war der Kopf und das Herz des neuen Dreibundes, der sich unwillkürlich, bewußt und unbewußt, dem alten Dreibund Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien entgegenstellte. Oder, höflicher in der Sprache der Diplomatie, ihm das Gleichgewicht in der Weltpolitik hielt. Das politische Talent König Eduards hatte in seiner langen Thronanwartschaft Zeit gehabt, zu reifen. Seit seinem Jünglingsalter war er gern und viel auf Reisen gewesen und hatte sich mit scharf beobachtenden Augen in den fürstlichen und diplomatischen Kreisen umgesehen. Gleichsam aus angeborenem Instinkt, mehr von dem Koburger Vater als von der Mutter her, hatte er die politische Witterung und die Schmiegsamkeit den realen Verhältnissen gegenüber. Mit seiner Thronbesteigung trat er auch die Nachfolgeschaft Lord Palmerstons und Lord Salisburys an; weder die liberale noch die konservative Partei besitzen zurzeit einen hervorragenden Politiker. Ihre Führer sind ausschließlich mit wirtschaftlichen Fragen und den inneren Kämpfen zwischen dem Ober- und dem Unterhause beschäftigt, die wiederum im letzten Grunde

in der sozialen Bewegung wurzeln. So war der König durch die Umstände zum Leiter seines Volkes in der Weltpolitik berufen. England hätte sich keinen besseren und sicheren als ihn denken oder wünschen können.

Durch den Krieg gegen die beiden Burenstaaten in Südafrika hatte England eine Flutwelle des Hasses gegen sich heraufbeschworen; in übertreibender Leidenschaft gab alle Welt dem Mächtigeren allein darum Unrecht, weil er den Schwächeren angriff. England befand sich bei dem Tode der Königin Viktoria in einer stolzen, aber gefährlichen Vereinzelung. Frankreich grollte ihm wegen Ägyptens und Faschodas; Rußland, damals in einem Triumphrausch über die Vollendung der sibirischen Bahn und ihrer Fortführung durch die Mandschurei von Charbin bis zu dem russischen, auf hundert Jahre von der chinesischen Regierung gepachteten Port Arthur, machte kein Hehl aus seiner Absicht, England aus Korea und Nordchina für immer zu verdrängen. Diese, wenn nicht bedenkliche, doch unbehagliche Lage des Reiches in ihr glänzendes Gegenteil umgewandelt zu haben, ist das Verdienst des Königs, sein Geschick und sein Glück: drei mächtige Verbündete, Japan, Frankreich und Rußland, sichern zurzeit England den Frieden und seine Weltstellung. Natürlich konnte auch König Eduard so große Erfolge nicht allein durch Klugheit und Beredsamkeit, sondern nur durch reale Gegendienste erringen. Er hat die führende Stellung in Ostasien, die bis zum Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und Japan England besaß, den Japanern überlassen müssen; er hat, um die Franzosen zufriedenzustellen und sich ihrer Gegnerschaft in Ägypten und im Sudan zu entledigen, ihnen die politischen und der Hauptsache nach auch die wirtschaftlichen Interessen Englands in Marokko geopfert und dem französischen Ehrgeiz die Bahn zur Aufrichtung seines Protektorats in diesem Lande freigemacht, selbst auf die Gefahr hin, daß in nicht allzu ferner Zukunft von Tanger aus die Franzosen Gibraltar bedrohen könnten; er hat die Annäherung an Rußland, die Gladstone so oft vergeblich versucht hatte, gewonnen und ein friedliches Übereinkommen über Persien und Afghanistan mit ihm getroffen, indem er den weitgehenden Ansprüchen der russischen Politik und des russischen Handels über die nördlichen und mittleren Landschaften Persiens zustimmte und sogar, zunächst freilich nur als Zukunftsmusik, den russischen Schiffen den persischen Meerbusen öffnete und ihnen einen Hafenplatz an der Küste zusicherte. Dies Entgegenkommen begründete den neuen Dreibund und erhob England zum Mittelpunkt der Weltpolitik. Vier Jahre lang hat König Eduard die leitende Rolle gespielt. Immer, bald mit schwächerer, bald mit stärkerer Betonung des Gegensatzes ihrer allgemeinen Tendenzen und Absichten gegen Deutschland. Den Gedanken und Gesinnungen des Königs lagen Haß und Neid gegen das aufstrebende Deutschland ebenso fern wie bestimmte kriegerische Pläne; aber die Interessen seines Landes und seine letzten Absichten drängten ihn in eine für uns bedrohliche Richtung. Wie er in den marokkanischen Angelegenheiten stets auf französischer Seite gestanden und durch diese Parteinahme die Kühnheit und Zuversicht der französischen Politiker bestärkt und gespornt hatte, unterstützte er im Juni 1908 bei der Zusammenkunft mit dem Zaren Nikolaus in Reval die russischen Wünsche hinsichtlich der Wiederherstellung der Ordnung und des Friedens in Mazedonien, die sich scheinbar gegen die türkische Regierung, in Wirklichkeit aber gegen das bisherige Übergewicht Österreich-Ungarns in der unruhigen Provinz richteten. Damals erschien König Eduard als der Schiedsrichter Europas; Rußland konnte in seiner Schwäche auf der Balkanhalbinsel nur unter dem Schutz der englischen Freundschaft wieder zu seinem alten Ansehen und Einfluß gelangen. Da trat, für den König ebenso überraschend wie für die übrige Welt, der Umschwung ein. Der feine Politiker hatte zwei Elemente aus seiner Rechnung, sei es aus Geringschätzung, sei es aus Unbedacht, gelassen: das türkische Heer, in dem sich nicht allein die materielle Kraft, sondern auch die Intelligenz des Osmanentums und des Islams verdichtet, und die österreichisch-ungarische Staatsklugheit, in der sich diesmal mit der vererbten Zähigkeit eine ihr sonst ungewohnte Energie des raschen Zugreifens verband. Die Türken antworteten auf die russisch-

englische Herausforderung, die sie aus der Reihe der freien und unabhängigen Nationen herausstrich, mit der Revolution und der Wiedereinführung der seit 1878 vergessenen Verfassung, Österreich-Ungarn mit der Annexion Bosniens und der Herzegowina, Bulgarien mit der Selbsterhebung zu einem unabhängigen Königreich. Sechs Monate lang stand, wenn man den russischen und englischen Zeitungen glauben wollte, Europa vor dem Ausbruch eines Krieges; man braucht sich nur ihrer Wutausbrüche während des Oktobers und Novembers 1908 gegen Österreich-Ungarn zu erinnern. Vor der Erklärung Deutschlands, daß es auf seiten seines Bundesgenossen auch im Fall kriegerischer Verwicklungen stehen würde, zog sich der englisch-russisch-französische Dreibund zurück. Nicht nur sein vorgeschobener Posten, Serbien, mußte seine kriegerische Haltung aufgeben, auch die europäische Konferenz, in der nach der Meinung der englischen Zeitungen Österreich-Ungarn einen moralischen Verweis erhalten sollte, fiel in die Versenkung. Es war die erste, aber auch die entscheidende Niederlage, die König Eduards Politik erlitten.

Mit staatsmännischer Klugheit, ohne Verärgerung wußte er die Folgerungen daraus zu ziehen: er schränkte seine Vielgeschäftigkeit ein und zog gelindere Saiten gegen Deutschland auf. Wie mit Frankreich und Rußland, hoffte er auch mit uns zu einer Verständigung zu kommen. Überdies nahm die innere Krisis Englands, welche die Verwerfung des Budgets für 1909 durch die Lords heraufbeschworen hatte, ihn selbst wie sein Volk bald so stark in Anspruch und Mitleidenschaft, daß die auswärtigen Angelegenheiten dagegen in den Hintergrund traten. Nicht weltpolitische Fragen, die Erwägungen, einen Ausgleich in dem Streite zwischen dem Ober- und dem Unterhause zu finden, haben die letzten Tage König Eduards beschäftigt. Sein Volk vertraute seiner bewährten Klugheit und Feinheit in der Behandlung von Menschen und Dingen und seiner liberalen Gesinnung; er selbst hegte wohl die Zuversicht eines glücklichen Ausgangs — nun hat er die schwierige Aufgabe ungelöst seinem Nachfolger Georg V. überlassen müssen. Die Trauer und die Anerkennung der Welt aber galten dem Fürsten, dem es in wenigen Jahren gelungen war, sich und sein Reich zum Mittelpunkt der Weltgeschichte zu machen. Neun Könige, dreiundvierzig Fürsten und den früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten verzeichnete die Tageschronik in dem prunkvollen Trauergefolge, das seine Leiche am 20. Mai von der Westminsterhalle nach der Gruft in Windsor begleitete. Seine Regierung ist zu kurz gewesen, um sich in der Kulturgeschichte Englands wie die seiner Mutter als viktorianisches, so als eduardisches Zeitalter für immer behaupten zu können; aber sie war eine glänzende Episode und hat in den Augen der Jetztlebenden England mit einer Gloriole von Macht und Ansehen, mit Strahlen, die in die weiteste Ferne wirkten, umgeben.

Wird diese Wirkung nachhaltig sein? Die Frage ist um so berechtigter, da die inneren Gegensätze die englischen Parteien zurzeit lebhafter beschäftigen als die auswärtigen, und die Lage des Reiches stärker eine Erhaltung der bestehenden Verhältnisse, als eine Ausdehnung seiner Machtsphäre erfordert. Denn wie übertrieben auch die düsteren Schilderungen sind, die von einer bedenklichen Erschütterung der Stellung Englands in Ägypten und Indien zu berichten wissen, das Emporkommen des siegreichen Japans und das Wiedererwachen des kriegerischen Sinnes und des osmanischen Ehrgefühls haben mit der Gewalt eines Naturereignisses die sonst so still und ruhig dahinlebenden Massen der indischen und ägyptischen Bevölkerung in Bewegung gesetzt. Die Kulturarbeit, welche die Engländer dort geleistet haben, durch die Schulen, die Zeitungen, die Eisenbahnen und die Vereine gekräftigt und verbreitet, hat den Boden auch für die Aufnahme europäischer Gedanken von politischer und nationaler Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstverwaltung, die dem orientalischen Geiste bisher fremd und unverständlich geblieben waren, allmählich vorbereitet. Es ist unmöglich, ihr Wachstum zu verhindern. Wenn nicht als Korn, schießt der Samen als Unkraut in die Höhe. Als Lord Cromer, der mit fester und strenger Hand, mit Klugheit und Energie Ägypten aus seiner Armut und Verkommenheit erhoben und

es mit vorsichtiger Schonung der einheimischen Regierung der Khedives, der mohammedanischen Einrichtungen und Gerichte zu dem blühenden und aufstrebenden Lande gemacht hatte, das es jetzt ist, im Anfang des Jahres 1907 von seinem Amte zurücktrat, warnte er in seiner Abschiedsrede an eine Versammlung englischer Beamter und ägyptischer Notabeln vor jedem übereilten Schritte in der politischen Entwicklung, die nur langsam und stufenweise vor sich gehen dürfe, denn die arabische Bevölkerung sei noch nicht reif für die Anfänge einer konstitutionellen Regierung. Sein Nachfolger Sir Eldon Gorst, der gegenwärtige englische Prokonsul, erfuhr den Rückschlag des strengen Regiments und zugleich die Fernwirkung der Revolution in Konstantinopel. Seitdem schwillt die Gärung in den wohlhabenderen und gebildeteren Kreisen der Bevölkerung stärker an. Es war ein aus Genf heimkehrender Ägypter, der am 20. Februar den Präsidenten des ägyptischen Ministeriums, Butros Pascha Ghali, einen Kopten, ermordete. Butros Pascha war den ägyptischen Nationalisten vielleicht als Christ ebenso verhaßt wie als Freund der Engländer. Die Bluttat hat in England die Stimmen derer vermehrt, die Eldon Gorst zu große Milde und Nachsicht vorwerfen, und zu ihnen hat sich jetzt auch Theodor Roosevelt gesellt. In einer Rede, die er am 31. Mai in der Guildhall bei seiner Ernennung zum Ehrenbürger Londons hielt, erklärte er, seit zweitausend Jahren habe Ägypten keine bessere Regierung gehabt als die englische. Aber Sentimentalität sei hier nicht am Platz, sie könne mehr Unheil verursachen als Gewalt und Ungerechtigkeit. Die Nationalisten in Ägypten hätten weder den Wunsch noch die Fähigkeit, die ersten Forderungen der Gerechtigkeit zu erfüllen, sie würden, wenn sie zur Macht gelangten, das Land in ein blutiges Chaos stürzen. Er hoffe, daß sich England dafür entscheiden werde, seine Herrschaft in Ägypten als eine moralische Verpflichtung anzusehen und zu behaupten. Mit einer gewissen Genugtuung lasen die Konservativen aus diesen Worten eine offene Mahnung, Ägypten zu annektieren, heraus; aber die englische Regierung wird sich wohl hüten, der Aufforderung des rücksichtslosen Amerikaners zu folgen. Ihr kommt es vielmehr darauf an, mit der Türkei im guten Einvernehmen zu bleiben, schon um in Mesopotamien der langsam, aber doch unaufhaltbar fortschreitenden Bagdadbahn das Gleichgewicht zu halten. Es ist ihr gelungen, einer englischen Gesellschaft das Monopol der Schiffahrt auf dem Euphrat und Tigris zu sichern; man kennt die weitaussehenden Pläne englischer Ingenieure, die alten Wasserleitungen und Kanäle in den jetzt versumpften und unfruchtbaren Landschaften zwischen den beiden Strömen wieder herzustellen, auszubauen und zu erweitern, wie es so erfolgreich mit den Staudämmen des Nils geschehen ist. In diesen Bestrebungen und den ähnlichen in Persien und im südlichen Arabien, in der Ausbildung und Befestigung der englischen Herrschaft in Afrika von Kairo bis zum Kap offenbaren sich die eigentlichen Lebensinteressen des englischen Weltreichs; in Indien aber wird es durch den unüberwindlichen Gegensatz zwischen den Mohammedanern und den heidnischen Hindus aufrechterhalten. Die Minderheit der Mohammedaner und die einheimischen Fürsten sehen in der englischen Regierung den Schutz und die Bürgschaft ihrer eigenen Existenz gegenüber den hundert Millionen des armen und unkriegerischen hindostanischen Volkes.

Englands Weltstellung wird von keiner anderen Großmacht bedroht, und so konnten bei einem so schmerzlichen und traurigen Ereignisse, wie es das Hinscheiden König Eduards war, die friedlichen Gesinnungen der Völker und Fürsten, ihre Zuversicht auf die Bewahrung des Weltfriedens, ihre Hoffnungen auf die innigere Annäherung der europäischen Staaten untereinander zu einem um so überzeugenderen und wärmeren Ausdruck kommen, bei den Leidtragenden, wie in der allgemeinen Meinung, durch die Presse, durch die Kundgebungen der Parlamente und der Magistrate der Hauptstädte, die alle in gleicher Weise dem englischen Volke ihr Mitgefühl und ihre Sympathie aussprachen. Von der Bahre König Eduards erhob sich die gebeugte Friedensidee neu belebt. Ein eifriger Apostel ist ihr in Theodor Roosevelt entstanden, der bei seiner Fahrt durch Europa in seinen Reden

die Entwicklung der Kultur und die Harmonie zwischen den Völkern feiert. Einen besonders festlichen Empfang hatte der deutsche Kaiser dem früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten in Berlin zugedacht. Die Hoftrauer schränkte notwendig den Prunk der beabsichtigten Festlichkeiten ein, aber die Tage vom 10. bis zum Abend des 15. Mai, wo Roosevelt Berlin wieder verließ, um sich nach London zu begeben, waren für ihn an Ehren und Huldigungen, von Seiten des Hofes wie der hauptstädtischen Bevölkerung, überreich. Sie gipfelten in der Truppenschau, der er an der Seite des Kaisers im Lager von Döberitz beiwohnte, und in dem feierlichen Akt in der Aula der Berliner Universität. In Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin, vor der Versammlung der Ehrengäste, der Professoren und der studentischen Jugend begrüßte ihn in festlicher Ansprache der Rektor Erich Schmidt und überreichte ihm, nachdem Roosevelt unter stürmischem Beifall seinen Vortrag über die Weltkulturbewegung gehalten hatte, das Diplom des Ehrendoktors der philosophischen Fakultät. So viele Züge in Roosevelts Charakter und Haltung, Meinung und Gesinnung, wie sie während seiner fast achtjährigen Präsidentschaft zu Tage traten, zeigten eine merkwürdige Verwandtschaft mit dem Wesen und der Art des Kaisers, daß beide Männer ihrer persönlichen Begegnung sicherlich mit Spannung entgegensahen. Ihre Erwartung soll nicht getäuscht worden sein und die gegenseitige Anerkennung und Wertschätzung sich im näheren Verkehr zu freundschaftlicher Wärme gesteigert haben. Nicht nur durch die Würde seines früheren Amtes und das Ansehen, das er in der Republik genießt, auch durch die Eigenschaften seines Charakters und die Formen, in denen sie sich äußern, ist Roosevelt der berufenste Repräsentant des modernen Amerikanertums. Die imperialistischen Ahnungen und Ansprüche seines Volkes verkörpern sich in ihm, ein Weitblick, den Vorurteile nicht verschleiern, eine starke Willenskraft, die Rücksichten kaum kennt, verbinden sich mit der angeborenen Geschäftsgewandtheit und dem Reklameton des Yankees in dem außerordentlichen Manne, dem Berlin eine Weile zum Schauplatz und Resonanzboden diente; eine solche Vermischung und Durchdringung von persönlichem Cäsarengefühl und demokratischem Auftreten hatte unsere Stadt noch nicht aus nächster Nähe kennen gelernt. Die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sind durch den Austausch der Professoren und der Gesangsvirtuosen, durch den von Jahr zu Jahr sich steigernden Verkehr der gebildeten und wohlhabenden Klassen der beiden Nationen so freundschaftliche und verständnisvolle geworden, daß Roosevelts Besuch ihnen keine kräftigere, sondern nur eine intimere Note zufügen konnte. Aber wir wissen nun, wie der zur Zeit größte Staatsmann der Union, dessen politische Bedeutung schwerlich schon abgeschlossen ist, innerlich und äußerlich beschaffen ist, und er trägt mit der Kenntnis unseres Kaisers auch eine Vorstellung unserer Volkseigentümlichkeit und einen Hauch unserer Volksseele in seine Heimat zurück.

Die Propaganda der Friedensideen erhielt durch den Besuch, den der italienische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Marchese di San Giuliano, in den letzten Tagen des Mais in Berlin abstattete, eine dankenswerte realistische Bekräftigung. Er kam, um sich dem Kaiser vorzustellen und den Besuch des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg in Rom zu erwidern. Der Marchese di San Giuliano, der sich bisher in verschiedenen Gesandtschaftsposten hervorgetan, stand bisher wie der Ministerpräsident Luzzatti nicht in dem Ruf überzeugter Dreibundsfreundlichkeit, sondern galt für einen Anhänger der Annäherung Italiens an Frankreich. Um so höher ist es zu bewerten, daß er in den Unterredungen mit dem Reichskanzler die Notwendigkeit und Nützlichkeit des Dreibundes für Italien bereitwillig anerkannte und seine Fortdauer wünschte. In einer amtlichen Mitteilung bestätigte das deutsche auswärtige Amt mit Genugtuung die Einigkeit der Dreibundsmächte und die allgemeine Friedlichkeit der Weltlage. An dem guten Willen der Großmächte, den Frieden aufrecht zu erhalten, zweifelt niemand, schon weil die inneren politischen und wirtschaftlichen Aufgaben der Staaten ihre ganze Kraft in Anspruch nehmen und das Verantwortlichkeitsgefühl gerade in den höchsten Stellen

der Regierungen am lebendigsten wirkt: die Gefahren für den Frieden liegen in der Unruhe und den nationalen Leidenschaften der Völker. Die Bewegung, welche die türkische Revolution entfesselt hat, zittert noch immer im Osten nach. Ein Aufstand der albanesischen Bevölkerung, die sich weigert, dem neuen Staate Steuern zu zahlen und Rekruten zu stellen, hat die Regierung zu einem gewaltigen Aufgebot von dreißigtausend Mann unter der Leitung des Kriegsministers Scheffket Pascha gezwungen, um die Empörung niederzuschlagen. Dies ist ihr denn auch in raschen Schlägen gelungen, aber der Aufstand hat wieder einmal wie die Wirren in Yemen, in Mesopotamien und in Mazedonien die noch andauernde Unsicherheit in den türkischen Provinzen gezeigt. Dazu ist die Zuspitzung der Kreta-Angelegenheit gekommen, welche die vier Schutzmächte Rußland, England, Frankreich und Italien in bedenkliche Mitleidenschaft zieht. Seit 1898 gehört die Insel nur noch dem Staatsrecht nach zur Türkei; tatsächlich ist sie in ihrer Verwaltung durchaus unabhängig. Unter der Zustimmung der Schutzmächte hatten sich die Kreter nacheinander den griechischen Prinzen Georg und den griechischen Staatsmann Zaimis zu Gouverneuren gewählt. Ihre Absicht geht auf zwei Ziele los: den direkten Anschluß an das Königreich Griechenland und die Entfernung der mohammedanischen Grundbesitzer von der Insel. Zwar hat die Mehrzahl der Mohammedaner längst Kreta verlassen, allein der geringe Rest der Gebliebenen ist darüber erst recht den Kretern verhaßt geworden: er hindert ihren Anschluß an das Königreich und kann, da die Schutzmächte über ihn wachen, nicht gewaltsam vertrieben werden. Seit der Revolution in der Türkei fordern die Kreter immer lauter und stürmischer die Verbindung mit Griechenland. Die Mitglieder des Parlaments haben dem Könige der Hellenen die Treue geschworen und die mohammedanischen Vertreter, die den Eid verweigerten, von den Sitzungen, die mohammedanischen Beamten von ihren Ämtern ausgeschlossen. Die Unentschlossenheit der griechischen Regierung, die aus Furcht vor der Türkei nicht zuzugreifen wagte, hat die Wirren heraufbeschworen, die seit Jahresfrist, von den Offizieren des Heeres und der Flotte ausgehend, das Königreich unaufhaltsam zu einer Katastrophe treiben. Unter dem schwachen Regiment Abdul Hamids wäre es der europäischen Diplomatie wahrscheinlich geglückt, ohne kriegerische Verwicklung die Vereinigung der Insel mit dem Königreich herbeizuführen; aber mit den Jungtürken ist nicht zu spaßen. Noch dazu liegt es in ihrem Interesse, durch das Entflammen des nationalen und religiösen Fanatismus die mohammedanische Bevölkerung mit der Umwälzung zu versöhnen und in der gemeinsamen Abwehr des Feindes zu einigen. Die Pforte hat darum den Schutzmächten erklärt, daß sie ihre Herrschaft über Kreta mit allen Mitteln behaupten werde; es sei zunächst Pflicht der Mächte, der Souveränität der Pforte zur Anerkennung und den Mohammedanern in Kreta zu ihrem Rechte zu verhelfen. Mit den Heißspornen in Kreta würden die vier Schutzmächte nicht viel Aufhebens machen; aber die Rücksicht auf die griechische Königsfamilie, deren Sturz bei einem energischen Vorgehen gegen die Kreter zu befürchten ist, bringt sie in eine schwierige Lage. Wohl wird von allen Seiten versichert, daß sich ein friedlicher Ausweg finden werde; aber der orientalische Schatten liegt doch wieder über der europäischen Politik. Einen Lichtblick bot dagegen die Reise des Kaisers Franz Josef durch die nun mit Österreich-Ungarn einverleibten und fest verbundenen Landschaften Bosniens und der Herzegowina. Überall wurde der greise Herrscher von der Bevölkerung mit einstimmigem Jubel begrüßt. Die Gegensätze der Volksstämme und der religiösen Bekenntnisse verschwanden in diesen Huldigungsakten; es gab weder einen Widerspruch der Serben noch eine Zurückhaltung der Mohammedaner. Wie in dem viel zerklüfteten Österreich-Ungarn erwies sich auch in den neueren Provinzen die Persönlichkeit des Kaisers als das einigende Band. Gegenüber den Kämpfen in dem nahen Albanien fiel die Friedfertigkeit der früher so gewalttätigen und unbotmäßigen Bewohner Bosniens und der Herzegowina um so mehr auf: der Segen einer dreißigjährigen Kulturarbeit hat eben auch unter den illyrischen Halbbarbaren seine Früchte getragen.

Am fernern Horizont ist der Himmel des Welttheaters noch dichter von Gewitterwolken verschattet. Die beunruhigenden Nachrichten aus China häufen sich in den letzten Wochen. In den mittleren Provinzen tobt es an allen Orten. Hier ist es die Teuerung der Lebensmittel, dort die Willkür eines tyrannischen Beamten, welche den Aufstand entfacht; an einem andern Orte stacheln die reaktionären Mandarinen den schlummernden Haß der Chinesen gegen die Fremden und die Missionare auf, an einem vierten sind es die Kleinhändler, die sich durch die Japaner beeinträchtigt fühlen und Lärm schlagen. Die radikalen Reformer sind mit der Verschiebung der Einführung einer Verfassung bis zum Jahre 1917 durch den Regenten Tschun unzufrieden, und selbst die Landtage, die sich aus den Notabeln der einzelnen Provinzen zusammensetzen, stimmen in das Geschrei mit ein. Die nach europäischer Weise gedrillten chinesischen Soldaten, die noch vor kurzem bei ihren Paraden und Übungen das Lob der europäischen Offiziere erfuhren, sollen unzuverlässig sein: ein Liederbuch von Wen Hui, das die Revolution feiert, die Marseillaise in chinesischer Übersetzung bringt und die Mandschus ein verkommenes Geschlecht nennt, ist nach dem „Ostasiatischen Lloyd" weit unter ihnen verbreitet und nährt den Geist des Abfalls von der Dynastie und der Empörung im Volke und im Heere. Ihrerseits verteidigen die Mandarinen und Mandschus ihre Machtstellung und ihre Privilegien mit allen Mitteln gegen die Angriffe der Reformer, und die Lage würde einen gefährlichen Charakter annehmen, wenn die Lokalunruhen zu einer einheitlichen Bewegung gegen die Fremden und die Dynastie zusammenwüchsen und die Bewegung einen hervorragenden, allgemein anerkannten Führer fände. Bis dahin braucht man noch nicht eine Wiederholung der Revolution der Taipings zu besorgen. Sie würde zweifellos den „roten Barbaren", deren Herrschaft und Handel, Kultur und Technik der nationale Stolz der Chinesen so gern abwehren möchte, die Entscheidung über das Reich, wenigstens längs seiner ganzen Meeresküste und seiner Hauptstadt, in die gepanzerte Faust legen. Geht doch jetzt schon das Gerücht um, die europäischen Mächte und die Vereinigten Staaten von Amerika wollten ihre Schiffe in den ostasiatischen Gewässern zu einer großen Flottendemonstration zusammenziehen. Die „gelbe Gefahr", die angeblich uns bedrohte, scheint sich unmerklich wieder in eine „weiße Gefahr" für die Chinesen vor Europäern und Yankees zu verwandeln.

Kunst und Kunstgeschichte.

1. Die Gemäldegalerie des Prado in Madrid.

Die Verlagsfirma Franz Hanfstaengl in München hat eine große Publikation über die Gemäldegalerie des Prado zum Abschlusse gebracht. Den Kunstfreunden, die jene Sammlung genossen haben, wird damit die schönste Gedächtnishilfe, den vielen aber, die nicht das Glück hatten, nach Madrid zu kommen, der beste Ersatz geboten, soweit die photomechanische Nachbildung, die Reduktion auf Schwarz und Weiß für das farbige Original eintreten kann.

Vierundachtzig Photogravüren in sehr stattlicher Größe, jene vornehmen, glanzlosen Reproduktionen, die an Schab-Kunstblätter erinnern und besonders geeignet sind, die malerisch weichen Schöpfungen des 17. Jahrhunderts, also Werke von Velazquez und Murillo, wiederzugeben.

Es bedarf kaum der Versicherung, daß die technische Arbeit, die photographische Aufnahme wie die Druckleistung den höchsten Anforderungen genügt. Deutsche Firmen — neben Hanfstaengl die Berliner Photographische Gesellschaft und Meisenbach & Riffarth — erfreuen sich gerade auf dem Gebiete der Heliogravüre mit Recht ausgezeichneten Rufes.

Während bei Nachbildungen kleineren Formates, namentlich dort, wo es sich um wissenschaftlich korrekte Wiedergabe handelt, der Lichtdruck vor dem Kupferdruck gewisse Vorzüge besitzt, bleibt die Photogravüre die beste und gewiß in ihrer Erscheinung die vornehmste Reproduktionsart bei großem Format und überall, wo die Gesamtwirkung malerisch reifer Werke zur Geltung gebracht werden soll.

Die Auswahl der 84 reproduzierten Gemälde aus dem ungemein großen Bestande der Prado-Galerie ist klug und berücksichtigt mit Glück die unvergleichlichen „Stärken" dieser Sammlung. Ganz besonders das, was der spanischen Galerie eigentümlich ist, worin sie alle anderen Bildersammlungen überstrahlt, tritt in der Publikation aufs deutlichste hervor.

Von Velazquez, dessen Lebenswerk fast in einem Saale des Prado beieinander erscheint, sind nicht weniger als 28 Gemälde abgebildet. Der außerordentliche Besitz an Schöpfungen dieses Meisters (in weitem Abstande kommt die Londoner National Gallery an zweiter Stelle) macht es schwer, die Prado-Sammlung gegen die übrigen großen Galerien Europas abzuschätzen. Wer Velazquez sehr hoch stellt — und es fehlt nicht an Stimmen, die ihn für den größten aller Maler erklären —, muß den Prado an die Spitze aller Gemäldesammlungen setzen.

Nicht nur die berühmten Kompositionen, wie der „Bacchus", „die Schmiede Vulkans", „die Übergabe von Breda", „die Meninnas", die Teppichwirkerinnen, sind aufgenommen, sondern auch in langer Reihe die Einzelbildnisse. Nichts wesentliches wird vermißt, und die Entwicklung des Meisters lückenlos illustriert.

Von Murillo neun Bilder. Dieser Meister ist reich im Prado vertreten, aber man kann nicht beobachten, daß dieser Besitz der Galerie besonderes Gewicht verleiht. Murillo gehört zu den Malern, die sich schon in wenigen Leistungen vollkommen aussprechen. Wer etwa den Louvre kennt, dem bietet Madrid in bezug auf Murillo nicht eigentlich ein Erlebnis. Goya dagegen lernt man erst im Prado recht kennen, mag die Schätzung seiner Kunst dabei steigen oder sinken. Die Nachbarschaft des Velazquez ist ihm jedenfalls gefährlich. Von Goya bringen unsere Mappen vier Gemälde, dabei die beiden sensationellen Maja-Bilder. Zwei Tafeln repräsentieren Riberas ernste und etwas eintönige Kunst.

Das vortreffliche Goya-Bildnis von der Hand des Lopez, eines tüchtigen Akademikers, des spanischen Ingres, endlich ein Porträt von Alonso Coello, der Antonis Moro erfolgreich imitierte: damit ist die spanische Malkunst abgeschlossen. Vermißt wird vielleicht ein Beispiel von Grecos Malerei. Mag modische Originalitätssucht und mögen Händlerinteressen in jüngster Zeit diesem Sonderling eine falsche Bedeutung beigelegt haben, bei offenbaren Mängeln gewinnt er doch mit außerordentlichen Gaben. Die Leuchtkraft und die herbe Schönheit seiner Farbe, die Freiheit seines Vortrags und der fanatische, erdentrückte Ernst seiner Auffassung verleihen seinen Schöpfungen hinreißende Wirkung trotz einer fast krankhaften Willkür der Formensprache. Allerdings ist der Meister erst in Toledo, nicht in Madrid kennen zu lernen. Nur als Porträtist ist er im Prado gut vertreten.

Denkt man an die venezianische Koloristik des 16. Jahrhunderts und an die spanische und flämische Malkunst des folgenden Säkulums, so tritt der Prado an die Spitze aller Galerien; seine ärgste Schwäche aber liegt darin, daß die Kunst des italienischen Quattrocento so gut wie ganz fehlt, und daß die Holländer des 17. Jahrhunderts nicht vertreten sind (abgesehen von einem, übrigens unerfreulichen „Rembrandt").

Anders steht es mit der altniederländischen Malerei. Auf diesem Gebiete erwartet man viel, da die Beziehungen zwischen Spanien und den Niederlanden im 15. und 16. Jahrhundert bekanntlich eng gewesen sind. Namentlich im 15. Jahrhundert war der Export niederländischer Altartafeln nach der iberischen Halbinsel stark. Und was im Kunsthandel der letzten Jahrzehnte an guten altniederländischen Bildern auftauchte, kam fast ausschließlich aus Spanien.

Im Prado wird der Kunstfreund, der die Altniederländer liebt, zugleich enttäuscht und überrascht. Die bekannten Größen fehlen fast alle. Kein „Eyck", kein „Goes", kein „Gerard David". Von Roger v. d. Weijden und Memling nichts Gutes. Nur der sogenannte Flémalle-Meister fesselt mit mehreren hervorragenden Tafeln. Drei Meister dagegen, die fast überall fehlen, treten aus der trüben, schlecht aufgestellten Masse der altniederländischen Werke strahlend hervor: Hieronymus Bosch, Joachim Patinier und Antonis Moro. Von Bosch besitzt der Prado in dem Triptychon mit der Anbetung der Könige eine besonders glückliche und wohl erhaltene Schöpfung. Im Escurial und in Lissabon bietet sich reiche Gelegenheit, diesen geistreichen, außerhalb der iberischen Halbinsel kaum vertretenen Meister näher kennen zu lernen. Boschs Flügelaltar ist von Hanfstaengl reproduziert, und von Patinier das schönste Stück, die tief gestimmte Landschaft mit der Versuchung des heiligen Antonius, in dessen Figuren Justis Scharfblick die Mitwirkung des Quentin Massys erkannt hat. Aus der erstaunlich langen Reihe guter Moro-Porträts ist das Bildnis der englischen Königin, der „blutigen Mary", gewählt.

Die deutsche Kunst ist nur durch ganz wenige Stücke, aber merkwürdig glücklich repräsentiert. Dürer mit vier Werken, die alle abgebildet sind, dabei das prachtvoll konservierte Selbstbildnis von 1498, das nicht so berühmt ist wie das Münchener Selbstbildnis, aber menschlich, psychologisch viel interessanter erscheint, nicht so denkmalsmäßig; dann das Männerporträt von 1521, das angeblich einen Imhof darstellt, endlich die schmalen Flügel mit Adam und Eva von 1507.

Bei den politischen Beziehungen zwischen dem spanischen Hof und den katholischen Niederlanden im 17. Jahrhundert ist es nur natürlich, daß die großen Flamen sich im Prado breit entfalten. Rubens hat überdies in Madrid selbst eine fruchtbare Tätigkeit entwickelt. Von Rubens finden wir sechs Gemälde publiziert und drei von van Dyck. Von den kleineren Flamen ist Jan Breughel überreich im Prado vertreten. Ein Meisterstück von Jordaens, das Familienporträt, ist sehr mit Recht der Aufnahme in die Publikation für würdig befunden worden.

Was Raffael angeht, mag der Ruhm seiner Kompositionen, die einstens den ersten Stolz der königlichen Galerie bildeten, ein wenig verblaßt sein. Die Meisterschaft der wohl abgewogenen Gruppierungen wird noch gewürdigt, die Schwäche und Ungleichmäßigkeit der Ausführung aber schärfer kritisiert. Nicht Raffael, sondern seine Ateliergehilfen sind, wie wir heute glauben, für das allermeiste verantwortlich. Über allem Wandel des Geschmacks und Wechsel kunsthistorischer Erkenntnis steht das Kardinalsbildnis, das unbedenklich als das schönste Porträt von Raffaels Hand bezeichnet werden darf. Allein dieses, annähernd in Originalgröße prachtvoll nachgebildeten Werkes wegen würde es sich lohnen, Hanfstaengls Publikation anzusehen.

Die norditalienischen Koloristen wie Lotto, Correggio, Paolo Veronese und vor allen Tizian treten wie in der Madrider Galerie, so in diesen Mappen glanzvoll hervor. Unter den zwölf Schöpfungen Tizians, die nachgebildet sind, entzücken uns Meisterwerke wie das Kinderbacchanal und Karl V. bei Mühlberg. Das Porträt des Kaisers hat als monumentales und historisches Bildnis nicht seines Gleichen und mag im Prado das einzige Stück sein, das sogar die Schöpfungen des Velazquez bedroht.

Hanfstaengls Publikation enthält wirklich die Quintessenz des Prado. Mit der spanischen Galerie verglichen, die neben üppigem Reichtum Lücken, aber eigentlich keine Schwächen hat, erscheinen die kunstgeschichtlich vollständigen Galerien, wie etwa die Londoner National Gallery oder die Berliner Sammlung, pedantisch lehrhaft.

Den Mappen beigegeben ist ein Textheft an der Feder des Münchener Kunstschriftstellers Karl Voll, dessen Begabung für positiv würdigende und historisch belehrende Kunstbetrachtung sich auch in dieser Aufgabe bewährt.

Max J. Friedländer.

2. Justis „Michelangelo".

Michelangelo. Neue Beiträge zur Erklärung seiner Werke. Von Carl Justi. Mit 41 Tafeln. Berlin, G. Grote 1909.

In die Freude über die Ergänzung des vor zehn Jahren erschienenen „Michelangelo" von Justi mischt sich für alle Verehrer und Freunde des Schriftstellers ein wehmütiges Gefühl: daß es, wie der greise Gelehrte verkündet hat, das letzte Werk sein soll, das er veröffentlicht. Jener erste Teil seines „Michelangelo" griff zwei Hauptleistungen des Künstlers zu eingehender Behandlung heraus: die Decke der Sixtinischen Kapelle und das Grabmal Papst Julius' II. Daran schloß sich ein Kapitel über seine bildnerischen Gepflogenheiten. Die neuen Beiträge bringen eine alles Vollendete und in erster Linie Bedeutsame umfassende Auswahl aus seinen anderen Arbeiten auf dem Gebiete der Malerei und Skulptur. Ein paar kurze Abschnitte werden einigen Zeichnungen gewidmet. Vollständig sind im ersten Kapitel die Jugendwerke aufgenommen. Dann finden die Denkmäler von San Lorenzo und das „Weltgericht" der Sixtinischen Kapelle nebst dem, was sich daran anschließen

ließ, eine ausführliche Besprechung. „Die Idee des Verfassers," heißt es im Vorwort, „war eine freie Diskussion der einzelnen Werke, ungeniert durch die übliche Einschaltung in die Erzählung seiner Lebensgeschichte." Das Ganze findet seinen Abschluß durch Betrachtungen über Michelangelo als Mensch und Künstler. Gute Abbildungen der behandelten Werke erleichtern das Verständnis.

Innerhalb der in letzter Zeit immer mehr anschwellenden Michelangelo-Literatur nimmt Justis Schrift eine eigene und überragende Stelle ein in bezug auf Durchdringung des Stoffes, Tiefe der Auffassung, schriftstellerische Qualität. Er unterbreitet dem Leser nicht eine rohe Stoffmasse unter Heranziehung alles bekannten Materials. Von dem Material kommt nur so viel zur Sprache, als es die Problemstellung in jedem einzelnen Falle erfordert. Man fühlt es gleich, daß eine geschlossene, in sich gefestigte Persönlichkeit den Stoff meistert und den Werken mit kongenialem Erfassen gegenübertritt, die aber auch alles von ihrem besonderen und einmal gewonnenen Standpunkt ansieht. Eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit und Belesenheit lassen den Verfasser einen Reichtum an Beziehungen aufspüren und in jedem Augenblick eine Fülle von Assoziationen bei ihm auftauchen. Vermöge einer hervorragenden Kombinationsgabe weiß er eine Menge von Gesichtspunkten ausfindig zu machen, um jeden Fall von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Und die sprachliche Ausdrucksweise erhält, indem sie allen Wendungen des Geistes mit großer Biegsamkeit und in prägnantesten Fassungen folgt, ihr glänzendes Stilgepräge.

Die Stärke Justis liegt in der psychologischen Analyse, der Fähigkeit, die Werke aus einer seelischen Verfassung ihres Schöpfers heraus zu deuten, und in dem Vermögen, sie mit dem allgemeinen geschichtlichen Verlauf und den kulturellen Zuständen der Zeit in Verbindung zu bringen. Er sucht bis zu den Wurzeln der Schöpfung in der künstlerischen Phantasie vorzudringen und jedes Problem seiner ganzen Tiefe und seinem ganzen Umfang nach zu klären. Von vornherein lehnt er es ab, die Werke des Künstlers a priori nach einem „immanenten Gesetz seiner Evolution" zu deuten. Jedem Stück gegenüber wahrt er sich seine völlige Freiheit der Betrachtung und Beurteilung, ohne sich an ein allgemeines, für die Entwicklung als giltig anzusehendes Gesetz zu binden.

Die Betrachtungsweise ist von großer Fruchtbarkeit. Sie führt in einzelnem aber auch zu bedenklichen und anfechtbaren Resultaten, namentlich wo es sich um Schätzung von Qualität, Eigenhändigkeit und Beurteilung der Entstehungsmöglichkeit eines Kunstwerkes zu einem bestimmten Zeitpunkt handelt. Durch die Kritik angefochtene und zurückgewiesene Werke wie der Berliner „Giovannino", die „Manchester-Madonna" und die „Grablegung" der Londoner National-Gallery, der „Adonis" des Bargello werden als echte eingeführt, ohne daß die in ausführlichen Untersuchungen beigebrachten Gründe wohl jeden zu überzeugen vermöchten. Doch fällt auch auf diese Arbeiten durch die eigene Art der Betrachtung vielfach ein neues Licht. Der Verfasser tritt als Gelehrter und tiefgründiger Denker an ein Kunstwerk. Sein Eindruck und sein Urteil werden nicht ganz durch die Sinnlichkeit der Anschauung bestimmt. Mit kritischer Dialektik greift er die Probleme an. Seine Beschreibungen nehmen öfter einen literarischen Zug an, wie z. B. bei der „Pietà" der Peterskirche. Die Analyse schöpft nicht alle artistischen Momente aus, verfolgt nicht das ganze Spielen der künstlerischen Kräfte bis in seine Einzelheiten und wirksamen Motive. Das Stoffliche, der Inhalt des Kunstwerkes in seiner ikonographischen Bedeutung, seinen historischen Beziehungen und seinem Verhältnis zu der künstlerischen Psyche nimmt ein weitgehendes Interesse für Justi in Anspruch.

Von solchen Gesichtspunkten aus kommt er z. B. für die unvollendete Matthäus-Statue in der Florentiner Akademie zu einer ganz neuen Deutung. Wölfflin (Die Jugendwerke Michelangelos) hatte von ihr gesagt: „Die Bewegung erscheint gewaltsam, weil sie unzweckmäßig ist," und weiter: „Gerade auf dieser Außerachtlassung gewöhnlicher Rücksichten beruht der Eindruck, daß seelisch etwas Bedeutendes hier vorgeht. Was es ist, läßt sich bestimmt nicht sagen." Justi sucht den dargestellten

Moment aus der Geschichte des Apostels zu fixieren. Er nimmt an, daß die Berufung gemeint ist, wie Matthäus die Stufen des Zollgebäudes hinabsteigt Christus entgegen. Dagegen könnte sprechen, daß er schon das Buch als Attribut des Apostelamtes im Arm trägt. Und ob man überhaupt weitergehen kann, als eine allgemeine seelische Erregung als das maßgebende künstlerische Motiv hinzustellen? Ähnlich stark bewegte Gestalten, auch mit einem hoch gesetzten Fuß, kommen auf Devotionsbildern als repräsentative Begleitfiguren der heiligen Jungfrau vor, wie der Evangelist Johannes in Sartos „Madonna dell' Arpie".

Ausgiebige Gelegenheit, den historischen Beziehungen nachzuspüren, bot dem Verfasser die Grabkapelle der Medici in San Lorenzo. „Der Schlüssel zum Verständnis des Werkes", sagt er, „liegt in dem historischen Moment seiner Entstehung, in der Stimmung dieses Moments, — im Miterleben der Schicksale des Hauses." Durch eine Fülle von Gesichtspunkten, auf die noch niemand gekommen, durch Ausprägung einzelner Züge in neuer Beleuchtung bereichert er das bekannte Bild. Für die Wiedergabe und Auffassung der Herzöge, für Michelangelos Beziehungen zu ihnen und ihrem Hause bringt er mit völliger Beherrschung des historischen Materials alles irgendwie Verwertbare bei. In welch neuem Lichte erscheint uns Lorenzo, von dessen Bildnis gesagt wird: „Zwischen Machiavellis ‚Principe' und Michelangelos Statue des ‚Pensieroso' besteht ein geheimnisvoller Zusammenhang." Das Verzichten auf porträtähnliche Darstellung bei den beiden Fürsten erklärt Justi auch auf eigene Weise: „Der Ausschluß der Ähnlichkeit, nach der gewöhnlichen Annahme mit der Unlust an der Verherrlichung dieser Männer motiviert, weist vielmehr auf die Absicht, den Gestalten höheren Glanz zu verleihen." Die jüngsten Deutungen des Ideengehaltes des Ganzen lehnt er ab und hält an den hergebrachten Bezeichnungen der allegorischen Gestalten, wie sie auf Michelangelo selbst zurückgehen, fest. Sie symbolisieren für ihn die Macht der Zeit, differenziert nach den Geschlechtern. Die Untersuchung gipfelt in einer wundervollen, die poetische Gesamtstimmung des Denkmälerkomplexes in persönlicher Weise herausarbeitenden Auslegung (S. 259).

Nicht nur stilistisch, sondern auch gedanklich bringt Justi die Gruppe des „Sieges", die kürzlich aus dem Hof des Bargello in die Florentiner Akademie überführt worden ist, mit den Medicidenkmälern in Beziehung. Er rechnet sie „zu den Statuen der politischen Klasse". Man sah in ihr gewöhnlich eine Transformation einer Viktoriagruppe aus der Reihe, die nach dem Plane für das Grabmal Julius' II. bestimmt war. Daß sie dem Stil nach den Figuren der Kapelle in San Lorenzo am nächsten steht, darüber kann kein Zweifel sein. Justi lehnt eine Zusammengehörigkeit mit dem Julius-Grabe ab. Er glaubt das Werk zur Zeit der politischen Umwälzung von Michelangelos Heimat konzipiert und deutet es als die Unterjochung von Florenz durch den neuen Herzog Alessandro de' Medici. Das ist aus der persönlichen Auffassung des Verfassers heraus in ungemein interessanter Weise durchgeführt, aber es hat für mich nichts Zwingendes. Er hat immer die Neigung, ein Kunstwerk in einen großen historischen Zusammenhang zu stellen und seinem Schöpfer möglichst hohe, auf das Allgemeine gehende und weitgreifende Gedanken zu vindizieren. Aber die Genesis eines Kunstwerkes beruht öfters auch, wie wir aus Bekenntnissen von Künstlern wissen, auf sehr persönlichen, zufälligen und rein artistischen Momenten. Ob wir hier nicht doch eine ganz persönliche Äußerung vor uns haben, einen Sieg der Jugend über das Alter, einen Trionfo d'Amore im damaligen Sinne Michelangelos? Dafür würde auch neben der unkriegerischen und unenergischen Haltung des Jünglings das merkwürdige Motiv sprechen, daß die beiden Figuren, der Unterjocher und der Unterjochte, durch Bänder aneinander gefesselt sind. Und das Geheimnis, mit dem der Künstler die Gruppe umgab, die niemand zu sehen bekam, von der auch der vertraute Biograph Condivi nichts weiß, würde eine solche Auffassung ebenso rechtfertigen, wie wenn man in dem anderen Falle an Furcht vor Entdeckung der politischen Satire denkt.

Am Schluß von Michelangelos großen bildnerischen Leistungen steht das „Jüngste Gericht" der Sixtinischen Kapelle, das Justi in genialer Weise analysiert. Er sucht auch hier wieder möglichst den Gedankengehalt des Ganzen und der einzelnen Teile herauszuarbeiten. Wie er die Phantasmagorie, die als letztes künstlerisch wertvolles und gewaltigstes Gebilde die Reihe der großen christlichen Weltgerichte abschließt, vor dem Leser aufleben läßt, hat etwas Ergreifendes. Hauptmittel des Künstlers ist nach ihm „der Ausdruck der Seelenzustände, dem er in der Tat alle seine Kunstmittel unterordnet: jener ihm eigene psychologische Realismus, der aus den Tiefen der eigenen Phantasie den die Schatten der Vorzeit belebenden Geistesfunken herausschlägt". In der künstlerischen und malerischen Einschätzung des Werkes wird vielleicht nicht jeder mit Justi übereinstimmen. Namentlich wenn man es von einem koloristischen Standpunkt in der allgemeinen Entwicklung der Zeit betrachtet, wird man sich durch die malerische Lösung der Aufgabe nicht ganz befriedigt fühlen. Die Hauptwirkungen sind durch lineare und formal plastische Mittel hervorgebracht. Gewisse Ausstellungen macht auch Justi. Die Engel erscheinen ihm „viel zu massiv für Luftwesen". Und wenn er das Ganze als ein Wunderwerk des ordnenden Verstandes bezeichnet, so schließt das bei rein künstlerischen Ansprüchen einen gewissen Mangel in sich. Mancher wird über etwas verstandesmäßig Konstruktives in einzelnen Partien nicht leicht hinwegkommen. Dergleichen Themata behandelte Tintoretto in Venedig doch mit ganz anderen malerischen Mitteln. Er hat die Furia der Einzel- und Massenbewegung durch koloristische Werte zum Ausdruck zu bringen gewußt. Aber Justi steht Tintoretto nicht sympathisch gegenüber. Er hält an der alten klassischen Auffassung fest, in seiner Malerei eine Kunst des Verfalls zu sehen. In bezug auf das Koloristische ist man gewiß nicht von Verfall zu sprechen berechtigt. Und auch der geistige und seelische Gehalt der Kunst Tintorettos verdient eine solche Unterschätzung nicht, wie ich an anderer Stelle vor kurzem ausführlicher zu begründen versuchte. Stellt man an das „Jüngste Gericht" malerische Ansprüche, wie sie in Venedig befriedigt wurden, was doch historisch ganz berechtigt ist, so wird man auf die Schwächen des Werkes geführt werden.

Für Justi ist immer das Wichtigste, die Idee eines Kunstwerkes, wie sie sich in der Phantasie seines Schöpfers herausbildet, zu ergründen, die Reflexionen, die der Künstler von der ersten Konzeption bis zu der Gestaltung anstellt, nachzuerleben. Als Gelehrter sucht er vor allem in den Gedankenmechanismus der Künstlerseele einzudringen. Was er dabei an neuen und feinen Beobachtungen zutage bringt, ist überraschend und bewunderungswürdig. Die Idee steht ihm vor der handwerklichen Ausführung. Dem Künstler aber ist oft gerade die Lösung einer Aufgabe von der rein artistischen Seite Hauptproblem. Ja ein äußerer, zufällig aufgenommener Natureindruck gibt nicht selten den ersten Anlaß für eine künstlerische Konzeption, der dann eine bestimmte Idee untergeschoben wird. Das Resultat ist die Vorführung irgendeines Themas, während für den Künstler ursprünglich vielleicht das Ventilieren eines artistischen Lieblingsproblems den treibenden Beweggrund für Inangriffnahme der Aufgabe bildete. Die künstlerische Behandlung an sich wird das, was den Meister in erster Linie interessiert. Zeugnisse von Künstlern und solchen, die in engen Beziehungen zu Künstlern standen, lassen sich dafür anführen. Goethe sagte einmal in einem Gespräch mit Sulpice Boisserée: „Wo der Kunst ihr Gegenstand ganz gleichgültig, sie rein absolut wird, der Gegenstand nur Träger ist, da ist die höchste Höhe." Und als sich der feinsinnige französische Kunstkritiker Bürger-Thoré, der im ständigen Verkehr mit Malern lebte, in seinem ‚Salon' von 1848 einmal über das Wesen der Kunstkritik Rechenschaft zu geben suchte, hebt er nachdrücklich das Unmittelbare der Geburt des künstlerischen Gedankens hervor und weist auf die Schwierigkeit für den Kritiker hin, die artistische Leistung richtig abzuschätzen: „Die Künstler sind häufig erstaunt, was alles die Kritiker in ihren Werken zu entdecken behaupten. Die Kunst folgt der ersten Eingebung, und so entsteht in spontanem Schöpfungsprozeß ein mehr oder weniger vollendetes Bild, das die Kritik nachher

im Prozeß der Reflexion analysiert." Der Gang der Reflexion, den der Kritiker nimmt, wird von seiner geistigen Richtung und Veranlagung abhängen.

In glänzender Weise vereinigen sich alle Gaben des Verfassers, um in dem letzten Kapitel von Michelangelo als Mensch und Künstler ein Bild zu entwerfen, wie es in gleicher Tiefe und Eindringlichkeit vor ihm wohl niemand vermocht hat. Ohne alle Beschönigungsversuche verteilt er mit weisem psychologischen Verständnis Licht und Schatten, deckt die Widersprüche in der Natur des Menschen auf. In ihrer ganzen Herbheit und Größe, mit all ihren Konflikten, ihren Menschlichkeiten und Übermenschlichkeiten läßt er die Gestalt vor uns erstehen. In einer Reihe von Abschnitten behandelt er die für den Menschen und Künstler wichtigsten Fragen. Die Überschriften sind für seine Betrachtungsweise bezeichnend: Terribile, Temperament, Freundschaft, Amatore divinissimo, Genie, Antinomismus, Idealismus, Porträt, Einheit und Mannigfaltigkeit, Komposition, Kollegialität, Die Frau in der Kunst, Die Madonna, Kirche und Antike.

Justis Buch bedeutet nicht nur einen ungewöhnlichen Beitrag für das Verständnis Michelangelos und seiner Zeit und eine außerordentliche Bereicherung der kunstwissenschaftlichen Forschung, es hat auch einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur überhaupt zu beanspruchen. Ein Mann von vielseitigstem Wissen ergreift das Wort, der nicht nur die kunstgeschichtliche Materie völlig beherrscht, sondern den Fragen auch von der allgemein historischen, philosophischen, theologischen Seite nahe tritt. Eine Art der Betrachtungsweise, die sich durch Weite der Gesichtspunkte auszeichnet und heute wohl nahezu einzig dastehen dürfte. Die schriftstellerischen Qualitäten des Verfassers sind zu bekannt, als daß darauf noch besonders hingewiesen zu werden brauchte. Was darüber gelegentlich der Anzeige der spanischen Miscellaneen an dieser Stelle gesagt wurde, gilt auch für das neue Werk. Es ist im besten Sinne geistvoll geschrieben als Ausdruck einer bedeutenden Persönlichkeit mit einer tiefen Weltanschauung und fesselt den Leser bis zum letzten Satze. Durch Einflechtung allgemeiner Sentenzen, durch Digressionen, zu denen einzelne Fragen Anlaß gaben, und die sich auf die verschiedensten Gebiete erstrecken, erhält die Darstellung Reichhaltigkeit und Glanz. Auch zu Tagesfragen nimmt der Verfasser von seinem Standpunkt aus Stellung. So wächst das Buch über eine bloße kunstgeschichtliche Monographie weit hinaus und darf als eines der edelsten und feinsten Geistesprodukte deutscher Kultur angesehen werden.

Fast hat es den Anschein, als sei sich das lesende Publikum in Deutschland nicht ganz bewußt, was es an einem Schriftsteller wie Carl Justi hat. Die Bevorzugung populärer und pseudowissenschaftlicher Bücher, die subjektive, jeder sachlichen Grundlage entbehrende Kunsturteile sich geistvoll gebärdender Schriftsteller in mundgerechter Form verbreiten, wie sie heute massenweise auf den Markt gebracht werden, hat das Niveau stark herabgedrückt. Allerdings stellt die Lektüre des Justischen Werkes an die Aufmerksamkeit einige Ansprüche. Wer sich aber die Zeit dazu nimmt, der wird durch ein geistiges Erlebnis und die Anregung zu eigenem Denken vollauf entschädigt werden. Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß das Buch den Leserkreis findet, den es verdient.

Werner Weisbach.

Literarische Rundschau.

Adolf Hausraths letztes Werk.

Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller. Zwei Bände. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1908 und 1909.

Adolf Hausrath sollte die Ausgabe des zweiten Bandes seines letzten Werkes nicht mehr erleben; aber es war doch so weit vorbereitet und niedergeschrieben, daß er beruhigt scheiden konnte. Und er brauchte nicht von seiner Höhe herabzusteigen — auch die letzte Zeile ist lebendig und vollwertig. Die Darstellung setzt bei dem nachapostolischen Zeitalter ein[1]) und schließt mit der Schilderung des „Gnostizismus und Katholizismus", sofern diese in unsern neutestamentlichen Schriften bereits erkennbar werden. Die Sicherheit, mit der Hausrath seine kirchenhistorischen Erkenntnisse vorträgt, hat etwas Bezwingendes, zumal die Grenze stets sichtbar bleibt zwischen dem begründeten historischen Datum und der scharfsinnigen Kombination. Hausrath erzählt diese alten Vorgänge so lebendig, so weltlich, möchte man sagen, daß man einen Roman zu lesen glaubt. Sein Realismus, der immer mit etwas Skepsis fein gemischt war, bewahrte ihn vor Feierlichkeit. Aber er konnte keine Zeile schreiben, bei der ihm nicht der Künstler über die Schulter blickte und aus der nicht seine erstaunliche allgemeine Bildung den Leser erfreut. Die neutestamentlichen Urkunden werden so kritisch besehen, so ohne jede Voraussetzung literarisch durchgeprüft, daß man zuweilen rufen möchte, wie König David seinem Feldhauptmann Joab zurief: „Fahre mir säuberlich mit dem Knaben Absalom!" Irgendwelcher kirchlichen Tradition zuliebe verschont Hausrath seine Leser durchaus nicht, seinem scharfen Auge entgeht keine Schwäche, keine Abhängigkeit der Gedanken. Was ihm aber vor allem eigentümlich war, das ist die Einzeichnung der religiösen Urkunden in den Gesamtrahmen der weltgeschichtlichen Begebenheiten und Zustände und die einzigartige Kunst, aus den großen und kleinen Gelegenheitsschriften der urchristlichen Apostel und Nichtapostel Zustände und Ereignisse lebendig zu machen, die jene Zeit selber uns Menschen von heute kulturell nahebringt. Wir sehen die Christen mit des Verfassers Augen abseits vom öffentlichen Leben stehen, rein mit religiösen Angelegenheiten beschäftigt; nur dann nehmen sie von der sie umgebenden Wirklichkeit mit lautem Schmerzensschrei Notiz, wenn sie vom Rade der Geschichte gestreift werden. Den Mangel an sicheren Nachrichten bis zum Beginne der trajanischen Christenverfolgung erklärt Hausrath (mit Eduard Zeller) auch aus dem literarischen Brauche der Zeit, die, wie bei den griechischen und philosophischen Schulen der Hellenen, bei den schriftstellernden Christen die Gewohnheit ausbildete, die Namen der großen Lehrer der Vergangenheit an die Spitze der eigenen Schriften zu setzen, um die Führer zu ehren und den Werken leichter Eingang zu verschaffen. Was

[1]) Wir haben seinerzeit das Erscheinen des ersten Bandes hier kurz, doch freudig begrüßt.

wir eine „Fälschung" nennen, empfand jene unhistorische Zeit als einen Akt der Pietät und Bescheidenheit. Die Christen schrieben alle pseudonym, unter dem Namen ihrer Evangelisten und Apostel. Solche pseudonyme Schriften geben auch ein Bild ihrer Zeit, aber nur indirekt, da sie von ihrer Gegenwart schweigen, um ihren späten Ursprung nicht zu verraten. Hausrath beschreibt den Beginn der Legendenbildung und beurteilt die synoptischen Evangelien und die Apostelgeschichte, den ersten Petrusbrief, den Hebräerbrief und den Jakobusbrief. Als Gnostizismus und Katholizismus werden, nach einem einleitenden farbigen Bilde der Religionsmischung im römischen Reiche, die Logosspekulation und das Logosevangelium, die katholischen Briefe und die Pastoralbriefe behandelt.

Sehr anschaulich läßt Hausrath die Legenden vor uns erstehen, die sich um Paulus und Petrus in Rom entwickelten; „was sich nie und nirgend hat begeben", wurde damals ebenso andächtig wiedererzählt, wie das historisch Beglaubigte, wenn es nur dem religiösen Bedürfnis von irgend einer Seite her dienlich war. Nachdem eine Fülle von Poesie, Kunst und Andacht auf die Petrussage verwendet worden war, stand sie auf ihrem eigenen Gewicht, und niemand fragte mehr nach ihrer geschichtlichen Bezeugung. Man kann, bemerkt der Verfasser, mit Sallet denken: „Wohl ist's dem Dichter eine schlechte Lust, der Sage Blumenpfade zu zertreten", aber so ansprechend diese Sagen sind, geschichtlichen Boden haben sie nicht. Die Geschichtlichkeit des ersten Evangeliums bezweifelt Hausrath; im Zusammenhang damit macht er die weiterführende Bemerkung, die für die gegenwärtigen Christusdebatten bedeutsam ist: „Es ist sicher eine übertriebene Behauptung, die Gestalt Jesu sei nur eine dichterische Schöpfung des ersten und zweiten Jahrhunderts; aber indem der Evangelist Jesu Bild für die eigene Generation nutzbar machen will, läßt er ihn Dinge tun, die Jesus nie getan hat, und Worte reden, die er so nie geredet haben kann. Sein Jesus beteiligt sich an Erörterungen über Gegensätze, die erst nachmals auftauchten, denn der Evangelist fragt bei jeder Erscheinung: was würde Jesus dazu sagen? So braucht er Jesum wie der Verfasser der heraklitischen Briefe den griechischen Philosophen als vorgeschobene Person, um seine Zeitgenossen zurecht zu weisen, zu lehren und zu strafen. Ein Körnchen Wahrheit ist also doch in jener Behauptung, Jesus sei das selbstgeschaffene Ideal der Kirche. Wie man ihn brauchte, so sollte er gewesen sein, und in ähnlicher Freiheit bleibt auch bei den folgenden Evangelisten das Bild im Fluß." Schon im ersten Bande dieses Werkes hatte der Verfasser die Mythentheorie von Bruno Bauer und Albert Kalthoff abgelehnt, die die Gestalt Jesu für eine religiöse Dichtung erklären, um das griechisch-römische Tugendideal zu versinnbildlichen. „Der individuelle historische Kern der Gestalt Jesu hat allen kritischen Säuren und Auflösungsversuchen siegreichen Widerstand entgegengesetzt. Die Geschichte der Taufbewegung des Johannes und der Verkündigung des gekommenen messianischen Reiches durch Jesus von Nazareth gliedert sich durchaus ergänzend ein in die Geschichte des jüdischen Volks, wie Philo und Josephus sie berichten. Auch die römischen Historiker vom Anfang des zweiten Jahrhunderts, Tacitus, Sueton, Plinius, leiten das Christentum von einer Persönlichkeit ab, die sie bald Chrestus, bald Christus nennen, an deren Geschichtlichkeit sie aber nicht zweifeln. Auch die zahlreichen Beziehungen des Evangeliums auf Herodes den Großen, Antipas, Aretas, Herodias, auf Pilatus, auf den Turm von Siloah, auf Archelaus, hinter dem seine Untertanen die Gesandtschaft an Augustus herschicken: wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche, sind geschichtliche Erinnerungen und nicht erdichtete Mythen. Als solche hätten sie im Zusammenhang der Dichtung von einem Erlöser der Menschheit keinen Zweck. Das alles ist historische Überlieferung und nicht ersonnene Allegorie. Aus dem vorausgesetzten Zweck, ein Tugendideal, eingekleidet in die Geschichte eines wundertätigen Messias, aufzustellen (wie die griechische Philosophie ähnliche in den Bildern ihrer Weisen besaß), würden zahlreiche Züge der Erzählung herausfallen. Wir erinnern an die Frage: Was nennest du mich gut, niemand ist gut; an die Rede der Galiläer, Jesus sei ein

Fresser und Weinsäufer; an die Erzählung, daß Mutter und Brüder Jesum für wahnsinnig erklären wollten, an das Versagen seiner Wunderkraft in Nazareth, an den Ruf: Mein Gott, mein Gott, was hast du mich verlassen? in der Todesstunde. Alle diese Worte widersprechen dem von Bruno Bauer unterstellten Zweck. Der Dichter eines Idealbildes hätte diese Züge nicht erfunden; das Evangelium erzählt sie, weil sie ihm überliefert sind. Heute gilt als ausgemacht, daß Johannes der Täufer und Jesus in Kontinuität des hebräischen Prophetentums auftraten und nicht aus den geistigen Bewegungen der griechisch-römischen Welt erklärt werden können. Der Standpunkt Bruno Bauers scheitert schon an den äußerlichen Voraussetzungen der evangelischen Erzählung. Der Entstehung in Rom oder Hellas widerspricht die Tatsache, daß alle Bilder des Evangeliums auf jüdischer Erde gewachsen sind. Das Niederbrennen der Stoppeln, das ein Tag des Gerichts wird für das verstockte Ottern- und Schlangengezüchte, die Landwirtschaft nicht mit Sklaven, wie in Italien, sondern mit Tagelöhnern, die am Abend ausbezahlt werden, die Schar der Samariter und Zöllner, die levitisch Unreinen, die Steinigungen und die Lynchjustiz, die Beziehungen auf die Lokalitäten am See, am Jordan, am Tempelberg weisen überall auf Palästina als auf den Boden, wo das Evangelium erwuchs, nicht auf Rom." Das fünfte Evangelium, wie Renan die palästinensische Landschaft genannt hat, lehrt uns erst die vier schriftlich überlieferten verstehen. Die Gestalt Jesu, sagt Weinel, trägt in den drei ersten Evangelien so viel Lokalfarbe, das Aramäische, Jesu Muttersprache, schimmert überall so deutlich durch, daß ein griechischer Italiker des zweiten Jahrhunderts niemals eine solche Gestalt hätte erfinden können. Nicht am Hofe der Kaiser, nicht in dem Rom des zweiten Jahrhunderts, nicht im Kopfe eines hellenischen Dichters, sondern in Galiläa und in der Wirklichkeit ist Jesus zu Hause. Am See, wo die Fischer ihre Netze auswerfen, auf dem Berge, wo die Feuerlilien blühen und das Korn im Abendwinde rauscht, wo die Vögel in den Büschen dem Schöpfer ihr Abendlied singen, da ist seine Heimat, *da hat er wirklich gelebt.* Und dieses Leben glüht noch heute in seinen Worten. Stoische oder platonische Humanitätsideale, deren dichterischer Verkörperung das Evangelium dienen soll, können wir in Palästina nicht nachweisen. Philosophische Paradigmen sind blutlose Schemen, die Gestalt Jesu aber ist Leben und Wirklichkeit. Das Evangelium ist der Abschluß jener Geschichte, deren Träger Propheten und Psalmisten gewesen sind.

Der Dichter in dem strengen Historiker schaut uns an, wenn er mit Wellhausen von dem sentimentalen und literarischen Zug der „Novellen" im Lukas-Evangelium spricht, die weniger Erdgeruch haben, doch mehr absichtliche Charakteristik, weniger Lokalton, aber grellere Farbengebung als andere synoptische Erzählungen. Matthäus und Markus lieben Freilicht, wie Hausrath sich ausdrückt, Lukas dagegen geschlossene Beleuchtung, tiefe Schatten, glänzende Streiflichter, abgerundete Bilder. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter ist ihm ein vollkommenes Bild der jüdischen Welt. Man muß diese Parabel bei Hausrath lesen, um die hohe Kunst des Meisters zu bewundern. Unter stets neuen Masken und Namen sind die biblischen Gestalten durch die Weltliteratur gewandert. Die Verbindung des rabbinischen Messias, der von Ewigkeit her im Himmel unter den Engeln Gottes seine Stelle hatte, mit dem geschichtlichen Jesusbilde hat den Glauben an die wunderbare Geburt Jesu erzeugt. Hausrath schließt sich für diesen christologischen Prozeß der Auffassung von David Friedrich Strauß an. In Syrien und Ägypten, in Griechenland und Italien ist die Christenheit durch Jahrzehnte hindurch dabei, sich ein Bild ihres Gottmenschen herauszuarbeiten, indem sie an dem Überkommenen weiter formt. Hausrath nennt diesen Prozeß eines der denkwürdigsten Schauspiele der Geistesgeschichte. In seiner Kritik der oft so unzuverlässigen Apostelgeschichte, bei der Hausrath auf dem Boden von Ferdinand Christian Baur stehen bleibt, fällt die gute Bemerkung: Der Apostel reiste nicht wie ein Engländer, sondern wie ein Missionar. Er nahm Arbeit, er verweilte, wie seine Briefe zeigen, Monate und Jahre an den Orten, wo er die Gemeinden gestiftet hatte, er siedelte sich an und verwilligte bald dieser, bald jener

Gemeinde einen längeren Besuch. Von dieser stillen, dauernden Wirksamkeit ist hier keine Rede, sondern wir haben für die Gebiete, in denen Paulus vierzehn Jahre gelebt hat, wie er selbst berichtet, eine einmalige Reise, die eine Linie von hundert Meilen beschreibt, und die mit den angegebenen Aufenthalten kaum ein Jahr in Anspruch genommen haben könnte! Der Verfasser der Apostelgeschichte schiebt alle Quellenangaben beiseite, die seinem Zwecke der Verherrlichung der Gemeinde nicht dienen; er will dem vornehmen Römer, für den er schreibt, den Apostel „nicht als einen von der Polizei verfolgten, immer wieder eingesperrten und abgeschobenen Landfahrer" schildern. Er will überhaupt ein Friedensbild zeichnen, nicht eine Geschichte ärgerlicher Händel entrollen. Dieser Tendenz fallen wertvolle Nachrichten zum Opfer. In seinen Briefen ist Paulus Rabbi, in den Reden der Apostelgeschichte trägt er den antiken Faltenwurf eines Demosthenes. „Seiner (des Verfassers der Apostelgeschichte) Vorliebe für das Rhetorische ist es gelungen, der Kirche einen pathetischen, posierenden und auf das Imponieren berechneten Paulus aufzureden, der mit dem epileptischen kranken Weber von Tarsus und seinen scharfdurchfurchten Zügen nicht die entfernteste Ähnlichkeit hat. Namentlich in der christlichen Kunst ist an Stelle der so eigenartigen und charakteristischen Gestalt des Briefschreibers eines der apostolischen Dutzendgesichter getreten, die uns in den Kirchenportalen und auf den Kirchenbildern begegnen."

Bilden die Höhepunkte des ersten Bandes die Kapitel über Jesus und die überraschend fruchtbare Studie über die Apokalypse, so gebührt in dem zweiten Bande dem tiefsinnigen Abschnitt über das Logosevangelium die Palme. Alles aber steht unter Goethes Spruch, der als Motto voranleuchtet: „Es kommt nicht darauf an, daß alles eingerissen werde, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschen ihre Freude empfinden."

Religiöse Charakterköpfe zu zeichnen, war Hausraths literarisches Ziel, eine neutestamentliche Literaturgeschichte ist sein Vermächtnis. Jesus war gewiß kein Schriftsteller — dennoch bewegen sich in erster Linie um ihn die neutestamentlichen Schriftsteller: so gab denn Hausrath schon im kennzeichnenden Titel dieses abschließenden Werkes die tiefste Apologie seines zuweilen angefochtenen christlichen Theologentums. Hausrath begann seine literarische Laufbahn mit der wundervoll reichen, noch heute nicht ausgeschöpften neutestamentlichen Zeitgeschichte — das Jesuswerk krönt das vielseitige Schaffen dieses Gelehrten und Künstlers. Er ist der virtuose Biograph geworden von David Friedrich Strauß und Richard Rothe — und welches Lob würde seinem Meisterwerk über Martin Luther wahrhaft gerecht! Seine „Weltverbesserer im Mittelalter", seine intimen Gedächtnisblätter auf Treitschke und Jolly, Viktor Scheffel und die Maler Feuerbach und Kaulbach, Lessing und Schirmer zeigen ihn in seiner außerordentlichen Vielseitigkeit. Das Größte aber ist, daß hinter all diesem geistigen Erbgut eine Persönlichkeit steht, die uns der Tod nicht zu rauben vermag.

Theodor Kappstein.

Ullsteins Weltgeschichte.

Weltgeschichte. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. Herausgegeben von Dr. J. v. Pflugk-Harttung, unter Mitwirkung von Beloch, v. Bezold, Brandi, Brieger, Brockelmann, Brückner u. a. Berlin, Ullstein & Co. O. J. (1909—1910).

Wir haben von den ersten Bänden dieses Unternehmens unseren Lesern in Band 136, S. 153—154 (Juli 1908) Bericht erstattet; seitdem sind zwei neue Bände, der erste und zweite, ans Licht getreten, welche die Vorgeschichte der Menschheit, das klassische Altertum (Band I) und das Mittelalter (Band II) behandeln. Professor Walther in Halle a. S. schildert die Vorzeit der Erde, Ernst Haeckel-Jena die Entwicklungsgeschichte des Menschen, v. Luschan-Berlin Rassen und Völker, Hörnes-Wien die Anfänge menschlicher Kultur, Beloch-Rom die Griechen bis auf Alexander einschließlich, Neumann-Straßburg den Hellenismus und die römische Republik, Pöhlmann-München die römischen Kaiser und den Untergang der alten Welt, v. Pflugk-Harttung-Berlin Völkerwanderung und Frankenreich, Kaufmann-Breslau Kaisertum und Papsttum bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, Friedensburg-Stettin den Ausgang des Mittelalters und Brückner-Berlin den Eintritt der Slawen in die Weltgeschichte.

Wie schon diese Liste der Mitarbeiter zeigt, ist es dem Verlag in steigendem Maße gelungen, anerkannte Meister der Wissenschaft fast für alle Teile des groß angelegten und in manchem Betracht glänzend durchgeführten Werkes zu gewinnen. Überall erhalten wir eine auf guter, manchmal auf ganz hervorragender Sachkenntnis und Forscherarbeit beruhende Darstellung, welche über den Gegenstand in gediegener Weise Licht verbreitet. Haeckels Beitrag geht, wie nicht anders zu erwarten, mit voller Bestimmtheit von dessen sattsam bekannten Grundanschauungen aus; „die unnatürliche Scheidung von ‚Geisteswissenschaft' und ‚Naturwissenschaft' muß als überwunden gelten, seitdem wir die Stellung des Menschen in der Natur — nicht außerhalb derselben — klar begriffen und das große Welträtsel seines Ursprunges gelöst haben" (S. 23); aber der Ton der Darlegungen ist doch maßvoller als der, welchen Haeckel sonst wohl angeschlagen hat, wenn er auch mit einem bitteren und kaum sachgemäßen Hohn auf S. 31 f. sagt: „Die 24 Stunden des mosaischen ‚Schöpfungstages' verteilen sich auf fünf phylogenetische Perioden von 52, 34, 11, 3 und 0,1 bis 0,2 Jahresmillionen." Ganz vortrefflich scheint uns Beloch seine Aufgabe gelöst zu haben; in kurzen, knappen Strichen führt er die Entwicklung der Griechen am Leser vorüber, gedrängt über die Unsumme neuer Funde berichtend, natürlich an seinen bekannten Ansichten, daß z. B. die Pelasger und Phöniker aus der griechischen Urgeschichte ausscheiden, mehr als vielen recht sein wird, festhaltend, überall aber seinen Standpunkt mit Glück begründend; Lykurg wird auf S. 157 nicht einmal mehr genannt. Nicht minder vorzüglich ist der Teil, den Neumann beigesteuert hat: sehr lebendig im Ton, so daß man mehr den Redner auf dem Katheder zu hören als den Schriftsteller zu lesen glaubt. Sehr interessant ist, daß Neumann in der Beurteilung Hannibals der Auffassung beitritt, welche zuerst Gottlob Egelhaaf in seinen „Analekten zur Geschichte" (Stuttgart 1886, S. 170—179) entwickelt hat, und welcher sich Johannes Kromayer, einer unserer ersten lebenden antiken Historiker, als der „grundlegenden" in seinem Aufsatz „Hannibal als Staatsmann" (Historische Zeitschrift, Band 103) angeschlossen hat. Danach ist Hannibal nicht der wutschnaubende Hasser Roms, der auf nichts ausgeht als auf dessen Bekriegung und Vernichtung, sondern er ist vielmehr zum zweiten punischen Krieg durch Roms Einmischung in Spanien gezwungen worden und

würde sich dann begnügt haben, wie Neumann unter Herübernahme von Egelhaafs Worten (a. a. O. S. 178) sagt: Rom aus dem König von Preußen wieder zum Markgrafen von Brandenburg zu machen; vernichten wollte er es nicht und konnte er es nicht, wohl aber ihm die Großmachtstellung entreißen, ihm die Klauen stutzen. Ebenso hat Neumann in der Auffassung von Antiochos III. und Hannibals Verhältnis sich Kromayers glänzender Studie (Hannibal und Antiochos der Große, „Neue Jahrbücher" 1907) angeschlossen, und ist demgemäß auch der Ansicht, daß der Gegensatz ihrer Ziele das ablehnende Verhalten des Antiochos zu Hannibals Vorschlägen erklärt: „Hannibal verfolgte nicht eine seleukidische, sondern eine karthagische Politik"; ihm genügte es nicht, Rom aus Asien auszuschließen, womit das syrische Interesse gewahrt war; er wollte auch jetzt Rom niederwerfen, was Antiochos für seine Zwecke nicht bedurfte. Die reife Kunst, die eindringende Sachkenntnis und das klare Urteil Neumanns offenbaren sich besonders glänzend in den Seiten, welche Cäsar gewidmet sind, dessen gigantische Größe ihm nicht ebenso verborgen ist wie gewissen Modehistorikern der jüngsten Zeit. Cäsars nächstes Ziel war die demokratische Militärdiktatur, mit ausgiebiger sozialer Fürsorge, sein Endziel aber der hellenistische Absolutismus; es ist nicht zufällig, daß schon er daran gedacht hat, seine Residenz von Rom nach dem Osten, etwa nach Alexandria oder Ilion, der angeblichen Heimat seines Geschlechts, zu verlegen. In dem Teil, der das Mittelalter behandelt, ragt Georg Kaufmanns Schilderung der Zeit hervor, da Kaisertum und Papsttum sich befehdeten; wir verweisen nur beispielshalber auf seine wohl abgewogene Darstellung Friedrich Barbarossas (S. 182 ff.), dessen nicht eigentlich schöpferische, aber doch kraftvolle und zielbewußte Politik bei aller Zurückhaltung prächtig ins Licht gesetzt wird: „er tat, was dienlich schien, um die Kräfte des Reiches zu seiner Verfügung zu halten, die er nötig hatte, um den Frieden im Reiche zu schirmen und Angriffe abzuwehren;" das, dünkt uns, wollte doch etwas heißen. Wenn wir auch hier wie sonst im Mittelalter nicht sicher abzumessen vermögen, was im einzelnen vom Kaiser selbst ausging, was von seinen Räten: die Grundantriebe müssen doch vom Kaiser gegeben worden sein. Das gilt auch für Philipp den Schönen.

Auch diese Bände der „Weltgeschichte" sind geradezu großartig ausgestattet mit bildlichen Beigaben, Karten und Abdrucken von Urkunden; statt diese im einzelnen aufzuzählen, heben wir nur hervor die vorzügliche Wiedergabe der Original-Pergamenthandschrift der Magna Charta im Britischen Museum (mit Druck des lateinischen Textes und deutscher Übersetzung) Teil III, S. 209, oder des gleichzeitigen Wandteppichs aus dem Museum zu Orléans, der die Ankunft der Jungfrau von Orléans vor Schloß Chinon darstellt. Auf einer großen Bibliothek hat Berichterstatter einmal eine Ausgabe der Magna Charta vergebens zu erhalten gesucht; hier hat man sie jetzt in schöner und zuverlässiger Weise bequem zur Hand.

γ. **Schweizerische Reformationsgeschichte.** Von Emil Egli. Erster Band: 1519—1525. Im Auftrag des Zwingli-Vereins herausgegeben von Georg Finsler, Dr. theol. und phil. in Basel. Zürich, Zürcher & Furrer. 1910.

Am 31. Dezember 1908 ist der hervorragende Kenner und Erforscher der schweizerischen Reformationsgeschichte, Professor Dr. Emil Egli in Zürich, gestorben, mit Hinterlassung eines Manuskriptes über diese Geschichte, das er selbst zu einem Teil als druckfertig bezeichnet hatte, und dessen gesamten Druck er ermöglicht zu sehen wünschte. Leider hat er mit dem 1. Oktober 1902, weil er sich der Neuausgabe von Zwinglis Werken zuwandte, seine Arbeit an der Reformationsgeschichte eingestellt, und so ist das, was seither an Stoffen und Bearbeitungen ans Licht trat, von ihm nicht mehr berücksichtigt worden, so Vadians und der Brüder Blaurer Briefwechsel, die neue Gestalt der Briefe Zwinglis, der dritte Band von Dierauers Geschichte der Eidgenossenschaft. Der von Professor Meyer von Knonau geleitete Zwingli-Verein hat gleichwohl beschlossen, das Werk drucken zu lassen, und man kann ihm dafür nur aufrichtig dankbar sein: denn Eglis reiche Lebensarbeit faßt sich in diesem Werk zusammen, und wenn auch manches zu ergänzen bleibt, so ist doch Eglis Wort wahr: es ist in dem, was vorliegt, ein großer Fortschritt gegenüber Wirz-Kirchhofer erreicht. Prof. Finsler hat die Ausgabe von Band I so besorgt, daß er nur im Text Egli selbst bietet, also die fehlenden Abschnitte über die Reformation in Mülhausen, Biel, Rottweil nicht etwa selbst hinzufügte; dagegen hat er die Zitate, welche oft nur angedeutet waren, vollständig und nach den besten Texten mitgeteilt und einzelnes unter dem Text nachgetragen. So ist etwas Tüchtiges entstanden, und wenn man manches vermißt, so S. 6 die Klarlegung, was unter „Städtekantonen" und „Landkantonen" zu verstehen, auch Zwinglis Vorgeschichte zu dürftig gezeichnet ist, so darf man doch das Gebotene als eine wahrhafte Bereicherung der deutschen Geschichtswissenschaft rühmen. Hoffentlich gelingt es, auch Band II herauszubringen und so das Werk abzuschließen, das seine Stellung in der Wissenschaft behaupten wird.

γ*. **Paul von Mitrofanow, Josef II.** Seine politische und kulturelle Tätigkeit. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von W. v. Demelić. Mit einem Geleitwort von Dr. Hans Schlitter. Wien, C. W. Stern. 1910.

Daß Josef II. kein Liberaler in unserem heutigen Sinne war, hat man von jeher gewußt. „Das 18. Jahrhundert mit seiner Philanthropie und doch wieder seiner Härte und Gewalttätigkeit", hat schon vor fünfzig Jahren Ludwig Häusser vortrefflich gesagt, „wo es galt, die teuren Theorien durchzuführen, war kaum in einer bedeutenden Persönlichkeit so scharf ausgeprägt wie in Josef II." Insofern berührt es etwas seltsam, wenn der zweite Vizedirektor des Innern Reichsarchivs, Dr. Hans Schlitter, im Ton, als ob er eine große Neuigkeit verkünde, in seinem „Geleitwort" schreibt: „Der Liberalismus Josefs II. gehört in den Bereich der Legende; er war ein Despot, wenn auch im edelsten Sinn." Dies vorausgeschickt, können wir nun um so mehr Schlitters Urteil beipflichten: „nicht so sehr in der Verteidigung und Entwicklung des Satzes (daß Josef mit seinem ganzen Streben das Wohl und die Macht des Staates fördern wollte, daß aber, was dem Staate fromme, er und nur er zu bestimmen habe) liegt der Wert des Mitrofanowschen Werkes — denn dieser Satz braucht nicht erst verteidigt zu werden — als darin, daß auf Grund authentischer Berichte und mit Benutzung der Flugschriftliteratur die ganze Reformtätigkeit Josefs II. und vor allem die Volksstimmung zur Darstellung gebracht werden." Der junge russische Gelehrte, der mit diesem Erstlingswerk hervortritt, hat sich in der Tat damit vorteilhaft eingeführt: er hat Gedanken, er hat einen klaren Stil und ausgebreitete Kenntnisse, deren Herkunft und Einzelheiten er in zahlreichen Anmerkungen nachweist und mitteilt. Das Buch ist ohne Frage interessant und sehr lehrreich. Gleichwohl können wir nicht leugnen, daß das Urteil Mitrofanows über Josef II. ein seltsam schwankendes ist. Einerseits wird uns versichert, daß er kein Atheist und Freidenker, sondern ein gläubiger Sohn seiner Kirche und ein frommer Mann gewesen sei (so S. 693); anderseits hören wir, daß die Philosophen, Febronius und die Jansenisten ohne Zweifel ihn „beeinflußten", ja „seine Gedanken formten" (S. 676). Die „Philosophen" aber waren doch ausnahmslos entweder Materialisten oder Voltairianer, jedenfalls geschworene und haßerfüllte Gegner der römischen Kirche.

βλ. **Histoire du Catholicisme libéral en France.** Par G. Weill. Paris, Alcan. 1909.

Diese Darstellung der religiösen Bewegung innerhalb der katholischen Kirche in Frankreich gehört zur Sammlung „Bibliothèque d'Histoire contemporaine", der wir bereits viele gute Studien verdanken. Das Buch Weills ist lediglich vom historisch-wissenschaftlichen Standpunkt aus geschrieben. Weder mit dem Herzen noch durch Überzeugungen erscheint er am intellektuellen Kampf beteiligt, den überzeugungstreue Katholiken zwischen 1828 und 1908, nicht immer in Widerspruch zur kirchlichen Autorität, geführt haben. An der Spitze der Bewegung stand in den zwanziger Jahren ein Mann von Genie, F. de Lamennais. Mit der leidenschaftlichen Veranlagung des Bretonen vollzog er den Übergang von schroff ultramontaner zu freiheitlicher Richtung und führte seine Anhänger in das Lager der christlichen Demokratie. Von Rom 1835 verurteilt, brach er völlig mit der Kirche und starb vereinsamt. Die nächsten Führer der von ihm ins Dasein gerufenen katholisch-politischen Partei versuchten, den Weg der Kompromisse zu gehen. Sie wurden von der Autorität abwechselnd unterstützt, gefeiert und endlich gleichfalls verurteilt, nachdem 1870 der intransigente Katholizismus gesiegt hatte. Der von Lamennais geförderte Gedanke einer Allianz zwischen dem Christentum und der Demokratie war jedoch nie

ausgestorben. Mit dem Pontifikat Leos XIII. kam die Reaktion gegen die royalistische Politik, die innerhalb des katholischen Lagers eine tiefgehende Spaltung hervorgerufen hatte und vom neuen Papst nicht gebilligt wurde. Die Vertreter des Ausgleichs zwischen der Orthodoxie und der modernen Welt verfügten unleugbar über die besten intellektuellen Kräfte und schufen sich Organe, die an religiös-philosophische und kritische Probleme herantraten. Was auf diesem Gebiet getan worden ist, wurde, mit fleißiger Benutzung deutscher Gedankenarbeit, fast ausschließlich von Franzosen geleistet. Pius X. verurteilte zum drittenmal ihre sozialpolitischen und wissenschaftlichen Ergebnisse. Weill schließt seine vortreffliche, unparteiische Schilderung dieser fast hundertjährigen Evolution des katholischen Bewußtseins mit den Worten, es sei ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß ihr Wert steril gewesen oder abgeschlossen sei. Es hat auf die Kirche zurückgewirkt und außerhalb derselben die Geister ergriffen.

βλ. **Princesses de Lettres.** Par Ernest Tissot. Paris, Fontemoing. 1909. 2de Édition 1910.

Es erfordert nicht geringen Takt, der Öffentlichkeit ein Bild von Lebenden zu geben. Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser der vorliegenden Sammlung biographischer Stizzen von dichterisch oder literarisch tätigen Frauen unterzogen und sie auf anzuerkennende Weise gelöst. Von übertriebenen Huldigungen hat er sich fernzuhalten gewußt; sie würden nur peinlich empfunden worden sein; die Lebenslose dieser meist verheirateten Frauen hat er gleichfalls nur kurz berührt, und Sensationen sind in den ihnen gewidmeten feinen Charakterstudien nicht zu finden. Seine Auswahl beschränkt sich nicht auf Französinnen; Madame Morsier ist eine Genferin, Madame Jean Dormis eine Toskanerin, Madame Mary Robinson eine Engländerin von Geburt. Die letztere, Witwe des Gelehrten James Darmstädter, ist wohl die einzige unter diesen Frauen, die durch den Gatten, einen berühmten Orientalisten, zu ihrer sehr bemerkenswerten schriftstellerischen Tätigkeit angeregt wurde. Unter denjenigen, die der Tod bereits ereilte, zählt die kurz nach Erscheinen der ihr gewidmeten Studie verstorbene Madame Vincent, besser unter dem Pseudonym Arvède Barine bekannt. Der Verfasser findet sie zu ironisch in der Beurteilung der von ihr geschilderten historischen Persönlichkeiten und nennt sie eine Rigoristin. Sie besaß die Frauen selten gewährte Gabe köstlichen Humors und erinnert, in den besten ihrer Leistungen, an das ihr verwandte Talent des heutigen Botschafters in Washington, J. J. Jusserand, dessen gründliche Gelehrsamkeit weder die Komik noch die Grazie seiner Schilderungen beeinträchtigt. Wir verdanken beiden Autoren Stunden wahren Genusses und glauben uns auch berechtigt, das vorliegende, edlen und begabten weiblichen Talenten gewidmete Buch deutschen Lesern zu empfehlen. Es kommt von kundiger Hand und trägt den kosmopolitischen Zug, der dem modernen Frankreich Vorteil gebracht hat.

λβ. **Les Pères de la Révolution de Bayle à Condorcet.** Par Joseph Fabre. Paris, Félix Alcan. 1910.

Diese Reihe von Biographien verbindet der leitende Gedanke, daß alle geschilderten Persönlichkeiten Vorläufer der Revolution gewesen seien. Das Thema ist nicht neu, sondern unzählige Male behandelt worden. Mit einem demnächst vom Verfasser in Aussicht gestellten Werk über die Philosophie der Revolution soll es abgeschlossen werden. Der Ausgangspunkt, den er gewählt hat, ist falsch. Männer wie Montesquieu oder Turgot wollten etwas ganz andres als J. J. Rousseau oder Condorcet. Aus der Übereinstimmung in einzelnen Fragen ergibt sich keineswegs die Zustimmung zu den gleichen entscheidenden Doktrinen. Wenn Herr Fabre, der sich zu verschiedenen Malen an der Geschichtschreibung über Jeanne d'Arc beteiligt hat, den Satz aufstellt, daß sie eine republikanische Heldin gewesen sei, so ist das eben ein Paradoxon, dessen historische Unwahrhaftigkeit keiner ernsten Prüfung bedarf. Die französische Republik ist nicht die Erbin aller nationalen Größen, und weder Pascal noch Fénelon, noch der gute Abbé Saint-Pierre gaben das Programm der Revolution. Das flüssig gemachte, gut geschriebene Buch von nahezu 800 Seiten ist eine politische Parteischrift und muß als solche beurteilt werden.

ϱμ. **La morale de l'ironie.** Par Fr. Paulhan. Paris, Félix Alcan. 1909.

Ein geistreiches, kleines Buch, das die Risse und Sprünge geschickt aufweist, die die fortdauernde Entwicklung der sozialen Verhältnisse in jede Moral bringt und, nachdem es von der „Mythologie der Pflicht" beinahe so viel Schlimmes gesagt hat wie unser Stirner, doch schließlich auch „mildernde Umstände für die Tugend" vorzubringen weiß. Das „Unmoralische der Tugend" sollen wir mit milder Ironie betrachten wie alle unvermeidlichen Gegensätze und aus diesem Reiz der Ironie die neue Tugend machen. Also ein ästhetisch-intellektualistischer Standpunkt, der mit Nietzsches Freude an der Buntheit des rätselvollen Lebens Berührungen aufweist. Nur fehlt die Energie, die Freude an der Kraft zu sehr; und so bleibt diese neue Moral, so reizvoll sich das Büchlein liest — eine Moral für Feuilletonisten.

γ. **Souvenirs du Baron de Frénilly,** pair de France (1768 1828). Par Arthur Chuquet. Paris, Plon. 1908.

Frénilly, geboren in Paris am 14. November 1768, war der Sohn des Generaleinnehmers der Apanage des Grafen Karl von Artois, des Bruders Ludwigs XVI., und der Marie Chastelain, der Tochter eines Parlamentsmitglieds aus einer Familie der aristocratie de robe. Er studierte in Reims die Rechte und dann Finanzwissenschaft, um später Dominialbeamter zu werden; als Musiker, Zeichner, Sänger, Tänzer war er ein ausgezeichnetes Mitglied der feineren Gesellschaft; die Revolution verabscheute er vermöge seiner aristokratischen Veranlagung, und als seine Mutter 1790 entschuldigend sagt: „Die Revolution ist ein Kind, das Dummheiten macht; aber sie wird ein Mann werden", da

antwortete er: „Nein, liebe Mutter, sie wird ein Ungeheuer werden!“ Er trat dem royalistischen Bataillon der Nationalgarde der Filles de St. Thomas bei und geleitete am 10. August 1792 die königl. Familie bis vor die Schwelle der Nationalversammlung, von der das Königtum dann suspendiert wurde. Nach den Septembermorden zog sich Frénillys Familie nach Loches bei Tours zurück, wo sie unbehelligt lebte. Den Sturz Robespierres begrüßte er mit Jubel, unter dem Konsulat und Kaiserreich lebte er als musterhafter Landwirt auf dem ihm von seiner Frau zugebrachten Gut Bourneville im Departement der Oise. Als Napoleon der König von Rom geboren wurde, fühlt sich Frénilly niedergeschmettert: „Das ist der Tod der rechtmäßigen Monarchie.“ Um so größer war seine Freude über den Sturz des „fremden Emporkömmlings“; unter den hergestellten Bourbons war er einer der royalistischen Ultras, dem Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. als schwächliche Charaktere galten, weil sie mit dem Liberalismus paktierten, und nach dessen Herz nur Karl X. war. Dieser hat denn auch Frénilly, den die Vendée 1821 in die Kammer sandte, 1827 zum Pair erhoben. Als Karl X. 1830 verjagt war, verkaufte Frénilly charaktervoll sein Gut und siedelte sich in Graz nahe der königl. Familie an; hier starb er am 1. August 1848. Seine Denkwürdigkeiten, die er in seinen letzten elf Jahren schrieb, sind mit großer Anschaulichkeit und Ehrlichkeit verfaßt; darin liegt ihr unbestreitbarer Wert — Voltaire ist der homme fatale, der Liberalismus der Quell alles Unheils. Die Stimmungen der äußersten Rechten gelangen durch Frénilly zu einem klassischen Ausdruck; Personen und Dinge versteht er fesselnd zu schildern; das Buch wimmelt von treffenden oder beißenden Charakteristiken und Bemerkungen.

γ. **Souvenirs et Causeries d'un diplomate.** Par le Comte Charles de Mouy. Paris, Plon. 1909.

Der Graf Karl v. Mouy war als Mitarbeiter bei der Regierung der nationalen Verteidigung 1870/71, als Beamter der Botschaft in Konstantinopel 1876, als Protokollführer des Berliner Kongresses, als Gesandter in Athen und seit 1886 in Rom an vielen denkwürdigen Ereignissen der letzten Jahrzehnte in Stellungen beteiligt, welche ihn in stand setzten, vieles Wichtige zu sehen und zu hören. Er gibt darüber einen sehr interessanten, gut geschriebenen Bericht, so daß seine Aufzeichnungen für die Kenntnis namentlich der orientalischen Politik und deren Geschichtschreiber von Bedeutung sind. Wir heben besonders die zwei eingehenden Kapitel über den Berliner Kongreß vom Juni und Juli 1878 hervor (S. 79—150), in welchen die Figur Bismarcks, dem Mouy damals ziemlich nahe kam, in prachtiger Plastik hervortritt. „Er verstand es, seine Gedanken durchzusetzen, indem er sich den Anschein gab, als ob er bloß den gemeinsamen Gedanken zum Ausdruck bringe. Er sah in der Raschheit die Bedingung des Erfolges, und wenn die Mitglieder des Kongresses um eine Pause zum Atemschöpfen baten, sagte er behend: ‚Glauben Sie mir, die Arbeit hat noch niemanden getötet‘.“ Den Franzosen kam er aufs freundlichste entgegen; er vermied mit feinstem Takt jede Anspielung auf leurs années sombres, und hoch aufgerichtet sagte er einmal zu Mouy, der allein bei ihm und seiner Familie gespeist hatte: „Es wird nicht von mir abhängen, wenn hier etwas sich zuträgt, was für Frankreich peinlich ist.“ Das Familienleben Bismarcks erscheint auch hier im liebenswürdigsten Lichte.

δ. **Geselligkeit.** Sitten und Gebräuche der europäischen Welt (1789—1900). Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1910.

In anmutiger Darstellung, doch nicht ohne Willkür in der Auswahl und Anordnung der Ereignisse erzählt der bekannte Verfasser hier von dem Treiben der mondänen Welt Europas seit den Tagen der Revolution und von den Persönlichkeiten, die in ihr herrschten. Politik, Literatur, Kunst, Spiel, Sport haben sich vielfach abgelöst in der Aufgabe, der Aristokratie der Geburt und des Geldes Stoff für ihre geselligen Zusammenkünfte zu bieten. Wir kehren ein zu herzlichem Verkehr, zum witzigen Spiel geistreicher Köpfe; bald vertreibt uns üppiges Schaugepränge die Langeweile. Wir sehen die Fäden, die sich in diesem kosmopolitischen Getriebe von einer Weltstadt zur andern spinnen, und staunen über den Einfluß, der von diesen scheinbar nur zur Unterhaltung und zum Flirt ersonnenen Veranstaltungen politisch und künstlerisch ausgeht. Neben den eigentlichen „Salons“ wird das gesellige Leben an den Höfen, im Theater und in der Oper, in den Klubs, auf der Promenade berücksichtigt. Die feuilletonistische Form und belebte Sprache lassen den Leser trotz der Fülle an Beispielen, die in buntem Wechsel an ihm vorbeiziehen, nicht ermüden. Rufen auch Einzelheiten und die historische Kennzeichnung der Zeitabschnitte manches Mal Widerspruch hervor, so fällt demgegenüber ins Gewicht, daß das Buch der erste Versuch ist, diese Seite des öffentlichen Lebens in den Kulturstaaten im Zusammenhang zu behandeln; und hoffentlich verfehlen die Schlußkapitel ihre Wirkung nicht, wo der Verfasser an der modernen Geselligkeit, vor allem an den Wohltätigkeitsfesten energisch Kritik übt und für eine „vorwandlose“ Geselligkeit, für einen gesunden Dilettantismus eintritt.

ε. **Reflets d'Histoire.** Par Paul Gaultier. Paris, Hachette. 1909.

Die Kunst als Spiegelbild und Ergebnis der Zeiten, die sie schufen, so das Leitmotiv dieser anziehenden Studien über französische Kunstwerke. Im Louvre und in Versailles steht die Geschichte der Monarchie in Stein aufgerichtet; nicht nur in den Umbauten, auch in den Zerstörungen, die, längst vor der Revolution, der Enkel Ludwigs XIV. am Werk desselben mit pietätlosem Unverstand vornahm, läßt sich der Auflösungsprozeß ermessen, der die alte Ordnung in den Abgrund riß. Wer heute die zu Museen umgeschaffenen Prachträume der Pariser Residenz des Königtums durchwandelt, wird erst dann zum Verständnis der Gegenwart gelangen, wenn er der Zeiten gedenkt, wo die lebensfrohe

Herrlichkeit der Renaissance auf den Trümmern der alten Feudalfeste sich erhob, von deren Türmen und Zinnen die Valois über die stets zum Aufruhr bereite Hauptstadt wachten. Vortreffliche Arbeiten, wie vor allen Pierre de Nolhacs Studien über Versailles und Robert de la Sizerannes Kunstkritiken, sind unerläßliche Hilfsmittel, auch für die historische Forschung, geworden. Die entfesselten Kräfte, die in der politischen Welt den Umsturz herbeiführten, bewirkten eine Umwandlung des Naturgefühls. Erst nachdem die Romantik den Klassizismus überwunden hatte, wurde Ruysdael wieder verstanden und Constable der Lehrmeister eines neuen Geschlechtes. Der Zusammenhang zwischen den Schöpfungen der Literatur und denen der bildenden Künste ist vom Verfasser im Abschnitt über die szenische Dekoration sehr glücklich behandelt, wobei auch der Versuche des Münchner Künstlertheaters mit Anerkennung gedacht ist.

βλ. **La Bruyère critique des conditions sociales.** Par Maurice Lange. Paris. Hachette. 1909.

Fast unbekannt ist La Bruyère, der satirische, psychologische Moralist, durch seine Zeit gegangen. Er war 40 Jahre alt, als Bossuet, sein Freund, ihn zum großen Condé nach Chantilly brachte. Als Hilfslehrer mehr denn als Erzieher des Enkels, halb Höfling, halb in einem Abhängigkeitsverhältnis, das peinlicher als das ihrige für einen bürgerlichen Mann von seiner Unabhängigkeit der Gesinnung sich erwies. Man ist anzunehmen berechtigt, daß seine physische Beschaffenheit ihn zum Pessimismus prädisponierte: er sah die Welt, ihre Institutionen, ihre Stände im allertrübsten Licht und wußte, was er sah und mit genialem Scharfblick beobachtete, in unsterblichen Charakterzeichnungen festzulegen. Der Eindruck, den La Bruyères Werk hinterläßt, ist durchaus nicht der, daß er ein Revolutionär avant la lettre gewesen sei. Unter allen Regierungen, inmitten aller gesellschaftlichen Zustände, würde dieser gewaltige Schriftsteller als Sittenrichter und unerbittlicher Kritiker des Bestehenden aufgetreten sein. Man hat seinen Porträten Eigennamen gegeben, die zutreffend sind oder sein mögen: es ziemt sich, nicht zu vergessen, daß er vor allem Typen verurteilt, von denen er wußte, daß sie die vorhandenen Übel überdauern würden. Es fiel ihm nicht bei, wie J. J. Rousseau, das System, die Gesetze und Institutionen für diese Übel verantwortlich zu machen. Ludwig XIV. war von Moralpredigern umringt, die ihm schonungslos die bittersten Wahrheiten sagten. La Bruyère war einer derselben. Weder gegen den König aber noch gegen die Monarchie, am allerwenigsten gegen die Religion richteten sich die Pfeile einer Satire, die, wie die La Rochefoucaulds, zu gering vom Ewig-Menschlichen denkt, um an irdische Utopien zu glauben.

γ. **Briefe aus Kleinasien** von einem Frühvollendeten. Groß-Lichterfelde und Berlin, Runge. 1910.

Ein junger hessischer Theologe, Otto Schönewolf, der 1879 geboren war und, großenteils infolge unerquicklicher Verhältnisse im Predigerseminar zu Friedberg, sich innerlich behindert fühlte, sofort ins Pfarramt einzutreten, wandte sich an Professor D. Ficker in Straßburg, damit er ihm zu einem Berufe helfe. Er kam zuerst zu Bodelschwingh nach Bethel, dem er bis an seinen Tod treue Anhänglichkeit bewahrte, und dann, von Ficker für die Wissenschaft der christlichen Archäologie gewonnen, als Seelsorger der an der Bagdadbahn wohnenden Deutschen im Jahre 1907 nach Eski Schehir, dem alten Doryläum. Von hier aus schrieb er diese Briefe, welche durch ihren Reichtum an Gemüt und ihre scharfe Beobachtungsgabe den Leser gewaltig fesseln und für die genaue Erkenntnis des heutigen Kleinasiens, auch der Wirkungen der neuen Ära in der Türkei, höchst wichtig sind. Leider starb er schon am 2. September 1908 eines plötzlichen Todes, so daß der Arzt zu spät kam, um eine Chininein spritzung zu machen: ein hoffnungsvolles Leben ist früh abgeschnitten worden. Daß die Angehörigen Schönewolfs die Briefe veröffentlicht haben, wenn auch nach längerem Bedenken, darf man ihnen herzlich danken; sie waren es wert.

βλ. **La Duchesse du Maine.** Par Général de Piépape. Paris, Plon 1910.

Alljährlich erscheint in Plons Verlag wenigstens ein stattlicher Band biographischen Inhalts über das 18. Jahrhundert. Der letzte in der Reihe gilt der Enkelin des großen Condé. Wir kennen sie bereits durch Studien wie die von Sainte-Beuve, und das Bild der „Königin von Sceaux" bleibt im ganzen unverändert. Wie einst ihr Großvater in der Fronde, so hat auch die Herzogin du Maine sich in Verschwörungen versucht. Sie besaß maßlosen Ehrgeiz, ein heftiges, leidenschaftliches Wesen und einen schwachen Gemahl, den mit sich fortzureißen ihr nicht gelang. Der Versuch, den Regenten Frankreichs mit Hilfe von Spanien zu stürzen und den Bastard Ludwigs XIV. und der Montespan an seine Stelle zu setzen, scheiterte gänzlich. Der Regent fand es kaum der Mühe wert, die Urheberin der Konspiration zu strafen. Sie fiel in die einzig ihr zukommende Rolle zurück und hielt bis zu ihrem Lebensende den heitern Musenhof, den unter andern Voltaire belebte. Die Frau war recht minderwertig: der Gatte wird mit Recht vom Verfasser gegen die Verleumdungen Saint-Simons in Schutz genommen, aber sein Beweismaterial ist unvollständig. Es wäre mehr zu sagen gewesen. Der Herzog hat ihn sichtlich gelangweilt, wie er seine Frau langweilte, die ihn dafür büßen ließ, daß er weder ein Held noch ein Verschwörer war.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, nähreres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albert. Brunhilde. Drama in 4 Aufzügen von Carl Albert. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Amandus. — Auch von Lieb umgeben ist's Studentenleben. Zum Novellen von Wilhelm Amandus. Leipzig, B. Volger. 1910.

Bergfeld. — Wie die Urmenschen erbliche Rassenfarben erwarben und wie sie ihr Haarkleid verloren. Von E. Bergfeld. Berlin, Curt Wigand. 1910.

Bilecki. — Die Wolkeninsel. Skizzen und Novellen von Elli Bilecki. Leipzig, B. Volger. 1910.

Bischoff. — Wesen und Ziele der Freimaurerei. Ein Vortrag von Diedrich Bischoff. Berlin, Franz Wunder. 1910.

Bon-Ed. — Ein königlicher Kaufmann. Hanseatischer Roman von Ida Bon Ed. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1910.

Boyer. — Fuegos Fatuos. Fragment aus dem Leben eines fantasierenden Müßiggängers. Roman von Otto Boyer. Düsseldorf, Schmitz & Olbertz. 1910.

Dallmeyer. — Hans Müller. Ein lustiges Spiel in 3 Akten von Wilhelm Dallmeyer. Leipzig. B. Volger. 1910.

Das malerische Breslau. Nach Originalen von C. Guntner Naumburg, H. Armann und J. Langer. Breslau, Wilh. G. Korn. 1910.

Decaen. Mémoires et journaux du général Decaen. Publiés avec introduction, notes et cartes par Ernest Picard et Victor Paulier. Tome premier. 1793—1799. Paris, Librairie Plon. 1910.

Dobsky. Alkohol. Ein Schauspiel in vier Akten von Artur Dobsky. Leipzig, B. Volger. 1910.

Draub. — Wegmale und Wegweiser. Gedichte und Sprüche von Otto Draub. Breslau, Phönix-Verlag. O. J.

Ebner-Eschenbach. Genrebilder. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

Ebert. Kameraden. Ein soziales Bild aus dem Leben von Emmi Ebert. Berlin, F. Fontane & Co. O. J.

Faber Der dramatische Dichter und unsere Zeit. Von Hermann Faber. Leipzig, Georg Wigand. 1909.

Frenbe. — Drei Reisen und andere Skizzen. Von Paul Frenbe. Mohrd i. M., C. J. C. Poldmann Nachf. 1910.

Gaultier. — La vraie éducation. Par Paul Gaultier. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1910.

Gerhard. — Lieder der Liebe. Von Friedrich Gerhard. Leipzig, B. Volger. 1910.

Haeseler. Zehn Jahre im Stabe des Prinzen Friedrich Karl. Erinnerungen von Graf Haeseler, Generalfeldmarschall. Erster Band: 1860—1864. Mit drei Karten in Steindruck und drei Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Peyold. — Trotz alledem! Gedichte von Alfred Peyold. Wien, Volksbuchhandlung Jg. Brand & Co. 1910

Pfeifer. — Die Heilfaktoren Badgasteins. Anzeigen und Gegenanzeigen für den Kurgebrauch. Von Dr. Viktor Pfeifer. Zweite vermehrte Auflage. Mit einer graphischen Tafel. Wien, Wilhelm Braumüller. 1910.

Dr. Poumiès de la Siboutie (1789–1863). Souvenirs d'un médecin de Paris. Publiés par Mmes A. Brauche et L. Dagoury, ses filles. Introduction et notes par Joseph Durieux. Avec un portrait. Paris, Librairie Plon. 1910.

La réforme militaire. Par P. D. du journal „La dépêche". Paris, R. Chapelot & Cie. 1910.

Ricoberg. — Du und meine Heimat! Novellen aus der Fremde und Heimat von Erika Ricoberg. Leipzig, B. Volger. 1910.

Rodionow. — Unser Verbrechen. Erlebtes — nicht Erdachtes. Ein Roman aus dem russischen Volksleben von Iwan A. Rodionow. Einzige autorisierte Übertragung von Axel Ripke. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1910.

Roehrich. — Philosophie de l'éducation. Essai de pédagogie générale. Par Edouard Roehrich. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Rosenfeld. — Die vierte Galerie. Ein Wiener Roman von Oskar Rosenfeld. Wien, Hugo Heller & Co. 1910.

Sazenhofen. Wider die Natur. Roman von Freifrau Anna von Sazenhofen. Leipzig, B. Volger. 1910.

Schultze. — Weltanschauung und Lebensleben in der deutschen Kulturentwickelung des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Ernst Schultze Großherzogl. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1910.

Severin. — „Lola". Roman von Marta Severin. Leipzig, B. Volger. 1910.

Snider. — A writer of books in his genesis. Written for and dedicated to his pupil-friends reaching back in a line of fifty years. By Denton J. Snider. St. Louis, Mo., Sigma publishing Co., 210 Pine St. 1910.

Stendal. — Knospen. Gedichte von Gertrud Stendal. Leipzig, B. Volger. 1910.

v. Stern. — Wilhelm Jordan. Ein deutsches Dichter- und Charakterbild. Von Maurice Reinhold v. Stern. Mit einem Bildnis des Dichters. Frankfurt a. M., Hans Lüstenöder. 1910.

Struck. — Mistra. Eine mittelalterliche Ruinenstadt. Streiflichte zur Geschichte und zu den Denkmälern des fränkisch-byzantinischen Zeitalters in Morea. Von Adolf Struck. Mit 76 Abbildungen und Planskizzen. Wien, A. Hartleben. 1910.

Thalmann. — Meine Verse. Von Marianne Thalmann. Leipzig. B. Volger. 1910.

Wahlberg. — Christian Bode. Eine Erzählung aus den deutschen Kolonien in der Wolgasteppe. Von Ferd. v. Wahlberg. Wien, Wilhelm Braumüller. 1910.

Walter. — Spielregeln und Spielsysteme in Monte Carlo. Von G. Walter. Berlin, Maritima. 1910.

Wasson. — An Gonda. Von Paol Wasson. Geschmückt von P. Bornemann. Leipzig, Kommissionsverlag von Seiler & Co. 1910.

Wegener. Geschlechtsleben und Gesellschaft. Das sexuelle Problem und der soziale Fortschritt. Von Hans Wegener. 1.—10. Tausend. Hagen i. W., Otto Rippel. O. J.

Weinel. Ist das „liberale" Jesusbild widerlegt? Eine Antwort an seine „positiven" und seine radikalen Gegner mit besonderer Rücksicht auf A. Drews, Die Christusmythe. Von Heinrich Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Weisbach. — Impressionismus. Antike und Neuzeit. Von Werner Weisbach. Erster Band. Mit 6 Farbentafeln, 7 Kupferätzungen und 94 Textbildern. Berlin, G. Grote. 1910.

Weismantel. — Die Köhlerin im Waldsee. Von Leo Weismantel. Leipzig, B. Volger. 1910.

Weiß. — Jesus im Glauben des Urchristentums. Von Johannes Weiß. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Wernaer. — Romanticism and the romantic school in Germany. By Robert M. Wernaer. New York and London, D. Appleton and Co. 1910.

Wieland. — Wielands Werke. Auswahl in zehn Bänden. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Bernhard von Jacobi. Berlin, Bong & Co. O. J.

Windegg. — Arme und Reiche. Soziale Gedichten. Frei bearbeitete deutsche Ausgabe der Mémoires d'un petit homme des Paul Renaudin. Von Walther Eggert Windegg. München, C. H. Beck. 1910.

Wohlbrück. — Das goldene Bett. Roman von Olga Wohlbrück. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Wolff. — Schiller und das Unsterblichkeitsproblem. Von Karl Wolff. München, C. H. Beck. 1910.

Wothe. — Das Tor des Lebens. Ein Roman. Von Anna Wothe. Berlin, Bell & Pindarot. 1910.

Wothe. — Am Roten Kliff. Ein Roman von der Insel Sylt. Von Anna Wothe. Halle a. S., Curt Pfennigsdorf. O. J.

Zweig. — Emile Verhaeren. Sa vie son œuvre. Par Stefan Zweig. Traduit de l'allemand, sur le manuscrit inédit par Paul Morisse et Henri Chervet. Avec deux portraits d'Emile Verhaeren. Paris, Mercure de France. 1910.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Fra Ignoto.

Novelle aus der Frührenaissance.

Von

Otto Hauser.

(Schluß.)

Da war es nun in einem Jahre, daß ich mir einen Maskenzug ganz allein zum Preise jener Holdseligen ausdachte, und dies war folgender: sie sollte die Göttin des Frühlings sein und alle anderen ihr Geleite. Und dieser Zug sollte herrlicher sein als jemals einer zuvor, denn nun hatte ich gefunden, wie ich ihr auf würdige Art Dank sagen könne für die wunderbare Beseligung, die sie meinem Leben wie meinem Schaffen bot. Sie war wahrhaftig mein Frühling gewesen, hatte mich frei gemacht von allen Banden, alles Trübe aus mir verbannt, meiner Seele goldene Reinheit gegeben, ihre Kräfte geweckt und befeuert; was ich war, das war ich allein durch sie. Und unversieglich blühte mir ihre Schönheit. Ein ganz junges Kind war sie gewesen, als ich sie gefunden hatte, und fast an zehn Jahre war es nun her, daß ich mit ihr geflohen war. Und ich hätte sie wohl zu meinem Weibe gemacht, sie aber wehrte es. „Es ist süßer so," sagte sie, mehr nicht.

Da ich ihr nun meinen Plan kund tat, war sie fürs erste schier unwillig, indem sie gut erkannte, daß alles nur zu ihrem Preise dienen sollte, was ihr zu große Ehrung schien. Ich aber ließ nicht ab mit meinen Bitten, bis sie mir lächelnd nachgab. Und das Gewand, das sie tragen sollte, hatte ich also weben lassen, daß es in seinen Falten einen bläulichen Schein hatte wie von Morgenschatten, sonst aber lichtrosenfarben schimmerte, als gleite schon der erste Glanz des Tages darüber; fast aber konnte man es für weiß nehmen, so licht war es. Zum Schmucke jedoch bestimmte ich einzig wilde Rosen, die ich sehr künstlich verfertigen ließ, daß sie eben vom Strauch gebrochen erschienen. Und auf einem goldfarbigen Zelter sollte sie reiten, und das Zaumzeug ließ ich mit gefärbten Glasflüssen sehr kostbar besetzen und vergolden; die Decken jedoch waren bunte persianische Teppichgewebe mit langem Fransengehänge, die Gerte dazu ein blühender Wildrosenzweig.

Und schon standen unsere Pferde gezäumt und gesattelt vor dem Tore, und unsere Knechte waren bereit, als ich in meiner Heroldstracht, diesmal von

der hellgrünen Farbe der jungen Wälder, zu jener Holdseligen eintrat, sie in ihrem Schmucke als erster zu sehen. Überaus herrlich stand sie da, hoch vor ihren beiden Mägden, die sich um sie bemühten; in schönen Falten floß das Gewand hernieder bis auf ihre Füße, und eben wollte sie sich jene künstlichen Rosen in das offene sonnrote Haar flechten lassen. Ich aber wehrte den Mägden und bog die Zweige zu einem schlichten Kranze zusammen und legte diesen gleich einem Kronenreifen um ihr Haupt, indem ich sagte:

„Noch einmal kröne ich dich als Lenzkönigin, wie damals in der Laube."

Und sie lächelte süß.

Darauf setzte ich noch flüsternd hinzu: „Und so war's, daß ich dich fand — weißt du noch? am Tor . . ."

Doch ein Schrecken kam da jäh in ihre Augen, und mit großer Reue ward ich mir bewußt, daß ich jene Teure nicht an die Zeit ihres Herzeleids hätte erinnern dürfen, wie ich solches auch nie getan bis zu diesem Tag. Und einen Augenblick war es mir, sie wolle sich von mir abwenden; ich jedoch wagte kein Wort, da jedes sie nur noch tiefer und schwerer verletzt hätte, sondern blickte sie einzig an und erfaßte dann ihre Hand und bedeckte die zarten weißen Finger mit unzähligen Küssen. Und erst, als ich sie wieder lächeln sah, faßte ich Mut und fragte mit Bangen:

„Bist du mir böse, Helia?"

Da lächelte sie noch holdseliger und sagte: „Nein, nein!" Aber eine leise Schmerzlichkeit war nicht aus ihrer Stimme gewichen.

So ritten wir fort zu dem Festzuge, dessen Königin sie war.

Den nächsten Tag nun kam ein Jüngling zu mir in jene Werkstatt, die ich in des Fürsten Palast inne hatte, und nannte sich von einem edeln Geschlechte, von dem ein Zweig in meiner Vaterstadt hohen Ansehens genoß, doch als Ort seiner Herkunft das hochberühmte Florenz, ohne des näheren zu sagen, ob er dort geboren war oder nur die letzte Zeit daselbst zugebracht hatte. Denn er schien mir nach seiner Tracht viel auf Reisen gewesen zu sein. Und er war ein Mann von schöner, hoher Gestalt und auch sonst, wie es für den Sprossen eines edeln Hauses zu sein geziemt: licht von Haar, Augen und Gesicht. Und sein Haar war rötlich, der Bart aber mehr von der Farbe der reifen Ähren.

Dieses Jünglings Anliegen war nun, daß ich ihn in der Kunst unterweise, durch die mein Name allenthalben mit Ruhm genannt wurde, und von der er eben tags zuvor eine herrliche Probe gesehen habe; ja, um es frei zu gestehen, habe erst der Zug der Frühlingskönigin ihn zu dem Entschlusse gebracht, ein Maler zu werden.

Mir gefiel der junge Mann wohl. Und er schien mir in der Tat in den Augen und in den Händen etwas von einem Künstler zu haben. Also gestattete ich ihm gerne, wie bereits nicht wenigen vor ihm, die seither meine Gehilfen oder selbständige Meister geworden, in meine Werkstatt einzutreten und sich nach meinen Anleitungen der Malkunst zu befleißen. Dann sagte ich ihm noch etliches Zuversichtliche in bezug auf seine vermutliche Begabung, was er in Bescheidenheit aufnahm.

Von diesem Tage an war Ghisberto mein Schüler. Und obwohl er, seinem Einbekenntnisse nach, nie bisher den Pinsel geführt hatte, gewann er alsbald eine staunenswerte Geschicklichkeit, also daß ich in großer Freude war und mich nicht wenig berühmte, sogleich aus seiner äußeren Erscheinung sein Talent erkannt zu haben. Und solches ist ja gewiß möglich, wenn ein Mann viele Jahre lang einer Kunst obgelegen und es gelernt hat, zwischen einem Meister und seinen Werken zu vergleichen und Schlüsse zu machen; dann sieht er bereits in dem Schüler, der bei ihm eintritt, was der künftige Meister zu schaffen vermögen wird.

Und außerdem wurde Ghisberto mein Freund. Der Unterschied in den Jahren war nicht sonderlich groß und danach die Art unserer Freundschaft nicht wie zwischen einem reifen Manne und einem halben Knaben, wo dieser gleichsam ein Weib ist und wie ein solches geliebt wird und liebt, sondern wie die von Brüdern. Und stets war es mir, ich sei ihm bereits einmal in meiner Jugend begegnet. Oft ja ist dies so zwischen Freunden, hier aber kam noch hinzu, daß ich ihn von einem Geschlechte wußte, dessen Namen ich in meinen jungen Jahren oft gehört, und fast wie eine Erinnerung an meine Heimat wob um ihn und machte ihn mir doppelt teuer.

Denn jetzt, da ich diese Mahnung hatte, empfand ich mit einem Male gleichsam eine heimliche Sehnsucht, die Stätten meiner Kindheit wiederzusehen oder nur einen, der mir Kunde von ihnen brächte. Es war vielleicht weniger die Sehnsucht nach jenen Stätten als nach meiner Kindheit selbst. Und von ihm dachte ich, er könne mir jene Kunde geben, und ich brauchte nur die Frage zu tun. Aber sei es, daß ich mich zu verraten fürchtete, ob ich auch noch so gleichgültig und nebenher jene Fragen täte, sei es, daß mir der Gedanke an jene Möglichkeit süßer war als die sichere Antwort, — ich fragte ihn niemals nach meiner Stadt. Er hinwieder war keiner von denen, die stets von ihren Abenteuern erzählen und stets eine Überzahl von Worten auf den Lippen haben; er verstand besser, mir zuzuhören, wenn ich von jenen Dingen sprach, die meine Seele bewegten; doch was er dazwischenwarf, war immer verständig, und ich erkannte in ihm einen Mann von feiner, ritterlicher Bildung und offenem Geiste für die neuen Gedanken unserer Zeit. Und so wert ward mir dieser Schüler, daß ich ihn in Wahrheit wie einen jüngeren Bruder hielt und ihm allezeit Zutritt bei mir gewährte, ebenso in jenen Gemächern, die mir im Palaste des Fürsten eingeräumt waren, wie in meinem Landhause, wenn er mich dort wußte, und ich freute mich, wenn er diese Freiheit benutzte; doch das tat er nur selten, um mir nicht aufdringlich zu erscheinen, wie er befürchten mochte.

Was mich an dem Freunde wundernahm, war, daß er niemals von Frauen sprach und keine Bewegung verriet, wenn andere über diesen Gegenstand redeten, und ob es noch so voll Glut und brünstiger Anbetung war. Ich fragte ihn auch hierüber nicht, weil ich mir nicht den Anschein wecken wollte, als suche ich ihm ein Geheimnis abzudringen, das er vielleicht im Herzen trug, aber ich dachte doch bei mir: wie ist es möglich, daß dieser schöne und edle Jüngling den Frauen so fremd zu sein scheint, während er

doch ihrer aller Augen auf sich zieht und der Huld einer jeden gewiß sein könnte, der er seine Dienste böte? Ist er etwa einer von jenen Kalten, denen keine Regung von Minne das Herz erwärmt, und die durch den Frühling wandeln, ohne die Süße seines heimlichen Säftedranges zu fühlen? Wie jedoch ist es dann möglich, daß er in der Kunst so Hohes erringt, wo diese doch vor allem ein erregsames und heißes Herz verlangt, ja ohne ein solches nur eitle Fertigkeit ohne Seelentiefe, ohne wahrhaftes Leben wäre? Und ich mochte es auch nicht glauben, da ich in seinen Augen oft jenen zauberischen Glanz sah, der dem Kundigen das fühlende Herz verrät, und ob es sich auch dreimal in Stolz und Härte und Kälte panzert. Dann dachte ich: hab keine Sorge um den Freund! Auch ihn wird die Minne sieghaft überziehen wie ein ganzes Heer in Waffen, und um so plötzlicher wird ihr Sieg sein und um so süßer, je später sie kommt.

Es war schon tief im Sommer, als mir der Gedanke kam, ein Fest, das ich in meinem Landhause veranstalten wollte, gleichsam einen Triumph der Minne vorstellen zu lassen, indem ich jene Bedenken über den Freund zum Ausgang nahm. Und jene Holdselige sollte diesmal Frau Venus selbst sein in einem herzroten Gewande, das mir hierzu das Treffendste schien. Und es war ein großes Treiben sowohl in meiner Werkstatt als in meinem Landhause, und da insbesondere in dem Garten, wo jenes Fest statthaben sollte. Mancherlei kam mir dabei in den Sinn. So zumal jene nächtliche Ausgrabung des marmornen Venusbildes zu der Zeit, als Meister Stephanos mein erster Freund gewesen und ich zu ihm emporgesehen hatte als ein Schüler zu seinem Lehrer, von dessen Lippen er jedes Wort als untrügliche Weisheit annimmt. Und diese Erinnerungen, mir so schmerzlich worden, hatten nun alle Bitternis verloren, denn ich empfand, es sei doch köstlich und selbst nicht zu teuer mit einem grauenvollen Tode bezahlt, denen, die nach uns kommen, wie auch denen selbst, die mit uns sind, ein Weiser auf dem Pfade zur inneren Befriedigung, zur Heiterkeit der Seele zu sein. Als ein solcher wußte ich mich meinen Lehrlingen und Freunden gegenüber und sonderlich jenem, der mir von ihnen am teuersten war. Also sollte mein Fest auch bei Fackelschein abgehalten werden, und jene Frau Venus, die wir damals als ein kaltes, steinernes Bild aus der Erde gegraben hatten, sollte als eine leibhaftige holdselige Frau unter uns sein und mit ihrem lebendigen Lächeln uns begnaden. Ich selbst überwachte alle Vorbereitungen, und war bald da und bald dort und ordnete an und half mit, wo es nötig war. Denn noch vieles war zu vollenden, und die Zeit drängte: morgen sollte das Fest sein. Bis in die Nacht hatten wir zu schaffen.

Da war es, daß ich von ungefähr an einer Laube vorüberkam, und mein Schritt war lautlos auf dem feinen blauen Sande, den ich hatte aufstreuen lassen. Da hörte ich Stimmen, und ob sie nur flüsterten, ich unterschied, daß es jene Holdselige war und jener mein Freund. Ich achtete es nicht, obwohl es mich schier verwunderte, daß Ghisberto, der niemals bisher auch nur ein Wort an jene Holdselige gerichtet hatte, jetzt dennoch mit ihr sprach. Aber das ganze Getriebe der Vorbereitungen erklärte es mir wohl, und ich

nahm es als ein gutes Anzeichen, daß er nun doch einer edeln Frau Rede stand, um so mehr, als es Frau Venus selbst war. Und lächelnd ging ich vorüber.

Als ich nach einiger Zeit in das Haus trat und jene Holdselige aufsuchte, fand ich sie beim Scheine der Lampe sitzen mit einer Fülle blutroten Mohnes im Schoß, auf den sie gleichsam gedankenabwesend und mit einem schier schmerzlichen Lächeln niederblickte. Sie schrak auf, als sie mich plötzlich nahe fühlte, und ich sah wieder in dieselben Augen wie damals, wo ich sie an unsere Flucht erinnert hatte.

„Was soll der Mohn?" fragte ich.

„Es sind Blumen auf das Fest," sagte sie nur.

„Für dein Haar," sagte ich weiter, „statt der Rosen?"

„Ja für mein Haar . . . statt der Rosen," wiederholte sie.

„Du bist müde, Sonnenkind?" fragte ich darauf besorgt.

Und wieder sagte sie nur: „Ja, ich bin müde . . ."

Da ließ ich sie allein.

Am nächsten Abend nun begann das Fest. Die vornehmsten Edeln der Stadt, darunter zuvörderst auch unser gnädiger Fürst, versammelten sich in meinem Garten, dazu auch eine Anzahl der edelsten und schönsten Frauen mit ihrer Begleitung. Ich und jene Holdselige, die nur erst ein prächtiges Festgewand und noch nicht das herzrote trug, empfingen sie mit allen Ehren und geleiteten sie in den Garten, der von sehr vielen Fackeln und Windlichtern fast so hell wie am Tage war, nur in ein mehr rötliches Licht getaucht, wodurch die ganze Luft wie von einem überaus feinen goldenen Nebel erfüllt schien. Lautenspieler waren in einer Laube verborgen und ließen stets eine leise Musik erklingen, so daß es war, als komme diese nicht von irgendwelchen Instrumenten, sondern aus der Luft selbst, gewissermaßen als seien wir dem Himmel so nahe, daß wir den Gesang der Sphären vernahmen. Und keine besondere Weise unterschied man, einzig das leise Klingen. Erst zu dem Mahle hieß ich die Spieler näher herantreten und fröhliche Stücke spielen, wie sie zu Wein und Speisen angemessen waren.

Und ich hatte es so bestimmt, daß jene Holdselige, nachdem sie sich unbemerkt entfernt hatte, eben zur Mitternachtsstunde in ihrem roten Frau Venus-Gewande vor den Gästen erscheinen sollte, um sie mit den Worten, die ich hierfür aufgesetzt hatte, zu begrüßen und ihnen den Becher zuzutrinken.

Aber Mitternacht kam heran, und noch sah ich jene Teure unter den Gästen in ihrer unvergleichlichen Anmut scherzen und ihr süßes Lächeln an sie verschwenden. Ich war fast unwillig darüber, daß sie die festgesetzte Stunde versäumen sollte, und als ich gleichsam von ohngefähr an sie herantrat, mahnte ich sie. Sie aber sah mich mit seltsam bittenden Augen an und sagte:

„Noch nicht, ich bitte dich, noch eine Stunde!"

Ich wußte nicht, warum sie dem Plane zuwider ihre Begrüßung aufschob, und befürchtete, die Gäste würden mir ohne dieses neue Reizmittel überdrüssig werden und gar aufbrechen. Ich mußte sie jedoch gewähren lassen, wollte ich nicht ihre Laune zerstören. Und es war mir, als sei gerade heute ihr Herz von besonderer Festesfreude voll, und schöner als jemals erschien sie mir in dem Schein der spielenden Lichter.

Wieder verging eine Stunde, und wieder mahnte ich sie, aber noch einmal bat sie: „Noch eine Stunde!“

Da fing der Himmel schon an, sich etwas aufzuhellen, und die Fackeln brannten zusehends matter. Aber noch immer war es Nacht. Nun glaubte ich sie mit einem Male zu verstehen: sie wollte erst dann als wiedergeborene Frau Venus vor uns erscheinen, wenn der junge Tag erglommen war, und in der Tat deuchte mich das noch viel angemessener und herrlicher, so daß ich fürder jede Mahnung unterließ und nur trachtete, meinen Gästen die Stunden so angenehm dahinfließen zu machen, daß sie völlig über sie getäuscht waren und sich noch um Mitternacht wähnen konnten, während es fast schon Morgen war. Und als ich dann jene Holdselige nicht mehr im Garten sah und wußte, daß sie sich nunmehr zu der Göttin umkleidete, machte ich den Gästen gegenüber Andeutungen, daß anjetzt Frau Venus selbst zu uns treten sollte, um uns an dem neuen Tage zu begrüßen. Und fast errieten sie, was sich vorbereitete. Und ich selbst war voll brennender Erwartung.

Da plötzlich flog ein roter, leuchtender Schein am Himmel auf und dämpfte alle Lichter, so daß sie unnütz waren und ich sie verlöschen hieß. Und während dies geschah, entstand auf einmal eine Stille im Garten, als wären alle übernommen von dem ewiglich neuen Wunder des anbrechenden Morgens.

Aber da trat aus der Tür des Hauses und kam die weißen Treppenstufen hernieder jene Holdselige in dem herzroten Gewand und mit wenigen halbwelken Mohnblüten in dem offenen, goldenen Haar und trug einen Becher in ihren lichten Händen vor der Brust. Blaß erschien sie, wie sie schritt, und nur langsam kam sie heran, und ihr Lächeln war seltsam.

So trat sie auf einen freien Platz, der ebenfalls mit dem feinen blauen Sande bestreut war wie alle Wege meines Gartens, und ich hatte dies in jenen Worten, die sie sagen sollte, bedacht und den blauen Grund als den Meeresspiegel gedeutet, über den sie hinschritt, die aus dem Schaume geborene Göttin. Und nun begann sie die aufgesetzten Worte zu sprechen und war ganz Frau Venus, die den Sterblichen erscheint und sie ihrer ewigen Huld versichert. Und sie grüßte die Menschen und grüßte Himmel und Erde und segnete das Meer, dem sie zum Leben entstiegen war, und segnete dieses Leben und pries es heilig und göttlich, wie sie selbst war.

Und da jene Holdselige dies sprach, da schien es mir, sie sei so mächtig davon ergriffen, daß ihre Stimme erbebte und Tränen aus ihren Augen traten und ihr ganzes Antlitz wie verwandelt war.

Dann trank sie einen langen Zug, nicht aber, daß sie sich darauf zu den Gästen wandte, wie vermeint war, um jetzt den Becher herumzureichen, damit jeder aus ihm tränke, sondern sie hatte ihn allein geleert und warf ihn hin, und ganz unmerklich erst, dann immer deutlicher und lebhafter, wie trunken von dem Tranke, begann sie zu tanzen, aber nur, als schaukle das Meer sie auf seinen Wellen, indem sie nicht von der Stelle wich, sondern nur sich wiegte und die Arme bewegte und schlang und mit den Händen in ihr sonnrotes Gelock griff und es emporbreitete, daß es wie wirkliche Flammen war, zumal in diesem Morgenglanz, der höher und höher entbrannte,

und sie, in ihrem roten Gewande, gleichsam ein tanzendes Herz schien, aus dem das Feuer schlug.

Und immer blickte sie nur auf mich, während sie tanzte, und machte mein Blut wild zum Hirn steigen, daß ich selbst wie von dem Sonnenfeuer ihres Haares ergriffen war, und plötzlich sah ich alles als ein Bild vor mir, und war so tief erschüttert, daß ich allsogleich mit wenigen Worten von den Gästen ging und in meine kleine Werkstatt, die ich auch in dem Landhause hatte, eilte, um jenes Bild für alle Zeiten festzuhalten. Denn ich wußte, es würde das herrlichste sein, das ich je zu schaffen vermochte. Und was immer auch komme, ich verbot dem Gesinde, irgend jemanden vor mich zu lassen, noch mich auf irgendwelche Weise zu stören, ja, mir nicht einmal Speise zu bringen, bevor ich nicht selbst danach verlangte. So hielt ich es stets, wenn ich von einem Gegenstande besonders ergriffen war, und alle wußten das, auch der Fürst und meine anderen Freunde, so daß ich nicht befürchten mußte, sie durch meinen eiligen Abschied beleidigt zu haben.

Sogleich nun ging ich ans Werk und malte wie in einem Fieber, Stunde auf Stunde bis in den vollen Tag, und hatte stets jenes Bild leibhaftig vor Augen, so daß ich gleichsam nur ein Abbild davon zu machen brauchte: das blaue Meer in sanfter, glatter Fläche, der grüne Strand mit dem zärtlichen Nebelschleier der Frühe, weit hingedehnt, der große Himmel darüber im Morgenleuchten, und groß und herrlich inmitten dieser Natur Frau Venus im roten Gewande, einem tanzenden Herzen gleich. Und das Bild sollte heißen:

„Die Auferstehung der Venus".

Und während ich malte, erfüllten mich alle einstigen Gedanken über die Wiederkunft der alten Götter, und ich dachte an die vielerlei Gespräche, die ich mit Meister Stephanos geführt, an die Ausgrabung des Steinbildes und den festlichen Zug und auch an seinen Tod. Aber nun hatte selbst dieser Tod nichts Grausiges mehr für mich, ich sah ihn vielmehr in der Glorie des Märtyrertums und erschauerte nur vor seiner Größe und Erhabenheit. Und ich dachte, wie der Meister nun lächeln würde, wenn er von meinem gegenwärtigen Leben wüßte, das wie eine Erfüllung seiner Träume war, und die Feste sähe, die ich in seinem Geiste schuf, und hier das Bild sähe, das ich eben zu Ehren seiner hohen Göttin malte, mit deren weißen Trümmern er begraben lag. Und wie ich so malte, pries ich mich glücklich und selig, daß mir die Götter ein solches gewährt.

Dann aber, als ich die Göttin selbst malte, waren alle meine Gedanken nur bei jener Holdseligen, und alles, was ich jemals ihr zum Preise gesungen — und das waren meine schönsten Gedichte, aber ich hatte sie niemandem je mitgeteilt außer ihr, der sie galten —, alles das kam mir nun wieder in den Sinn und nicht anders denn damals, da ich jene Reime geschrieben, mit derselben heimlichen Melodie, aus der sie gleichsam geboren wurden, und mit derselben wunderbaren Neuheit, die mich über jede Zeile in meinem Geiste erstaunen ließ, als sei nicht ich es, der die Worte setzte, sondern ein anderer spräche sie mir vor oder gäbe sie mir ein. Ganz von Melodien war ich umwebt, wie ich malte, und mein Herz war ein einziger Lobpreis jener Hold-

seligen. Nicht der einzelnen süßen Stunden gedachte ich, sondern sie alle flossen gleichsam ineinander, wie jede Rose, die man pflückt, einzeln schön ist, aber vor einem ganzen Rosenhag das Auge nicht mehr die einzelne sieht, sondern nur die unermeßliche Fülle des Blustes allenthalben. Aber herrlicher als jedes Lied zum Preise jener Holdseligen sollte dieses Bild werden und ewig von ihr melden. Denn wohl mag es sein, daß eine Sprache vergessen wird und tot ist, aber die Schönheit, die zu den Augen spricht, bleibt immer lebendig. So malte ich.

Da war es, daß an meine Tür gepocht wurde — und ich mochte ein früheres Pochen überhört haben, denn dieses war heftig und drängend. Ein Ingrimm erfaßte mich, und ich sprang auf und eilte zur Tür, riß sie zurück und wäre fähig gewesen, die Magd, die da vor mir stand, ob der Störung, die sie verschuldet, zu erschlagen, aber als ich sie anfuhr, wich sie in Furcht zurück, ohne ein Wort hervorzubringen. Sie wollte mich mahnen, daß es Speisezeit ist, dachte ich und lächelte ob des Kleinsinns der gewöhnlichen Menschen, deren einziges Denken und Trachten dem Pansen gilt, wie sie ihn füllen. Und so wich jener Unmut alsbald, und ich arbeitete weiter und sah die Gestalt der Göttin immer wahrhaftiger werden und mir auf das beste gelingen, was meine innere Freudigkeit noch um vieles erhöhte, also daß ich wohl in jenen Stunden meines Lebens reichste und reinste Wonnen genoß.

Aber da, eben als mein Gemälde fast vollendet war, stürmten wieder heftige Schläge an meine Tür, und in großem Mißmute wieder legte ich den Pinsel hin und öffnete.

Da war es Ghisberto, der gekommen war, aber ehe ich ihn zu fragen begonnen, war er mir zu Füßen gestürzt und hatte meine Kniee umschlungen und schrie:

„Helfet, Herr! Eure Fraue stirbt!"

Und zu mehreren Malen mußte er es rufen, bevor ich es verstand; ich starrte nur auf ihn nieder und in seine Augen, die mir so seltsam schienen, als hätte ich schon in anderen den gleichen Schrecken geschaut. Da nun verstand ich ihn und erkannte auch die Augen: in solcher Verstörnis hatte jene Holdselige mich angeblickt, als sie mich beschworen, sie zu retten, und stets so, wenn ich sie an unsere Flucht gemahnt; ihr Blick war nun in Ghisbertos Augen, wie er von ihr sagte: sie stirbt.

Ich weiß nicht, wie ich ihm folgte, nur daß ich dann lange Zeit in einem Zimmer saß, wo jene Holdselige vor mir auf ihrem Bette lag und noch lächelte mit ihren süßen Lippen. Später Nachmittag war es, und ein mildes gelbes Licht war in dem ganzen weiten Raum und machte, daß er weiter und freier erschien, als tauchte alles in seinen unirdischen Schimmer. Ich war allein mit ihr; kein Arzt kam mehr, keine Wärterin, denn es gab keine Hilfe mehr, und sie lag und schlief. Ich wußte kaum von mir, hatte kein Gefühl, sondern war selbst wie tot in meiner Seele, nur daß meine Augen noch lebten und sahen.

Und stets blickte ich auf jene Holdselige vor mir, auf ihr liebes, blasses Antlitz, ihr goldenes Haar, das in dem gelben Lichte tiefer von Farbe und fast

wie neues Kupfer erschien, auf ihre beiden lichten Hände, die sie sanft auf die Brust gelegt hatte, und die da reglos beisammen ruhten wie zwei weiße Tauben in einem Nest. Und dann war es mir, das Gemach weite sich zu einem offenen Land, zu einer Wüste in dem gelben Schein des Sandes und auch unter einem gelben Himmel, und ich blickte sehr weit bis ganz dahin, wo Himmel und Land in einer feinen Linie sich trennten, kaum unterscheidbar. Und von da, während ich saß und starrte, kam wie eine Schattengestalt mit langsamen, doch unaufhaltsamen Schritten, erst nur ganz undeutlich auszunehmen, dann deutlicher, die Gestalt eines Mannes in einem langen aschenfarbenen Gewand und mit den hohen Flügeln eines Engels, doch auch diese aschengrau. Langsam so schritt diese Gestalt daher und bannte meinen Blick ohne Unterlaß auf sich, so daß ich ganz vergaß, wo ich war, und mich selbst in der gelben Wüste vermeinte, einsam vor dem Bilde jener Holdseligen, die vor mir in den weißen Kissen lag. Und näher und näher kam die Gestalt, und ich verwandte den Blick nicht von ihr, sondern starrte nur. Aber ob sie auch schon so nahe war, daß ich ihre Züge ausnahm, so blieben mir doch ihre Augen rätselhaft. Wer war es, der da durch die gelbe Wüste kam, immer dunkler, je mehr er nahte, indessen das Gelb des Sandes und des Himmels immer stärker erglühte? Ich wußte mir keine Antwort. Und die Gestalt wuchs und wuchs vor mir bis weit über das menschliche Maß, und ich sprach in mir selbst: „Es ist fürwahr ein Engel." Aber dann war es, daß sein Schatten über mich kam und es dunkler und dunkler um mich ward und das grelle Gelb zu beiden Seiten verschwand; und das tat den gequälten Augen wohl, und zugleich sank eine leichte Kühle ein, die den Atem erfrischte. Ich fühlte mich gut geborgen unter dem Schatten des Engels. Da plötzlich war er ganz nah, und ich starrte auf und sah seine Augen! Ah, ich kannte diesen Blick voller Schrecknis, Ghisbertos Blick, da er mich gerufen, Helias Blick!

„Helia!" schrie ich und griff nach ihren Händen — ganz weiß nun in dem tiefen Abendschatten — da fühlte ich, daß sie kalt waren — —

Von den Tagen, die auf jene Stunden folgten, ist mir nur weniges mehr im Gedächtnis geblieben. Ich war wie in mein innerstes Herz getroffen, ein Todwunder, der sich nur mühsam seines Weges schleppt, ohne Empfindung zumeist, dann mit einem Male von einem überwilden Schmerz ergriffen, der ihn ganz darniederwirft. Meist war mir, als sei es nur ein arger Traum, als könnte es nicht sein, daß Helia tot war, Helia, die noch an diesem Morgen im roten Gewande das Leben, die schöne Welt begrüßt, ihnen den Weihetrank dargebracht hatte, Helia, die vor uns getanzt hatte mit jenen welken, dunkelblutfarbenen Mohnblüten in dem sonnroten Haar, die dieses göttliche Haar mit den Fingern zu lodernden Flammen um ihr Haupt emporgebreitet hatte, also daß sie ein tanzendes Herz schien, aus dem seines glühenden Blutes helles Feuer schlug. Ach, und doch war sie tot, lag in ihrer Schönheit starr in dem schmalen Sarge, nach dem die Erde schon einen schwarzen erbarmungslosen Mund öffnete, ihn für ewig zu verschlingen.

Aber nein, nein! nicht in eine schwarze Gruft sollte sie verschlossen werden, vielmehr ein geziemlicheres Grabmal wollte ich wölben lassen zur Stätte für

ihren Sarg in meinem eigenen Garten, dort, wo die Rosenbüsche am dichtesten waren, ein Mal, das kein Totenhaus war, sondern ein kleiner Tempel, weiß und friedevoll wie ein reines Gebet. Und für einige Zeit kam mir die völlige Klarheit der Sinne zurück und zugleich eine sonderbare Ruhe, so daß ich selbst den Bau des Grabmales angeben und überwachen konnte. Stets aber, wenn ich wieder in das Haus zurückkehrte, fand ich Ghisberto zu Füßen des Sarges an der Erde liegen und weinen. Wenn ich kam, raffte er sich auf und ging hinweg mit schwanken Schritten wie ein Taumelnder. Und fast, wenn ich ihn so sah, zieh ich mich selbst der Herzenshärte, daß ich noch draußen den Arbeitern Befehle erteilen konnte, währenddessen dieser, dem sie doch nichts gewesen als eine gnädige Herrin, hier vor ihrem Sarge lag und unendliche Tränen vergoß. Aber bis das Gewölbe vollendet war, blieb ich so seltsam ruhig.

Und während dieser Tage lag die Tote in ihrem offenen Sarge, nur mit einem leichten Schleier bedeckt, auf den die Mägde täglich frische Blumen streuten, und wenn ich das Tuch wegnahm, war es noch dasselbe holde Antlitz, ganz so, als schliefe es nur, und ihre Lippen lächelten stets noch so süß.

Dann aber war das Gewölbe fertig, und sie sollte begraben werden in der folgenden Nacht. Da kam wieder mein ganzer Schmerz über mich, und ich wich nicht von ihrem Sarge und sann und sann, was ich tun möchte, um ihr ein Zeichen mitzugeben, wie einzig teuer sie mir war. Und ich fand lange nichts. Dann jedoch, als der Abend hereinsank und das letzte Licht wie eine traurige milde Weise war, die ein einsamer Hirte fern auf dem Felde singt und so um meine Seele bebte, da dachte ich jener Lieder, die ich nur für die Unvergleichliche gesungen, und die niemand sonst kannte als sie und ich, und diese Reime beschloß ich in ihren Sarg zu legen als ein Zeichen meiner Liebe, die auch im Tode noch bei ihr blieb, und beschloß, fürder nichts mehr zu dichten; denn nun war all mein Leben tot. Und auch jenes Bild, das herrlichste, das ich geschaffen hatte, auch dieses, das ihren Preis sang, sollte ganz nur ihr angehören; kein Auge als meines nur hatte es noch gesehen, so war es unentweiht und heilig genug, um bei ihr sein zu dürfen in ihrer Kammer.

Also tat ich. Ich nahm jene Gedichte und bettete sie beim Schein der Lampe, der mich noch einmal ihr viel holdes Antlitz schauen ließ, in ihr reiches, sonnrotes Haar, und jenes Bild schlug ich leichtlich in ein Tuch und trug es selbst in das Gewölbe und stellte es da auf, bedeckt von dem Tuche.

Um Mitternacht dann wurde die Teuere begraben.

Von da an beschloß ich jeder Kunstübung zu entsagen, erbat von meinem gnädigen Fürsten den Abschied und entließ meine Schüler. Ghisberto jedoch war nicht mehr unter ihnen, und als ich nach ihm fragte, sagten sie mir, er habe die Stadt verlassen; und ihn vielleicht hätte ich bei mir zu behalten gewünscht, denn mein Herz war ihm sehr zugetan, und nun wußte ich den Blick jener Verklärten in seinen Augen. Aber ich sollte ganz einsam sein, um allein nur meiner unsäglichen Trauer zu leben, für die es keine Tröstung gab.

Und so lebte ich nun. Mein Fürst mochte glauben, ich werde nach einiger Zeit wieder zu meiner Arbeit zurückkehren, und nur in dieser Zuversicht hatte

er mir den Abschied gewährt, und ebenso hofften meine Freunde. Ich aber hielt es ernst mit meinem Entschlusse und wußte nichts, was mich von ihm wieder hätte abbringen können. Was das Leben zu bieten vermag, ich hatte es genossen, herzbeseligende Liebe, Ruhm und Reichtum; ganz mit Schönheit hatte es sich mir erfüllt und mich zu der Menschen glücklichstem gemacht. Was konnte ich noch jemals mehr erwarten, wonach noch ringen? So war es das einzige, daß ich, nachdem dieses Leben seine Krone verloren, in meiner Trauer beharrte und in dieser jenes letzte köstliche Gut sah, das ich mir bewahren mußte, sollte ich nicht völlig verarmen. In ihr war noch ein Glanz der Schönheit.

Ich kehrte nicht wieder in das Hofleben zurück, sondern hielt mich einsam auf meinem Landsitze, von nur wenigen treuen Dienern umgeben und die Zeit zwischen dem Gedenken an jene teuere Tote, der Pflege meines Gartens und dem Studium der Alten teilend. Mein Schmerz hatte seine Wildheit verloren, eine gleichmäßige Klarheit des Geistes beherrschte mich, und ich glaubte selbst einer jener alten Weisen zu sein, die, nachdem sie die Nichtigkeit aller Güter erkannt, in friedlicher Weltabgeschiedenheit ihre Tage verbrachten bis zu dem, der ihr letzter war. Das, was die anderen Menschen bewegt, Ehrgeiz, Schaffenslust, jede solche Regung war in mir erstorben in jenem Augenblicke, wo meine Hände nach den Händen jener Holdseligen gegriffen hatten und von der Kälte des Todes durchschauert worden waren.

Selten nur geschah es, daß mich dieser oder jener von meinen früheren Freunden aufsuchte, und ich erkannte auch die Eitelkeit solcher Freundschaft und Bewunderung.

Aber mein gnädiger Fürst hatte mich nicht vergessen und kam bisweilen und suchte mich zu verlocken, wieder meine Dienste aufzunehmen, und er sprach mir zumal von dem Dome, der mit Bildern aus dem Leben seines Heiligen zu schmücken war. Das Bauwerk war nahezu vollendet, und ich sollte ihn ausschmücken und völlige Freiheit haben. Ich konnte darauf nur antworten, wie es mir zu Sinne war, daß ich nämlich bei meinem zurückgezogenen Leben bleiben wolle und auch glaube, daß meine künstlerische Kraft erloschen sei und ich nur Stümperarbeit werde leisten können. Der Fürst jedoch wollte diese Antwort nicht gelten lassen und sagte: noch sei es nicht so weit, daß die Ausschmückung des Domes beginnen könne, bis dahin werde ich mich wohl eines besseren bedenken.

Und ingleichen wünschte er, daß ich ihm wieder Feste ersinne, und als ich mich hierzu völlig außerstande erklärte, daß ich wenigstens wieder Gedichte schreibe und meinen Ruhm in der Welt befestige. Denn, sagte er, ein anderer sei eben jetzt erstanden, mit dem ich mich messen müsse, ein gewisser Dante aus der Familie der Alighieri in Florenz. Und er berichtete mir von einer Höllenfahrt, die dieser in mehr als dreißig Gesängen geschildert habe; eine Abschrift des köstlichen Werkes sei in seine, des Fürsten, Hände gelangt. Nichts, was jemals bisher in der Volkssprache geschrieben worden, gleiche dieser Dichtung und nichts auch von den Alten. Dieser Dante Alighieri sei der größte Dichter aller Zeiten, größer als Vergil, den er sich zum Begleiter und Deuter seiner Fahrt genommen habe, größer als Homerus, den er selbst

als den höchsten preise. Und der Fürst fand nicht genug rühmende Worte, mir jenen Dante Alighieri zu loben und suchte mich dabei stets wieder anzueifern, noch größeres als jener zu wagen und mir und ihm einen noch höheren Ruhm zu erringen.

Ich aber schüttelte nur den Kopf. „Gnädigster Herr," sprach ich, „wohl hat es eine Zeit gegeben, wo mich Eifersucht um den Ruhm eines anderen ergriff, und eben jenes Dante Alighieri gedenke ich aus meiner Jugend, daß er ein Sonett aussandte und alle Dichter im Lande aufforderte, ihm den Traum, der darin erzählt war, zu deuten. Auch ich versuchte dies, aber schon damals verschmähte ich, mein Gedicht an ihn zurückzusenden. Um wieviel mehr muß es mir heute als nichtig erscheinen, mit ihm oder irgendeinem in Wettstreit zu treten. Mein Werk ist getan, mögen andere kommen und Vollendeteres schaffen, ich will es ihnen nicht verwehren."

So sprach ich, aber doch fühlte ich eine geheime Regung von Neid in mir, eben weil es jener Dante Alighieri war, dem ich mich einst so weit überlegen gedünkt, und dem nun so Großes gelungen sein sollte. Alsbald jedoch schwieg diese Regung wieder.

Der Fürst indessen fuhr fort, mir von jenen Gesängen zu erzählen, und er wußte einige Stellen auswendig und trug sie mir vor, gleich wie er einst *meine* Reime im Munde zu haben pflegte; auch dies erweckte jetzt fast meinen Neid, ohne daß ich es gleichwohl eingestand, selbst nicht mir. Zuletzt noch sagte er, jener Dante Alighieri sei eben für einige Zeit sein Gast, denn er sei aus Florenz verbannt und suche nun die Höfe der Fürsten auf, die ihm geneigt seien. Und ich solle doch kommen, um dem einzigen Manne zu begegnen. Ich aber wiederholte, daß ich in meiner Zurückgezogenheit bleiben wolle, und bat den Fürsten, mir gnädigst solches zu gestatten.

Ich wollte jenem Dante Alighieri nicht begegnen. Und es war vielleicht auch das Gefühl dabei, daß jener, ob auch verbannt, doch ein viel glücklicherer war als ich, da er noch schaffen konnte, indessen *meine* Kraft völlig gebrochen war, und einem Traurigen ist ja stets der Anblick eines Glücklicheren schmerzlich. So kam ich auch jetzt nicht an den Hof.

Nun hatte ich in jener Zeit, nachdem ich zuerst ausschließlich in meinem Hause und Garten verblieben war, die Gewohnheit angenommen, bisweilen weiter hinaus in das Land zu wandern, um während solcher Wanderung vornehmlich den Gedanken an jene teuere Verklärte nachzuhängen. Oft konnte ich da fast Stunde für Stunde jener unserer Flucht in den Frühling wiedererleben, und dies war mir süße Zeit.

Eines Abends nun, als ich heimkehrte, war es, daß ich in dem letzten Aufleuchten des Tages einen Mann am Rande der Straße auf einem Steine sitzen sah, in das lange, schwarze Gewand des Gelehrten gehüllt und mit einer gleichen Kappe, die sein ganzes Haupt umschloß, nur daß an der Schläfe eine schüttere, falbblonde Strähne hervorgequollen war, und sie und die gebückte Haltung ließ einen Greisen in ihm vermuten. Doch als ich näher kam, erkannte ich die starken und stolzen Züge eines Mannes in mittleren Jahren und ernste Augen, in denen die Glut des Abends flammte; die Lippen waren streng und schienen es mehr von Schweigen als von Bitterkeit.

Ich war diesem Manne niemals in der Stadt begegnet. Ich grüßte ihn, als ich an ihm vorüberging, und er erwiderte meinen Gruß. Dann schritt ich weiter. Aber ehe der Weg eine Wendung machte, mußte ich mich, wie von einer geheimen Macht dazu genötigt, umwenden, um noch einmal nach dem sonderbaren Manne zu sehen, und er saß noch auf dem Steine dort, groß und scharf umrissen gegen den blassen Abendhimmel, und starrte noch hinüber in den sinkenden Tag.

Da dachte ich bei mir: dies muß wohl jener Dante sein, der heimatflüchtig an den Höfen der Fürsten umherzieht und jetzt auch von hier weiterwandert. Er hat die Hölle geschaut und berichtet ihre Schrecken mit großen, ehernen Worten, die jedem, der sie hört, in die Seele greifen und ihn schaudern machen. Aber soll das das höchste sein? Und ich dachte an meine Träume von der Wiederkunft der alten Götter, von den goldenen arkadischen Zeiten eines Lebens in reiner Schönheit, dachte an mein eigenes Leben mit seinen Festen und all seinen blühenden Farben. Und da stieg in mir der Wunsch auf, daß ich die Kraft hätte, wider jenen finsteren Geist mich zu erheben und der Sänger meiner sonnlichten Träume zu werden, Freude der Welt zu geben, statt sie mit Grauen zu verdüstern, wieder fröhliches Lachen zu erwecken, wie es bei unseren stolzen Festen klang. Keine Zuchtrute müßte meine Dichtkunst sein, sondern ein schön geschmückter Becher, den ich, mit edelm Weine randvoll gefüllt, in der Runde anbot.

Aber meine Kraft war dahin, ich wußte es, und ob ich sie aufpeitschte wie ein Roß, das erlahmen will, sie könnte doch nur für Augenblicke den Anschein ihrer einstigen Gebärde annehmen, und ihr Aufbäumen und Aufschäumen käme vielmehr von ihrer Schwäche. Meine Kraft lag begraben dort in der Gruft unter den vielen Rosen. So gab sich die plötzliche Regung wieder, und ich beschied mich mit meinem Lose, aber noch oft gedachte ich jenes ernsten schwarzen Mannes auf dem Steine am Rande des Heerweges, wie er in den sinkenden Tag blickte, und immer größer erschien er mir in meiner Erinnerung auf dem Hintergrunde jenes blassen Himmels.

Wieder vergingen Monde und Monde, und die Zeit kam, wo mit der Ausschmückung des besagten Domes begonnen werden sollte. Und noch einmal suchte mein gnädiger Fürst mich auf, um mich zu bestimmen, daß ich sie übernehme, und als ich nur wieder sagte, daß meine Kraft dahin sei, verhieß er mir zuversichtlich, daß die neue Aufgabe sie mir wiedergeben werde. Ich aber blieb in Demut bei meiner Weigerung. Da ging er bedrückt von mir, indem er noch sagte: auch wenn er den berufensten aller anderen Künstler mit der Ausschmückung des Domes betraue, hoffe er nicht, daß diese nur im halben Maße so herrlich gelingen werde wie mir, so ich sie übernommen hätte. Er nannte darauf Giotto di Bondone aus Florenz, der ihm bereits von vielen empfohlen worden sei.

Erst jetzt, wo er einen Namen nannte, kam mich wieder die Regung der Eifersucht und des Neides an, und der Fürst mochte diese Gedanken auf meiner Stirn und in meinen Augen lesen; denn lächelnd hielt er ein und schien zu warten. Ich jedoch bezwang mich und sagte Gleichgültiges. So ging der Fürst.

Aber die ganze Nacht nach dieser Unterredung fand ich keinen Schlaf, und sie war sehr qualvoll. O Dante, sprach ich bei mir selbst, du brauchtest nicht in die Hölle hinabzusteigen, um solche Martern zu schauen, siehe hier mich auf meinem zerwühlten glühenden Lager und sage mir, ob du ärgere Qualen kennst als diese, die ich nun leide! Bis an den Morgen lag ich so in dem heftigen Kampfe mit mir selbst: bald wollte ich zu dem Fürsten eilen und meine Dienste ihm aufdringen und ihm zu Füßen stürzen, so er etwa jenen anderen schon berufen hatte, bald schmähte ich mich selbst und nannte mich verrucht und niedrig, daß ich meines Gelöbnisses nicht eingedenk bleiben wollte.

Als aber das Dunkel dem neuen Tage wich, da ließen auch die dunkeln Anfechtungen von mir, und ich empfand den Verzicht auf den hohen Ruhm, den ich hätte erwerben können, wie ein Opfer, das ich jener teuern Verklärten brachte, und es war mir unendlich süße, daß es noch etwas gab, das ich ihr opfern konnte, damit es ein Zeichen dafür sei, wie meine Liebe zu ihr und meine Trauer um sie noch stets die gleichen waren wie an dem ersten Tage nach ihrem Scheiden. Und ich dachte mir, sie müsse es wissen und fühlen in ihrer Gruft, ja, wenn ich eindränge in dieses Heiligtum und den Schrein öffnete, darinnen sie lag, müßte ich sie lächeln sehen. Ich glaubte, völlig meinen Frieden wiedergefunden zu haben.

Aber nun kam es, daß jener Giotto aus Florenz in der Tat zur Ausschmückung des Domes berufen ward und alsbald sein Werk mit solchem Gelingen begann, daß die ganze Stadt voll war von der Trefflichkeit seiner Kunst. Wer immer mich aufsuchte, sprach mir nur von jenen Gemälden im Dome, von denen jedes neue herrlicher würde als die früheren und deren manche so an das Herz griffen, daß man weinen müßte, als sähe man ein wirkliches Begebnis.

Der Fürst selbst, der nun um so seltener kam, je häufiger sich andere einstige Freunde bei mir einstellten, hielt mit seinem Lobpreis nicht vor mir zurück, und in seiner lebhaften Art rief er, auch ich müsse in den Dom kommen und jene Darstellungen sehen, und nicht anders als alle werde auch ich begeistert sein und selbst jenem Künstler die Bruderhand bieten, denn er sei ebenso trefflich in seiner Art wie ich in der meinen gewesen. Diese Rede reizte mich heftig, aber noch gestand ich es mir nicht ein und ließ mir auch nicht anmerken, wie sehr sie mich betroffen hatte. Denn ich ersah nun wohl, daß der Fürst jenen Giotto weit höher stellte als mich und nur aus Höflichkeit und Freundschaft die besagten Ausdrücke wählte. Nimmer, wäre er mir nichts weiter als gleich gewesen, hätte der Fürst ihn mir gleich gestellt; als Freund mußte ich ihm stets höher gelten, und meine Art ja war es, die seinem Sinne entsprach, während jener ihn widerwillig zur Bewunderung zwang mit Gegenständen, denen er im Herzen fremd war. Eine Heiligenlegende malte jener Giotto, Predigten, Wunder an Siechen und Lahmen, Auferweckungen von verfallenen Toten, Martern und anderes Widriges und Grausiges; wir aber hingen den Träumen von den alten Göttern nach, und unsere Seele dürstete einzig nach Schönheit und Freude und ersann Triumphe des Frühlings und der Liebe. Welche Gewalt mußte da jener Giotto haben, daß er einen solchen Geist in seinen Bann zwang!

Und immer stärker, wie ich dies bedachte, ward in mir das Verlangen, die Malereien mit eigenen Augen zu schauen. Lange jedoch deuchte mich schon, diesem Verlangen nachzugeben, Untreue an der viel teuern Verklärten, um deretwillen ich all meiner Kunst und allem Ehrgeiz in ihr entsagt hatte, bis ich endlich meine Bedenken durch die falschen Überredungskünste meines niemals ruhenden Wunsches zum Schweigen brachte und nach noch einigem Zögern beschloß, hinzugehen und mich selbst zu überzeugen, ob die Kunst jenes Florentiners wirklich so mächtig war, wie man sie pries.

So ging ich eines Tages in der unscheinbaren Kleidung, die ich auf meinen Wanderungen zu tragen pflegte (jetzt aber, um nicht etwan von den Leuten, denen ich früher wohl bekannt war, erkannt zu werden), in die Stadt. Und niemand erkannte mich, wie ich durch die Straße ging, und schon dies war mir eine Stachel; denn ich dachte an die Zeiten zurück, wo ich von allen, Hohen wie Niederen, in Ehrfurcht gegrüßt worden, wo immer ich mich gezeigt. Und ich dachte: so haben sie dich schon vergessen nach den wenigen Jahren, die erst vergangen sind? Was war dein Ruhm in ihrem Munde, wenn sie sich schon jetzt nicht mehr deiner erinnern?

Und Bitterkeit erfüllte mich, als ich in den Dom trat, woselbst bereits eine große Menge anderer versammelt war, um auch die Gemälde zu betrachten und dem Meister bei seiner Arbeit zuzusehen. Und alle schienen mir in frommer Andacht zu sein, ja, etliche greise Männer und Weiber vom Lande hatten die Hände gefaltet und beteten unausgesetzt mit ihren dünnen Lippen, die trüben Augen zu den Wänden empor gerichtet, wo jene Gemälde zu schauen waren.

Und auch ich blickte hinauf — nicht ohne noch einmal in mir gekämpft zu haben — und sah nun die Werke, die alle mit Staunen und Bewunderung erfüllt hatten, und ich selbst, der sie, wie ich nicht verhehle, mit Haß und Neid betrachtete, auch ich fühlte mich niedergezwungen von ihrer Größe und strengen Erhabenheit. Denn solcher Art hatte noch kein Maler je zuvor gemalt. Und ich stellte mich in einen Winkel, wo mich der tiefe Schatten vor allen anderen verbarg und starrte nur zu den Gemälden empor. Vielfach zwar suchte ich Fehler zu entdecken, über die ich triumphieren konnte, aber wenn ich dann ehrlich darüber nachdachte, erschienen mir eben diese Fehler die größesten Vorzüge jenes Künstlers nach seiner Art. Ich konnte über keine einzige Linie, keinen einzigen Farbton mit ihm rechten. Je mehr ich die Malereien betrachtete, um so vollendeter schien mir ihre Kunst, und ich begriff, daß auch der Fürst sich vor ihrer Meisterschaft gebeugt hatte.

So stand ich lange in den Anblick dieser Gemälde versunken, bis schon die Dämmerung den hohen Kirchenraum erfüllte und nach und nach die Menge sich verlief. Da erst achtete ich jener Gestalten, die sich an einer anderen Stelle des Domes auf einem dort errichteten Brettergerüste hin und her bewegten und ihrer einen unterschied ich deutlich als ihren Meister.

Das also war Giotto, der Florentiner, in dem langen grauen Kittel mit dem roten Haar, darin nun die Abendsonne brannte. Er stand noch aufrecht, während die anderen schon ihre Geräte beiseite legten und sich anschickten, das

Gerüst zu verlassen. Und sie gingen, er allein blieb und malte weiter. Er schien kaum zu merken, daß der Tag verblich; vor seinen Augen mußte es noch helle sein, denn er malte sicher und in großen Zügen. Und dann war ich allein mit ihm.

Ich verwandte jetzt kein Auge von ihm, als banne mich irgend etwas an seine weißlich schimmernde Hand, als wolle ich so das Geheimnis ihrer Kunst erlisten. Aber nicht solcherlei Gedanken erfüllten mich, sondern nur eine unermeßliche Eifersucht, die von Minute zu Minute wuchs, je länger ich hier mit ihm allein war. Und so wild schlug mir das Herz in der Brust, daß ich fürchtete, er dort auf seinem Gerüst müßte es durch das tiefe Schweigen des weiten Raumes vernehmen und gewahr werden, daß einer hier in der dunkeln Ecke stand, und in den Augen begann ich Feuer zu fühlen, so daß ich fürchtete, er müsse sie glühen sehen wie die Augen eines Wolfes in der Nacht, wenn er sich umwandte.

Er jedoch malte noch fort, bis das letzte Licht erlosch. Dann erst hörte ich ihn die Geräte hinlegen und von dem Gerüst herunterkommen. Weither hallte sein Schritt über die Fliesen. Da schoß mir plötzlich alles Blut zum Hirne und wie von Trunkenheit benommen, so daß ich nicht wußte, was ich wollte, schlich ich mich zu der Tür hin, durch die er den Weg nehmen würde, und wie er sie eben auftat, zückte ich, vom Dunkel geborgen, meinen Dolch gegen ihn, um ihn zu töten. Er aber, der die Nähe eines Menschen verspürt haben mochte, wandte mir in eben diesem Augenblicke sein Antlitz zu, voll im Mondenscheine, der durch die offene Pforte brach. Und sein Antlitz war von solcher Häßlichkeit, an eines wütigen Hundes oder eines wahrhaften Teufels Fratze gemahnend, daß ich mit dem Dolche nicht zuzustoßen wagte und ihn vorüberließ, ohne daß er mich bemerkt hatte, wie es schien. Denn mit ruhigen Schritten ging er weiter.

Von da an hatte der Teufel völlig Macht über mich, und so war ich erboßt, daß ich mich von dem Gesichte jenes Mannes hatte erschrecken und abhalten lassen, ihn niederzustoßen, daß ich in meinem Ingrimm schier den Dolch auf meine eigene Brust wandte. Und besser wäre mir gewesen, ich hätte mich selbst ermordet, denn daß ich nun heimging und meine Seele noch unseligeren Gedanken preisgab. Ich war wahnwitzig, ein Tollfieber hatte mich ergriffen, ich achtete nichts Heiliges mehr. All mein Sinnen stand nur danach, wie es mir gelänge, wieder der Erste an Ruhm zu sein in meiner Kunst. Und da lächelte ich fast darüber, daß ich jenen Florentiner hatte töten wollen, denn nicht ihn mußte ich töten, sondern sein Werk. In meinem Fieber überhasteten sich die Pläne, und ich sah riesenhafte Visionen in brünstigen Farben, mit denen ich jene finsteren Legenden besiegen wollte, und ebenso quoll es in meinem Herzen von großen Worten, die verlangten, daß ich ihnen Ewigkeit gebe durch meine Kunst. Denn nicht nur als Maler, auch als Dichter mußte ich der Erste sein und jener schwarze ungeheure Dante vor meinem sonnenhaften Leuchten dahinschwinden wie ein mitternächtiges Scheuel, zurückgeschlungen in seine eigene Hölle.

So wanderte ich durch die Nacht auf mein Landhaus zu, und der scharfe Wind, der sich erhoben hatte, schlug meine Schläfen wie mit grimmigen

Geißeln, aber, so kalt er war, er kühlte nicht mein Blut, sondern peitschte es nur zu noch heißerem Wallen. Und eine Unrast hatte mich erfaßt, daß ich mich nicht zu gedulden vermochte und jene beiden schon morgen, ja heute noch besiegt wissen wollte von mir. Und wie ich meinem Landhause näher kam, hatte sich meiner der verruchte Entschluß bemächtigt, in die heilige Gruft jener Teuern zu dringen und ihr das Bild zu rauben, das ich mein herrlichstes wußte, damit ich es am morgigen Tage aller Welt zeige und nun der Sieger war.

Erst wohl war dieser Gedanke mir nur scheu gekommen, aber in meinem Wahnwitz fand ich Gründe, ihn zu stützen. Ich nannte es töricht, daß ich mich so weichlich der Trauer hingegeben, statt sie durch meine Kunst zu überwinden; ich spottete selbst über mich, der des wirklichen Lebens so wenig achtete und seinen Phantasien Wirklichkeit geben wollte. Ja, gelacht hätte über mich, wer mich damals gesehen, wie ich meine herrlichsten Gedichte in das Haar jener Toten bettete und dann, von einem Tuche bedeckt, mein schönstes Bild in ihre Gruft trug. Die Toten sind tot, und der Lebende dient ihnen schlecht, wenn er ihnen sein Leben, seine Seele opfert!

Aber noch konnte ich die Scheu nicht bezwingen, die Gruft jener einst mir so einzig teuern Frau mit grabschänderischen Händen zu öffnen, denn ich hatte die Stätte heilig gehalten und heilig auch sie, die sie mir barg. Doch auch über dieses Bedenken erhob sich der Hohn des Teufels in mir. Heilig sollte sie sein, von der ich nicht wußte, um welches Vergehens willen sie mitten in der Nacht aus dem Hause gestoßen worden war, heilig sie, die mit jenem meinem Schüler und falschen Freunde heimlich in der Laube Zusammenkunft hielt, und die gestorben war ohne ein Zeichen des Siechtums, als habe sie den Tod aus eben jenem Becher getrunken, den sie dem neuen Tage grüßend entgegenschwang? Alles war so rätselhaft in jener Nacht. Und war sie gestorben aus eigenem Willen, um wessentwillen sollte es gewesen sein, wenn nicht um eine Schuld zu verdecken, die sonst offenbar ward! O Ghisberto! Nun erkannte ich deine Freundschaft, nun sah ich bis auf den Grund deines heuchlerischen Herzens! Nicht ohne Ursache war er geflohen, ihm war alles klar, indessen er, der Meister, mit Blindheit geschlagen, sich in seinen Gram verwühlte und sich ein Wahnbild von Reinheit und Heiligkeit erschuf, zu dem er betete als zu seinem Götzen! Da war meine Scheu bezwungen, und mein Entschluß stand fest.

Um Mitternacht, als ich alles Gesinde schlafend wußte, ging ich allein in den Garten. Der Wind war heftiger geworden und rauschte in den Bäumen und Gebüschen und verlöschte fast die schwelende Flamme meiner Fackel, die mir leuchten sollte. So öffnete ich die Gruft mit dem Schlüssel, den ich besaß, und trat ein. Feuchter Moderhauch schlug mir entgegen und benahm mir den Atem; ich aber wich nicht zurück.

Die Hitze meines Blutes hatte sich gelegt, und eine kalte Ruhe war über mich gekommen; ich vermeinte, ganz klar zu sein, indessen ich eben jetzt noch wahnwitziger war denn früher. Mit sicherer Hand befestigte ich die Fackel in dem Ring an der Mauer und schritt dann in jene Ecke, wo ich mich erinnerte, daß ich jenes Bild niedergestellt hatte, und ich fand es auch daselbst, von

dem Tuche bedeckt. Aber da ich es nun aufnahm und trug, da ging doch Schauder auf Schauder durch meinen Leib, und das Bild selbst erschien mir schwer und glühte, wo ich es hielt, an meinen Händen, als sei es von glühendem Erz. Und wieder erfaßte mich jene zitternde Ungeduld, und ich konnte keinen Augenblick mehr warten, sondern mußte selbst meinen Triumph sehen und seiner sicher sein. Und in einem Fieber, das plötzliches Eis in mein Blut goß, zog ich das Tuch von dem Bilde fort.

Da jedoch war es mir, als sei ich völlig toll geworden und sähe verwirrt, oder meine Augen seien getrübt und zerstört. Denn des Bildes Farben waren alle von der Feuchtigkeit zerfressen und das ganze Werk vernichtet. Und für einen Augenblick krampfte sich mir das Herz zusammen, und bis in die Kehle stieg mir dieser Krampf, daß ich mein Weh hätte ausschreien mögen und nicht konnte, dann in meiner Ohnmacht warf ich mich zur Erde und suchte nach meinem Dolche, um mich zu töten — doch ich war in meinem Hausgewande.

Aber wie ich so lag, wuchs noch einmal in mir der Spott über mich, und ich hub an zu lachen, stand auf und stieß das Bild mit dem Fuße weg und wollte gehen. Doch da sah ich den Sarg und gedachte jenes anderen Schatzes, den ich hier verborgen hatte, und ob es mir auch der Verruchtheit Äußerstes schien, gerade dies trieb mich an, den Sarg selbst aufzureißen und der Toten auch jene Gedichte zu rauben, die ich in ihr Haar gebettet hatte.

Unsicher, einem Berauschten gleich, ging ich hin und öffnete den Schrein mit zitternden Händen und griff schon mit den Fingern nach dem Schatze. Aber da sah ich, von dem hinstreifenden Licht der Fackel getroffen, fahlschwarz, ein grausiges Totengesicht, verdorrt bis auf die Knochen, scheußlich und erschreckend, und wie ein greller Blitz fuhr durch mein Gebein, daß ich fürs erste an die Stelle gebannt war, als sei ich zu Stein geworden und auch so tot. Dann aber war ich wie ganz ernüchtert von meinem Taumel und ermaß mit einem einzigen Gedanken die ganze Ungeheuerlichkeit meines Frevels und war in meinem Innersten zernichtet.

Und ich floh fort. Ich wußte nicht, wohin ich wollte, nur weit weg von dieser Stätte wollte ich, am liebsten bis an den Rand der Welt, dahin, wo das letzte Land in den Abgrund ragt, um mich in diesen zu stürzen und in der grundlosen Leere zu versinken, jahrtausendelang zu versinken, bis selbst Gottes Auge mich nicht mehr sah. Alles in mir war zerstört. Kein Gedanke war mehr geblieben als dieser: mich zu tiefst zu verbergen, wenn nicht vor dem allsehenden Himmel, der auch über dem Abgrund des Weltenraumes die Augen seiner Sonnen und seiner Sterne wachen läßt, so doch vor den Augen der Menschen, deren gottgegebene Spiegel ich nicht durch den Anblick eines so Verworfenen, wie ich es war, verunehren wollte. Und ich sprach bei mir selbst: O, hast du einen Höllenkreis, Dante, der mich aufnehmen könnte? Und ich ersann unglaubliche Martern, die ich da erleiden wollte, um meinen Frevel zu büßen, und kostete sie aus in meiner Seele mit der Wollust eines Gaumensünders und krümmte mich in ihren Qualen, bis ich der Lüge überdrüssig wurde und mir war, der Teufel lache mir darob leibhaftig ins Angesicht.

Und wochenlang irrte ich in den Bergen umher und hielt mich tagsüber in den Wäldern und nährte mich nur von den spärlichen Beeren, die ich an den Sträuchern fand, ohne zu achten, ob es giftige waren, die mich töten konnten. Nachts schlief ich in Höhlen oder wanderte weiter, tiefer und tiefer in das Bergland hinein. Aber tags und nachts, nie wich jener furchtbare Anblick von mir, der mir wie mit dröhnenden Hämmern die Vergänglichkeit alles Irdischen in die Seele gegraben hatte, dem Bildhauer gleich, der in den Stein eine Fratze meißelt, die diesem nun bleibt, bis daß er ganz zertrümmert wird. Ach nein! Der Stein, der meine Seele war, wurde nie zertrümmert; Ewigkeit auf Ewigkeit ging an ihm vorüber, und die Hölle hatte keinen milden Regen für ihn, keinen gnädigen Winterfrost, der ihn verwittern und zersplittern ließ! Und meine Träume des Nachts in den dumpfen Höhlen waren mir — oh so willkommen, wie das gefährliche Messer des Arztes dem Kranken, der ein Glied dem Brande verfallen sieht! — die Verwirklichung der Martern, die ich am Tag zum Hohne des Teufels ersann, oder sie zeigten mir meine einstigen Festzüge in ihr grimmiges Widerspiel verkehrt. Da sah ich den Triumph des Todes, der selbst auf seiner apokalyptischen, falben Mähre voranritt, „und die Hölle folgte ihm nach", wie es geschrieben steht, und es waren greulich verrenkte Beingestalten in dem grünlichen Lichtschein der Verwesung und trugen die gräßlichen Zeichen aller erdenklichen Peinen, und meine schönen Wahngebilde, die Ritter und Edelfrauen meiner Feste, noch gekleidet in ihre einstigen köstlichen Gewande, schleppten sie mit sich, und deren Antlitze alle waren wie jenes dort in dem Sarge und grinsten tückisch zu mir herüber, wo ich in meiner Ohnmacht lag mit den umsonst geschlossenen Augen. Und wenn ich dann aufwachte in meiner Höhle, waren rings um mich die Schauder des nächtlichen Waldes mit den glühenden Augen der wilden Tiere, mit dem heimlichen Flug des Nachtgevögels und den plötzlichen Lauten knickender Äste, so daß ich in meinen Ängsten ganz in mich zusammenkroch und noch gepeinigter war als in meinem Traum. Aber so wollte ich's, und ich litt mir nie genug.

Da war es, daß ich an einem Morgen sehr frühe auf den Gipfel eines hohen Berges kam und eben die Sonne sich erhob und mich als ersten mit ihren goldenen Strahlen umglänzte über einem weiten Umkreis, der noch im Schatten lag. Und eine reine, kühle Luft war in der Höhe, die meinen Körper gleichsam rein badete von den Schweißen der Nacht, wie sie durch alle Gewande drang; wie nackt stand ich und fühlte Sonne und Luft. Und allmählich glühte auch das Land ringsum in dem Lichte auf und war wie eine offene Hand, bereit, den Segen des unendlichen Himmels zu empfangen. Silbergoldene Flußläufe zogen durch die grünen Fluren, Wälder dunkelten an den Hängen, weiße Städte blinkten in der Ferne, und zur anderen Seite erhoben sich noch höhere Berge, auf denen der ewige Schnee von dem Abglanz des Himmels tiefblau erschien und doch, wo die Sonne ihn traf, hochgolden erglomm, dunkle Felsen dazwischen.

Da kam mir eine Sehnsucht, weiß zu sein wie jener Schnee und den Himmel in mir zu spiegeln und zum Golde aufzuglühen unter den Strahlen der frühen Sonne. Und wunderbar weich war mir im Gemüte, und all die vergangenen

Wochen und all die Jahre zuvor waren wie ausgetilgt, und ich dachte zurück an den Knaben, der einst unschuldigen Herzens vor dem Bildnisse Unserer lieben Frau kniete, das seine eigenen Züge trug, und weiter zurück noch an jenen, der nächstens an dem Fenster seiner Stube stand und in den Sternenhimmel sah. Und meine Sehnsucht wuchs und wuchs, daß ich zuletzt ganz klein war vor ihr und nur wie ein kleines Kind, das ein großer Mann an der Hand führt und dahin bringt, wohin er will.

Und da machte ich mich auf, wieder in meine Vaterstadt zu wandern, und dort wollte ich bleiben und Frieden suchen und finden in jenem Kloster, wo Fra Bartolomeo mich die unselige Kunst gelehrt, durch die ich elend und schuldig geworden, und wo ich noch mein Bildnis wußte, vor dem ich nun wieder knieen konnte wie einst als Knabe.

Ich sage in Kürze, daß ich in jenes Kloster als Bruder eintrat, und da ich weder Namen noch Herkunft nannte und völlig unbekannt bleiben wollte, den Namen Frater Ignotus annahm. So ziemte es sich auch meiner Demut, die ich gelobt hatte. Denn einst war es, daß ich nach einem großen Namen vor der Welt gestrebt hatte, dies alles aber sollte abgetan sein.

Und dort in dem Kloster fand ich einen gewissen Frieden meiner Seele, und fand ihn zumal in dem schmerzlichen Anschauen jenes Bildes, das Fra Bartolomeo nach meinem Gleichnis gemalt hatte. Und dieser Bruder lebte noch. Aber er war blind geworden in seinem hohen Alter, das bereits die Schwelle sonstigen Menschenalters um vieles überschritten hatte, und saß nur noch in seiner Zelle in einem großen Stuhle am Fenster, zusammengesunken und schweigend. Wer aber zu ihm kam, den erkannte er am Schritt.

Als nun auch ich ihn aufsuchte, fuhr er wie aus einem Traume empor und nannte fragend meinen einstigen Namen, unter dem ich sein Lehrling gewesen.

Ein Schrecken kam mich an, daß ich erkannt sei, dann jedoch bedachte ich seine Blindheit und sagte:

„Fra Ignoto ist es, der zu Euch kommt, ehrwürdiger Vater . . ."

Darauf sah ich sein Antlitz traurig werden, und er sank tiefer in sich zusammen.

Und ich sprach weiter: „Doch wer war es, den Ihr eben nanntet? So es eine Erinnerung aus guter Zeit ist und es Euch das Herz erlabte, sie zu erneuen, ich bitte Euch, sagt sie mir, damit mein Herz mit dem Euern zugleich froh werde." So sprach ich, weil ich selbst Verlangen trug, von jener Zeit zu hören, und zumal aus diesem teuern Munde.

Und der ehrwürdige Vater erzählte mancherlei, indes ich zu seinen Füßen saß, und sprach von der hohen Kunst seines Schülers, und wie er dann ohne Abschied fort sei, wohl um den Ruhm der Welt zu suchen. „Gewiß," sagte er, „hat er diesen Ruhm gefunden und ist stolz und herrlich geworden vor den Menschen, und vielleicht auch ist er glücklich. Aber er war ein stürmisches Gemüt, das nicht so leicht die Pfade des Friedens findet. Und doch ist nur in dem Frieden das Glück. Er lächelt jetzt vielleicht des einstigen Lehrers, wenn er seiner gedenkt, aber ob auch alt und gebrechlich, arm und ohne jeden Ruhm vor der Welt, ich möchte doch nicht mit ihm tauschen, und sei er auch

der erste von allen Malern und von aller Pracht des Reichtums und der Gunst der Großen umgeben. Vielmehr möchte ich, daß er wie einstens einmal wieder zu meinen Füßen säße und ich ihm das unaussprechliche Glück beschreiben könnte, dessen ich teilhaft bin. Denn ob auch meine leiblichen Augen erloschen sind, mir ist die Welt nicht tot, und ich sehe sie nur noch schöner und leuchtender, und sie ist mir voll wunderbarer Erscheinungen, die ich mit meinen leiblichen Augen nur in der Verzückung sah. Wenn ich hier an dem Fenster sitze und ein sanfter Hauch meine Schläfe streift, so sehe ich den Engel, von dessen Flügeln dieses Wehen kommt, und sehe ihn in seiner ganzen himmlischen Lieblichkeit, und seine Schwingen glänzen mir in allen sieben Farben des Regenbogens. Dies möchte ich ihm sagen. Und ich möchte ihm auch sagen, daß meine Seele ihn mehr und reiner geliebt hat als irgendeinen Menschen, und ihn bei dieser meiner Liebe, die noch in mir lebt, beschwören, den eiteln Freuden der Welt, ihren Lüsten und Versuchungen zu entsagen und einzig nach dem himmlischen Frieden zu trachten, in dem allein unsere Seligkeit liegt."

Tränen hatten mich übernommen, da jener solches sprach, und ich hätte in plötzlicher Regung seine Kniee umschlingen und ihm gestehen mögen, wer ich war. Doch ich bezwang mich und sagte dann: „So Ihr aber erführet, daß jener gottlos gelebt und schuldig geworden und ein Verworfener sei, würdet Ihr auch dann ihn noch lieben?"

Da schwieg der Ehrwürdige einige Augenblicke. Darauf sagte er: „Ja, auch dann. Denn nur vor den Augen der Welt und seinen eigenen Augen, vor den leiblichen Augen nur kann er schuldig und verworfen sein, ich aber sehe in die Tiefe seines Wesens mit den Augen der Seele, und ich weiß ihn rein und heilig und ohne Schuld."

Auf diese Worte übermannten mich die Tränen so sehr, daß ich ihnen nicht mehr wehren konnte und in lautes Schluchzen ausbrach. Da der ehrwürdige Vater das hörte, fragte er:

„Weinst du über ihn?"

„Nein, nein!" rief ich in meinen Tränen, „über mich! über mich!" Und so ging ich von ihm.

In diesem Kloster geschah es nun, daß ich oftmals die Beichte hörte, wie mich die Reihe traf. Und es waren diese Tage stets auch für mich besondere Buß- und Reuetage, denn die Abgründe von Sünde, in die ich da blickte, ließen mich meine eigene Schuld nur um so tiefer inne werden. Auch sah ich, wie jene anderen stets nur einzelne üble Taten zu bereuen hatten, indessen bei mir das ganze Leben bis auf wenige Zeiten besserer Erkenntnis voll Verirrung und gottabtrünnig war. So mahnte mich jegliche Beichte an all meine eigene Sündhaftigkeit, und je schwerer die Vergehen waren, die mir eine zerknirschte Seele anvertraute, um so größer erschien sie mir. Denn zwischen jenen und meinen eigenen Freveln war noch stets wie der Abgrund einer ganzen Hölle. Neid und Haß, Zorn und Wollust, Buhlerei und Mord, ihrer aller mußte ich mich bezichtigen, ob auch des Mordes nur in Gedanken, dazu der Grabschändung und der Verleugnung Gottes, ja völlig widergöttlichen Heidentums.

Und noch oftmals war es, daß mir jener aufgedeckte Sarg mit seinem Grauen plötzlich wie in Wirklichkeit vor die Augen trat und die Schauder jener verruchten Nacht wieder meinen Leib durchschüttelten und meine Seele zusammenbrechen ließen unter der Weltenlast ihrer Schuld. Das jedoch dankte ich jener Nacht: daß sie mich die Eitelkeit alles Irdischen unabweislich erkennen gelehrt und jegliche Regung der Sinne in mir erstickt hatte. Denn auch dies will ich nicht verhehlen: bis dahin war mir jene Tote nicht wie tot gewesen, und meine Wollust träumte sie nur schlafend, so daß sie in einer Nacht unverhofft wieder zu mir kommen konnte, und so waren noch oftmals meine Träume. Aber jener Anblick hatte alles vernichtet, und vielleicht auch schon vorher die Zweifel an ihr; denn wohl war mir ihr plötzliches Sterben noch rätselhaft, aber ich glaubte zu erahnen, welche Schuld sie in den Tod durch eigenen Willen getrieben, und ihre Untreue gab meine Seele von jener unsinnigen götzendienerischen Liebe frei, mit der ich ihr noch so lange nach ihrem Hinscheiden angehangen. Auch dieser Wahn war mir zum Heil meiner Seele in jener Stunde zerstört worden, und auch dies dankte ich meinem Gott.

Jahre um Jahre lebte ich in dem Kloster. Fra Bartolomeo ging ein zu der ewigen Herrlichkeit des Himmels, dessen Engel ihn schon auf Erden sichtbar umschwebt hatten, nachdem er blind geworden, und wir trugen sein irdisches Teil zu Grabe und beteten über seinen Leichnam alle die vorgeschriebenen Gebete und gingen dann wieder in unsere Zellen wie an jedem Tag. Einförmig verfloß hier das Leben, kein Lärm der Welt drang zu uns herein, und so nur die Seele in Frieden war, von außen blieb er ungestört.

Da war es, daß ich an einem Tage wieder in dem Beichtstuhl saß und die Stimme eines Mannes durch das Gitter an mein Ohr erscholl. Und als jener sein Gebet gesprochen hatte und ich ihn fragte: „Wessen bekennst du dich schuldig?" so sagte er:

„Des Mordes."

Und ich hieß ihn berichten. Da erzählte er:

„Ich bin eines edeln Geschlechtes Sproß. Zugleich mit mir gebar die Mutter noch ein Mädchen, und mit dieser meiner Schwester wuchs ich auf, und unsere Herzen hingen sehr aneinander zu aller Zeit. Und als wir dem Alter der Mannbarkeit nahten, ward unsere Zuneigung noch mächtiger, und eines Tages wußten wir, daß wir uns liebten, und unsere jungen Sinne begehrten nacheinander in Leidenschaft. Aber wir scheuten jene Orte, wo wir als Kinder gespielt und in Unschuld uns geherzt hatten, und sannen auf Flucht. Dann wollten wir uns angehören wie Mann und Weib. Jedoch noch ehe wir zu fliehen gewagt, ward jene meine Schwester einem Vetter gleichen Namens mit dem unseren vermählt und folgte ihm hierher in diese Stadt, wo er wohnte. Jene meine Schwester aber verwehrte sich ihm, und da er in sie drang, ihm den Grund zu gestehen, um dessen willen sie es tat, und, als sie nur bei ihrer Weigerung beharrte, sonst aber schwieg, hierauf sie schlagen wollte, da sagte sie in jäh entflammtem Stolze unbekümmert, daß nur ich, ihr Bruder, es sei, den sie liebe. Darob nun, sie in Blutschande verfallen meinend, trieb er sie fort aus seinem Hause, mitten in der Nacht. Sie aber

verließ die Stadt, und keiner von der Verwandtschaft wußte, wohin sie sich gewendet hatte. Jener jedoch verkündete offen, aus welcher Ursache er sein ihm erst kürzlich angetrautes Weib verstoßen habe. Da ward ich ergrimmt über solchen Unglimpf, kam in die Stadt, lauerte ihm auf und erstach ihn."

Nach diesem Einbekenntnis schwieg jener etwas, so daß ich vermeinte, er sei mit seiner Beichte zu Ende, und ihm Vermahnung und Buße erteilen wollte. Er aber hub wieder an:

„Nicht dieser Mord war es, den ich Euch beichten will; er ist längst durch andere Beichten gebüßt. Aber wohl bekenne ich mich eines Mordes schuldig, den ich, so oft ich ihn auch gebeichtet und mit Bußen zu sühnen versucht habe, doch nicht zu büßen vermag, da ich keinen Beichtiger bisher gefunden, der ihn mir wahrhaft vergeben konnte. Und so kam ich zuletzt hierher in diese Stadt, aus der ich ob meines Mordes gebannt bin, indem ich wähnte, an diesem Ort vielleicht, der mir verwehrt ist, und von dem aus jenes Blut gen Himmel schrie, wo ich selbst, so man mich erkennt, dem Tode verfallen bin, könne mir die Gnade des Himmels werden. Aber auch hieran muß ich verzweifeln. Denn zweimal schon beichtete ich an dieser Stelle und nahm die Bußen, und doch fühle ich mich noch nicht frei. Könnt auch Ihr mir nicht den Frieden geben, so will ich wieder fort und unstet sein wie Kain und sterben unter meiner Schuld."

„So erzählet weiter," sprach ich milde. „Gottes Gnade ist ewig wunderbar."

Darauf erzählte er weiter: „Nachdem ich jenen Mann getötet und die Tat vor dem Gerichte mit dem Blutgeld und vor Gott durch die Beichte gebüßt hatte, kehrte ich, aus dieser Stadt verbannt, auch nicht in meine Vaterstadt zurück, sondern begab mich auf Reisen, um jene meine Schwester wieder aufzufinden und sie, wie ich öffentlich angab, in das väterliche Haus zurückzubringen, indessen ich bei mir gedachte, mit ihr nun dennoch zu fliehen. Denn meine Leidenschaft war nur noch gewachsen, seit ich um jener meiner Schwester willen meine Hände mit Blut befleckt hatte, und so verblendet war ich in meinem Sinne, daß ich wähnte, durch diese Tat sie mir vom Himmel erkauft zu haben. Ich war ein Jüngling von etwa siebzehn Jahren, als ich auf jene Fahrt auszog, die gleichzeitig dazu dienen sollte, mich in der ritterlichen Bildung zu vervollkommnen.

„Vielerlei unternahm ich, studierte in mehreren Städten an hohen Schulen und pflog Verkehr mit den besten Männern allerorten. Aber nie vergaß ich, welches Ziel ich mir eigentlich gesetzt, und in Gedanken an jene meine Schwester, der all mein Sinnen galt, enthielt ich mich jeder anderen Frauenliebe, als böte nur dies mir Gewähr, daß ich sie endlich finde. So gingen Jahre hin, und ich hatte schon fast alle namhaften Städte besucht und sie gleichwohl noch nicht gefunden.

„Da kam ich zuletzt in eine Stadt, deren Fürst ob seiner großen Freigebigkeit gegen die Künstler berühmt war, und ich kam eben hin, als er einen seiner prächtigen Festzüge veranstalten ließ, von dem bereits alles Volk redete. So beschloß auch ich, ihm anzuwohnen. Bei diesem Festzuge nun sah ich

eine wunderbar schöne Frau, die auf einem goldfalben Zelter ritt, und ihr Gewand war ein solches, daß es schier an ein Nachtkleid gemahnte, in dessen Falten bläulicher Schatten ist, während über die Büge ein lichtrötlicher Schein von einer Lampe oder dem ersten Morgenlichte gleitet; ihr rotes Haar war offen und nur umschlungen von einem leichten Wildrosenreif, und einen Wildrosenzweig auch hielt sie als Gerte in ihrer milchweißen Hand. Und als sie näher kam, erkannte ich in ihr meine Schwester. Darauf war all mein Trachten, mich ihr zu nähern, und so ward ich ein Schüler jenes Malers, als dessen Weib sie galt und der in ihrem Gefolge geritten war als ein Herold. Lange währte es, bis ich sie einmal allein traf, und bis dahin gewann ich jenen Maler zum Freunde. Aber obgleich auch mein Herz ihm zugetan war, entschwor ich doch nicht jener Absicht und wartete nur auf den Tag, da ich mit ihr die Flucht bereden konnte. Und da veranstaltete der Meister ein großes Fest in seinem Landhause, und wir alle, die seine Schüler waren, halfen ihm dabei.

„An dem Vorabend dieses Festes nun traf ich jene Frau allein in einer Laube, und da gab ich mich ihr zu erkennen. Und ich beschwor sie, mit mir zu fliehen, und sagte ihr meinen Plan. Sie aber war zu allen meinen Worten so seltsam still. Dann zuletzt brachte ich ihr noch die vergifteten Mohnblüten, die ich vorbereitet hatte, und die sie dem Meister nach dem Feste, wann er eingeschlafen war, auf das Kissen rings um sein Haupt legen solle, damit er von ihrem Dufte noch tiefer und länger schlafe und wir indes weit aus der Gefahr, daß er uns erreiche, entflohen waren. Und sie nahm diese Mohnblüten und ging damit ins Haus.

„Dann kam das Fest, und sie war heiter und scherzte mit allen Gästen, mir aber lächelte sie nur zu, wenn unsere Blicke sich trafen, und ich nahm dieses Lächeln für süße Verheißung und glühte in meinem ganzen Blute. Aber gegen Morgen kam sie in einem roten Gewand und hatte etliche von jenen Mohnblüten im Haar und einen Becher in der Hand, den sie dem neuen Morgen zum Gruße trank, und dann tanzte sie. Und sie tanzte, indessen der Meister, von einem Plane ergriffen, hinweggegangen war, so lange, bis sie ohnmächtig niedersank und wir sie in ihr Gemach tragen mußten. Da faßte mich anfänglich ein wilder Grimm gegen sie, denn ich sah meine Absicht zerstört, alsbald aber kam über mich ein jäher Schrecken, und da ich eindrang zu ihr und sie reglos und bleich auf ihrem Bette liegen sah, war mir, es schwanke die Erde unter mir, und ich stürzte hin und schrie: ‚Schwester, Schwester! was hast du getan?‘

„Sie lächelte leise, doch ohne Regung. ‚Ich danke dir . . . für den Mohn . . .‘ kam es über ihre Lippen, Wort für Wort.

„Da wußte ich, daß sie sich mit jenem Tranke den Tod getrunken. ‚Schwester, Schwester!‘ rief ich wieder, ‚warum hast du das getan?! Liebst du mich nicht?‘ Und zitternd sah ich in ihr Antlitz.

„Ihr Lächeln wurde noch milder. ‚Ja, ich liebe dich, mein Bruder, ich liebe dich,‘ sagte sie dann mit festerer Stimme, ‚doch ich liebe auch ihn. Und so konnte ich nicht anders . . .‘

„Schwester, Schwester!“ rief ich noch einmal, „so habe ich dich ermordet!“ Sie aber lächelte nur traurig und schwieg.

„Und sie starb noch am selben Tag. Bis sie begraben war, blieb ich bei ihr, lag an der Erde vor ihrem Sarge und weinte und klagte mich an; dann ging ich fort. Unstet war ich seither. Was ich begann, ward mir alsbald zur Last. Stets wieder zog es mich dahin, wo ich sie begraben wußte, bis ich einmal ihr Grab in den Rosen verwüstet fand und von Leuten, die ich nach dem Meister fragte, erfuhr, daß er fort sei und niemand Kunde habe, wohin. Etliche sagten, er sei schon all die Jahre her verlorenen Sinnes gewesen. Von dem verwüsteten Grabe wußten sie nichts; der Garten verwilderte, und das Haus verfiel. Seither mied ich diese Stätte, um mir das schöne Bild nicht zu zerstören, das ich von jener meiner Schwester im Sinne trug. Aber um so heißer wurde mein Begehren, daß ich von meiner Schuld entsühnt werden möchte. Denn ja, ich hatte sie ermordet, und es gibt niemanden, der mich dieses Mordes entlastet!“

Da nach diesen Worten trat ich hervor aus meinem Stuhl und stand aufrecht und sprach:

„Ghisberto! sieh mich an. Erkennst du mich? Einer nur ist es, der diesen Mord dir vergeben kann, jener, den du mit ihm am schwersten getroffen. Ich bin es, Ghisberto, und ich — vergebe dir.“

Darauf wollte er mir zu Füßen stürzen, ich aber wehrte es ihm, hob ihn auf und sagte: „Geh in Frieden.“

Dann, um nicht schwach zu werden, ging ich von ihm und barg mich in meiner Zelle, und da erst übermannte mich die Erschütterung, und da erst erfaßte ich die Worte jenes Geständnisses ganz. Und wie sie mir wieder in das Gedächtnis kamen, ermaß ich auch, welche neue tiefe Schuld ich auf mich geladen, indem ich jene teure Verklärte der Untreue geziehen und ihr Gedenken austilgen gewollt aus meinem Herzen. Und auch diese neue Schuld zu büßen, beschloß ich ein noch strengeres Kloster aufzusuchen, ganz abgeschieden von aller Welt, und kam hierher in die Berge. Und hier fand ich den völligen Frieden.

Siehe, mein Gott, ich habe mich schwer versucht mit allen Lockungen der Erinnerung, aber ich habe mein Bekenntnis zu Ende gebracht, ohne daß ich wankend geworden. Herr, du siehst hier mein Herz, jede seiner Wunden zeigte ich dir offen. Ach, Herr, leg deinen Finger in die blutenden Male und heile sie! Nimm von mir all meine Schuld! Entsündige mich mit Ysop, daß ich ganz rein werde, und einst, wenn du den irdischen Tod zu mir bescheidest, gib mir, daß ich dahinkomme, wo ich dein Antlitz schaue, auf daß ich da mit den Chören deiner Engel dir den Lobgesang singe!

Gloria in excelsis Deo.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Julius von Eckardt.

XVIII.

Am Abend des 30. Juni 1882 in Berlin eingetroffen, nahm ich zunächst in einem Gasthof, später in einer chambre garnie Wohnung; meine Familie, die ich an der See zurückgelassen hatte, sollte mir erst bei Beginn des Herbstes folgen. So zufrieden ich damit sein mußte, daß Herr von Puttkamer seine Versprechungen genau eingehalten, meine sofortige Beeidigung angeordnet und den Beamten, mit denen ich zunächst zu tun hatte, freundliches Entgegenkommen gegen mich zur Pflicht gemacht hatte, so schwer und peinlich war mir zumute, und so entmutigend wirkten die ersten Eindrücke, die mir entgegentraten. Der Minister trat unmittelbar nach meinem Eintreffen einen mehrwöchentlichen Urlaub an, sein Unterstaatssekretär und späterer Nachfolger Herrfurth empfing mich höflich, eröffnete mir aber sofort, daß ich auf ein Arbeitszimmer im Ministerium nicht zu rechnen hätte, und daß ich wohl daran tun würde, mir ein solches im Polizeipräsidium zu suchen, „dem ich ja zunächst angehören würde." Mit Herrn Herrfurth über diesen Punkt weiter zu verhandeln, wäre zwecklos gewesen — der Entschluß, seinem Rate nicht zu folgen, stand indessen vom ersten Augenblick an bei mir fest. Literarischer Attaché des Ministeriums konnte ich nicht sein, wenn meine Arbeitsstätte in dem am Molkenmarkt belegenen Polizeipräsidium aufgeschlagen werden sollte, und wenn ich mich in einem Verwaltungszweige einkasernieren ließ, dem ich nur der Form nach angehören sollte. Mein gutes Glück wollte, daß der Polizeipräsident von Madai meine Meldung als bloße Förmlichkeit ansah, von mir aufzuerlegenden Geschäften mit keiner Silbe sprach und die Bureaufrage unberührt ließ. Ob er von dem Minister entsprechend instruiert war, oder ob er nur einsah, daß ich in sein Ressort nicht hineingehörte, weiß ich nicht; genug, daß ich den alten Herrn nach der Vorstellungsaudienz nur noch ein einziges Mal (bei Gelegenheit eines von ihm gegebenen offiziellen Diners) zu Gesichte bekam, daß ich mich in der Folge nur zwei- oder dreimal im Polizeipräsidium zu zeigen brauchte, und daß meine Tätigkeit für diese Behörde sich auf die Durchsicht und Bearbeitung von ein paar Aktenbündeln beschränkte, deren eines eine Anzahl beschlagnahmter kleinrussischer Schriften zum Gegenstande hatte.

Der nächste amtliche Besuch galt dem Manne, mit dem ich es vorzugsweise zu tun haben sollte, und der als „bureaukratischer Leiter des Preßwesens", wie ich glaubte, mein Kollege, tatsächlich aber mein Vorgesetzter war. Dieser Vorgesetzte war Herr Rudolph von Bitter, damals Hilfsarbeiter, einige Wochen später Vortragender Rat im Ministerium und (wie sich in der Folge herausstellte) besonderer Vertrauensmann Puttkamers. Bitter empfing mich mit der Liebenswürdigkeit eines Mannes, der mir zeigen wollte, daß er gebildet und weitsichtig genug sei, mich nicht als bloßen Vollstrecker seiner Anweisungen anzusehen. Er lud mich in sein Haus, stellte mich und in der Folge auch meine Frau seiner gescheiten und feingebildeten Gemahlin, einer Enkelin Hegels und Tochter des brandenburgischen Konsistorialpräsidenten, vor und blieb dieser Haltung durch die gesamte Zeit unserer Beziehungen unwandelbar treu. — — — Bitter machte ein angenehmes Haus. Die interessanteste Person seines Kreises war der Vater der Frau v. Bitter, der Konsistorialpräsident Hegel. Wenn ich des alten Herrn Tischnachbar war, veranlaßte ich ihn immer wieder, von seinem berühmten Vater zu erzählen. Bei dem Ableben des einflußreichsten Philosophen seiner Zeit war der Sohn fünfzehn oder sechzehn Jahre alt gewesen. Ob die eigentümliche Auffassung, die er von dem System seines Vaters hatte, aus diesem letzteren Umstande oder aus den eigenen Tendenzen des hochkonservativen und strengkirchlichen Präsidenten zu erklären war, vermag ich nicht zu sagen. Mit möglichstem Nachdruck im Tone unerschütterlicher Überzeugung hob er, so oft wir auf dieses Thema kamen, hervor, daß der Vater für sein System eine wesentlich formale Bedeutung in Anspruch genommen und niemals daran gedacht habe, es zur Grundlage einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung zu machen. „Mein Vater wollte die Köpfe seiner Schüler durcharbeiten, die ihm von diesen unterstellten weiteren Ziele hat er nicht verfolgt," lautete die Formel, mit der die Ausführungen über diesen Punkt beschlossen zu werden pflegten. Der Schwiegersohn hat mich wiederholt versichert, daß der von ihm hochverehrte Sohn des großen Mannes mir freundlich gesinnt sei. Ob mir dieses Wohlwollen erhalten geblieben wäre, nachdem ich — zum Schrecken der Familie — der Frau von Bitter auf ihr Verlangen Hausraths Buch über D. F. Strauß zu lesen gab, weiß ich nicht. Der Gemahl der ungewöhnlich klugen Dame ließ sich auf Philosophie so wenig ein wie auf auswärtige Politik. Ebenso lagen die eben damals auf die Tagesordnung gesetzten sozialen Probleme Herrn von Bitter und der Mehrzahl seiner Kollegen durchaus fern. Mir kam das in gewissem Maße zugute, denn in bezug auf Geschäftsgewandtheit, Kenntnis der Verwaltungstechnik und juristischen Bildung war mein Vorgesetzter mir weit überlegen. Ich mußte zufrieden sein, wenn ich überhaupt irgend etwas besser wußte als er.

Von dem allen war während der Anfänge meiner Berliner Existenz begreiflicherweise nicht die Rede. Ich mußte es als Gunst des Geschicks ansehen, von Herrn von Bitter freundlich empfangen und in mein neues Arbeitsfeld eingeführt zu werden. Er erteilte mir den zweckmäßigen Rat, meine Arbeitsstätte in dem dem Ministerium benachbarten „Literarischen Bureau"

aufzuschlagen und mich darüber mit dessen Dirigenten Constantin Rößler zu verständigen; er stellte mich denjenigen seiner Kollegen vor, mit denen ich Berührungen haben konnte, und machte mir die Minister namhaft, die mit der amtlichen Presse in gelegentliche Verbindung traten.

Danach mußte eine Anzahl von Besuchen gemacht werden, die mir schwer genug ankamen und Empfindungen der heterogensten Art zurückließen. Von den Ministern und gros bonnets, denen ich mich vorzustellen hatte, den Herren v. Boetticher (Reichsamt des Innern), v. Lucius (Landwirtschaft), v. Goßler (Kultus und Unterricht), dem Chef der Reichskanzlei Rottenburg, meinem alten Bekannten, dem späteren Minister Bosse und dem vortrefflichen Lohmann (später Unterstaatssekretär im Handelsministerium) wurde ich mit wohlwollender Freundlichkeit aufgenommen, denn diese Männer wußten von mir. Von den Herren Ministerialdirektoren und Räten zeigte sich dagegen einer hochfahrender und zugeknöpfter als der andere: dem „Geheimen Regierungsrat", der sich in undefinierter Stellung befand und außerdem Skribent war, sollte ein für allemal klar gemacht werden, daß er in ihren Rang nicht hineingehörte. Rößler, auf den es mir besonders ankam, war ein zu bedeutender, zu liebenswürdiger und zu feingebildeter Mann, als daß er dieser Kategorie überhaupt hätte zugezählt werden können. Trotz der Flüchtigkeit unserer früheren Bekanntschaft empfing er mich mit so echter Herzlichkeit, daß wir uns in einer Viertelstunde verständigt hatten, und daß ich fortan in meiner Sprache mit ihm reden konnte. Davon ausgehend, daß wir gemeinsam an der offiziösen „Provinzial-Correspondenz" zu arbeiten haben würden, sagte er mir rund heraus, daß ich mich in eine auf die Dauer unmögliche Stellung begeben hätte, daß ich in der bureaukratisch-konservativen Welt immerdar ein Fremdling bleiben würde, daß auf Puttkamer trotz seiner guten Eigenschaften kein Verlaß sei, daß die sozialen Probleme von ihm und den Männern seiner Richtung als leidige Erfindungen Bismarcks angesehen und demgemäß behandelt würden, und daß von einer wirklichen Stellung im Ministerium des Innern für mich ebenso wenig die Rede sein werde wie für ihn selbst. Ich sollte mich dadurch aber nicht entmutigen lassen, nach Möglichkeit festen Fuß zu fassen suchen und allezeit auf seine freundliche Unterstützung rechnen. — So unerfreulich diese Voraussagungen auch klangen, so lieb machten sie mir den Mann, den ich fortan als Freund ansah, der mich in mancher trüben Stunde aufgerichtet hat, und von dem ich viel gelernt habe! Nicht in politischer Beziehung, wohl aber in moralischer Rücksicht — das Wort in seiner höchsten Bedeutung genommen. Gleicher Meinung waren wir über diejenigen Dinge, auf die es damals zunächst ankam, rücksichtlich unserer politischen Grundanschauungen aber gingen wir diametral auseinander. In meinen Augen war Rößler Doktrinär, und zwar liberaler Doktrinär. Ohne Respekt vor der Geschichte und deren Bildungen huldigte er einem politischen Rationalismus, der die Welt nach angeblich feststehenden, aus der Vernunft abgeleiteten Prinzipien umgestalten zu können unternahm. „Wenn etwas falsch und unvernünftig ist, so muß es umgemacht werden, einerlei ob und wie lange es bestanden hat," lautete ein häufig von

ihm ausgesprochener Satz, den er auf staatliche wie auf kirchliche Dinge angewendet sehen wollte. Geschichtlich gewordene Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Stämmen des deutschen Volkes (der Ausdruck „Stamm" galt ihm für eine antiquierte und inhaltlos gewordene Phrase) ließ Rößler ebenso wenig gelten wie das Existenzrecht kirchlicher Traditionen. Unentwegt stand er auf dem Standpunkt des Kulturkampfes, von dem er eine „Verjüngung des Christentums in der neuen Form einer deutschen Nationalkirche" erhofft hatte, und dessen unerwarteter Ausgang (wenigstens nach Meinung seines Biographen) ihm die schwerste Enttäuschung seines Lebens bedeutet haben soll. Berufungen auf die altbegründete Macht und die feste Struktur des katholischen Kirchentums ließ Rößler so wenig gelten, daß er mir, als ich mich einmal in diesem Sinne äußerte, zur Antwort gab: „Sie gehören am Ende zu den Leuten, die dieser Kirche nur deshalb fern bleiben, weil sie sich aus einer gewissen Entfernung am besten bewundern läßt." — Der geistreiche Hegelianer war meiner Meinung nach Illusionär, wie es Optimisten und Männer, die bei jeder ihnen entgegentretenden Erscheinung nach deren „Idee" fragen, nur allzu häufig werden. In seinen Bismarck und in die von diesem befolgte Politik hatte er ebenso viel „hineingeheimnißt" wie in den Goetheschen „Faust", die Wagnersche Nibelungen-Trilogie und andere seiner Lieblingsstücke. Auch von falschen Vorstellungen über die Tragweite der eigenen Tätigkeit ist der vortreffliche Mann nicht immer frei geblieben. Was aber wollte das alles bedeuten gegenüber der Reinheit seiner Gesinnung, der Selbstlosigkeit seiner Bestrebungen und dem hohen sittlichen Ernst, den er auf jedem Gebiete des Lebens bewährte? Unvergeßlich ist mir geblieben, was Rößler mir einmal sagte, als ich über die Enge der uns umgebenden Verhältnisse und über die dadurch bedingte Unmöglichkeit einer politischen Wirksamkeit in größerem Stil zu klagen die Schwachheit hatte. „Liebster Freund, die Antwort sollten Sie sich aus dem Schillerschen Worte holen:

. . . ein erhabener Sinn
Legt das Große in das Leben
Und er sucht es nicht darin."

Ich habe mir das gemerkt. Gesegnet sei sein Angedenken!

Begreiflicher Weise war ich nach der vorstehend geschilderten ersten Unterhaltung mit Rößler vornehmlich mit dem beschäftigt, was er mir über die Aussichtslosigkeit meiner Stellung im Ministerium des Innern und meines Verhältnisses zu Puttkamer gesagt hatte. Bestätigungen der Richtigkeit seines Urteils sollten mir begegnen, auch ohne daß ich sie suchte. Mein alter Gönner Wehrenpfennig, der kurz zuvor als Vortragender Rat in das Unterrichtsministerium getreten war und als einstiger Leiter des Literarischen Bureaus die in Betracht kommenden Verhältnisse genau kannte, schüttelte den Kopf, als er von meiner neuen Position hörte, indem er sich dabei auf die Bemerkung beschränkte: „Also keine bestimmte, fest umschriebene Stellung." Bosse, mit dem ich einige Zeit darauf bei einem Mittagessen zusammentraf, sagte mir grad heraus: „Zu einer festen Stellung im inneren Dienst werden sie es schwerlich bringen! Ob im auswärtigen Dienst, vermag ich

nicht zu beurteilen; denn von diesem weiß ich nichts." Und auf dasselbe kam schließlich hinaus, was Bitter mir nach einem Disput über sozialpolitische Dinge halb spöttisch und halb gutmütig entgegnete: „Minister können Sie mit dergleichen Ideen vielleicht einmal werden — höherer Beamter in unserem inneren Dienste aber schwerlich!"

Daß die mir gestellten Horoskope ihren guten Grund hätten, mußte ich mir selbst sagen, als es an die Arbeit ging. Trotz alles Pessimismus hatte ich mir die Sache so mesquin und unbefriedigend doch nicht gedacht, wie sie in Wirklichkeit war. Gemeinsam mit dem Dr. Klee, einem ehemaligen Mitredakteur der freikonservativen „Post", sollte ich die zwei- (oder drei-)mal erscheinenden „Neuesten Nachrichten" redigieren, d. h. Artikel für sie schreiben. Diese „Neuesten Nachrichten" waren eine offiziöse Korrespondenz von Puttkamers eigener Erfindung, die zur Speisung der „Kreisblätter" und einer Anzahl in das Interesse der Regierung gezogener kleinerer Provinzialblätter dienen sollte. Damit war zugleich gesagt, daß es sich um Publikationen handelte, die in der Form der allertiefsten Leutseligkeit gehalten werden und einem Genre angehören sollten, auf das ich mich bisher niemals eingelassen hatte. Vor ihrer Veröffentlichung hatte jede Nummer die Zensur Bitters und, wenn Bedenken obwalteten, die des Ministers oder Unterstaatssekretärs zu erhalten. Die bezüglichen Verhandlungen mit dem Chef waren Bitter vorbehalten, ein Umstand, der Rößler veranlaßt hatte, jeder Beteiligung an den „Neuesten Nachrichten" fern zu bleiben, und mit dem ich erst jetzt bekannt gemacht wurde. Gegenstände der Erörterung sollten alle Gebiete des Staatslebens bilden, das Finanzielle allein ausgenommen: für dieses hatte der zum Nachfolger des älteren Bitter bestimmte und wenig später ins Amt getretene Finanzminister Scholz sich freie Hand gewahrt und ein eigenes, von dem bekannten Schweinburg geleitetes Organ ins Leben gerufen. Wie sich schon nach wenigen Monaten herausstellte, führte diese eigentümliche „Teilung der Erde" dazu, daß die Auslassungen der „Neuesten Nachrichten" so gut wie unbeachtet blieben, indessen die für die Geschäftswelt wichtigen Mitteilungen des Schweinburgschen Organs durch den größten Teil der Presse die Runde machten.

Neben der Ehre, für ein Blatt zu schreiben, das in tiefster Verborgenheit blühte, wurde mir auch diejenige regelmäßiger Mitarbeiterschaft an der halbamtlichen und vielbesprochenen „Provinzial-Correspondenz" zuteil. Die diesem einmal wöchentlich erscheinenden Blatte bestimmten, in größerem Stil gehaltenen Aufsätze wurden fast ausnahmslos von Rößler und von mir, in Ausnahmefällen auch von Klee geschrieben. Je nach dem Ressort, dessen Interessen es galt, war nach erfolgter, via Bitter eingeholter Zustimmung Puttkamers die Genehmigung des betreffenden Ministers zu beschaffen und zwar durch meine Vermittelung. Was es mit dem durch dieses Verfahren bedingten Verlust an Zeit und Mühe auf sich hatte, und wie schwierig es war, der beteiligten Staatsmänner rechtzeitig habhaft zu werden, braucht nicht erst gesagt zu werden. Zunächst setzte es sehr häufig Kämpfe mit Bitter, der diese Dinge außerordentlich wichtig nahm, und der sich trotz sonstiger Liebenswürdigkeit nur ungern dreinreden ließ; dann galt es in höchster Eile die Herren

v. Goßler, v. Boetticher, Lucius, Rottenburg (der als Vertreter Bismarcks fungierte) usw. in ihren Bureaus oder in den Parlamentsräumen ausfindig zu machen und zur Erteilung ihres Plazets zu bestimmen. An die mit dieser Mühewaltung gemachten Erfahrungen denke ich noch jetzt mit Grauen zurück. Selbstverständlich hatte man mir zugesagt, daß ich niemals genötigt werden würde, gegen meine Überzeugung zu schreiben: was aber wollte das bedeuten, wo es sich vielfach um neue, mir wenig bekannte Materien und um Einzelheiten der Verarbeitung und Begründung handelte, deren Tragweite sich im voraus nicht übersehen ließ, und rücksichtlich derer die maßgebenden Personen „ihren Willen wollten"? Hatte ich halbe Nächte über Artikel geschwitzt, wie ich sie niemals früher zu schreiben gehabt, so mußte der in der doppelten Eigenschaft des Beamten und des freikonservativen Landtagsabgeordneten über Gebühr angestrengte Herr von Bitter aufgesucht, mit dem Entwurf bekannt gemacht und je nach Umständen dissuadiert oder persuadiert werden. Peinlicher noch als die nicht immer bequemen Abänderungen durch diese erste Instanz war das Antichambrieren und Warten bei den Ministern, von denen als Gefälligkeit erbeten werden mußte, daß sie ihr eigenes Interesse wahrnahmen.

Inmitten der deprimierenden Eindrücke, die die Anfänge meiner Berliner Existenz begleiteten, wurde ich durch eine Einladung in das Potsdamer Neue Palais überrascht, in dem der Kronprinz seine Sommerresidenz genommen hatte. Wie der einladende Fourier mir sagte, war außer mir nur noch der Geheime Legationsrat Rudolph Lindau entboten worden, und mit diesem hatte ich mich über gleichzeitiges Eintreffen in der Station zu verständigen, von welcher der Hofwagen uns abholen sollte. An Herrn Lindau, der die Preßangelegenheiten des Auswärtigen Amtes besorgte, lernte ich einen liebenswürdigen, europäisch gearteten Mann kennen, mit dem sich vortrefflich reden ließ, und mit dem ich stets gern verkehrt habe. Seines Amtes waltete er mit Eifer und wahrscheinlich auch mit Erfolg, seiner innersten Neigung nach aber war er kein politischer, sondern ein literarischer Mann, der als Verfasser zahlreicher elegant geschriebener Romane und Novellen Ruf erworben hatte. Mit seinem Bruder Paul eng verbunden, nahm Lindau an, daß ich mich als Schriftsteller ihrem Kreise anzuschließen und auf das haut du pavé des Berliner Literatentums zu gelangen wünschte. Ich nahm keinen Anstand, dem freundlichen Manne zu sagen, daß meine Lebenstendenz eine durchaus verschiedene sei, und daß ich kein literarisches, sondern ein politisches Tier sei — eine Erklärung, die ihn zu wundern schien, die er aber gleichwohl freundlich aufnahm, und die die Beziehungen, in die ich später zu ihm treten durfte, niemals gestört hat.

An dem Abend im Garten des Potsdamer Palais nahm außer den Damen und Herren des Hofes noch unsere jetzige Kaiserin teil. Nachdem man an einer unter hohen Bäumen aufgeschlagenen Tafel den Tee eingenommen hatte, wurde gemessenen Schritts durch den Park spaziert, Lindau an die Seite der Kronprinzessin gerufen und in ein Gespräch über Literatur (ich glaube spanische) gezogen, während mir eine Unterhaltung mit dem Kronprinzen gegönnt ward, dem seine jugendliche Schwiegertochter schweigend zur Seite ging. Mit Personen, die nicht zu ihrer Umgebung gehören, sprechen

hohe Herrschaften bekanntlich immer nur von den Dingen, die bei Gelegenheit der ersten Bekanntschaft das Gesprächsthema gebildet hatten. Danach konnte nicht ausbleiben, daß der Kronprinz von Rußland zu reden begann, und daß er an diesem Thema festhielt, bis ein Lakai mit der Meldung an uns herantrat, daß der Wagen für die beiden Herren bereit stehe. Interessanter als die Sache selbst war ihr Nachspiel. Zum Schluß eines mehrere Tage später stattgehabten Empfangs bei Puttkamer fragte dieser mich, ob es wahr sei, daß ich den Kronprinzen kenne, und daß dieser mich zu sich entboten hätte. Daran schloß sich die zweite, in humoristischem Tone gestellte Frage: „Weiß Seine Kaiserliche Hoheit, daß Sie bei mir dienen?" Als ich das für zweifelhaft erklärte, meinte Puttkamer: „Er wird das wohl erfahren, und wir werden sehen, wie er es aufnimmt." In der Tat wurde ich nie wieder an den kronprinzlichen Hof geladen und auch bei Gelegenheiten, wo das nahe gelegen hätte, nicht angeredet, — Puttkamer aber hat mich während der folgenden Jahre wohl ein halbes Dutzend mal mit liebenswürdigem Spott gefragt: „Nun, wann waren Sie zum letzten Male beim Kronprinzen?", und wenn ich bekannte, ich sei nicht mehr eingeladen worden, lachend hinzugefügt: „Und ich auch nicht." Erst viele Jahre später und nachdem ich längst Konsul geworden war, hat die — inzwischen verwitwete — Kaiserin Friedrich mir sagen lassen, sie wünsche mich zu sehen, wenn ich einmal nach Berlin käme. Zu meinem Bedauern ist es dazu niemals gekommen, und ich habe nicht Gelegenheit gehabt, dieser ausgezeichneten Frau noch einmal im Leben zu begegnen.

Schon wegen der Verödung Berlins, die im Spätsommer und Herbst zur Regel geworden ist, vergingen die ersten Wochen des Aufenthalts an der Spree ziemlich einsam. Die einzigen Bekannten, die ich aufsuchen konnte, waren mein alter, immer gleich liebenswürdiger Gönner Julian Schmidt und Herman Grimm. Für Leute von Geschmack konnte es ein behaglicheres Haus nicht geben als dasjenige, das Grimm und seine Frau Gisela in ihrer an der Matthäikirchstraße belegenen dritten Etage machten. Wohltuend nahm sich bereits aus, daß inmitten der modisch gewordenen Pseudo-Eleganz und Stilgerechtigkeit ein Hauswesen übrig geblieben war, das den anspruchslosen Zuschnitt und wahrhaft guten Ton vergangener Tage beibehalten hatte. Ausstattung, Bewirtung und Empfangsform — alles trug einen altväterischen Charakter, und alles verriet, daß man sich in guter, um plebeje Vornehmtuerei des fin du siècle unbekümmerter Gesellschaft befand. Montags war für die näheren Bekannten Grimms offener Abend. Man kam und ging, wann man wollte, man nahm mit einer Tasse Tee und (wenn man länger blieb) mit einem Abendessen fürlieb, von dem sich mit guter Manier satt werden ließ, und ergötzte sich je nach den Umständen mit Gespräch, Musik oder gemeinsamer Lektüre. Der erste dieser Abende (Juli oder August 1882) ist mir in besonders lebhafter Erinnerung geblieben.

Trotz empfindlicher Hitze und Gewitterschwüle hatte sich in den für sommerliche Vereinigungen wenig günstigen Räumen der Grimmschen Wohnung eine mehrköpfige Gesellschaft zusammengefunden. Irre ich nicht, so gehörten ihr zwei später zu ansehnlichen Stellungen gelangte junge Männer an, der

durch sein Buch über Buddha bekannt gewordene, vierundzwanzigjährige Privatdozent Hermann Oldenberg und der von der Frau des Hauses mit besonderer Vorliebe behandelte Pianist Stavenhagen, ein jugendlicher Blondin mit wallender Mähne und kurzem Samtröckchen. Die Mehrheit der Anwesenden bestand aus Damen, darunter eine Amerikanerin in mittleren Jahren, die (wie Frau Gisela mir zuflüsterte) nach Europa gekommen war, um Hermans „Goethe" unter seiner Leitung ins Englische zu übertragen. Bald nachdem die Vorstellung der Anwesenden beendet worden war, trat ein mittelgroßer, zum Embonpoint neigender junger Herr mit rundem, stark erhitztem Gesicht, blondem Haar, mächtigem Schnurrbart und stahlgefaßter Brille ein. Grimm stellte ihn als den Assessor vom Auswärtigen Amt Herrn v. Wildenbruch vor, „von dessen dramatischen Erfolgen Sie wissen werden, und der die Güte haben will, uns sein neuestes Stück vorzulesen." Mich hatte zunächst die Erwähnung des Auswärtigen Amtes interessiert, von der Existenz eines Dichters Wildenbruch hatte ich nur einmal flüchtig gehört, ohne mit diesem Namen eine bestimmte Vorstellung zu verbinden. Durch einen der Anwesenden erfuhr ich, daß der damals siebenunddreißigjährige Herr ein vielversprechendes Talent sei, das sich der besonderen Schätzung unseres Wirts erfreue und mit dessen Beihilfe den Schillerpreis erworben habe. Wildenbruch nahm eine Tasse Tee, wischte sich immer wieder den Schweiß aus dem erhitzten Angesicht, zog das dickleibige Manuskript seines Schauspiels „Opfer um Opfer" aus der Tasche und begann zu lesen. Er las mit so viel Feuer und so ausdrucksvoller, wenn auch hie und da überlauter Stimme, daß die Anwesenden ihm trotz der beständig zunehmenden Schwüle der Temperatur und trotz des beträchtlichen Umfangs der Dichtung mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Die Fabel schien mir nicht ganz neu zu sein, sie erinnerte an ein Gutzkowsches Drama, das meiner Erinnerung nach „Ein weißes Blatt" hieß, und dessen pathetische Schlußphrase mir aus der Gymnasiastenzeit haften geblieben war: „Die Zeit der Liebe ist das Alter nicht, ist nicht die Jugend: die Zeit der Liebe ist der Augenblick." In beiden Stücken handelt es sich um den Übergang der Leidenschaft des Helden, eines heimgekehrten Forschungsreisenden, von der älteren zu einer jüngeren Schwester. Die Wildenbruchsche Dichtung dürfte wegen der einfacheren Führung der Handlung vor der Gutzkowschen den Vorzug verdienen, ihr Erfolg war — wenigstens an diesem Abende — ein vollständiger und bekundete sich in dem Enthusiasmus, mit welchem die anwesenden Damen den durch die nahezu dreistündige Lektüre erschöpften Vorleser beglückwünschten. Daß der damals noch unverheiratete Dichter den ihm gespendeten Weihrauch mit unverhohlener Freude einsog, konnte ihm nicht verübelt werden — einen eigentümlichen Eindruck machte es mir, daß er von den Heldinnen seines Stückes wie von lebenden Personen sprach und im Verlauf des Abendessens u. a. die Äußerung tat: „seine Hedwig (so lautete der Name der einen Schwester) sei in der Tat eine merkwürdige Person, die ihm selbst mitunter inkalkulabel erschien." Wildenbruch, außer Richard Voß der einzige Dichter, der damals im Grimmschen Hause verkehrte, ist mir auch in der Folge wieder-

holt begegnet. Immerdar hat er mir den Eindruck eines gütigen und liebenswürdigen Mannes gemacht. Mit dem poetischen Schaffen Wildenbruchs, der später mein Kollege im Auswärtigen Amt wurde, habe ich nur eine Berührung gehabt: diese aber war merkwürdig genug, um erzählt zu werden. Um Anziehungskraft und Verbreitung der „Neuesten Nachrichten" zu erhöhen, hatte Herr von Bitter den Minister zur Bewilligung einer nicht ganz unerheblichen Geldsumme bestimmt, aus welcher der Ankauf noch nicht veröffentlichter Romane und Novellen beliebter Schriftsteller bestritten werden sollte. Diese „wertvollen Gaben" wurden an diejenigen der von den „Neuesten Nachrichten gespeisten" Provinzialblätter verteilt, die sich um die Regierungspresse besonders verdient gemacht hatten, und denen man zu einem größeren Leserkreise verhelfen wollte. Gegen ansehnliche Honorare wurden die Herren Romandichter willig gemacht, uns die ausschließliche Benutzung ihrer Werke für anderthalb Jahre zu überlassen, nach Ablauf dieser Frist durften sie in Buchform erscheinen. Unsererseits wurde die Verpflichtung übernommen, lediglich außer-berlinische Blätter zu bedenken und deren Zahl auf ein vereinbartes Maß zu beschränken. Nicht eben zu meiner Befriedigung übertrug Herr von Bitter mir die bezüglichen Verhandlungen: da er bei einem „Schriftsteller" belletristische Sachkenntnis und Geschick in der Verhandlung mit „Kollegen" voraussetzen zu können glaubte, hielt er mich für den richtigen Mann. Nicht ohne Mühe stellte ich eine Liste von Autoren zusammen, die mir als beliebt bezeichnet worden waren, und begann bei Wildenbruch, meinem einzigen persönlichen Bekannten unter den Genannten, meine unliebsame Tournée. Ich traf ihn in seiner Junggesellenwohnung in der Königin-Augusta-Straße zu früher Stunde an. Die Wände seines kleinen Salons waren so reich mit Theaterzetteln, Lorbeerkränzen und anderen Emblemen der Künstlerschaft behängt, daß die Farbe der Tapete sich nicht unterscheiden ließ, und daß nicht mehr als für ein einziges Bild Platz gelassen worden war, für das Porträt des Prinzen Louis Ferdinand, der der Stamm- und Großvater unseres Dichters (Vater seines Vaters, des Konsuls und späteren Gesandten v. Wildenbruch) gewesen war. Unschwer einigten wir uns über die Erwerbung einer Novelle, von welcher der Dichter sagte, daß sie ihm besonders ans Herz gewachsen sei, und die wegen ihrer patriotischen Tendenz (sie spielt im Jahre 1870), besonders passend sein sollte. „Die Danaide" fand in der Tat ein dankbares Publikum und wurde, nachdem der Verfasser sie einem Kreise von Freunden zu deren besonderer Erbauung vorgelesen hatte, auf seinen Wunsch noch vor Ablauf des vereinbarten Termins frei gegeben.

Von den übrigen Dichtern und Dichterinnen meiner Liste hauste niemand unter Lorbeerkränzen und Ahnenbildern. Diese Herrschaften hatten sich je nach Geschmack und Vermögen wie andere Christen eingerichtet, einige von ihnen so bescheiden und in so entfernten Gegenden der Stadt und des Umkreises, daß sie meinen Besuch verbaten und zu mir kamen. Näher kennen gelernt habe ich allein nur Hopfen, der ein angenehmes Haus machte, und bei dem ich mit Rudolph Lindau, Stettenheim und andern Berliner Schriftstellern sehr vergnügt zu Mittag gegessen habe. Bei der einfachen und unverfänglichen

Natur unserer Geschäfte wurden sie glatt und anstandslos erledigt, kaum daß die Herren nach den Blättern fragten, in deren Interesse ich verhandelte. Peinlicher, aber auch lehrreicher waren die Verhandlungen mit einzelnen der dichtenden Damen. Indessen, da die gezahlten Preise den landesüblichen Durchschnitt überstiegen, die Verhältnisse der Lieferantinnen bescheidene, wenn nicht kärgliche und im übrigen die Zeiten vorüber waren, zu denen diese Priesterinnen der Muse dem Drange ihres Genius folgen und von irdischen Rücksichten absehen zu können geglaubt hatten, so war auch ihnen das Geschäft zum Geschäft geworden, das sich nach dem Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage richtete.

XIX.

Unsere gesellschaftlichen Beziehungen gestalteten sich zunächst so angenehm wie immer möglich. Mit der Familie von Bitter standen wir auf durchaus freundlichem Fuß, mit den vortrefflichen Rößlers wurde gute Freundschaft gehalten, der sonstige Verkehr aber ausschließlich auf Kreise gerichtet, die mit dem Ministerium des Innern und dessen Akolythen schlechterdings nichts zu schaffen hatten. An meiner „undefinierten" und mich immer tiefer niederdrückenden Stellung nahm niemand von meinen liberalen und gelehrten Freunden und Bekannten irgendwelchen Anstoß. Julian Schmidt, Georg von Bunsen, die alten Freunde M. Jordan (Generaldirektor der Nationalgalerie) und R. Schöne (Generaldirektor der Kgl. Museen), Rodenberg usw., begegneten mir mit unveränderter Freundlichkeit.

Der allgemein beliebte hanseatische Minister-Resident Krüger und dessen vortreffliche, von mir hochverehrte Frau schienen gut machen zu wollen, was der Hamburgische Senat schlecht gemacht hatte. In dem im Jahre 1882 nach Berlin übergesiedelten Chirurgen Bergmann fand ich einen vertrauten Jugendfreund, in Viktor Hehn den Landsmann und Förderer meiner frühesten Arbeiten wieder. Um mit Schmoller und dessen Freunden in Verbindung zu bleiben, bestimmte ich den ersteren zur Begründung eines staatswissenschaftlichen Abends, an welchem allmählich zahlreiche Gelehrte und Beamte teilnahmen, und dem durch regelmäßig gehaltene Vorträge ein besonderes Interesse verliehen wurde. Besondere Anziehungskraft übte der Verkehr mit Bamberger, dem ich in früheren Jahren nur flüchtig begegnet war, und der den „offiziösen" Geheimrat gelegentlich eines Zusammentreffens bei Mommsen so freundlich anredete, daß Besuche ausgetauscht und bei jeder Begegnung Unterhaltungen geführt wurden, die es mir als Wohltat erscheinen ließen, in der Berliner Gesellschaft einen Europäer aufgefunden zu haben.

Gleiche Freundlichkeit hatte ich dem würdigen Heinrich Kruse zu danken, der einige Jahre zuvor von Köln nach Berlin übergesiedelt war, um das Blatt, dessen Weltruf vornehmlich er begründet hatte, in der Hauptstadt des neuen Reiches zu vertreten. Zu der haltungslosen Vielgeschäftigkeit und Bestimmbarkeit der journalistischen Allerneusten standen die ruhige Würde und Gemessenheit des stattlichen alten Herrn in so ausgesprochenem Gegensatz, daß man ihn „Lord Kruse" nannte. Zu seinen Mittagessen eingeladen

zu werden, galt für einen Vorzug. Respekt konnte man dem Manne nicht versagen, der unter den schwierigsten Umständen die Unabhängigkeit seiner Gesinnung zu wahren gewußt hatte und immerdar der Gentleman unter den Journalisten geblieben war. Entschlossen, sich beim Eintritt in das siebenzigste Lebensjahr pensionieren zu lassen, hatte er sich journalistisch auf den Altenteil gesetzt und der dichterischen Tätigkeit zugewendet, die seit dem Erfolg der in den 60iger Jahren erschienenen „Gräfin" zu seiner vornehmsten Lebensfreude geworden war. Durch die Zusendung des Manuskriptes seiner im Jahre 1882 geschriebenen Tragödie „Aleris" hatte er mir zu verstehen gegeben, daß er sich des einstigen Mitarbeiters seiner Zeitung noch entsinne, und ich war diesem Winke bereitwillig gefolgt. An seinem gastlichen Tische begegnete man Gelehrten und Schriftstellern der verschiedensten Richtungen; bei ihm traf ich einmal auch Herrn Paul Lindau, damals feuilletonistischer Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung". Paul Lindau und Heinrich Kruse — verschiedenere Typen des deutschen Journalismus und des deutschen Preßwesens „sonst und jetzt" waren überhaupt nicht denkbar! Kruse, gleich seiner würdigen, wie aus Holz geschnittenen Gemahlin eine Riesengestalt, etwas eckig in den Manieren, aber imponierend durch die Würde und Einfachheit des Benehmens, dabei von ausgesuchter Höflichkeit gegen jedermann und insbesondere gegen geringere, erst im Aufstreben begriffene Kollegen — und ihm gegenüber Lindau, nach der neuesten Mode gekleidet, mit Ordensdekorationen reich geschmückt, elegant in den Bewegungen, von zierlicher Gestalt und etwas müdem Ausdruck in dem beweglichen feinen Gesicht. Der Verfasser der „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters", der „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" und der „Nüchternen Briefe aus Bayreuth" stand damals im Zenit des Glückes. Als Bühnendichter gesucht, als Kritiker gefürchtet, mit vornehmen Leuten der verschiedensten Gattungen (u. a. auch mit dem Grafen Wilhelm Bismarck) freundschaftlich verbunden, gehörte er zu den bekanntesten Figuren des jungen Berlins, das sich in seinem Hause zusammenfand.

Daß es in Hamburg keine Häuser wie das Krusesche und das Grimmsche gebe, und daß dem Berliner Leben Reize abgewonnen werden könnten, die jeden Vergleich mit denen der biederen Hansestadt ausschlössen, empfand ich ebenso lebhaft wie meine Frau und meine jungen Töchter, die Frauen von der Art unserer Gönnerin Gisela Grimm bisher nur in Büchern begegnet waren. Für die Widerwärtigkeiten und die Aussichtslosigkeit meiner Berufsstellung vermochte das aber keine Entschädigung zu bieten. Zu dieser Aussichtslosigkeit, die mir von Tag zu Tage deutlicher wurde, kam noch die Empfindung einer Überbürdung, die mit innerer Aushöhlung Hand in Hand ging. Die „Deutsche Rundschau" hatte auf meinen Rat eine neue Rubrik mühsame Arbeit erheischender politischer Monatsberichte eröffnet, an der alten Verbindung mit dem „Hamburgischen Correspondenten" mußte festgehalten werden, und dazu kamen Artikel für die „Kreuz-Zeitung", die ich in ihrer ausgesprochen antirussischen Tendenz bestärken und unterstützen zu müssen für Pflicht hielt. Herrn Kropatschek kannte ich von Kurland her, wo er eine Weile Hauslehrer gewesen war, zu dem Chef-Redakteur von Hammerstein aber trat ich durch die Ver-

mittelung meines Universitäts- und Jugendfreundes Baron Eduard Ungern-Sternberg in Beziehung. Der zufällige Umstand, daß wir während der sommerlichen Verödung Berlins in demselben Wirtshause zu Mittag aßen, bot mir Gelegenheit, den schon damals vielgenannten Mann näher kennen zu lernen. Für eine journalistische Kapazität konnte Hammerstein nicht wohl gelten, denn dazu reichte der Umfang seiner Bildung und seines Gesichtskreises schlechterdings nicht aus — ein parlamentarisches Talent ist er ohne Zweifel gewesen. Unerschütterliche Ruhe, Festigkeit des Willens, Schlagfertigkeit in der Debatte und Sicherheit in der Behandlung des Gros seiner Gesinnungs- und Standesgenossen hatten ihn zum Parteiführer gemacht, und Stellungen, die er einmal erzwungen, wußte er mit eiserner Hand festzuhalten. Hammerstein nahm sich wie eine Verkörperung des bekannten „Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertraun Euch auch die andren Seelen" oder auch des minder bekannten, aber ebenso zutreffenden „l'avenir est aux phlegmatiques" aus. Da meine Tätigkeit für sein Blatt sich so gut wie ausschließlich auf Russica beschränkte, konnten Meinungsverschiedenheiten zwischen uns kaum vorkommen, im persönlichen Verkehr aber zeigte er sich als Mann von guten, einfachen Formen und einer nicht eben vielsagenden, aber glatten und gleichmäßigen Liebenswürdigkeit. Vertrauen flößte er mir nicht ein, zu Mißtrauen lag indessen kein Grund vor, und der lauernde Ausdruck, den sein Auge annehmen konnte, ließ verschiedene Auslegungen zu. In der Summe ließ sich bequem mit ihm leben und erschien er, wenn nicht als „guter Kerl," doch als gefälliger Kamerad. Von anderem aber konnte nicht die Rede sein. Die Beschränktheit von Hammersteins Bildung und der ein für allemal von ihm gefaßte Entschluß, alle Rücksichten denen des Parteiinteresses unterzuordnen, machten sachliche Diskussionen mit ihm gegenstandslos. Daß der Tod Iwan Turgenjews für Rußland (und nicht für dieses allein) einen Verlust bedeute, wollte Hammerstein nicht gelten lassen, „denn dieser Mann war ja ein Liberaler gewesen"; Hinweisungen auf die Unchristlichkeit des Antisemitismus aber wies er mit den Worten zurück: „Sie mögen nicht ganz unrecht haben, wir aber können den Antisemitismus nicht entbehren." Von der bedrängten finanziellen Lage, die den unglücklichen Mann ins Verderben stürzte, wurde unter seinen näheren Bekannten bereits damals geflüstert. Das Erbieten seiner Freunde, sich durch einen Vertrauensmann, den als tüchtigen Anwalt und Geschäftsmann bekannten konservativen Abgeordneten Grimm „arrangieren zu lassen", hatte er mit einer Schroffheit abgelehnt, die ein gewisses Mißtrauen zurücklassen mußte, zumal die hoffnungslose Überschuldung seines pommerschen Rittergutes allbekannt war. Von Unregelmäßigkeiten seiner Lebensführung verlautete dagegen nicht das Geringste. Wie ein Mann, der weder bösartig noch borniert oder leichtsinnig genannt werden konnte, ein solches Ende hat nehmen können, haben diejenigen, die Hammerstein am genauesten zu kennen glaubten, am wenigsten verstehen können.

Achtzehn Monate zunehmenden Widerwillens gegen die Stellung, die ich mir hatte aufladen lassen und ebenso unerträglicher Überbürdung hatten mich im Spätherbst 1883 zu der Überzeugung gebracht, daß es auf diesem Wege

nicht weiter gehen könne. Nachdem es zufolge zeitweiser Zunahme der Amtsarbeit so weit gekommen war, daß ich binnen einer Woche achtzehn Artikel hatte schreiben müssen, begab ich mich zu Herrn von Puttkamer, um ihn zu fragen, ob ich auf eine anderweitige Verwendung, etwa diejenige eines Vortragenden Rats, Aussicht hätte oder nicht. Die ausweichende Antwort, die er mir gab, genügte zur Bestätigung dessen, was ich mir selbst gesagt hatte. Darüber kamen die Weihnachten heran, und alsbald nach Beendigung der Festzeit ließ Puttkamer mich zu sich bescheiden, um mir zu eröffnen, daß ich „in Anerkennung meiner Leistungen" den Roten Adler IV. Klasse erhalten würde. Deutlicher als alles übrige sagte die Ankündigung, daß ich nichts zu hoffen hätte, und daß ein Entschluß gefaßt werden müsse. Ich versuchte es mit der immer wieder aufgesparten letzten Karte, die mir übrig geblieben war.

Im Hause des mir befreundeten Unterstaatssekretärs Busch hatte ich den kurz zuvor vom Londoner Generalkonsul zum Ministerialdirektor im Auswärtigen Amte ernannten Geheimrat v. Bojanowski kennen gelernt und von diesem zu meiner Verwunderung erfahren, daß er als Konsul in Moskau und Petersburg meine Rigaer Tätigkeit genau verfolgt und längst gewünscht habe, den ehemaligen Redakteur des Blattes kennen zu lernen, aus dem er seinerzeit einen großen Teil seiner Informationen über Rußland geschöpft hatte (der „Rigaschen Zeitung"). Seine damals gefaßte Absicht, mich in Riga aufzusuchen, hatte er aus Rücksicht auf entgegenstehende Bedenken aufgeben müssen usw. Die einfache Liebenswürdigkeit dieses vortrefflichen Mannes hatte mir so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich den Entschluß faßte, ihm meine auf den Eintritt in den auswärtigen Dienst gerichteten Wünsche vorzutragen. Als Leiter des Konsularwesens kam Bojanowski für dieses speziell in Betracht, und ihn anzugehen, lag näher, als die Bekanntschaft mit Busch zu Sollizitationen auszubeuten. Alle meine Erwartungen wurden übertroffen, als der Ministerialdirektor mich nicht nur auf das freundlichste empfing, sondern behufs eingehenderer Besprechung zu einer Abendgesellschaft in sein Haus lud. Unter anderen Verhältnissen hätte diese Gesellschaft als solche mein besonderes Interesse erregt, denn sie galt dem Empfang des neuen siamesischen Gesandten, eines zierlichen, dunkelbraunen jungen Herrn, seiner Sekretäre, eines Malayen und eines in siamesische Dienste getretenen Engländers. Nachdem Bojanowski diese Gäste begrüßt, den Malayen vor ein Photographienalbum gesetzt und die beiden anderen Herren mit der übrigen Gesellschaft bekannt gemacht hatte, nahm er mich beiseite, um das Für und Wider meines Anliegens zu besprechen, mir seine Unterstützung zuzusagen und mir die sofortige Einreichung eines an den Fürsten Bismarck zu richtenden Gesuchs anzuraten. Vierundzwanzig Stunden später war ein kurzes Schreiben, in dem ich meine Vorbildung, bisherige Tätigkeit und gegenwärtige Stellung darlegte, auf dem Wege nach Friedrichsruh.

Obgleich Bojanowski mir gesagt hatte, daß der Reichskanzler in der Regel rasch resolviere, machte ich mich auf ein mehrwöchentliches Harren gefaßt, dessen Pein allein durch verdoppelte Arbeit erträglich gemacht werden konnte. Es sollte indessen anders kommen. Fünf oder sechs Tage nach Absendung meiner Eingabe begegnete ich zu früher Stunde dem durch den Tiergarten

gehenden Chef der Reichskanzlei, Geheimrat Rottenburg, der mich mit den Worten „Gut, daß ich Sie treffe — ich habe etwas für Sie" anredete und ein Papier aus der Tasche zog, das in Kürze besagte, „der Reichskanzler werde den p. p. Eckardt sehr gern zum Konsul ernennen, wenn er die vorschriftsmäßige Prüfung bestanden habe und sobald eine Vakanz eintrete". Noch bevor ich es zu einer Antwort zu bringen und meiner freudigen Überraschung Ausdruck zu geben vermocht hatte, sagte der liebenswürdige Verkündiger dieser Freudenbotschaft, er werde dem Auswärtigen Amte unverzüglich einen diese Entscheidung betreffenden Erlaß zugehen lassen, „in zwei bis drei Tagen sollten Sie sich in der Wilhelmstraße melden", setzte er beim Abschied hinzu.

Mir war zumute, als sei ich neu geboren worden, meine Zeit aber war so stark in Anspruch genommen, daß ich mir versagen mußte, die wichtige Entscheidung sofort in mein Haus zu bringen. Ich nahm den gewohnten Weg ins Ministerium, erledigte die laufenden Angelegenheiten, machte Herrn v. Bitter eine kurze Mitteilung, bat ihn, mich für den folgenden Tag bei dem Minister anzumelden, und kehrte erst spät nachmittags in meine Wohnung zurück. Hier empfing mich eine andere erfreuliche Überraschung: Theodor v. Bernhardi, dessen Bekanntschaft zu den Wünschen meines Lebens gehörte, war zu längerem Aufenthalt in Berlin eingetroffen, hatte meiner Frau einen Besuch gemacht und mir sagen lassen, er werde täglich während der Abendstunden im Hause seines Sohnes, des Rittmeisters (jetzigen Generals) anzutreffen sein.

Noch an dem nämlichen Abende erwiderte ich den Besuch des einzigen Mannes, von dem sich — meiner Meinung nach — russische Geschichte lernen ließ, und der der deutschen Kenntnis ostslawischer Dinge größere Dienste erwiesen hatte als irgendein anderer Gelehrter unserer Zeit und unseres Volkes. Ich fand den damals im zweiundachtzigsten Jahre stehenden, trotz körperlicher Altersbeschwerden geistesfrischen Herrn am Schreibtisch: er war mit der Ordnung von Exzerpten beschäftigt, die er behufs Förderung des (leider nicht fertig gewordenen) vierten Bandes seiner „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik" vormittags im Staatsarchiv gemacht hatte — und das mit unbewaffnetem Auge und beim Schein einer einzigen kleinen Lampe. Aus Briefen und Schriften war ich dem ausgezeichneten Manne genugsam bekannt geworden, um sogleich in eine Unterhaltung zu geraten, die gewaltsam abgebrochen werden mußte, wenn sie nicht bis in die Nacht hinein fortgesetzt werden sollte. Die Sicherheit, mit der Bernhardi nicht nur die geschriebene, sondern auch die ungeschriebene Geschichte und Tradition Rußlands beherrschte, die feine und zutreffende Beurteilung der baltischen Zustände, die er sich trotz jahrzehntelanger Entfernung von Estland gewahrt hatte, und der Reichtum seiner auf die verschiedensten Gebiete ausgedehnten Bildung machten mir einen Eindruck, der alle von dieser Bekanntschaft gehegten Erwartungen übertraf. Daß ich diese Vorzüge rascher zu erkennen und höher einzuschätzen vermochte als andere Deutsche, mochte der alte, vom Leben nicht eben verwöhnte Mann auf den ersten Blick erkannt haben. Er lud mich nicht nur ein, wiederzukommen, so oft meine Zeit es erlaubte, sondern versprach gleichzeitig, bei mir zu essen. Ich hatte ihm gesagt, daß Eduard Erdmann (Halle) und Victor Hehn ihn

kennen zu lernen wünschten, und daß wir an Schmoller und C. Rößler gemeinsame Bekannte besäßen. Dankbar und hochbefriedigt über die Erfüllung meines langjährigen Wunsches kehrte ich zu später Stunde in meine Behausung zurück. Daß dieser Mann mich in der Folge zu seinen „Freunden" zählen und dadurch seinen Sohn bestimmen würde, mich zur Herausgabe seiner Tagebücher heranzuziehen[1]) (vgl. „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis", Bd. I, S. V und VIII des Vorworts von Friedrich v. Bernhardi), konnte ich mir damals freilich nicht träumen lassen!

Zunächst verging einige Zeit, bevor ich die Fortsetzung dieser Bekanntschaft so gründlich betreiben konnte, wie ich es gewünscht hatte. Bernhardi war durch Einladungen und Arbeiten ziemlich stark in Anspruch genommen, mir aber mußte daran gelegen sein, mich in der Sphäre des Auswärtigen Amts möglichst rasch zu orientieren. Puttkamer nahm meine Mitteilung mit einer Liebenswürdigkeit auf, die durchsehen ließ, daß er sich fortan der Verpflichtung überhoben fühlte, die er rücksichtlich meiner Zukunft übernommen hatte. Mein nächster Gang führte mich zu Bojanowski, der zu meinem Vorgesetzten geworden und mein Freund geblieben war. Er sagte mir voraus, daß bis zu meinem Eintritt in ein Konsularamt mindestens ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahr vergehen werde, und daß ich gut tun würde, diese Zeit zu genauerer Bekanntschaft mit den Verhältnissen und Personen zu verwenden, in deren Mitte ich als outsider gestellt worden. Er, Bojanowski, werde vermitteln, daß ich als Hilfsarbeiter verwendet und mit denjenigen Abteilungschefs in Verbindung gesetzt würde, mit denen ich als Konsul vornehmlich zu tun haben würde. Ich nahm das dankbar an, obgleich ich mir sagen mußte, daß die Übernahme einer neuen und dazu regelmäßigen Tätigkeit mit der Erfüllung meiner bisherigen Verpflichtungen schwer zu vereinigen sein würde, und daß mir eine Überlastung peinlichster Art bevorstehe.

XX.

Die Organisation des Auswärtigen Amtes von damals (März 1884) war von der heutigen erheblich verschieden. Die obere Leitung des Dienstes lag in den Händen des Staatssekretärs, des Unterstaatssekretärs und des *einen* Ministerialdirektors, dem das gesamte Konsularwesen samt allem, was damit im Zusammenhang stand, unterstellt war. Statt der vier, genauer fünf Abteilungen, die gegenwärtig bestehen, und die ein Personal von drei Direktoren, mehr als zwanzig Vortragenden Räten, einer entsprechenden Anzahl von Hilfsarbeitern, Expedienten und Konsular-Attachés umfassen, gab es damals nur zwei Abteilungen mit etwa einem Dutzend Räten. Für die Unfertigkeit der Organisation war bezeichnend, daß ein Teil des Bureaus sich außerhalb des Hauptgebäudes, in einem dem Wilhelmsplatz benachbarten Hause befand, daß allein die höchsten unter den höheren Beamten über geräumige, annähernd präsentable Arbeitszimmer verfügten und daß es guter Worte bei

[1]) Wesentliche Stücke daraus sind zuerst in dieser Zeitschrift erschienen.

Die Redaktion.

dem Kastellan bedurfte, wenn man anständig plaziert und allein gelassen werden wollte. Die erste Abteilung (Ia), die es ausschließlich mit politischen Angelegenheiten zu tun hatte, stand unter der speziellen Leitung des Unterstaatssekretärs Busch, neben und unter welchem die Räte Bucher, v. Holstein, Graf Rantzau (Bismarcks Schwiegersohn), R. Lindau und v. Brauer (der spätere badische Minister) arbeiteten. Direkte Berührungen mit dem Reichskanzler waren nur einzelnen dieser vor den übrigen Räten privilegierten Herren gegönnt und auch das nur, wenn sie ausnahmsweise zu persönlichem Vortrag beschieden wurden — im regelmäßigen Laufe der Dinge hatte Fürst Bismarck es allein mit den höchsten Beamten (dem Staatssekretär, Unterstaatssekretär und dem Direktor) zu tun. Auch wenn er in Berlin anwesend war, entbehrte Fürst Bismarck des regelmäßigen Kontakts mit denjenigen Beamten des auswärtigen Dienstes, die die eigentliche Masse der Arbeit besorgten. Unter den jüngeren Leuten waren ich und der der ersten Abteilung attachierte Baron Heyking die einzigen, die in seinem Hause gewesen waren, und mit denen er gesprochen hatte, die Mehrzahl der älteren und höher gestellten Herren kannte er aus gelegentlichen Berührungen, nicht aber aus ihm gehaltenen Vorträgen. Zu diesen wurden nur Personen herangezogen, die Gelegenheit gehabt hatten, ihm geläufig geworden zu sein. Selbst bezüglich der ihm erstatteten schriftlichen Berichte mußte auf Bismarcks Vorliebe für das Gewohnte Rücksicht genommen werden. Wollte man ihm einen günstigen Eindruck machen, so mußten die Abschriften von Kanzlisten hergestellt werden, deren Handschriften sein Gefallen erregt hatten.

Unsere kolonialen Angelegenheiten steckten anno 1884 noch in ihren ersten Anfängen. Die bezüglichen Arbeiten besorgte Herr von Kusserow, der abwechselnd der ersten und der zweiten Abteilung zugezählt war und von einer Anzahl Konsularattachés unterstützt wurde, die im Rufe besonderer Tüchtigkeit standen. Daß dieser Ruf ein begründeter war, haben die damals jugendlichen Herren Knappe (später Generalkonsul für China), Stemrich (nachmaliger Unterstaatssekretär) und v. Schwartzkoppen (Vortragender Rat) in der Folge bewiesen. Ihre Arbeit war eine unsichtbare und unhörbare. Bis zum Sommer 1884 wurde aus den auf den Erwerb von Kolonien gerichteten Arbeiten ein wohlgehütetes Geheimnis gemacht. Lebhaft ist mir der Sonntagabend des Juli 1884 im Gedächtnis geblieben, an welchem Kusserow mir bei Gelegenheit eines Zusammentreffens im Hotel Bellevue sagte: „Heute ist an zwei Punkten des afrikanischen Kontinents die deutsche Flagge gehißt worden." So weit mir erinnerlich, blieb es auch nach diesem wichtigen Tage eine Weile bei der bisherigen Organisation. Die Einrichtung einer besonderen Kolonialabteilung erfolgte erst geraume Zeit später, nachdem Kusserow die Stellung eines Gesandten in Hamburg angenommen hatte, und nachdem seine Gehilfen über die weite Welt verstreut worden waren.

Wie allenthalben und zu allen Zeiten bildete auch damals die Bearbeitung von Angelegenheiten handelspolitischer, judiziarer und administrativer Natur den materiell größten Teil der Beschäftigungen des Auswärtigen

Amtes. Hierher gehörten die zahllosen Reklamationen im Auslande lebender Deutscher und solcher Einheimischer, die ihre auswärtigen Interessen verletzt glaubten, die ebenso zahlreichen Erbschafts-, Heirats-, Staatsangehörigkeits- und Ermittelungsangelegenheiten, die auf Handel, Schiffahrt und Zollwesen bezüglichen Fragen, die Personalien des Konsulatswesens usw. Diese ausgedehnten und in beständiger Vermehrung begriffenen Zweige des auswärtigen Dienstes wurden ausschließlich von der zweiten Abteilung des A. A. getragen, das sich damals aus einem Ministerialdirektor, etwa acht Räten und einer entsprechenden Zahl von Hilfsarbeitern zusammensetzte. Der Ministerialdirektor v. Bojanowski (zu dessen Obliegenheiten auch noch die Vertretung des Unterstaatssekretärs in Verhinderungs- und Beurlaubungsfällen gehörte) war in einer Weise überlastet, die jeder Beschreibung spottet. Die längst notwendig gewordene Scheidung der zweiten Abteilung in eine handelspolitische und eine juristische Sektion war an der Weigerung des Reichstages, einen zweiten Direktorposten und den dadurch bedingten Mehraufwand zu bewilligen, wiederholt gescheitert und dadurch ein Zustand geschaffen worden, über dessen Unhaltbarkeit verschiedene Meinungen nicht wohl möglich waren. Was half es, daß die Zahl der zur Ausbildung für den Konsulardienst bestimmten Attachés eine sehr erhebliche war, daß sich unter ihnen tüchtige und zu selbständiger Tätigkeit befähigte Leute befanden, daß die Dauer des Vorbereitungsdienstes behufs möglichster Ausnutzung dieser jungen Kräfte von Jahr zu Jahr verlängert wurde, und daß das zur Unterstützung der höheren Beamten bestimmte Personal des Kanzlei- und Expeditionsdienstes eine Elite des subalternen Beamtentums darstellte. Die Verantwortung für jedes ausgehende Papier lastete nach wie vor auf dem Direktor bzw. den den einzelnen Ressorts vorgesetzten Räten, die alltäglich Hunderte von Konzepten durchzusehen und zu signieren hatten. Daß die Arbeit ungleich verteilt war und daß ihre Besorgung während der sommerlichen Periode der Beurlaubungen und bei sonstigen Behinderungen der Titulare von einberufenen Konsuln und Legationssekretären (sogen. „Sommerknechten") wahrgenommen werden mußte, machte die Sache noch schwieriger, als sie an und für sich war.

Einigen Einblick in dieses Getriebe gewann ich bereits durch die Antrittsbesuche, die damals sämtlichen höheren Beamten, Hilfsarbeitern und Attachés sowie den Vorständen der Kanzleien und Archive gemacht werden mußten, — eine nicht eben erquickliche Prozedur für einen Mann, der trotz der Bezeichnung als Hilfsarbeiter tatsächlich zum Vorbereitungsdienste bestimmter Attaché, d. h. der Kollege von lauter frischgebackenen Assessoren war. Zunächst wurde ich dem Chef der Interzessions-(Reklamations-)Angelegenheiten, Freiherrn v. Buddenbrock, überwiesen, einem feinen und liebenswürdigen Herrn, der nur zwei Jahre älter war als ich. „Sie werden", sagte er mir, als ich ihm den ersten Besuch machte, „Sie werden als älterer und erfahrener Mann voraussichtlich von den Illusionen und Empfindlichkeiten frei sein, die die bei uns eintretenden jungen Herren mitzubringen pflegen. Diese Glücklichen glauben gewöhnlich, man werde ihnen einen neuen Entwurf zur Lösung der orientalischen Frage als Probearbeit auftragen, und tun dann sehr verwundert,

wenn man ihnen die Abfassung eines Schreibens aufträgt, bei dem es sich um den Regenschirm handelt, den ein betrunkener Tischlergeselle auf einer ausländischen Eisenbahnstation hat stehen lassen. Noch verwunderter tun diese Jünglinge, wenn man ihnen den Entwurf des auf diese Reklamation bezüglichen Schreibens als unbrauchbar zurückgibt, oder wenn man ihn von A bis Z durchkorrigiert. Wir haben aber unseren bestimmten Stil, bei dem es auf Quisquilien und kleine Ornamente von der Art derjenigen ankommt, die in der sächsischen Porzellanfabrikation herkömmlich sind. Ich kann Sie versichern, daß Goethe sich Korrekturen hätte gefallen lassen müssen, wenn er bei uns eingetreten wäre." So schlimm, wie Herr v. Buddenbrock es gemacht hatte, war die Sache indessen nicht, und was der feinsinnige Mann tun konnte, um sie mir zu erleichtern, hat er redlich und mit unermüdlicher Freundlichkeit getan. Seine gute Meinung wußte ich dadurch zu gewinnen, daß ich mich trotz meiner anderweiten, ununterbrochen starken Inanspruchnahme täglich vier bis fünf Stunden lang zu seiner Verfügung stellte, immer wieder nach neuer Arbeit verlangte und jede Belehrung mit Dank entgegennahm. Obgleich man mir wiederholt und von den verschiedensten Seiten gesagt hatte, daß man sich die Sache leicht machen dürfe, und daß die zum Schluß des Vorbereitungsdienstes ausgestellten Zeugnisse immerdar denselben, auf Herkommen beruhenden Inhalt hätten, glaubte ich mein Möglichstes tun zu müssen, um dem ersehnten Ziele näher zu kommen. Herrn v. Buddenbrocks Hilfsarbeiter war mein guter Bekannter Ernst v Wildenbruch. In den Räumen des Auswärtigen Amtes bin ich dem berühmten Dichter meines Wissens aber niemals begegnet. Wildenbruch hatte, wie Herr v. Buddenbrock kopfschüttelnd bemerkte, die Gewohnheit angenommen, erst zu später Nachmittagsstunde zu erscheinen und „während der Zeit vom Kaffee bis zum Theater" seine nicht allzu zahlreichen Geschäfte zu erledigen. Das verhinderte indessen nicht, daß er als gewissenhafter und einsichtiger Arbeiter geschätzt und als solcher auch da anerkannt wurde, wo man seine dichterischen „Velleitäten" nicht begreifen konnte.

Obgleich der Einblick in das Auswärtige Amt eine Anspannung meiner Kräfte bedingte, die auf die Dauer undurchführbar, und obgleich die mir übertragenen Arbeiten zumeist solche waren, die ebensogut von den neben mir tätigen Expedienten hätten getan werden können, zählte ich die ersten in der neuen Stellung verbrachten Wochen zu den glücklichsten, die mir an der Spree gegönnt waren. Ich steuerte einem bestimmten Ziele entgegen und ich gehörte einem bestimmten Cadre an. Besonders ersprießlich wurden meine Beziehungen zu den jungen Attachés, die, trotz der Verschiedenheit von Alter und Lebensverhältnissen, meine Kollegen geworden waren. Je bereitwilliger ich mich ihnen gleichstellte, desto weniger ließen sie es an freundlicher Rücksicht auf meine nicht eben beneidenswerte Stellung fehlen. Daß einzelne von ihnen mit wichtigeren als den mir gegönnten Funktionen betraut waren, hätte meinen Neid erregen können, wenn ich mir nicht hätte sagen müssen, daß sie wegen mehrjähriger Beschäftigung in den nämlichen Ressorts zu Fertigkeiten gelangt waren, die ich erst erwerben sollte. Dazu kam, daß die Referenten sich lieber mit ihnen einarbeiteten als mit mir, von dem es hieß, er werde

bei nächster Gelegenheit ins Ausland gesendet werden. Mit Dingen beschäftigt zu sein, die für künftige Konsuln nur höchstens beiläufig in Betracht kamen, war unser gemeinsames Los, lehrreich an dem sogen. Vorbereitungsdienst überhaupt nur die Gelegenheit zur Bekanntschaft mit den leitenden Personen und mit der eigentümlichen Beschaffenheit des Dienstbetriebes.

Noch stand ich an dem Eingang der neuen Welt, die sich mir eröffnet hatte, als mir plötzlich und wider Erwarten — es war am Morgen des 31. März (1884) — eine Einladung des Reichskanzlers zum Abende desselben Tages zuging. Auftragsgemäß fügte der einladende Diener hinzu, daß um Erscheinen im Überrock ersucht werde, und daß außer den Familiengliedern (Graf und Gräfin Rantzau) nur noch die Geheimräte von Rottenburg (Chef der Reichskanzlei) und Görlich (Referent für Nordamerikanische Handelspolitik, früher Konsul in St. Louis) sowie der Professor Schweninger anwesend sein würden.

Als ich zur vorgeschriebenen Stunde in dem mit den Bildnissen der „drei Kaiser" geschmückten großen Empfangssalon des Reichskanzlerpalais erschien, fand ich allein Herrn Görlich vor. Wenig später traten Rottenburg und ein schwarzbärtiger Herr von mittlerer Größe ein, den ich der dunkeln Gesichtsfarbe wegen für einen Italiener gehalten hätte, wenn die unter der Brille herausschende Nase nicht höchst unitalienisch zugeschnitten gewesen wäre. Dieser Ankömmling war kein anderer als der vielgenannte Dr. Schweninger, der als Arzt des Fürsten Bismarck zur europäischen Berühmtheit geworden war. — Bald nach Schweninger erschienen die Gräfin Rantzau und deren Gemahl, um die Gäste zu empfangen und die Mitteilung hinzuzufügen, daß die Fürstin durch eine Erkrankung am Erscheinen verhindert sei. Indessen die Gräfin Marie auf unsere frühere Bekanntschaft und auf die Personen zurückkam, in deren Gesellschaft ich sie vor fünfzehn Jahren gesehen hatte, wurden im Nebenzimmer schwere Schritte hörbar: man hätte meinen können, der Komtur des Don Juan-Finale sei im Heranschreiten begriffen. Gleich darauf trat der Reichskanzler ein, der frischer und kräftiger denn je aussah, in heiterer Stimmung zu sein schien und uns mit der Liebenswürdigkeit empfing, an welcher er es in seinem Hause niemals fehlen ließ. „Wir wollen es machen wie im Reichstage," hub er nach der Begrüßung an, „der älteste der Herren soll meine Tochter zu Tisch führen. Wann sind Sie geboren?" wandte er sich an mich. Ich nannte meinen Geburtstag und erhielt die Aufforderung, von meinem „privilegio odioso" Gebrauch zu machen. Zwischen dem Herrn und der Tochter des Hauses sitzend, wartete ich ab, daß der erstere den Gesprächsgegenstand bezeichnete. Der Fürst sprach von dem unaufhaltsamen Wachstum Berlins und fragte u. a. nach meiner Wohnung; ich bezeichnete sie, indem ich hinzufügte, meine Kinder beklagten sich darüber, daß der Herr Reichskanzler bei seinen Spazierritten die Moabiter Seite des Tiergartens zugunsten der entgegengesetzten Seite vernachlässige. Das gab zu Erzählungen von dem alten Berlin, der Beschränktheit seiner Verhältnisse und der Bescheidenheit eines Zuschnitts Veranlassung, an welchem gemessen es für verschwenderisch galt, wenn man (wie der Fürst bemerkte) ein Beefsteak für „acht jute" im Café Royal zu verzehren und innerhalb der Altstadt mit der Droschke zu fahren den Mut hatte. Von der Bescheiden-

heit der alten berlinischen Gewohnheiten ging der Fürst zu der Beschränktheit der Menschen und der Verhältnisse über, die sich bis heute auf dem flachen Lande erhalten habe. Auf einem im vorigen Jahre unternommenen größeren Spaziergange im Sachsenwalde hatte sich der Herr desselben so vollständig verirrt, daß er ermüdet und verdurstet in eine einsam liegende Hütte getreten war, um ein Glas Milch zu erbitten. In dem einzigen größeren Gelaß fand er eine alte Frau — die Mutter eines Holzknechts —, die ihr in der Wiege liegendes Enkelkind schaukelte und das Ansuchen des unerwarteten Gastes mit der Frage beantwortete, ob der Herr während ihres Ganges in den Stall das „Gör" schaukeln wolle. Der Fürst übernahm diese Mühewaltung, bis die Alte mit dem gewünschten Trunk wiederkehrte. Während Bismarck trank, fragte die Geberin ihn, ob er vielleicht der Herr Oberförster sei. „Nein," erwiderte der Fürst, „ich bin der Herr selber, der Bismarck." — „Von dem weiß ich nichts," erhielt er zur Antwort, „aber unseren Herrn Oberförster hätte ich gern einmal gesehen." — Von dem Beweise „für die engen Grenzen seiner Popularität" ging der Fürst zu einer Kritik des Mittagessens über, das inzwischen bis zur dritten Speise vorgeschritten war. „Sie sehen, wie Schweninger mich behandelt!" klagte er. „Eine weiße Suppe, weißer Fisch, weißer Kalbsbraten und dazu weißer Wein —, denn von den Rebhühnern, die noch folgen werden, soll ich nichts bekommen. Schweninger, ein Glas Rotwein werden Sie mir doch gestatten? Morgen ist mein Geburtstag!"

„Ich möchte raten," gab der gestrenge Arzt zur Antwort, „davon lieber Abstand zu nehmen." Der Fürst zuckte die Achsel. „Es ist wenigstens gut," fuhr er fort, „daß wir nicht noch Taubenbraten essen müssen. Sie, als ehemaliger Russe, hätten diesen Vogel am Ende gar nicht angerührt. Unbegreiflicherweise wird die nichts weniger als tugendhafte, vielmehr ehebrecherische und gefräßige Taube in Rußland heilig gehalten. Aber Sie haben ja auch in Hamburg gelebt und teilen wahrscheinlich die Meinung, daß man nur dort das Kochen verstehe. Sagen Sie aufrichtig, haben Sie jemals so schlecht wie heute gegessen?"

Meine Antwort wurde in eine Anekdote gekleidet, die den Nachweis führen sollte, daß die Hamburger von ihrem Vorurteil gegen die Berliner Kochkunst zurückgekommen seien. Auf einem Mittagessen bei dem Bürgermeister Kirchenpauer war der als größter Feinschmecker und unbekehrbarster Partikularist der Stadt bekannte „alte Hargreaves" (viele Jahre lang Sekretär der Deputation für Handel und Schiffahrt) gefragt worden, wie es ihm bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin gefallen habe. „Ich war", lautete die Antwort, „dieses Mal zu Delbrück geladen und habe dort ein wirklich exquisites Diner eingenommen. Seitdem denke ich milder über das Reich."

Der Fürst schüttelte sich vor Lachen. „Ja," sagte er, „die Üppigkeit hat in Berlin Fortschritte gemacht. Delbrück und Camphausen gelten für sehr feine Gourmets. Nur Ihre Kollegen," wandte er sich an Schweninger, „die vornehmen Ärzte geben noch kopiösere Mahlzeiten. Natürlich — wenn die Leute sich den Magen verderben, haben die Herren Doktoren den Vorteil davon."

Das Gespräch blieb eine Weile beim Essen und Trinken und bei der Wichtigkeit haften, welche manche Leute darauf legten. „Besonders die Diplomaten", sagte der Fürst. „Im Sommer 1852 wurde ich von Frankfurt nach Wien geschickt, um den Gesandten Arnim[1]) zu vertreten, der auf Urlaub gehen wollte. Tags nach der Vorstellung bei Buol ließ dieser uns zum Essen einladen. Arnim wollte ablehnen, ich aber hielt für Pflicht, anzunehmen und redete ihm in diesem Sinne zu. Schließlich erklärte Arnim, er wolle seinen, dem Buolschen „chef de cuisine" befreundeten Koch fragen, ob es der Mühe verlohne, der Einladung Folge zu leisten. „Monsieur le Comte", gab dieser Herr zur Antwort, „il y aura le grand dîner de 1850". Auf die Kunde, daß dieses historisch gewordene Menü festgestellt worden, beschloß Arnim, auch seinesteils anzunehmen."

Von der Donau kehrte das Gespräch an die Elbe zurück. „Von Friedrichsruh", sagte Bismarck, „bin ich bisher noch nicht nach Hamburg gekommen. Meine letzte kurze Anwesenheit daselbst war allzu fatal ausgefallen. Von einem Besuch in Holstein zurückgekehrt, war ich spät abends auf dem Dammtorbahnhof eingetroffen, um den Zug abzuwarten, der mich zum Berliner Bahnhof und von da weiter führen sollte. Ermüdet und ahnungslos saß ich da, als plötzlich ein Mann meiner gewahr wird, mich erkennt, auf den Tisch springt und mit lauter Stimme ausruft: ‚Mitbürger! Hier sitzt der Mann, der Deutschland einig gemacht hat. Bringen wir ihm ein dreimaliges donnerndes Hoch!' Und so riefen die von allen Seiten auf mich herandrängenden Leute ihr Hoch, bis der Zug endlich anlangte. Man muß eben auf seine Privatexistenz verzichten, wenn man ein öffentlicher Mensch geworden ist. — Dem Bürgermeister Kirchenpauer, der mich wiederholt zum Besuch aufgefordert hat, habe ich gesagt, ich würde nach Hamburg erst wieder kommen, wenn sämtliche Bahnhöfe der Stadt, einschließlich des völlig weit abliegenden Lübecker Bahnhofs (den ich von einem Besuch bei Plessen in Ahrensburg kenne), besser untereinander verbunden sein würden."

Kirchenpauer war mehrere Jahre lang Bismarcks bundestäglicher Kollege gewesen, und das gab Veranlassung, von Hamburg auf Frankfurt überzugehen. Ich fragte, ob Se. Durchlaucht Gelegenheit gehabt hätten, den berühmtesten Frankfurter damaliger Zeit und ältesten Stammgast der Mittagstafel im Hotel d'Angleterre, Arthur Schopenhauer, kennen zu lernen. „Er hat von mir keinen Gebrauch gemacht," lautete die Antwort, „und ich von ihm auch nicht. Ich habe niemals Zeit und Veranlassung gehabt, mich mit Philosophie zu beschäftigen. Als ich studierte, war Schopenhauer noch nicht bekannt geworden. Ich weiß von seinem System nichts."

Rottenburg, der dem Fürsten gegenüber saß, warf eine Bemerkung darüber ein, daß Schopenhauers eigentümliches Verdienst darin bestehe, „den Primat des Willens im Selbstbewußtsein" entdeckt und festgestellt zu haben, daß der Wille das innere, wahre und unzerstörbare Wesen des Menschen ausmache, indessen das Bewußtsein durch den Intellekt bedingt sei, der nur ein Accedens unseres Wesens bilde. „Das mag ganz richtig sein," erwiderte der Fürst, „bei mir

[1]) Graf Heinrich Friedrich Arnim-Heinersdorf Werblow, geb. 1791, gest. 1859.

wenigstens habe ich häufig bemerkt, daß mein Wille entschieden hatte, bevor mein Denken beendet war."

Unter diesen Gesprächen war die Mahlzeit zu Ende gegangen. Man siedelte in den Salon an einen großen Tisch über, an welchem Kaffee getrunken und geraucht wurde. Der Fürst, der seine Pfeife entzündet hatte, wies mir den Platz zu seiner Seite an und begann — ich glaube in Veranlassung einer von Rottenburg gemachten Bemerkung — eine Unterhaltung über französische Literatur. „Meine Lieblingslektüre", erzählte er, „waren in früherer Zeit Bérangers Lieder. Noch jetzt gedenke ich mit einer gewissen Sehnsucht der schönen Stunden, zu denen ich mich an warmen Sommertagen unter einen großen Baum in Schönhausen niederließ, um mich an Béranger zu ergötzen." Ich bemerkte, daß dieser bedeutendste französische Lyriker Frankreichs heute so gut wie vergessen sei, mindestens die frühere Popularität eingebüßt habe, weil die sog. Republikaner ihm die Verherrlichung Napoleons und des ersten Kaiserreichs nicht verzeihen könnten. Bismarck antwortete mit einem Hinweise darauf, daß die meisten Leute töricht genug seien, über die jedesmaligen Modeschriftsteller die wahren Größen der Literatur zu vernachlässigen. So sei es auch bei den Franzosen zugegangen, die gerade in früherer Zeit eine große Zahl bedeutender Männer besessen hätten. Rottenburg, den ich als vorzüglichen Kenner der Enzyklopädisten und der Literatur des 18. Jahrhunderts kannte (ich hatte sein Buch „Der Begriff vom Staat" kurz zuvor gelesen), nannte seinen Lieblingsschriftsteller Diderot und dessen berühmten Roman „Jacques le fataliste", den manche Leute für den besten französischen Roman älterer Zeit hielten. „Diderot", sagte der Fürst mit einer abwehrenden Bewegung, „Diderot war Materialist und die Materialisten halte ich mir vom Leibe." Merkwürdig war mir, daß Bismarck sich bei einer späteren Wendung des Gesprächs zu der — in den Zeiten seines Werdens allerdings vorherrschend gewesenen — Meinung bekannte, daß der zweite Teil des Faust unverständlich und darum ungenießbar sei; den ersten Teil konnte er bekanntlich auswendig.

Wir blieben eine Weile bei der französischen Literatur stehen, und ich nannte Taine als eine ihrer bedeutendsten Erscheinungen. Der Fürst stimmte zu. Ich sprach meine Verwunderung über das Urteil aus, das Sybel seinerzeit (in der „Deutschen Rundschau") über den ersten Band der „Origines" veröffentlicht hatte. „Sybel", meinte ich, „scheint den Grundgedanken Taines nicht verstanden zu haben, den Gedanken nämlich, daß der politische Rationalismus und dessen Spekulationen niemals für den Verlust der Kontinuität der historischen Entwicklung Ersatz leisten können. Taine sieht den Schaden darin, daß die Revolution die festen feudalen Knochen des alten Frankreich zertrümmert und pulverisiert hat, während die Engländer bei ihrer Revolution diese Knochen unverletzt gelassen haben. Aus Knochenstaub lassen sich keine festen organischen Gebilde herstellen."

Inmitten dieses Gesprächs trat ein Diener ein, der dem Fürsten die bekannte rote Mappe mit den durchzusehenden neuesten Eingängen überreichte. Bismarck prüfte diese Eingänge und richtete einige auf bezüglichen Fragen an Herrn von Rottenburg. Ich verließ meinen Platz, um mich an

das entgegengesetzte Ende des Tisches zu den Herren Dr. Schweninger und Graf Rantzau zu setzen; ein nach Beendigung der Verhandlung mit Rottenburg eingetretener Gast (ich glaube ein süddeutscher Gutsbesitzer) hatte meinen früheren Platz eingenommen und beibehalten. Das einmal unterbrochene Gespräch fügte sich nicht wieder zusammen, und die Stunde zum Aufbruch nahte heran. — Noch fragte der Fürst mich, ob ich Russisch könnte; meine Antwort, daß ich diesen Vorzug mit ihm teile, aber ließ er nicht gelten. „Meine Kenntnis des Russischen", bemerkte er lächelnd, „ist zur Hälfte Fabel. Während meines Aufenthaltes in St. Petersburg hatte ich so viel Russisch erlernt, daß ich mich mit Kutschern und Dienern verständigen, eine Begrüßung beantworten, Aufschriften und Ladenschilder lesen konnte. Von dem Wenigen habe ich das Meiste seitdem wieder vergessen." Gribojedows „Горе от ума" (das bedeutendste russische Lustspiel und eine Perle der russischen poetischen Literatur) war dem Fürsten nur dem Namen nach bekannt, von der versifizierten deutschen Übersetzung Bertrams („Verstand bringt Leiden") wußte er nichts. — Ich nahm daran Veranlassung, ihm ein Exemplar dieser immerhin bemerkenswerten Nachbildung von Gribojedows Meisterwerk anderen Tages zu übersenden.

Die an dem Tische des großen Mannes verbrachten Stunden waren auf den Vorabend seines neunundsechzigsten Geburtstages gefallen. Ein Jahr später, am 1. April 1885, wurde das von Berlin und dem größten Teile Deutschlands mitgefeierte Fest der siebenzigsten Wiederkehr dieses Gedenktages glänzend begangen. Auf den Monsterfackelzug vom 31. März 1885 folgte anderen Tages ein Empfang im Reichskanzlerpalais, zu welchem wir Beamte des Auswärtigen Amtes unter Führung des stellvertretenden Ministerialdirektors, späteren Unterstaatssekretärs Grafen Berchem, erschienen. Vorhalle, Treppe und Vorzimmer des festlich geschmückten Hauses wimmelten von Menschen. An der Eingangstür des Salons empfingen die beiden Söhne des Hauses die Gäste, die beiden Grafen Bismarck in der Uniform des Leibdragonerregiments, Graf Rantzau in der Ulanka des Regiments, dem er als Reserveoffizier angehörte. Die Uniformen waren zu Ehren des Kaisers angelegt worden, der sich nicht hatte nehmen lassen, seinem Kanzler in Person Glück zu wünschen, zur Stunde des allgemeinen Empfanges aber nicht mehr anwesend war. Der Fürst trug Generalsuniform mit Stern und Kette des Schwarzen Adlerordens, die Fürstin und die zahlreich anwesenden Damen waren in hellem Vormittagsanzuge erschienen. Im buchstäblichen Sinne des Wortes waren sämtliche im Blumenschmuck prangenden Räume des Hauses mit Geschenken bedeckt. „In den Kellern", so berichtete uns der Kastellan des Auswärtigen Amtes, „sind noch sechzig unausgepackte Kisten, die erst morgen geöffnet werden können." Daß das gesamte höhere Beamtentum, ungezählte Generale, Hofbeamte usw. mit ihren Damen anwesend waren, und daß sich eine große Zahl von Gästen aus den entferntesten Teilen des Reiches eingefunden hatten, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Bald nachdem wir eingetreten waren, formierte man sich in langem Zuge um die im großen Saale aufgeschlagene Frühstückstafel. Ich führte eine Lands-

männin, die als alte Freundin des Hauses erschienen war, die Baronin Tiesenhausen, geborene Zoege von Manteuffel, deren Bekanntschaft mit dem Fürsten um mehr als vierzig Jahre zurückdatierte und eine ergötzliche Episode im Jugendleben des großen Mannes gebildet hatte.

Als Mädchen hatte die junge Kurländerin eine Reise nach Berlin unternommen, wo sie von einem ihr persönlich unbekannten preußischen Vetter empfangen, beschützt und weiter befördert werden sollte. Zu mehrtägiger Abwesenheit von Berlin genötigt, hatte dieser Vetter seinen Freund, den Auskultator von Bismarck-Schönhausen, ersucht, für ihn einzutreten, der kurländischen Cousine die gewünschten Dienste zu erweisen und ihn, den Abwesenden, zu entschuldigen. Bei ihrem Eintreffen in der preußischen Hauptstadt begrüßte Fräulein von Manteuffel den zu ihrem Empfang erschienenen fremden jungen Mann ohne weiteres als den unbekannten Vetter. Bismarck ließ sich die Verwechselung gefallen und spielte der liebenswürdigen, höchst gescheiten Dame gegenüber die Vetternrolle mehrere Tage mit so vielem Geschick, daß die Bekanntschaft eine nähere geworden war, als der stattgehabte Irrtum sich endlich zu allgemeiner Erheiterung aufklärte. Diese Jugendbeziehung hatte sich durch das spätere Leben fortgesetzt und seit vielen Jahren den Charakter herzlicher Freundschaft angenommen. Frau von Tiesenhausen, die zur Feier des 1. April 1885 nach Berlin gekommen war und im Bismarckschen Hause wohnte, hatte ich seit meiner Kindheit gekannt und manche glückliche Stunde mit ihr geteilt. Wir waren einander im Hause der großen Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient begegnet, die während der Jahre 1850—1852 als Frau von Bock in Livland lebte.

Das Gedränge der um die Geburtstagstafel versammelten Gäste machte einen unvergleichlichen Eindruck. Es spielte in den verschiedensten Farben: Uniformen, bunte Damentoiletten und schwarze Fracks bildeten eine nur schwer zu unterscheidende Masse. Aus der Umgebung des Kanzlers ragten drei hohe jugendliche Gestalten in rotem, schwarzem und weißem Rock, federgeschmückten Sammetbaretts und Kanonenstiefeln hervor. Die jungen Herren waren als Vertreter des Vereins deutscher Studenten erschienen und von der Bedeutung der ihnen gewordenen Rolle so reichlich erfüllt, daß einer derselben (der Rotrock) sich zu einer längeren Tischrede aufschwang, die von dem Gefeierten dankend beantwortet wurde, einen der Anwesenden indessen zu der (natürlich nur in der Stille gemachten) Bemerkung veranlaßte, die Weltanschauung der deutschen akademischen Jugend scheine nach wie vor nur drei Punkte „1. Wir Studenten, 2. Der Herrgott im Himmel, 3. Alle andern Leute", zu umfassen. Den ersten Trinkspruch brachte der württembergische Staatsminister von Varnbüler, ein noch ziemlich jugendlich aussehender eleganter Herr, aus. Während der darauf folgenden Antwort des Fürsten traten sechs Reckengestalten in blendend weißer Uniform in den Saal: Offiziere des 7. Magdeburgischen Kürassier-Regiments, welche dem à la suite ihrer Truppe gestellten Kanzler namens dieser ihre Glückwünsche darbrachten.

Gegen drei Uhr verließen wir Beamte des Auswärtigen Amtes die festliche Versammlung, um in unsere Bureaus zurückzukehren. Das Wogen ab-

und zuströmender Gäste aber dauerte noch mehrere Stunden fort, ohne daß die Zahl der Kommenden und Gehenden hätte gezählt werden können. Die sonst eng geschlossenen Türen des ersten Stockwerks im Reichskanzler-Palais standen an diesem Tage jedem offen, der außer Frack und weißem Halstuch irgendeinen Titel zur Beglückwünschung des populärsten Deutschen der neueren Zeit hatte erschwingen können. Auf der Treppe begegneten wir unter anderen dem Schriftsteller Hans Hopfen, der durch Rudolf Lindau vorgestellt werden sollte, einem jungen Kurländer, den Baron Behr (ein zur Feier des Tages aus Kurland nach Berlin gekommener Göttinger Studienfreund Bismarcks) einführte, dem Redakteur der „National-Zeitung" Friedrich Dernburg u. a. m. Die Mittagstafel war auf den Kreis der Angehörigen des Gefeierten und einiger näherer Freunde beschränkt.

XXI.

Doch ich muß auf die Erlebnisse des Jahres zurückkommen, das zwischen dem 31. März 1884 und dem 1. April 1885 lag. Zunächst ging alles nach Wunsch und gewannen die mir gegönnten freien Stunden durch den Verkehr mit Bernhardi so reichen Inhalt, daß ich mich über ihre beschränkte Zeit trösten konnte. Ausgiebiger noch als die kleinen gesellschaftlichen Veranstaltungen, die ich zu Ehren des werten Gastes traf, waren die Nachmittage, an denen er mir Unterhaltungen unter vier Augen gönnte, und die sich wesentlich auf Einzelheiten seiner Geschichte Rußlands bezogen. Daß der hochbejahrte Mann ein Tagebuch führte, und daß dieses seinem anscheinend unfehlbaren Gedächtnis zu Hilfe kam, wußte ich damals nicht. „Ich habe mir", pflegte er scherzweise zu sagen, „niemals die Mühe gegeben, etwas zu vergessen." Daß seine Erinnerungen in Zeiten zurückreichten, die unsereinem unvordenklich erschienen, trat mit besonderer Deutlichkeit zutage, als er einmal mit Viktor Hehn und Eduard Erdmann (Halle) bei mir zu Mittag aß. Erdmann war einige Jahre jünger als Bernhardi, der jede der interessanten Erzählungen des unverwüstlich frischen Philosophen durch Mitteilungen noch älterer und noch merkwürdigerer Erlebnisse zu überbieten suchte: Erdmann erzählte unter anderm aus seiner Berliner Dozentenzeit und von den Beziehungen zu Steffens und Fouqué, die ihm damals gegönnt gewesen waren, und auf die er besonderen Wert legte. „So, Herr Professor," unterbrach ihn Bernhardi, „Sie haben den guten Fouqué noch gekannt. Er war mein Vormund, und ich habe ihm manches zu danken gehabt." Im weiteren Verlauf der Unterhaltung erwähnte Erdmann, daß er als Student Goethe an sich habe vorüberfahren sehen. „Goethe", warf Bernhardi ein, „habe ich im Jahre 1823 in Marienbad kennen gelernt[1]). Er war von großer Güte gegen mich und ist wiederholt nachmittags mit mir zu der Marienbad benachbarten Wohnung des Scharfrichters gegangen, die für eine der Merkwürdigkeiten der Landschaft galt." Von der literarischen ging man zur politischen Geschichte über, und einer der Anwesenden (vielleicht Victor Hehn) erwähnte der zahlreichen Mitkämpfer des Jahres 1812, die er in seiner Kindheit kennen gelernt und deren

[1]) Vgl. „Aus Theodor v. Bernhardis Leben", Bd. I, S. 197.

Erzählungen er zugehört hatte. „Ich erinnere mich", bemerkte Bernhardi, „eines Umstandes aus jener Zeit mit besonderer Deutlichkeit. Ich hielt mich während des Winters 1812/13 mit meinen Eltern in Dorpat auf, wo ein Oheim meines Stiefvaters, der verabschiedete General von Knorring, lebte. Bei einem Besuche, den wir dem alten Herrn machten, erschien zur allgemeinen Überraschung Barclay, der kurz zuvor das Oberkommando über die sogenannte Westarmee niedergelegt hatte und jetzt das Bedürfnis fühlte, seinem einstigen Beschützer Knorring die Gründe seines Verhaltens vorzulegen. Was ich von den zwischen den beiden Herren geführten Gesprächen verstehen konnte (Bernhardi stand anno 12 im elften Lebensjahre), ist mir haften geblieben." Das stark entwickelte Selbstgefühl des viel umhergetriebenen Mannes, der wesentlich sein eigner Lehrer gewesen und während der größeren Hälfte seines Lebens völlig unbeachtet geblieben war, machte sich auch bei anderen Gelegenheiten geltend. Als Rößler einmal die Behauptung aufstellte, „schreiben im höheren und höchsten Sinne des Wortes" könne man immer nur in einer Sprache, rückte Bernhardi mit der überraschenden Antwort heraus: „Ob ich deutsch schreiben kann, weiß ich nicht. Ich glaube aber englisch und französisch schreiben gekonnt zu haben." — Nach Tisch zog der Zweiundachtzigjährige sich auf eine Stunde zurück, um auszuruhen. Dann kehrte er mit der früheren vollen Frische in die Gesellschaft zurück, um bis zur zehnten Stunde an der Unterhaltung teilzunehmen. Auf dem Heimwege aber ließ er sich seiner Augenschwäche wegen von einem meiner Söhne begleiten, einem Gymnasiasten, der mit Bewunderung von den auf die Schulstudien bezüglichen, tief einschneidenden Fragen berichtete, die der alte Herr, „der alles zu wissen schien", an ihn gerichtet hatte.

Bernhardis Berliner Aufenthalt setzte sich bis in den Sommer (1884) fort. Als er auf seinen schlesischen Sommersitz zurückkehrte, wünschte er mir Glück zu der neuen Laufbahn, von der er annahm, daß ich sie noch vor seiner auf den Spätherbst angesetzten Rückkehr beginnen würde. Es sollte indessen anders kommen, und ein volles Jahr vergehen, bevor ich an das ersehnte Ziel gelangte. Im Frühling trat Bojanowski einen auf zwei Wochen bemessenen Urlaub an, um von der Überanstrengung auszuruhen, deren Opfer er zufolge der Übernahme einer Vertretung des erkrankten Unterstaatssekretärs geworden war. Von diesem Urlaub kehrte der verehrte Freund erst nach Jahresfrist und dann mit so reduzierten Kräften zurück, daß er sein Direktorialamt gegen einen auswärtigen Posten (das Generalkonsulat in Pest) vertauschen mußte. Er hatte eine Nervenkrankheit durchgemacht, von deren Folgen er sich nur langsam erholte. Von Stunde an hatte ich die Empfindung, ein toter Mann zu sein. Trotz der Beliebtheit, die er erworben, war Bojanowski innerhalb des Ministeriums ein halber Fremder geblieben, der manche Neider gehabt und in der Wahl seiner nächsten Gehilfen nicht immer eine glückliche Hand bewiesen hatte; Freunde, an die ich mich hätte wenden können, schien er nicht hinterlassen zu haben. Zunächst wurde seine Rückkehr abgewartet und inzwischen alles beim Alten gelassen, dann aber in der Person des Geh. Leg.-Rats Hellwig ein Verweser seines Amts ernannt, der nichts von mir wußte

und ein höchst verwundertes Gesicht zeigte, als ich ihm von dem mir gewordenen ausdrücklichen Anstellungs-Versprechen des Reichskanzlers sprach. Monate über Monate vergingen, und immer noch arbeitete ich bei Herrn von Buddenbrock, der mir wiederholt gesagt hatte, daß ich bei ihm nichts mehr zu lernen hätte, und daß ich, dem herrschenden Brauch gemäß, in ein anderes Dezernat übergeführt und mit anderen als den leidigen Interzessionsgeschäften bekannt gemacht werden müsse. Da niemand mich nun fragte, niemand mich beachtete und mir immer wieder zur Antwort gegeben wurde, ich möge Bojanowskis Rückkehr abwarten, geriet ich in eine Lage, die verzweifelt zu werden drohte. Herr von Buddenbrock vermittelte, daß ich für einige Wochen Herrn von Heydebreck, dem Referenten für Schiffahrtsangelegenheiten, attachiert wurde; als dieser seinen Urlaub antrat, hatte es aber auch damit ein Ende, und ich mußte fürchten, sechs Monate lang hindurch pour le Roi de Prusse gearbeitet zu haben, um schließlich auf den Strand zu laufen. Bojanowski hatte zwei Posten, Madrid und Serajewo, für mich in Aussicht genommen. Die Errichtung des Berufskonsulats in der spanischen Hauptstadt wurde um ein Jahr hinausgeschoben, von der Liste der Kandidaten für Serajewo aber verschwand mein Name, weil der zeitweilig mit der Vertretung Hatzfelds beauftragte Graf Herbert Bismarck die Anstellung eines „Russenfeindes" als für diesen Posten unmöglich bezeichnet hatte. Erst nach längerem Harren gelang es mir, im Dezernat v. Richthofens (des späteren Staatssekretärs) Verwendung zu finden. Die hier behandelten Zollangelegenheiten und die auf dieselben bezüglichen Anweisungen des wohlwollenden und freundlichen Dezernenten wurden mir zu Quellen einer Belehrung, die ich dankbar anerkannte — in der Sache selbst aber kam ich um keinen Schritt vorwärts. Im Gegenteil drohten auch die Stützen zusammenzubrechen, die ich mir an meinen Lehrmeistern erworben hatte. In den ersten Wochen des Jahres 1885 verließ Herr von Richthofen Berlin, um als deutscher Vertreter in die ägyptische Schuldentilgungs-Kommission (Kairo) zu treten, Herr von Buddenbrock aber wurde wenig später zur Disposition gestellt und durch den nachmaligen Direktor der Kolonialabteilung, den mir gänzlich unbekannten Geheimrat König ersetzt. In dieser äußersten Verlegenheit und angesichts der Unmöglichkeit, im Auswärtigen Amte irgendwelche Unterstützung zu finden, wandte ich mich an den Chef der Reichskanzlei v. Rottenburg, um ihn zu fragen, ob der mir durch seine Vermittelung gewordene Bescheid des Reichskanzlers überhaupt noch in Geltung sei. Ebenso wohlwollend wie einsichtig versprach Rottenburg mir, sich der Sache anzunehmen; einige Zeit darauf aber fragte er mich, ob ich geneigt sei, als Nachfolger Nachtigals nach Tunis zu gehen. Einige Monate (so fügte er hinzu) würden voraussichtlich noch bis zu der formellen Entscheidung verstreichen. Nachtigal sei zum Ministerresidenten in Marokko bestimmt, werde voraussichtlich aber erst in einigen Monaten von der ihm erteilten Mission nach Kamerun (dessen Besitzergreifung von ihm geleitet worden war) zurückkehren. Einstweilen möge ich das Konsularexamen ablegen, um die volle Qualifikation zur Übernahme des mir zugedachten Postens erworben zu haben. Dieser letztere Punkt war der entscheidende. Zur Ablegung der Konsular-

prüfung wurden allein solche Aspiranten zugelassen, deren Anstellung beschlossen war, und für die man eine bestimmte Verwendung in Aussicht genommen hatte. Mit der Prüfung selbst hatte es eine eigentümliche Bewandtnis. Von Anwärtern, die beide juristische Staatsprüfungen abgelegt, oder nach Ablegung der Referendarprüfung im auswärtigen Dienst über Jahr und Tag tätig gewesen waren, wurde dieses Examen nicht verlangt; die in die Karriere eintretenden Outsiders aber sollten in der mündlichen Prüfung eine Summe von Kenntnissen nachweisen, die nicht nur sämtliche Gebiete des Staats- und Völkerrechtes, sondern auch noch Warenkunde und eine gewisse Kenntnis der kaufmännischen Praxis umfaßte. Die schriftliche Prüfung beschränkte sich auf zwei Probearbeiten, eine theoretische in deutscher und eine praktische in französischer oder englischer Sprache. Die mündliche Prüfung hatte noch niemand abgelegt und niemand ablegen können — herkömmlicher Weise wurde sie „erlassen", wenn die schriftlichen Arbeiten befriedigend ausgefallen waren. Es versteht sich von selbst, daß ich an die Arbeit ging, sobald der interimistisch mit den Direktorialgeschäften betraute Graf Berchem (der spätere Unterstaatssekretär) über die mir zu stellenden Aufgaben schlüssig geworden war; darüber aber, ob meine Ernennung für Tunis seitens des Kanzlers definitiv genehmigt worden, blieb ich einstweilen und während der folgenden drei Monate ohne jede Kenntnis.

Neben der Mühewaltung, die es erforderte, gleichzeitig den Dienst in zwei Ministerien zu versehen, mit den Privatarbeiten für drei anspruchsvolle Zeitungen oder Journale auf dem Laufenden zu bleiben und die für die Prüfungsarbeiten erforderlichen Studien zu treiben, hatte die Sache noch eine humoristische Seite. Gleichzeitig mit ihrem Vater staken meine drei Söhne in Examinationsvorbereitungen. Der älteste stand vor dem Referendariats-Examen, der zweite legte seine Offiziersprüfung ab, der dritte war Abiturient des Wilhelms-Gymnasium. Scherzweise erörterten wir zu wiederholten Malen die Frage, ob dem Vater oder den Söhnen ein Fiasko drohe. Mit der Sorge um den Ausfall dieser vier Proben auf das Exempel ließ sich ungleich leichter fertig werden als mit der Unsicherheit darüber, ob ich und die weiblichen Mitglieder meiner zahlreichen Familie den bevorstehenden Sommer und Herbst in Europa oder in Afrika zubringen würden. Dabei wurde meine Stellung im Ministerium des Innern täglich schwieriger. Im Hinblick auf mein als bevorstehend angesehenes Ausscheiden mußte Herr von Bitter sich nach einem Nachfolger für die Arbeit bei den „Neusten Nachrichten" umsehen und den Termin für dessen Dienstantritt bestimmen, die „Provinzial-Korrespondenz" hatte man bereits seit einiger Zeit eingehen lassen. Auf keine der an mich gerichteten dringlichen Fragen vermochte ich eine Antwort zu erteilen, weil ich selbst keine besaß, und weil meine Erkundigungen nach dem Termin für die ausstehende Entscheidung über meine Zukunft vergeblich blieben.

Der Mai 1885 war angebrochen, meine Angelegenheit aber nach wie vor in der Schwebe geblieben. Mich hatte inzwischen Sorge um Leben und Gesundheit meines Vaters so tief niedergedrückt, daß ich an der Grenze meiner

Arbeits- und Widerstandsfähigkeit angelangt war. Als dann die unerwartete Nachricht von Nachtigals Tode eintraf, vergingen abermals Wochen, bevor meine Ernennung für Tunis durch Einholung der Unterschrift des Kanzlers perfekt wurde; daß Fürst Bismarck seine Zustimmung bereits früher auf mündlichem Wege ausgesprochen hatte, war mir — unbegreiflicherweise — nicht mitgeteilt worden. An dem nämlichen Tage, an welchem mein späterer Kollege Springer mir die sehnlich erwartete Entscheidung mitteilte, erhielt ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters.

Achtundvierzig Stunden später reiste ich in meine Heimat ab, um den geliebten Verstorbenen zum Grabe zu geleiten und von meiner Mutter und den übrigen Verwandten einen Abschied zu nehmen, der unter den gegebenen Umständen doppelt schmerzlich war. Die gewaltsame Beseitigung der deutschen Einrichtungen Livlands, an deren Verteidigung ich die beste Kraft meines Lebens gesetzt hatte, war (im Jahre 1885) noch nicht erfolgt, aber bereits zur beschlossenen Sache geworden. Das auf ständischer Grundlage ruhende deutsche Gerichts- und Polizeiwesen, die geliebte deutsche Landes-Universität und die Schule, die privilegierte Stellung der evangelischen Landeskirche, — alles, woran das Herz hing und was den eigentlichen Inhalt unserer Existenz gebildet hatte, war dem Untergang geweiht. Unfruchtbare Verhandlungen darüber, ob die patriotische Pflicht Ausharren auf dem verlorenen Posten oder Abschütteln des heimatlichen Staubes gebiete, bildeten den fast ausschließlichen Inhalt der Gespräche, deren Zeuge ich Tage und Nächte hindurch sein mußte. Von meinen Freunden waren die einen durch ihren Grundbesitz, die anderen durch Mittellosigkeit, vorgeschrittenes Alter oder Mangel an entsprechenden Verbindungen von der Möglichkeit einer „Rettung nach Deutschland" ausgeschlossen — an einen Friedensschluß mit der zu erwartenden neuen Ordnung der Dinge aber mochte und konnte niemand denken.

Als ich Ende Juni nach Berlin zurückkehrte, hatte die Auflösung meines Hauswesens bereits begonnen und meine Familie schickte sich zum Aufbruch nach Süden an. Ich selbst mußte noch zurückbleiben, um den Eingang meiner vom Kaiser zu unterzeichnenden Bestallung abzuwarten und meine Tätigkeit für das Ministerium des Innern zum Abschluß zu bringen. Die von mir besorgten Arbeiten wurden dem Dr. Hammann übertragen (demselben, der zehn Jahre später als Vortragender Rat und Referent für Preßangelegenheiten in das Auswärtige Amt trat), indessen Dr. Klee mit der verantwortlichen Redaktion der „Neusten Nachrichten" betraut blieb. Seiner einige Jahre später erfolgten Ernennung zum Direktor des „Reichs- und Staatsanzeigers" ist der vielgeplagte Mann nur kurze Zeit froh geworden. Der Tod rief ihn alsbald nach Übernahme dieser ersehnten Stellung ab.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Eine neue romanische Literaturgeschichte.

Von

Ernst Tappolet.

Daß die romanischen Sprachen zusammengehören, ist seit bald einem Jahrhundert erwiesene Tatsache. Jedem Kundigen ist romanische Sprachwissenschaft ein vertrauter Begriff. Nicht so steht es um die romanische Literaturwissenschaft. Hier begnügte man sich bis jetzt, sei es mit Literaturgeschichten von nationaler Umgrenzung, sei es mit Kollektivwerken wie der Gröbersche „Grundriß für romanische Philologie", sei es mit vergleichenden Darstellungen einzelner Partien, wie die Werke von A. Ebert über die Literatur des Mittelalters oder von W. Creizenach über das Drama. Ein Gesamtbild des romanischen Schrifttums, nach einheitlichem Plan entworfen und von persönlichem Urteil belebt, stand noch aus. Heinrich Morf hat als erster den Versuch gewagt, ein solches Buch[1]) zu schreiben.

Folgende Zeilen möchten auf die eigenartige Bedeutung dieses Werkes, das weit über die Fachkreise hinaus Beachtung verdient, aufmerksam machen.

Überlegt man sich einen Augenblick die von Morf übernommene Aufgabe, so muß man sich zunächst sagen, daß nur derjenige sie in wissenschaftlichem Sinne lösen konnte, der, frei von jeglicher nationalen Voreingenommenheit, sich a priori von jedem der sechs Literaturkomplexe gleich angezogen fühlte, dermaßen, daß er die unumgängliche Auswahl des Stoffes lediglich nach dem Maßstab des Bedeutenden und Charakteristischen zu treffen die Freiheit hatte. Es bedurfte ferner eines polyglott veranlagten und in allen Jahrhunderten sattelfesten Literarhistorikers; hatte er doch nicht nur mit fünf modernen Schriftsprachen bis zum künstlerischen Nachempfinden vertraut zu sein, sondern auch deren dialektische und deren mittelalterliche Spielarten zu beherrschen. Und mit solch umfassendem romanistischen Wissen mußte sich die hier unerläßliche Gabe der synthetischen Darstellung verbinden. Die Aufgabe hätte kaum in würdigere Hände gelegt werden können, als hier geschehen ist.

---

[1]) **Die Kultur der Gegenwart.** Teil I. Abteilung XI, 1. Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluß des Keltischen. Von H. Zimmer, K. Meyer, L. Ch. Stern, H. Morf, W. Meyer-Lübke. Berlin und Leipzig, Teubner. 1909. Im Gesamtband von 499 Seiten beträgt der Anteil Morfs $^3/_5$ des Ganzen.

Betrachten wir vorerst, wie Morf den unabsehbaren Stoff zu gliedern versucht hat. Es lag nahe, die Literatur nach Ländern einzuteilen. Er hat diese bequemere Art verschmäht, was vielleicht mancher, dessen Interesse sich auf eines der romanischen Völker beschränkt, zu bedauern geneigt sein wird. Morfs Einteilung ist durchaus originell, sie ist vom Standpunkt des vergleichenden Betrachters aus zu beurteilen: es kam dem Verfasser darauf an, soweit eben tunlich, die Ähnlichkeit der literarischen Entwicklung in gewissen größeren Zeitabschnitten zu schildern. Ziemlich rein durchgeführt ist dieses Prinzip für die Aufklärungsperiode, für die Romantik, für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Inbetreff der früheren Jahrhunderte glaubte Morf, die nationale Entwicklung nicht auseinanderreißen zu dürfen; so ging es z. B. bei der italienischen Literatur nicht wohl an, Boccaccio und Petrarca trotz ihrer humanistischen Geistesrichtung vom mittelalterlichen Dante durch eine Kluft zu trennen; noch weniger durfte in Frankreich die vorbereitende Renaissance vom auf ihr fußenden Klassizismus losgelöst werden.

Die so beschaffene Anlage des Buches bringt es mit sich, daß z. B. die französische Literatur in vier getrennte, durch die Literatur der übrigen romanischen Länder unterbrochene Abschnitte zerfällt: Mittelalter, Renaissance bis Aufklärung, Romantik, neueste Literatur. Wer somit ein Gesamtbild der französischen Literatur aus diesem Buche zu gewinnen wünscht, der braucht nur zuweilen ein paar Seiten zu überschlagen. Die stets auf Verknüpfung bedachte Darstellung Morfs sorgt dafür, daß er den Faden leicht wieder findet.

Mit weiser Berechnung ist jedem Schriftsteller, jeder Strömung, jedem Zeitabschnitt gerade so viel Raum zugewiesen, als nach Morf ihrer geistigen Bedeutung zukommt. Diese planmäßige Abstufung historischer Werte ist ungemein lehrreich und anregend. Sie erleidet insofern eine Einschränkung, als hier, auf Wunsch des Herausgebers und in vorteilhaftem Gegensatz zur Gepflogenheit der Literarhistoriker, die Literatur des 19. Jahrhunderts bis hinunter zu Rostand, D'Annunzio und Ibáñez zu voller Geltung kommt, dergestalt, daß z. B. Zola, dem Morf sehr beschränktes Lob spendet, doppelt so viel Raum gewährt wird als Molière, den er von jeher bewundert hat, oder daß Victor Hugo, dessen Schwächen Morf unverhohlen aufdeckt, ebenso viel Platz einnimmt wie Voltaire und Rousseau zusammen genommen, obschon Morf diesen beiden Aufklärern, wie aus Spezialarbeiten hervorgeht, sehr nahe steht.

Wollte ich über den Inhalt des Werkes referieren, so müßte ich aus einem stark zusammengedrängten Stoff einen ungenügenden Auszug geben. So seien denn hier nur einige Leseeindrücke mitgeteilt.

Wer die Literatur in wissenschaftlicher Absicht zu lesen bemüht ist, kann sich eines gewissen Zwiespalts in der Arbeitsstimmung, der den Sprachforscher z. B. nicht beunruhigt, kaum erwehren: er gerät leicht in ein Schwanken zwischen historischer und ästhetischer Würdigung des Kunstwerkes. Im vollen Bewußtsein dieser Schwierigkeit sucht Morf beiden Gesichtspunkten gerecht zu werden. „Jede der beiden Richtungen," sagt er in einem prinzipiell bedeutungsvollen Rückblick auf die Romantik, „hat ihre eigenen Gefahren zu meiden:

jene den geistlosen Historismus und diese die schöngeistige Phrase." Man darf sagen, daß es ihm gelungen ist, diesen beiden Klippen auszuweichen. Denn in ungewöhnlichem Maß verbindet er entwicklungsgeschichtlichen Blick und lebhafte Empfindungsfähigkeit. Im Gegensatz zum Systematiker Taine, zum Dogmatiker Brunetière, zum Positivisten G. Renard und zum Impressionisten J. Lemaître gehört Morf der vermittelnden Richtung an, wie sie in Frankreich Gaston Paris, in Italien Carducci vertreten und geübt haben.

Was an diesem Werk den sachkundigen Leser zuerst in Erstaunen setzen wird, ist die Beherrschung des riesigen Stoffes. Es ist schwer, von der Ausdehnung der hier verarbeiteten Materie eine richtige Vorstellung zu gewinnen: man bedenke nur, wie weit das geographische Gebiet der Romania reicht; denn wenn auch die Hauptkomplexe: Gallien, Italien und Iberien, literarisch im Vordergrunde stehen, so durften die peripheren Gebiete: im Osten Rumänien und Rätien, deren teilweise ansehnliche Literatur mehrere Jahrhunderte umfaßt, im Westen Kanada und Südamerika, deren starke Abhängigkeit von Frankreich von Interesse ist, nicht vernachlässigt werden. Zur geographischen Ausdehnung kommt die historische: da legt sich Jahrhundert auf Jahrhundert, in deren wechselnde Kultur es sich zu versenken galt. Diese ganze Stoffmasse darf einem ungeheuren Walde verglichen werden, dessen Stämme nicht nur auf ihre Holzart, sondern auch nach ihrem Wuchs zu prüfen waren.

Von selbst versteht sich, daß in einer solchen Literaturgeschichte neben den führenden Geistern auch die vorbereitenden Talente zu Worte kommen mußten: so Scarron und Cyrano neben Molière, so Fontenelle und Bayle neben Voltaire.

Was das vorliegende Werk aber, mehr noch als die Umspannung eines breiten Stoffes, auszeichnet, ist die tiefe historische und psychologische Einsicht, die es verrät. Überall vom Gedanken beherrscht, daß die literarischen Erzeugnisse mit den politischen und gesellschaftlichen Zuständen verwachsen sind, sucht Morf uns diese Zustände teils schildernd, teils erwähnend zu vergegenwärtigen. So wird z. B. die Zeit der Aufklärung in ein paar markigen Sätzen skizziert. Es wird gezeigt, wie der Absolutismus äußerlich zu Recht bestand: rücksichtslose Willkür des Königs, Mehrung des käuflich werdenden Adels, Verschärfung der Protestantenedikte, Überhandnehmen der Klöster, ungerechte Besteuerung, barbarische Justiz und im Zusammenhang damit ein unduldsamer dogmatischer Zug in der literarischen Beurteilung, die „eine zwar glänzende, aber spröde Form vorschrieb". Dem gegenüber erinnert Morf an die innere Gärung, die jene Zeit kennzeichnet. „Und bis an die Stufen des Thrones wagte sich die Opposition. Fénelons Télémaque, dessen politische Lehren den Zorn des Hofes erregt hatten, durfte 1717 dem achtjährigen König gewidmet werden, und Massillon sprach vor ihm in seinen Fastenpredigten politische Gedanken aus, die über Fénelon hinausgingen, und redete vom König als einem Beauftragten der Nation. Zugleich wies er auf die erschreckenden Fortschritte des Unglaubens hin, der einst seinen einzelnen Vertretern zur Unehre gereicht habe

und nun geradezu zu Ansehen verhelfe". Und zur wirtschaftlichen Seite jener Zustände übergehend, erinnert Morf an jene „Katastrophe, die der Schotte Law 1720 dem französischen Geldmarkt brachte" und die nach einem Worte Montesquieus „die Gesellschaft umkehrte, wie ein Trödler einen alten Rock wendet". Im weitern führt Morf aus, wie diese innere Gärung genährt wurde durch die Berührung mit Englands Freidenkertum und wie dieses Ineinanderfließen französischer und englischer Strömungen dem siècle philosophique seinen Stempel aufdrückte.

Bekannte Dinge, mag man einwenden, aber bekannte Dinge, die hier, mit charakteristischen Einzelheiten versehen, in neuer Beleuchtung auftreten.

Wie im politischen, so gibt es auch im literarischen Leben Menschen, Strömungen, Gegenden, Länder, die eine führende Stellung einnehmen. Darauf zu achten, ist einer der Leitgedanken des Buches. Hegemonie und Führung sind Ausdrücke, die periodisch wiederkehren, da vornehmlich, wo in gewichtigen Sätzen eine Entwickelung zusammengefaßt wird. Es ist von hohem kulturhistorischem Interesse, die literarischen Machtverhältnisse in den einzelnen Epochen zu betrachten. Im Mittelalter, 11.—13. Jahrhundert, ist Frankreich die anerkannte Führerin, nicht nur der Romania, sondern des Abendlandes überhaupt; „in seinem Süden", führt Morf aus, „hat es das erste persönliche Lied angestimmt; in seinem Norden hat es germanischem Geiste in der Helden- und Tiersage romanische Form gegeben, die Schätze der keltischen und der antiken Sage, die Fabeleien des Orients, die Legende und das Erbe volkstümlicher Contes der neuen Welt erschlossen und eine universelle Prosa geschaffen". Im 14. Jahrhundert übernimmt Italien die Führung. Der Geist Dantes überragt alles, was das Mittelalter bis jetzt gesehen, und wenn auch dieser einzelne Lichtstrahl kaum hinüberleuchtet nach Frankreich und Spanien, so geht es doch nicht lange, bis das neu erwachende Leben der italienischen Halbinsel in der Form des immer eifriger gepflegten Humanismus hinausströmt in alle Kulturländer Europas und so zum zweitenmal einem romanischen Volk die geistige Hegemonie über das Abendland verleiht. Spanien, eine Weltmacht unter den Habsburgern, hat es trotz Cervantes in der Literatur nie zu einer wirklich dominierenden Stellung gebracht. Im 18. Jahrhundert tritt wiederum Frankreich an die Spitze, und nicht ohne stille Bewunderung für das Land seiner Lieblingsstudien stellt Morf die Tatsache fest, daß „die Kulturgeschichte von keinem andern Volk zu melden wisse, dem, gleich Frankreich, im Laufe weniger Jahrhunderte zweimal diese Führerschaft zugefallen wäre". Zu Ende des 18. Jahrhunderts regt sich dann „die Opposition des germanischen Geistes". Die Romantik, eine Frucht des literarischen Kosmopolitismus, gelangt zur Herrschaft.

Nachdem so die Machtverteilung innerhalb der drei romanischen Hauptkontingente klar gelegt ist, hält Morf in seinem Schlußwort eine großzügige Umschau über das geschichtliche Verhältnis der germanischen zur romanischen Welt, eine Umschau, deren einfach-schöner Wortlaut hier angeführt sei:

„Dreimal haben im Laufe von anderthalb Jahrtausenden die Germanen ihre Hand an die römisch-lateinische Weltherrschaft gelegt: an die politische in der

Völkerwanderung, als sie das kaiserliche imperium romanum zerstörten; an die kirchliche in der Reformation, als sie das geistliche imperium romanum durchbrachen; und um die Wende des 18. Jahrhunderts, als sie sich dem literarischen imperium romanum entwanden und die große Sezession vollzogen, die zur Romantik führte."

Wie auf die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge, so achtet das wachsame Auge des Verfassers auch auf die Erforschung der nationalen Eigenart. So nennt er Taine einen genialen Vertreter des „Simplismus, der dem gallischen Denken eigne". Wie trefflich spiegelt sich die vibrierende Rhetorik des Italieners in dem Ausruf des Patrioten: la bella, la pura, la santa bandiera dei tre colori! Und was die sprichwörtlich gewordene prahlerische Einbildung des Spaniers anbelangt, so erklärt sie Morfs historischer Blick auf folgende beachtenswerte Art:

„Als nach dem vielhundertjährigen siegreichen Kampf gegen die Ungläubigen die stolzen Weltmachtserfolge sich einstellten und Spanien das führende Land des Erdenrundes wurde, da bildete sich in der Nation die Vorstellung, daß sie das auserwählte Volk Gottes sei. In unduldsamer Selbstüberhebung verschleuderte sie ihre Kräfte, beförderte sie den ruinösen Absolutismus ihrer Könige, schuf sie die Inquisition, drängte zur Vertreibung der Juden und der Moriskeu. Nachdem Spanien durch die Entdeckung der Neuen Welt eine neue Menschheitsepoche inauguriert hatte, verfiel es inmitten von Glanz und Wohlfahrt einem Hochmut, der es den übrigen Völkern Europas entfremdete. Es lebte diesem gereizten, prahlerischen Nationalismus, sah mit verständnisloser Einbildung, ein Don Quijote, auf den Lauf der Welt, der die anderen Nationen emporführte und — blieb dauernd zurück."

Neben dem Nationalen findet Morf noch Raum für das Provinzielle, dessen starke Betonung sympathisch berührt. Im schroffen Gegensatz zu den französischen Literaturhistorikern, die sich der südfranzösischen Literatur gegenüber in vornehmes Schweigen hüllen, widmet Morf den altprovenzalischen Troubadours sowohl als den neuprovenzalischen Félibres mehrere Seiten achtungsvoller Würdigung; daneben werden auch die andern literarisch bodenständigen Gebiete kurz charakterisiert: Belgien als das Land einer träumerischen, freiheitsliebenden, das Kleinleben malenden Dichtkunst, die französische Schweiz als die Heimat der intimen, häuslichen Muse, die Bergluft atmet und daneben protestantisch-germanischen Einfluß verrät. Hier hätte wohl die lehrhafte Tendenz der Suisse romande, die nicht nur eigentlichen Moralisten wie A. Vinet und Ch. Secretan eigen ist, sondern sich auch in Geschichten und Erzählungen breit macht, ausdrücklich hervorgehoben werden dürfen. In Frankreich selbst spielt die Provinz eine viel größere Rolle, als man anzunehmen geneigt ist. Morf versäumt nicht, darauf hinzuweisen, daß die italienische Renaissance ihren Weg über Lyon nahm, wo Sève und Tyard den neuen Geist zu verbreiten bestrebt waren. Auch gedenkt er der Bedeutung Genfs für den französischen Protestantismus.

Höher aber als im zentralisierten Frankreich pulsiert die Heimatkunst in Italien und in Spanien. Mit besonderer Freude verweilt Morf bei den italienischen Dialektdichtern: dem Venezianer Goldoni, dem Mailänder Porta, dem Römer Belli, dem Toskaner Fucini. In Spanien sind es die peripheren Provinzen, die sich literarisch hervortun: das Bergland Asturien

mit Pereda, der, wie Morf geistreich sagt, „die Bête humaine am Zügel christlichen Empfindens hält", und das Küstenland Valencia mit Blasco Ibáñez; ihnen schließen sich Katalonien und Galizien an.

Durch diese Stetigkeit der Vergleichung haben sich dem Verfasser Fragen aufgedrängt, die sich bei dem nicht einzustellen pflegen, der die Literaturgeschichte nur eines Landes schreibt. Wie wichtig ist z. B. die Bemerkung, die er aus Anlaß der Dialektstücke Goldonis fallen läßt, daß hier „die dialektische Rede nicht wie im Pariser Lustspiel aller Zeiten der Karikatur und dem Spott diene, sondern der Lebenswahrheit, der Heimatkunst".

Das führt uns zu einer weiteren Eigentümlichkeit dieser neuen Literaturgeschichte. Sie entspringt dem Interesse, das der linguistisch nicht minder hervorragende Verfasser den romanischen Literatursprachen entgegenbringt. Es handelt sich hier meist um Bemerkungen, die, ohne abzulenken, in die literaturgeschichtliche Darstellung verflochten sind.

Da tritt uns aus der älteren Zeit mehrfach der eigentümliche Begriff der Gattungssprache entgegen: in Hispanien diente das Portugiesische als Sprache der Lyrik, das Kastilische als die der Epik, in Frankreich pflegte der Süden das Minnelied, der Norden die erzählende Dichtung, in Italien vermischte sich die französische Epik mit den Dialekten des Nordens, während der Süden die Troubadours nachahmte. Dieses so gut bezeugte Verwachsen der Sprache mit einer bestimmten literarischen Gattung bringt uns deutlich zum Bewußtsein, wie das Dichten im Mittelalter eine Geistesübung war, die, mehr handwerksmäßig betrieben, sich gern in breit getretenen Bahnen und stereotypen Wendungen bewegte. Besondere Aufmerksamkeit hat Morf dem jahrhundertelangen Streit um die italienische Dichtersprache geschenkt, und wie trefflich weiß er seine Stellungnahme zu den Puristen im 19. Jahrhundert zu veranschaulichen mit dem Hinweis auf das Florentinische noi si doventa omini gegenüber der italienischen Ausdrucksweise noi diveniamo uomini. An dieses lautlich und syntaktisch typische Beispiel knüpft Morf den gesunden Grundsatz: „es ist für die Sprache, nach der die Hand des Künstlers greift, besser, daß sie frei, als daß sie rein sei. Die Kritik, die den Provinzialismus grundsätzlich verfolgt, ist steril und unkünstlerisch".

Neben dem Linguisten und dem Literarhistoriker läßt sich hie und da der feinsinnige Psychologe vernehmen. So stellt er aus Anlaß der Preziosität folgende allgemeine Betrachtung an:

„Nicht nur hat es zu jeder Zeit und überall Menschen gegeben, die zur Ziererei und Überschwenglichkeit des Ausdrucks und des Benehmens neigen, sondern es gibt einen seelischen Zustand, der überhaupt den spielerischen und überschwenglichen Ausdruck begünstigt: die Liebe. Das ewige „Ich liebe dich" drängt ewig zu neuen Umschreibungen, Hyperbeln, Antithesen. Sie sind der schillernde Schrein, in dem der Poet das Kleinod seiner einzigen Liebe der Geliebten zu Füßen legt, sie sind der Lockruf, mit dem der Poet das Auge der Geliebten auf sich lenken, mit dem er sie an seine Persönlichkeit fesseln will. Die Preziosität erscheint in der Literatur mit der Minnedichtung. Die Liebespoesie — Lyrik und Roman — bleibt stets ihr Zentrum. Auch die Ekstase der himmlischen Liebe spricht sich schon früh und gern in der preziösen Form der Frauenminne aus."

Und nicht weniger beachtenswert ist, was Morf über den ewigen Kreislauf der Kunstkritik aussagt:

„Es ist der Welt Lauf, daß junge Freiheiten mit der Zeit zu alten Fesseln werden. Auf dem Boden jeder Freiheit bildet sich eben eine positive Tradition und entstehen Autoritäten. Die kommenden Jungen empfinden Tradition und Autoritäten als Fessel und schreiten protestierend zur Sezession."

Wieviel historische Menschheitserfahrung spricht aus solchen Worten!

Es bleibt uns noch ein Wort zu sagen über Morfs Darstellungsweise. Sollte es den Anschein haben, als sei hier lediglich das literarische Schaffen nach bestimmten Grundsätzen auf gewisse einfache Formeln reduziert, was ja in der Tat angestrebt wurde, so muß betont werden, daß unter weiser Ausschaltung des biographisch-literarischen Tatsachen-Apparates auf eindrucksvolle Porträtierung der Schriftsteller-Persönlichkeit die größte Sorgfalt verwendet wurde. So nennt Morf z. B., leicht spottend, den eleganten Bembo den Meister aller Nachahmung: „er schreibt nach Cicero, liebt nach Petrarca, plaudert nach Boccaccio". Und wie lebensvoll ist ihm das literarische Bild der Königin Margarete von Navarra geraten:

„Sie hängt pauliniſchen Lehren an und macht aus ihrem Hof ein Zentrum platonischer Studien . . . Aus ihren Liedern sprechen mystische Frömmigkeit und heitere Weltfreude . . . So erscheint sie uns: in der einen Hand das Evangelium, in der andern das Dekameron und ein Wort Platos auf den Lippen."

Kleine Meisterstücke knapper Charakteristik sind unter anderem die Kapitel über Rabelais und Musset.

In gleicher Absicht wendet Morf häufig das Mittel der Gegenüberstellung an: so werden verglichen Pascal und Renan, die beide „ins Reservatgebiet der Hierarchie eingebrochen waren", so der stilisierte Racine und der urwüchsige Shakespeare, die die Liebesleidenschaft so grundverschieden dargestellt haben. Oft genügt ein bloßer Hinweis auf verwandte Züge, um ein Lebensbild schärfer zu beleuchten; so erinnert Morf bei Villon an Verlaine, bei Parini an La Bruyère.

Viel trägt zur Belebung bei die häufige Anführung charakteristischer Stellen: wie sehen wir in Malherbes öde Seele hinein, wenn wir erfahren, daß er bei nuit ombreuse nicht weiß, was das Adjektiv da zu schaffen habe, und wie lebendig stehen die Künsteleien der Seicentisti vor uns, wenn wir eine Stelle aus Salvatore Rosa lesen, worin er ihnen den Vergleich der Sonne mit einem Henker in den Mund legt, „der mit der Strahlenaxt den Schatten köpft".

Auf solche prägnante Weise versteht es Morf, seine naturgemäß nüchterne, historische Darstellung zu würzen. Kernig und plastisch, reich an Farbe und Stimmung ist sein Stil. In kurzen, ebenmäßigen, tatsachenerfüllten Perioden ziehen die Poetenbildnisse vor dem Leser dahin, schwer bewaffneten Truppen vergleichbar, deren Ausrüstung bis in alle Einzelheiten erwogen und nachgeprüft worden ist. Man fühlt es auf jeder Seite heraus, daß hier auf

Grund jahrzehntelanger Studien bei unablässiger Ausfeilung des Ausdrucks ein bedeutendes, den Stempel der Reife tragendes Werk geschrieben worden ist, das Lebenswerk eines Gelehrten, der hier die Ergebnisse seiner Forschung, eines Dozenten, der hier das Beste aus seinen Vorlesungen niedergelegt hat. Morf gehört zu denen, die Zeit haben, sich kurz zu fassen. Wie rücken da die Jahrhunderte zusammen, wie reichen sich oft auf derselben Seite entfernte Länder die Hand! Diese Literaturgeschichte ist ein Kunstwerk der Beschränkung. Hinter jedem dieser wohl berechneten Sätze steckt die entsagungsvolle Arbeit des Ausschaltens, von der die kritisch-gesichteten Literaturangaben am Schluß eine ungefähre Vorstellung zu geben vermögen.

Sehe ich recht, so liegt die Bedeutung des Buches vornehmlich in der konsequenten Durchführung bestimmter Grundgedanken: entwicklungsgeschichtliche Auffassung des Kunstwerkes, Feststellung der wechselnden Machtverhältnisse, Betonung der Heimatkunst, Berücksichtigung der sprachlichen Probleme. Besonderen Reiz verleiht dabei dem Buche die wirkungsvolle Hervorhebung der nationalen und individuellen Eigenart.

Achtung vor dem Fremden und Liebe zum Eigenen — in den Dienst dieser Empfindung hat Heinrich Morf sein Werk gestellt. Möge es bei den vielen deutschen Freunden romanischen Schrifttums in dem hohen Sinne wirken, in welchem es der Verfasser zu schreiben bemüht war.

Friedrich Gentz und der Friede von Schönbrunn.

Neue Briefe.

Mitgeteilt

von

August Fournier.

Vor Jahren veröffentlichte ich im 49. Band dieser Zeitschrift unter demselben Titel einige Briefe, die Gentz, der große deutsche Publizist, während der Monate Juli bis Oktober 1809 an Graf Bubna, den Generaladjutanten des Kaisers Franz von Österreich, gerichtet hatte. Das war, nachdem Erzherzog Karl, der Generalissimus der kaiserlichen Armee, in der Schlacht bei Wagram von Napoleon besiegt worden war und am Hoflager des nach Ungarn geflüchteten Monarchen die Frage erörtert wurde, ob man den Krieg nun weiterführen oder den Frieden suchen solle. Man hat zunächst den zweiten Weg betreten, ohne dabei zu einem irgend annehmbaren Ergebnis zu gelangen, namentlich als der Erzherzog unter schweren Bedingungen am 12. Juli einen Waffenstillstand abgeschlossen und der Minister des Äußeren, Graf Philipp Stadion, bisher der Wortführer der Kriegspartei, sich vom Hauptquartier zurückgezogen hatte. Dadurch aber war der Franzosenkaiser bestimmt worden, so hohe Anforderungen zu stellen, daß man von österreichischer Seite unmöglich darauf eingehen konnte. Man kam zu dem Entschluß, die Feindseligkeiten aufs neue aufzunehmen. Stadion traf wieder beim Kaiser ein, und Graf Metternich, der bisher Gesandter in Paris gewesen und nun zurückgekehrt war, spann die in Ungarisch-Altenburg eingeleiteten Friedensverhandlungen nur zum Scheine fort. Wie dann Napoleon, der bei sich den Frieden wünschte, seine Bedingungen ermäßigte, wie er die Unterhandlungen aus den Händen Metternichs in die weniger geübten militärischer Vertreter Österreichs, des Fürsten Liechtenstein und des Grafen Bubna, hinübergespielt und Mitte Oktober in Schönbrunn zum Abschluß gebracht hat, sind im allgemeinen bekannte Dinge. Doch ist dieser Prozeß so interessant und für die Politik der beiden feindlichen Mächte und die leitenden Männer so charakteristisch, daß jede neue Kenntnis davon willkommen ist. Jene Briefe an Bubna

konnten dartun, wieviel Gentz, der nach der Schlacht bei Wagram zum Frieden riet, zur Beilegung der Streitigkeiten beigetragen hat. Die ich hier mitteilen will, begleiten die Krisis, in der sich damals die Donaumonarchie befand, in allen ihren Wandlungen und Schattierungen und bieten davon ein im ganzen sehr treues Abbild, das in Einzelheiten neue Züge zeigt, u. a. den, daß auch Gentz sich, angesichts der übertriebenen Bedingungen des Gegners, in einem Zeitpunkt dem Gedanken der Fortführung des Krieges nicht verschloß. Es sind fortlaufende Berichte aus Ungarn an den Grafen Franz Kolowrat, damals Verweser des Oberstburggrafenamtes (d. i. Statthalter) von Böhmen in Prag — denselben Kolowrat, der später als Minister des Innern, Mitglied der Staatskonferenz unter Ferdinand I. und nicht zuletzt als Antagonist Metternichs eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Sie fanden sich im Nachlaß dieses Staatsmanns, der mir durch die große Güte der Herren Grafen Lützow, die jetzt in dessen Besitz sind, zur Verfügung gestellt wurde [1]). Gentz war in den Jahren 1807 und 1808 seines ständigen Aufenthaltes in Prag mit Kolowrat nahe bekannt geworden. Der gemeinsame Haß wider den Bedränger Europas hatte die beiden Männer geeint, wenn auch Kolowrat nicht so eifrig wie Gentz im Jahre 1809 zum Kriege getrieben hatte. Sie blieben einig, solange der offene Kampf währte. Dann aber gingen sie auseinander. Während Gentz, nachdem Napoleon seine Forderungen ermäßigt hatte, eifrig dem Frieden das Wort redete, mochte Kolowrat noch nicht daran denken, sondern versprach sich von weiteren Waffengängen eine Erleichterung des Schicksals der Monarchie. Es war die Durchschnittsstimmung der österreichischen Aristokratie in jenen Tagen, die der Graf vertrat, und die ihn sogar zu hämischen und ungerechten Randbemerkungen verleitete, mit denen er Gentzens Mitteilungen glossierte, der sich aber von seinem Standpunkt kühler und rationeller Erwägung der Dinge nicht abdrängen ließ. Nicht übel hat übrigens Kolowrat, dem diese beobachtende Gelassenheit nach dem großen Aufschwunge der öffentlichen Meinung in Österreich und den schweren Unglücksfällen nicht gefiel, sie mit dem Interesse des Arztes in einem schwierigen Krankheitsfall verglichen. Und den Eindruck machen einzelne der Briefe in der Tat. Sie gemahnen an die Worte, mit denen Gentz vor fünf Jahren dem Minister Cobenzl gegenüber sich die Unabhängigkeit seiner Stellung in Österreich gewahrt haben wollte: er sei weder Untertan noch Beamter des Kaisers; dieser habe ihn wohl in seine Staaten aufgenommen, ihm einen Titel und eine Pension gegeben und ihn in höchst dankenswerter Weise behandelt, doch sei er an keinen Posten, an keine bestimmte Funktion gebunden,

[1]) Vor vierzig Jahren hat Clemens v. Klinkowström nach schlechten Abschriften, die auf dem Wiener Staatsarchiv liegen, fünf dieser Briefe und eine Antwort Kolowrats in seinem Buche „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei" veröffentlicht und dabei den Wunsch geäußert, es möchte einmal der ganze Briefwechsel zutage treten. Dieser Briefwechsel — soweit es sich um die Briefe von Gentz handelt — umfaßt im Nachlaß Kolowrats die Jahre 1809—1812 in reicher Folge, und dann noch vereinzelte Stücke aus der Zeit von 1813—1830. Was in den Schreiben vor Wagram enthalten ist, sind zunächst nur militärische Nachrichten, die wir heute entbehren können. Sie sind hier bis auf einen Brief vom 28. Juni, der über Rußlands Haltung Wichtiges bietet, nicht berücksichtigt worden.

so daß es nur von ihm abhänge, Wien morgen zu verlassen; er fühle sich daher bloß als eine Art politischer Volontär, dessen Feder viel mehr einer Sache als irgendeiner Regierung gehöre[1]). Die inzwischen verflossenen fünf Jahre haben hieran wenig geändert, und einen tiefen österreichischen Patriotismus wird man bei Gentz auch im Jahre 1809 noch nicht suchen dürfen, wenn er gleich, wie abwehrend, Kolowrat einmal versicherte, daß er Österreich „mit inniger, treuer und zärtlicher Liebe ergeben sei“[2]). Er hing damals mit weit stärkeren Neigungen an England als an irgend einem kontinentalen Staat, sein preußisches Vaterland nicht ausgenommen, und liebte im Grunde mehr als alles andere sein Metier der Politik. Eine spezifisch österreichische Laufbahn hat sich ihm erst später mit dem Systemwechsel vor dem Freiheitskrieg von 1813 eröffnet[3]). Gerade dadurch aber erhalten seine hier mitgeteilten Briefe einen Zug von Unbefangenheit des Urteils, den der Geschichtsfreund nicht weniger schätzen wird als die Fülle des Tatsächlichen, das der Schreiber aus seinem stetigen Umgang mit wichtigen und unterrichteten Persönlichkeiten zu schöpfen wußte und getreulich berichtete.

I.

Pest, den 28. Juny 1809.

Da bin ich wieder in meinem Lieblingssitze. Fürst Schwarzenberg[4]) ist gestern angekommen, geht diesen Abend ins Hauptquartier und soll all meine Pakete mitnehmen. Ich kann Ihnen also nur wenig, nur das Nötigste schreiben. Ein ernsthafter Krieg ist von Seiten der Russen nicht zu befürchten; der Kayser will ihn nicht; die Generale noch viel weniger. Die, welche die beiden in Gallizien eingerückten Colonnen commandiren (Suwaroff und Lambert) sind die erbittertsten Feinde unserer Feinde, die es vielleicht irgendwo gibt. So aber, sagt Schwarzenberg, ist, mit Ausschluß von 3 oder 4 Bestien, das ganze Russische Reich. Der Kayser ist schon ganz darauf gefaßt, nächstens „bey Bonaparte in Ungnade zu fallen“; er glaubt sogar, es sey zum Theil bereits geschehen, weil er ihm seit dem Anfang des Österreichischen Feldzuges nicht ein einzigesmal geschrieben hat. Dies beweiset

[1]) Gentz an Brinckmann, 16. November 1804. Wittichen, Briefe von und an Gentz. Bd. II, S. 244. 1910.

[2]) Klinkowström, a. a. O. S. 34.

[3]) An Pilat schrieb er am 17. September 1813, nachdem ihm der Titel eines Hofrats verliehen worden war: „Die Hauptansicht der ganzen Geschichte ist die, daß der Kaiser sich endlich, nach zwölf Jahren, von meiner praktischen Brauchbarkeit überzeugt zu haben scheint, daß mich jetzt der Graf (Metternich) zu allen Geschäften verwenden kann und bei Zeiten und Gelegenheit vielleicht zu sehr wichtigen verwenden wird; mit einem Wort, daß mir jetzt eine oesterreichische Carriere offen steht. Il vaux mieux tard que jamais.“ (Briefe v. Gentz an Pilat, S. 57.) Sein Name erscheint übrigens im offiziellen Staatshandbuch bis zu seinem Tode nur mit dem Beisatz: „im außerordentlichen Dienste der Hof- und Staatskanzlei“, obgleich er längst der hervorragendste Gehilfe Metternichs war.

[4]) Fürst Karl Schwarzenberg, der spätere Oberkommandant im Kriege mit Frankreich, war seit 1808 Österreichs Vertreter am russischen Hof.

aber nicht etwa Rückkehr auf sich selbst, Verdruß, Verzweiflung, nein! bloß un redoublement de terreur. „Vous voyez qu'il me boude déjà", sagte er zu F. Schwarzenberg. „Vous m'entrainerez dans les plus grands chagrins, sans y profiter la moindre des choses." — Er hält ihn für unüberwindlich, auch wenn ganz Europa gegen ihn aufstände. Diese Krankheit ist unheilbar; denn die politischen Argumente gibt er alle zu. „So ist es; Sie haben Recht; desto schlimmer aber, daß Niemand dem abhelfen kann; car nous ne pouvons pas le battre" [1]). Ob gleich Schwarzenberg über sein eignes Verhältniß und Verfahren mit der ihm natürlichen Entschiedenheit spricht, so ist es doch gewiß, daß er sich musterhaft betragen hat. Er lehnt das Lob darüber ab, indem er versichert, die allgemeine Gunst sey ihm dergestalt entgegengekommen, daß er leichtes Spiel gehabt; eine ganz andre Rolle sey die, welche der Preußische Gesandte Schladen [2]) unter seinen Augen gespielt habe; keine Ausdrücke, sagt er, sind stark genug, um das Verdienst, was dieser sich, nicht bloß um seinen Hof, sondern um die Sache von Europa erworben hat, zu schildern. Ich habe ihn nie mit solchem Enthusiasmus von einem Menschen reden hören. Er ist überzeugt, daß Alexander den Krieg mit den Türken, der immer noch sehr unglücklich für Rußland geht, bloß erneuert hat, um den Zudringlichkeiten seines Freundes Napoleon in Rücksicht auf uns so viel als möglich auszuweichen. Dies ist wirklich Großmuth in der Schwäche [3]).

Sie werden jetzt schon wissen, daß die Nachricht vom Tode des Königs von Schweden falsch war. Ich gab sie Ihnen, wie ich sie von Tettenborn [4]) empfangen habe; und Fürst Schwarzenberg bestätigte uns heute, daß der Petersburger Hof sie acht Tage lang für wahr gehalten hat. Also war der Irrthum verzeihlich. Jetzt ist bloß so viel gewiß, daß der König für seine Person, nicht für seine Nachkommen, der Krone entsagt hat, und zwar aus dem sehr edeln Grunde, weil er sie weder durch Erniedrigungen, noch durch Blutvergießen behaupten wollte. — Die Unterhandlungen zwischen Schweden und Rußland stehen auf dem Punkt, daß die Schwedische Regierung sich neuerlich zur Abtretung Finnlands verstanden, dagegen aber erklärt hat, daß sie ihren Handels-Verbindungen mit England nie entsagen könnte, noch würde. Der Kayser von Rußland hat hierauf erklärt, über diese Proposition müßte er sich erst mit Frankreich concertiren [5]). Sobald es zu einer wirklichen Negoziation kommt, wird Stedingk wieder nach Petersburg geschickt werden. — Diese Nachrichten können sie B. Bildt als ganz authentisch mittheilen [6]).

---

[1]) Vgl. hierzu Fournier, Gentz und Weissenberg, S. 18.

[2]) Freiherr Friedrich Heinrich Leopold v. Schladen war von 1807—1811 preußischer Gesandter in Petersburg.

[3]) Schwarzenberg erkannte später, daß er damals über Rußlands Haltung getäuscht worden sei. S. Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskrieg. II, 72.

[4]) Botschaftskavalier bei Schwarzenberg am Petersburger Hof.

[5]) Gentz wußte noch nicht, daß der schwedische Reichstag am 10. Mai König Gustav IV. und seine leiblichen, geborenen und ungeborenen, Erben der Krone verlustig erklärt und den Herzog Karl von Südermanland als Karl XIII. mit der Herrschaft bekleidet hatte.

[6]) Stedingk und Bildt waren schwedische Diplomaten, Bildt zur Zeit in Prag.

Was von unsrer Seite geschehen wird, darüber sehe ich hier nicht viel klarer als in Hatvan[1]). Raab ist verloren, die Franzosen sollen aber zu schwach seyn, um etwas gegen Ofen zu unternehmen. Chateler, der schon einmal bey Stuhlweißenburg gewesen sein soll, ist auf der Straße von Körmend und Fürstenfeld wieder zurückgegangen, um Giulay bei Gratz aufzusuchen. — Der Erzherzog Johann wurde, wie Sie wissen, mit seinem Corps nach Preßburg gerufen; der Palatinus hat nun dessen vorige Stellung bey Boos in der Schütt eingenommen. — Man glaubt, Schwarzenberg werde das Commando über das Corps erhalten, welches bißher unter den Befehlen des Fzm. Kollowrat stand, dieser hingegen als Chef der Artillerie an den Erzherzog Carl attachiert werden. Von den weiteren Plänen des letzteren konnte uns Niemand hier die geringste Auskunft geben. Metternich und Esterházy sind seit 8 Tagen in Wieselburg und sollen gegen Daudun auf den Vorposten ausgewechselt werden. Dieser (Esterházy) war, nach dem Alarm vom 15. von hier nach Kaschau geschickt worden; man muß ihn also jetzt zurückkommen laßen.

Ich muß abruptim meinen Brief schließen. G.

II.

Ofen, den 19. Juli 1809.

(Gentz wollte ins Hauptquartier reisen, mußte aber auf die Nachricht von der Schlacht bei Wagram nach Ofen zurückkehren, wo er am 12. Juli wieder eintraf.) Der Kayser war den Tag zuvor in Comorn angekommen[2]). Gr. Stadion war nicht bey ihm. Dieser Umstand beunruhigte mich und andere um so mehr, als man hier seit dem 3. durchaus keine Nachrichten von ihm hatte. — Unterdessen war alles mit einer großen militärischen Operation beschäftigt, die von den vereinigten Corps des Erzherzog Johann, des Palatinus, Giulay und Chateler (zusammen über 60000 M. stark) unter dem unmittelbaren Commando des Kayserς, der Chateler zu seinem General-Quartiermacher ernannt hatte, sogleich gegen Oedenburg und, wo möglich, gegen Wien unternommen werden sollte. Desto größer war das Erstaunen, als man Sonntag den 16. vernahm, es sey ein allgemeiner Waffenstillstand geschlossen. Obgleich die erste Notiz davon in der Preßburger Zeitung gedruckt erschien, wollte doch anfänglich Niemand daran glauben[3]). Ich war beynahe der Einzige, der sich von der

[1]) Nach der Schlacht bei Raab war Gentz von Ofen weg am 16. Mai nach Hatvan geflüchtet, wo er bis zum 28. blieb. Am 19. und 26. hatte er von dort an Kolowrat geschrieben.

[2]) Das Hoflager befand sich in Komorn, später in Totis, die von Wien geflüchtete Regierung in Ofen.

[3]) Wir kennen heute Dokumente, die für den Eingeweihten die Sache keineswegs so unglaubwürdig erscheinen lassen konnten. Am 8. Juli erhielt Fürst Liechtenstein Vollmacht, sofort den Frieden auf der Basis der Integrität der Monarchie abzuschließen, und Erzherzog Karl den Auftrag, dem Unterhändler durch die Vorposten zu helfen. „Nachdem ich beschlossen habe," schrieb der Kaiser an ihn, „den Fürsten Liechtenstein zum Kaiser Napoleon zu schicken, so werden Ew. Liebden sogleich die hiezu erforderlichen Anstalten treffen und sich wegen dieser Sendung mit den feindlichen Vorposten, und wo es sonst nötig ist, ins Einvernehmen setzen." (Criste, F. Johann Liechtenstein, S. 133.) Damit war dem Erzherzog der Entschluß zum Abschluß eines Waffenstillstandes wenn nicht nahe gelegt, so doch wesentlich erleichtert worden.

Wahrheit der Sache überzeugt hielt, und hätte große Wetten gewinnen können, wenn eine so traurige Begebenheit ein schicklicher Gegenstand derselben gewesen wäre. Als endlich die Waffenstillstands-Konvention in extenso gedruckt zu lesen war, behaupteten noch immer viele, der Kayser werde sie nicht ratifizieren. Das Wenige, was Graf Metternich — der ad interim die Geschäfte des Gr. Stadion übernommen hat — darüber hierher gelangen ließ, war so unbestimmt, daß ein Zweifel allerdings noch möglich blieb. Erst seit gestern Abend hat sich die Sache so weit aufgeklärt, daß man wenigstens einigermaßen zu einer deutlichen Ansicht derselben gelangt. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß der Kayser den Waffenstillstand genehmigen will; nur sind einige Punkte in demselben (unter anderen der, welcher die gänzliche Räumung Tyrols betrifft) gegen welche er noch remonstriren oder protestiren zu wollen scheint. Zu diesem Ende sind Johann Liechtenstein und Bubna ins franz. Hauptquartier gesandt worden[1]). Unterdessen ist es klar, daß mehrere Stipulationen des Waffenstillstands gegenwärtig schon erfüllt sein müßten, und von einigen — der Räumung des Znaimer Kreises, der Citadelle von Brünn usw. — ist dies nicht einmal mehr zweifelhaft. Es mögen also Modifikationen auftreten, oder nicht, ich glaube, man darf den Waffenstillstand an und für sich als sicher und unwiderbringlich (!) betrachten.

Ob es zu einer Friedens-Unterhandlung führen werde — ist eine Frage, worüber in diesem Augenblick gewiß noch Niemand (ohne Ausnahme) eine zuverlässige Antwort zu geben vermag. Unsre Lage ist aber in jedem Falle schrecklich. Der Friede, auf welche Bedingungen er uns auch heute zugestanden werde, ist unser gewisser und unausbleiblicher Ruin. Der Krieg, fortgesetzt in dem Geiste, in welchem er bisher geführt worden, ist unser gewisser, unaufhaltbarer und noch obendrein totaler Ruin. Es giebt freilich ein drittes: nehmlich Fortsetzung des Krieges in einem andern Geiste, mit andern Werkzeugen, auf einer andern Basis. Ob dies noch möglich ist — wird sich in Kurzem zeigen. Nach der Schlacht von Regensburg war es vollkommen möglich, wenn Einsicht und fester Wille in enger Vereinigung miteinander das Ganze geleitet hätten. Die Schlacht von Aspern verschlimmerte unsre Lage, war überhaupt eine für uns sehr unglückliche Begebenheit. — Dies klingt wie ein mutwilliges Paradoxon, ist aber eine traurige Wahrheit für die Wenigen, die das Innere unsrer Krankheiten studirt und begriffen haben[2]).

[1]) Das war am 19. Juli. Von der Konferenz zu Koroncz6 am 18., zu der der Kaiser die Erzherzöge Johann und Josef eingeladen hatte, um über den Waffenstillstand zu beraten, erfuhr Gentz wahrscheinlich nichts. Sie hatte die neue Sendung Liechtensteins zur Folge, der, diesmal von Graf Bubna begleitet, in Schönbrunn einen Brief seines Herrn zu übergeben und Metternich und General Nugent als Unterhändler für den Frieden vorzuschlagen hatte. Sie sollten sich mit Champagny, dem Minister Frankreichs, in Raab zusammenfinden.

[2]) Gentz, der in Erzherzog Karl und dessen Kriegführung die einzige große Ursache des Mißgeschicks erblickte, war mit dem Erfolg von Aspern unzufrieden, weil er Karls Position befestigte. Daß Gentz in seiner Verurteilung des Generalissimus zu weit ging, ist heute erwiesen. Die wenigen Friedensjahre seit dem letzten Kriege hatten nicht ausgereicht, um neue Einrichtungen in der Armee feste Wurzel fassen zu lassen: viel Altes erhielt sich, und beides neben-

Indessen halte ich, für meinen Theil, auch heute die Rettung des Staates noch für möglich; aber nur unter solchen Bedingungen, deren Realisirung ich nach allem, was ich weiß, ohne eine wundervolle Wendung der Dinge, nicht als wahrscheinlich betrachten kann. Sie werden in allen meinen Briefen bemerkt haben, und mir also das Zeugnis nicht versagen, daß ich mich keinen Augenblick blinden Illusionen und schwärmerischen Hoffnungen Preis gegeben habe. Meine Sprache nach der Schlacht von Aspern hat Manchem Anstoß gegeben; ich habe deutlich genug bemerkt, daß unter andern Freund Buol [1]), ob er mich gleich mit Schonung behandelte, damals sehr unzufrieden mit mir war; von vielen andern erfuhr ich dasselbe. Es mußte so sein. Die Entferntern, wie Sie, wie Buol ꝛc., hatten zu wenig Data, um tief genug in die Sache einzudringen. Selbst wenn ich am vernehmlichsten sprach (wie in den Briefen aus Hatvan) konnte ich Ihnen nur die Hälfte dessen, was ich wußte und was mich zu Boden drückte, mittheilen [2]). Andren die näher waren, und ungefähr so viel wußten, oder wissen konnten, als ich, schien es an Umfang der Uebersicht zu mangeln, daß sie den wahren Standpunkt nicht ergriffen. Ich habe keinen Augenblick geschwankt. Alles, was heute geschieht, und das Meiste von dem, was noch geschehen wird, sah ich seit dem 26. April, besonders aber seit dem 6. und 7. May (den Tagen, wo der Kaiser in Budweis war) mit solcher Klarheit voraus, daß mich auch gar nichts befremden oder deroutiren kann. Diesem Umstande verdanke ich die mir selbst unerwartete Ruhe, die mich unter allen diesen entsetzlichen Stürmen nicht verläßt. „Unbegreiflich! Unglaublich! Unerhört! Es *kann* nicht sein! Wie sollte *das* geschehen können! Bey unsren Ressourcen, dem Geist unsrer Armee, dem Willen *unsrer* Völker" — so höre ich ohne Unterlaß um mich her dissertiren und klagen. Ich aber behaupte, daß ein *andres* Resultat ein größres Wunder gewesen wäre als der Stillstand der Sonne am Himmel zu Gideon. Und das werde ich einst, wenn es Zeit dazu sein wird, meinen Freunden — und vielleicht auch der Nachwelt — so anschaulich machen, daß Jeder gestehen soll: es konnte nicht anders kommen . . .

---

einander erschwerte die Manöver. Daher die Scheu des Erzherzogs, nach dem unglücklichen Feldzug in Bayern, vor jedem Kampf im gedeckten Gelände und vor jeder Offensive, obendrein in einem Kriege, von dem er selbst abgeraten hatte.

[1]) Joseph v. Buol, österreichischer Gesandtschaftssekretär in Dresden, damals in Prag.

[2]) In dem Hatvaner Brief vom 19. Juni lautet eine auf Aspern bezügliche Stelle folgendermaßen: „In der Schlacht vom 22. (Mai) haben unsre Truppen gezeigt, daß sie immer noch die alten sind, und der Generalissimus, daß er, die einzige große Eigenschaft, die ihm nie bestritten worden ist — Unerschrockenheit und Geistesgegenwart in der Hitze des Gefechtes — auch heute noch besitzt. Aber was hat alles geschehen müssen, damit dieser Sieg endlich möglich wurde! Bis zu welchem Grade von Übermut hat Bonaparte es treiben müssen, um uns endlich diesen Sieg *aufzudringen*! Wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn Bubna nicht den Abend zuvor dem Erzherzog gesagt hätte: ‚Jetzt seh ich's: es ist nicht Napoleon, es ist *Jourdan* (sic!), der den Übergang dirigiert' — ein großes, genialisches, erhabenes Wort, für welches das dreifache Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens kaum eine hinreichende Belohnung wäre, und welches eine Unterredung nach sich zog, die vielleicht über unser Schicksal entschieden hat! Aber einen ähnlichen Vorteil wird Bonaparte sich hüten, wieder in unsre Hände zu geben".

III.

Ofen, den 31. July 1809.

. . . In jenem Briefe vom 19. werden Sie meine allgemeine Ansicht von unsrer jetzigen Lage gefunden haben. Es thut mir leid, daß ich auch heute an der damals entworfnen Schilderung nichts zu ändern im Stande wäre. Vielmehr bringt mir jeder Tag neue Data, die sie bestätigen, ja noch beträchtlich schwärzen. Meine Lust und Liebe an der Sache ist dahin; auch um das zu retten, was noch zu retten sein mag, würde ich mit Bereitwilligkeit alles thun, und alles opfern; aber es ist kein Leben mehr in meinem Gemüt, seitdem ich das traurige Grablied: Spes et fortuna valete! anstimmen mußte.

Anstatt über die jetzt ohne Unterlaß debattirte Frage: Ist es besser, heute Frieden auf leidliche, oder selbst auf jede Bedingung, zu machen, oder den Krieg coute qui coute fortzusetzen? — ein müßiges Raisonnement mehr zu allen denen, die Sie darüber schon gehört haben werden, zu fügen, will ich Ihnen lieber kürzlich sagen, was ich von dem faktischen Stande der Sachen weiß. Die lange Anwesenheit des F. Johann Liechtenstein und des General Bubna in Wien hatte alle Welt zu dem Glauben verleitet, es werde schon sehr ernsthaft am Frieden gearbeitet. Dieser Glauben hat aber wenig Grund. Die Verhandlungen über die Ratifikation, nähere Bestimmung und Exekution des Waffenstillstandes waren fast ausschließend der Gegenstand, welcher sie in Wien beschäftigte. Es wurde zwar hin und her über die Wahl eines Ortes zum Friedenscongreß gesprochen; aber nicht einmal über diesen Punkt scheint man bis jetzt einig geworden zu seyn[1]); von bestimmten Propositionen war nun vollends gar nicht die Rede. Sollte Bonaparte dergleichen endlich artikulirt haben, so weiß man es höchstens seit gestern; und auch dies ist mir nicht wahrscheinlich.

Wenn ich alle Umstände zusammen nehme, so muß ich es für viel glaublicher erklären, daß der Krieg wieder ausbricht als daß dieser Waffenstillstand zu einem unmittelbaren Frieden führen sollte. Unterrichtete Personen fürchten sogar, daß der Feind, ehe man es sich versieht, den Waffenstillstand aufsagen oder brechen werde, um uns nicht die Zeit zu lassen, die zur Ausbildung und Entwicklung unsrer neuen militärischen Plane erforderlich ist. Geht der Krieg fort, so scheint folgendes beschlossen zu seyn. Der Kayser soll das Ober-Commando über die ganze Armee führen und den General Bellegarde, auch außerdem noch ein ausgesuchtes militärisches Conseil an seiner Seite haben. Das bisherige Corps des E. H. Ferdinand[2]) und nebst diesem von der Armee des E. H. Carl nach Ungarn zu detachirende Truppen, soll der Fürst Johann Liechtenstein commandiren; die übrigen Corps behalten ihre bisherigen Chefs, d. h. den Palatinus, den E. H. Johann, Chateler und Giulay. Was in

[1]) Anfänglich hatte man — wie der österreichische Diplomat Floret in seinem Tagebuch vermerkt — Ödenburg ins Auge gefaßt, später Raab, und erst Anfang August einigte man sich auf Ungarisch Altenburg.

[2]) Es war das 7. Korps, das einen Vorstoß gegen Warschau unternommen hatte, der den politischen Beziehungen zu Rußland wenig entsprach, und vor den vereinigten russischen und polnischen Truppen zurückgehen mußte.

Böhmen zurück bleibt, soll der E. H. Ferdinand und der Feldzeugmeister Kollowrat (von welchem übrigens, zu meiner wahren Freude, die Armee mit großem Ruhme spricht) unter sich haben. In diesem Arrangement können freylich noch manche Abänderungen Statt finden; aber vor der Hand scheint das der Plan zu sein. Was sich in Ungarn vereinigen soll (ich sage soll, denn dieser Punkt ist immer noch der bedenklichste von allen, wenn der Feind im Stande ist, uns Hindernisse entgegen zu setzen) kann ohne Uebertreibung auf 120,000 Mann, eher höher als geringer, geschätzt werden. Daß der E. H. Carl seine völlige Entlaßung verlangt und erhalten habe, wird mir authentisch und gewissermaßen offiziell versichert; ich muß es also glauben, ob ich gleich noch heute auf einem untrüglichen Weg erfahren habe, daß er sich am 27. noch bey dem Theil der Armee befand, welcher nach unserer Seite detachirt wird[1]). Es ist endlich nur Eine Stimme über diesen Generalissimus; das Unglück will aber daß wir immer zu spät die Wahrheit erkennen, oder beherzigen! Doch eben dieses Unglück will auch noch vieles andre, was ich gegenwärtig niederzuschreiben weder Muth noch Lust habe. Vermuthlich sind Sie jetzt über die wahren Ursachen unsrer Widerwärtigkeiten schon eben so gut unterrichtet als ich, da eine Menge interessanter Menschen, und darunter einige, die mehr wissen als die große Masse[2]), neuerlich, wie ich höre, in Prag waren!

Nach den Briefen und Aussagen eines heute aus England hier angekommenen, am 1. d. M. von London abgegangenen Couriers, wird die brittische Expedition im Nördlichen Deutschland viel mächtiger seyn als man es anfangs geglaubt hatte; ob sie aber, wenn die Nachrichten von dem, was hier vorgegangen ist, sie erreichen werden, zu großen Operationen schreiten wird, muß die Zeit lehren. Seitdem das, was ich längst vermutete und oft, wenngleich immer vergeblich (weil über diesen, wie über einige andre Punkte, eine unheilbare Illusion obwaltete) behauptet habe, positiv bestätigt ist — daß nehmlich Preußen in keinem Falle theil am Kriege nimmt — sind auch meine Hoffnungen auf große und wirksame Bewegungen im Nördlichen Deutschland schlafen gegangen. Unterdessen ist die bloße Absendung der Englischen Expedition, in einem Augenblick, wo (wie ich zuverläßig weiß) das brittische Ministerium nichts mehr von uns hoffte, ein Entschluß, dessen Energie und Großmuth, wie es mir scheint, selbst dies Zeitalter nicht verkennen kann. Canning[3]) ist der erste Mann Englands und, nach meiner Ueberzeugung, der Welt; hätte Er an der Stelle von Pitt (den er an politischer Einsicht und Entschlossenheit bey weitem übertrifft) in jenen glücklichen Zeiten regiert, Europa wäre nicht unterjocht worden. Heute ist auch *seine* Rolle kritisch und gefahrvoll; und die Krankheit hat zuweit um sich gegriffen, als daß selbst ein solcher Arzt sie jetzt noch heilen könnte.

[1]) Der Erzherzog erhielt erst am 29. Juli die offizielle Mitteilung, daß der Kaiser seine Demission angenommen habe.

[2]) Der Minister Stadion hatte sich, „um die Friedensunterhandlungen zu erleichtern", aus dem Hauptquartier des Erzherzogs weg nach Prag begeben.

[3]) George Canning war von 1807—1809 Minister des Äußeren im Kabinett Portland.

IV.

Ofen, den 11. August 1809.

. . . Die wehmütige Stimmung, in welche der Waffenstillstand Sie versetzt hat, ist mir sehr begreiflich, und Ihrer längst erprobten vortrefflichen Denkungsart ganz angemessen. Der Umstand aber, welchen sie vor allen andern herausheben, um das Unerwartete und Schmerzhafte einer solchen Wendung der Dinge zu schildern — die herrlichen Dispositionen der Nazion u. s. f. — ist in meinen Augen auch wieder der aufrichtendste und trostreichste, bey dem wir jetzt und künftig verweilen können. Sie haben in einem ihrer früheren Briefe, überaus wahr und treffend, gesagt, daß, wenn dieser Krieg auch ein unglückliches Ende nehmen sollte, der Ruhm der Nazion in jedem Falle einen neuen Glanz dadurch erhalten würde. Diese Ansicht theile ich unbedingt. Noch nie, in keinem frühern Zeitpunkt, hat Oesterreich weder den Umfang seiner Ressourcen, noch den Umfang des guten Willens seiner Völker in dem Grade kennen gelernt, als Beides sich im gegenwärtigen Kriege entwickelt hat. Keiner der vorigen war nazional genug, um diese großen Resultate zur vollkommnen Anschauung zu bringen; es ist ein eigenes Geschick, daß wir nicht eher ganz gelernt haben, was wir wert sind, als in dem Augenblick, wo wir (in einem gewissen Sinne wenigstens) ins Grab steigen sollen. Ob ich gleich immer noch fest überzeugt bin, daß Böhmen und Mähren alle andre Provinzen der Monarchie an ächtem, aufgeklärtem und praktischem Patriotismus übertreffen, so haben doch auch die übrigen, und selbst Ungarn, für welches ich gewiß keine Parteilichkeit habe, Großes gethan; und wenn sie nicht noch ungleich mehr thaten, so war es nicht ihre Schuld.

Unsre Lage ist immer noch sehr unentschieden, sehr verworren und sehr seltsam. Da der Mittelpunkt der Geschäfte, (wenn man es so nennen darf) sich jetzt in Comorn befindet, von daher wir täglich und stündlich Nachrichten bekommen, so wissen wir hier wohl ungefähr so viel als sich überhaupt wissen läßt; und doch sind die Data alle so schwankend, daß ich selbst über die Hauptfrage: ob es zum Frieden kommen möchte oder nicht? kaum eine bestimmte Meinung zu fassen vermag. Von einer Seite werden große Anstalten zur Fortsetzung des Krieges getroffen; es sollen zwischen hier und 8 oder 10 Tagen mehr als 200,000 Mann (mit den 80,000, die schon früher auf dem rechten Donau-Ufer waren) an beiden Ufern der Donau versammelt sein. Der Kaiser wird, mit General Bellegarde und einem militärischen Conseil (zu welchem, unter andern, auch Meyer[1]) aufgefordert seyn soll) das Ganze leiten, Johann Liechtenstein aber das Commando führen. Die Armee ist, wie man einstimmig versichert, noch immer in einer trefflichen Stimmung — ein wahrhaft einziges Phänomen, welches gewiß nur diese Armee allein, nach einer solchen Führung und solchen Anfällen, der Welt darbieten konnte, und, obgleich jeder Sachverständige die unendlichen Schwierigkeiten einsieht, mit denen wir zu kämpfen haben würden, um dem Feinde seine nun schon

[1]) Generalmajor Mayer v. Heldenfeld war vor Beginn des Krieges wegen eines Auftrittes mit Erzherzog Karl aus dessen Umgebung entfernt und als Festungskommandant nach Brood versetzt worden. Siehe Fournier, Napoleon I. II. 288.

errungenen Vorteile wieder abzugewinnen, besonders aber, ihn aus der furchtbaren Position von Wien zu verdrängen, (die er mehr als zur Hälfte den unglaublichen Fehlern des Erzherzogs verdankt) — so geben doch viele wackre Männer die Hoffnung eines glücklichen Erfolges noch keineswegs auf. Von der andern Seite scheint es wirklich zu einem Friedens-Congreß zu kommen; und obgleich seit 10 Tagen fast jeder Morgen und jeder Abend eine andre Version über diesen Punkt brachte, so war man doch gestern in Comorn ganz überzeugt, daß den 12. Metternich und, wie man glaubt, auch Vincent[1]) nach Altenburg abgehen würden. Indessen haben sie noch keine französischen Pässe erhalten, und von einem Augenblick zum andern hieß es in Comorn selbst, Champagny, der zu der Unterhandlung bestimmt ist, habe Gegen-Befehl erhalten ꝛc. In sehr wenig Tagen muß die Sache sich entscheiden; ich glaube aber mit ziemlicher Zuverläßigkeit, daß dieser Congreß statt haben wird. Ueber die Bedingungen ist man noch in großer Unwissenheit. Bubna war zweimal in Wien; man hat dort mit ihm durchaus nur über einen Präliminar Punkt, von dem ich gleich weiter sprechen werde, unterhandelt —, und die eigentlichen Propositionen, besonders die, welche Territorial-Abtretungen betreffen, liegen noch im Hinterhalt. Unterdessen wollen die, welche am besten unterrichtet sein können, wissen, daß nur West-Galizien, Salzburg, das Inn-Viertel und gemeinschaftliche Besetzung von Triest und Fiume bis zum allgemeinen Frieden, gefordert werden wird. Ich verbürge dies aber um so weniger, da ich sehr gute Gründe habe, zu glauben, daß in der That Niemand sagen kann, womit Bonaparte eigentlich herausrücken wird, wenn es zu bestimmten Eröffnungen kömmt.

Der obgedachte Präliminar-Punkt betraf die Reduction unsrer Armee. B. verlangt, wir sollen sie auf 100,000 Mann, mit Entlassung aller Landwehren und Insurrectionen, herabsetzen, und, was das Beste ist, er bestand auf dieser Reduction, als auf einer Bedingung sine qua non der Negoziation. Man hat ihm hierauf begreiflich zu machen gesucht, daß ein solcher Artikel zwar in und bey der Negoziation discutirt, aber unmöglich vorher zugestanden werden könnte, und es denn auch so weit gebracht, daß er sich dies gefallen lassen, jedoch stets erklärend, daß er dieser Stipulation auf keine Weise entsagen würde. Die Geldforderungen sollen ins Weite gehen und werden vermutlich dergestalt überspannt werden, daß man, selbst im Falle des Friedens, immer gehörige Vorwände behält, um die Provinzen so bald nicht zu verlassen.

Man schätzt die französische Armee auf 140000 Mann. Quantität und Qualität der Truppen in einander gerechnet, wird sie also der unsrigen ungefähr gleich seyn. Könnte man dasselbe von der Position und von dem Genie der Anführer sagen, so wäre unsre Lage noch günstig genug. Unterdessen verdient die Standhaftigkeit des Cabinets immer noch großes Lob; und sind die

[1]) Nicht General Baron Vincent, der schon wiederholt zu diplomatischen Missionen gebraucht worden war, sondern Nugent, der Generalstäbler des Erzherzogs Johann, ging später mit Metternich nach Altenburg. Siehe unten.

Bedingungen härter als man sie jetzt voraussetzt, so glaube ich nicht, daß die Unterhandlungen zum Frieden führen.

Zur Berichtigung der Artikel, womit S. Majestät der Erbe Cäsars und Carls des Großen — immer derselbe, welches alles gesagt ist — mich Armen neuerlich wieder heimzusuchen geruht haben, muß ich Ihnen sagen, daß die fortgesetzte Correspondenz zwischen Graf Stadion und mir, die er aufgefangen zu haben vorgibt, ein bloßes Hirngespinst der Kayserlichen Imagination ist. Er hat nichts aufgefangen als jenen (zum Glück sehr unbedeutenden) Brief aus Tyrnau, den er nun in allen Sprachen und Zungen der Welt auftischt[1]). Seine Schmähungen betrachte ich als eine Art von Curial-Styl, dessen wahren Sinn Niemand leicht verfehlen kann. Ob ich einer der blinden Krieges-Prediger war, wissen Sie, nach unsern vielfältigen Unterredungen, am besten; und noch manche andre können darüber Zeugniß ablegen; viele meiner vertrauten Freunde, wie Wallmoden, Wintzingerode, der verstorbene Westphalen u. s. f. warfen mir oft übertriebne Besorgnisse und unverzeihlichen Skeptizismus vor. Mit dem Erzherzog Karl an der Spitze hätte ich auch den Krieg nie angefangen, so überzeugt ich war, daß die Fortsetzung jenes sogenannten Friedens uns ebenfalls zum unvermeidlichen Untergange führte.

Die Nachricht von Adam Müller schmerzt mich sehr[2]). Lassen Sie uns aber den Plan, ihn bey uns zu fixiren, in keinem Falle aufgeben! Ich hatte alles schon so gut eingeleitet, daß, wenn das Unglück nicht mit Blitzes-Schnelle über uns gekommen wäre, wir ihn jetzt schon mitten unter uns hätten[3]).

Suchen Sie mir doch irgend etwas von Wintzingerode zu sagen, dem ich im Monat Juny einen langen Brief geschrieben habe, ohne darauf irgend ein Zeichen des Lebens von ihm zu empfangen[4]).

Sobald ich vernehme, daß die Friedens-Unterhandlungen Consistenz gewinnen, eile ich nach Prag. Wien will ich in keinem Fall wieder betreten; wenn es auch nur 50 Menschen dort gäbe, die so denken und sprechen wie Pergen, der Ofen einige Wochen mit seiner Gegenwart beehrt hat, so ging ich immer schon lieber nach Brasilien[5]). — Ich freue mich, daß das große

[1]) Es war ein Brief vom 7. Juli, den Gentz damals, auf dem Wege ins Hauptquartier, aus Tyrnau an Stadion gerichtet hatte, der aber den Adressaten in Wolkersdorf nicht mehr antraf und den Franzosen in die Hände fiel. Napoleon ließ ihn im „Moniteur" unter Ausfällen wider den Schreiber abdrucken. Vgl. Gentz, Tagebücher I, 63 u. 96. Das Gentzsche Briefjournal weist nur noch ein zweites Schreiben an Stadion (vom 30. Juni aus Ofen) auf.

[2]) Wahrscheinlich die Nachricht, Adam Heinrich Müller, der Romantiker, sei von Dresden nach Berlin übergesiedelt, was 1809 der Fall war.

[3]) Müller kam dann 1811 nach Wien, ohne aber mit Gentz in naher Beziehung zu stehen. Erst zur Zeit der Befreiungskriege wurde er auf Gentzens Rat in den österreichischen Staatsdienst aufgenommen.

[4]) Wintzingerode war General in russischen Diensten und 1809 in Österreich anwesend. Gentz schrieb ihm, der sich in Prag aufhielt, am 30. Mai 1809 aus Ofen (Briefjournal).

[5]) Graf Pergen, der Vizepräsident der Hofkammer, war in Wien zurückgeblieben und zwei Wochen nach der Schlacht bei Aspern von Napoleon ins österreichische Hauptquartier gesandt worden, um dort zum Frieden zu mahnen, den man zu schließen unter gewissen Bedingungen bereit wäre. Aber Kaiser Franz und Stadion waren dagegen gewesen (s. Wessenbergs „Précis"

Interesse des Landes, welches ich vorzüglich liebe, in Ihren Händen liegt[1]; jetzt weiß ich noch besser als je, daß es solche Männer, wie Sie, nicht gar viele in der Monarchie giebt. Erhalten Sie mir Ihre unschätzbare Gewogenheit.

G.

Sollte Wallmoden[2], wie ich wohl vermuthe, nicht mehr in Prag seyn, so sorgen Sie doch gütigst dafür, daß dieser Brief, der eine für ihn wichtige Privat-Sache betrifft, bald und sicher an ihn gelange.

V.

Ofen, den 16. August 1809.

Die Unterhandlungen haben heute zu Altenburg ihren Anfang genommen. Von unsrer Seite ist Graf Metternich und General Nugent, Paul Esterhazy, Floret und Vaquant (ein Secretär von der Staatskanzley) dort; wer von französischer Seite, außer Champagny, weiß ich nicht[3]. Nicht leicht ist man wohl über den Ausgang einer so großen Sache in einer so vollständigen Ungewißheit gewesen. Sie können als ein ganz sichres Faktum annehmen, daß heute, von unserm Kayser angefangen, Niemand im Stande wäre zu sagen, ob wir in 14 Tagen Krieg oder Frieden haben werden. Ich, der ich doch ziemlich den Faden festhalte, und besonders in den letztverflossnen Tagen Gelegenheit hatte, aus mehreren Hauptquellen zu schöpfen[4], würde mit eben der Zuversicht für den Krieg oder für den Frieden wetten; so sehr balanciren sich die Gründe der Wahrscheinlichkeit, so sehr scheint alles entschlossen, sich dem fernern Laufe der Begebenheiten zu überlassen. Nur der Gang der Unterhandlungen selbst, nur die Resultate der ersten großen Discussionen, werden die Wagschale auf die eine oder die andre Seite werfen. Es juckt mich in der Feder, Ihnen nähere Data über die Gesinnungen und offnen oder ge-

---

bei Klinkowström, Aus der alten Registratur, S. 155 f.). Von Komorn weg sandte ihn später Kaiser Franz zu Erzherzog Rainer nach Ofen, damit er mit diesem die finanziellen Opfer erwäge, die die Monarchie im Friedensfalle zu leiden vermöchte, eine Sendung, die Pergen so wenig diskret ausführte, daß der Finanzminister O'Donnel ihn einen Narren nannte, den man einzusperren vergessen habe (s. Gentz, Tagebücher I, 108 f.).

[1]) Kolowrat wurde 1809 Verweser des Oberstburggrafenamtes und als solcher Gouverneur von Böhmen.

[2]) Graf Wallmoden, der Schwager des Freiherrn vom Stein, seit 1795 in österreichischen Militärdiensten, hatte Anfang 1809 eine diplomatische Mission in England zu erfüllen gehabt und später als General am Feldzuge teilgenommen.

[3]) Metternich hatte außer dem General Nugent und den von Gentz genannten drei Diplomaten des Auswärtigen noch den Sekretär Hoppe, den er ausdrücklich nennt, und andere untergeordnete Hilfskräfte bei sich (Metternich, Nachgelassene Papiere I, 233). „Die Kenntnis, die ich mir von Männern erworben, mit welchen ich über so wichtige Interessen verhandeln sollte, erlaubte mir nicht, die zu eröffnende Unterhandlung als ein ernstes Unternehmen von Seite Napoleons zu betrachten," schreibt er in seinen späteren Aufzeichnungen über die Franzosen (ebenda I, 89). Es waren außer Champagny die Generäle Grouchy und Broc und die nötigen Sekretäre, darunter der hervorragendste La Besnardière, mit dem Metternich späterhin noch oft — und ernst — zusammentreffen sollte.

[4]) Das Tagebuch zum 12. August (I, 110) verzeichnet Gespräche mit dem Finanzminister O'Donnel und dem am Kaiserhof sehr beliebten Kämmerer Graf Ferdinand Pálffy.

heimen Tendenzen der Haupt-Personen mitzutheilen; aber meine Furcht vor dem Auffangen der Briefe und der sträflichen Unordnung unsers Postwesens die allein an dergleichen Unannehmlichkeiten Schuld ist) hält mich zurück. In 6 oder 8 Tagen werde ich eine äußerst sichre Gelegenheit haben, Ihnen zu schreiben, und dann sollen Sie über diesen Gegenstand manche sehr interessante Dinge erfahren. Bis dahin werden wir auch der endlichen Entwicklung schon viel näher seyn.

General Bubna ist Sonntag (13.) zum 3ten mal nach Wien geschickt worden; diesmal, wie es mir scheint, mit einer sehr freundschaftlichen Commission, die auf das Friedensgeschäft keinen unmittelbaren Bezug hat[1]).

Ich weiß nicht, ob Ihnen die Geschichte der dem Waffenstillstande vorangegangenen Unterhandlungen so bekannt ist, daß sie eine Stelle in dem Epilogus galeatus, womit der Erzherzog Karl die Bühne verlassen hat — ich meine seinen Armee-Befehl vom 26. July wegen der unbefugten Urteile der blessirten Offiziere — vollständig zu erklären im Stande sind. Es wird bekanntlich in diesem Armee-Befehl behauptet, „der Feind habe auf den Waffenstillstand angetragen". Dies ist nun zugleich wahr und nicht wahr, wie man es nehmen will. Die Sache verhält sich folgendergestalt. Am 4. Juli, als die Schlacht schon unvermeidlich war, schickte der Erzherzog den General Weißenwolff an Napoleon ab, um mit ihm ein Pourparler über Waffenstillstand und Frieden zu halten[2]). Auf dieses ließ sich Napoleon zwar ein, gab aber keine bestimmte Erklärung von sich und schickte zuletzt Weißenwolff nach Wien, weil er, wie er sagte: schon zu viel von der französischen Armee gesehen habe, um in unser Hauptquartier zurückkehren zu können. Nach der Schlacht vom 6. ließ er Weißenwolff wieder zu sich holen und behielt ihn nun bey sich während der Märsche, die er vom 7. bis 10. über Laa und Nicolsburg machte, um dem Uebergange des Erzherzogs über die Taya zuvorzukommen. Am 11. war die Affaire, oder vielmehr die blutige Schlacht vor Znaym, worin die Franzosen durch die Tapferkeit unserer Truppen zurückgeworfen wurden und nach den glaubwürdigsten Aussagen zwischen 10 und 12000 Mann verloren. Kaum bemerkte Bonaparte, daß sein Plan gescheitert war und seine Armee beträchtlich

[1]) Im Tagebuch zum 15. heißt es: „Ferdinand Pálffy, mit dem ich in diesen Tagen viel korrespondiert hatte, kam von Komorn (dem kaiserlichen Hoflager). Das Merkwürdigste, was ich von ihm erfuhr, ist, daß Bubna nach Wien geschickt wurde, um Napoleon zu seinem Geburtstag zu beglückwünschen" (I, 111).

[2]) Es ist nicht richtig, daß der Erzherzog erst am 4. Juli — „au moment où il a vu que la bataille devait s'engager", wie es im Tagebuch (I, 112) heißt — Weißenwolff an Napoleon gesandt habe. Die Sendung war schon am 2. durch einen Brief des Generalstabschefs Baron Wimpffen an Berthier eingeleitet worden, auf den dieser am 3. antwortete, der General werde bei den Vorposten empfangen werden. (Correspondance de Napoléon I., XIX, Nr. 15486). In dem Schreiben des Franzosen ist nur von der Auswechselung gefangener Generale die Rede. Damit korrigiert sich auch die Erzählung Wessenbergs bei Klinkowström, a. a. O. S. 155: „Wenige Tage vor der Schlacht bei Wagram schickte der Erzherzog den General Grafen Weißenwolff ins französische Hauptquartier". Der Auftrag „ein Pourparler über Waffenstillstand und Frieden zu halten", reduziert sich auf die Weisung, die der General vom Kaiser erhielt, eine Andeutung über diese Dinge aufzugreifen (i. Wertheimer, Geschichte Österreichs 1801—1810, S. 360).

litt, als er Signale geben ließ, um zu parlamentiren; und nun erst bezeugte er seine Verwunderung, daß man fortfahre, sich zu schlagen, da man ihm ja schon vor mehreren Tagen Unterhandlungen angeboten habe. Sie durchschauen das ganze Gewebe dieser List, und begreifen nun auch, wie man in einem gewissen Sinne sagen konnte, der Feind habe den Waffenstillstand vorgeschlagen[1]).

Ich weiß jetzt mit Gewißheit, daß die Englische Expedition bestimmt auf das Nördliche Deutschland gerichtet war und sich nur zurückzog, als sie die Nachricht von unserm Waffenstillstand erhielt[2]). Geht sie wirklich nach Holland, so ist dies nur als ein Zwischenspiel zu betrachten; sie erwartet nur Verhaltungsbefehle aus England, kömmt aber höchst wahrscheinlich — und bricht der Krieg hier wieder aus, gewiß — auf ihre erste Station zurück[3]). Die Hoffnung, Preußen in Bewegung zu setzen, hat auch einmal neues Leben gewonnen. Ich kann mich hier nicht näher darüber erklären; die Sache hat aber guten Grund. Der Himmel gebe, daß nicht, wie gewöhnlich, alles Gute zu spät komme. Ich empfehle mich zum fernern Wohlwollen G.

VI.

Ofen, den 21. August 1809.

Der Kaiser ist heute früh von Comorn nach Dotis, einem Schlosse des Grafen Franz Esterhazy, aufgebrochen, wo er nun vor der Hand residiren

---

[1]) Den Waffenstillstand vorgeschlagen hat am 10. der Erzherzog, um der üblen Situation, in die seine Armee auf dem Rückzug geraten war, zu steuern. Napoleon ging aber erst am Abend des Kampftages vom 11. auf den Gedanken ein und sandte seinerseits einen Boten zu Karl, worauf am 12. der Vertrag zwischen Berthier und Wimpffen abgeschlossen wurde. (S. Wertheimer a. a. O. II, 377, nach des Erzherzogs eigenen Papieren.)

[2]) Wessenberg, der österreichische Gesandte in Berlin, hatte im Juli an Stadion geschrieben, das preußische Ministerium habe die offizielle Nachricht von der Landung englischer Truppen am 8. Juli bei Ritzebüttel erhalten: er, Wessenberg, wolle Mittel finden, sich mit den englischen Befehlshabern in Verbindung zu setzen. Stadion meldete die Nachricht am 18. Juli aus Groß-Meseritsch (Mähren) dem Kaiser. Sie sei, schreibt der Minister, von ihm benutzt worden, „um S. Kais. Hoheit zu Tätigkeit und zur angestrengten Vereinigung aller Kräfte, die noch zu dessen Disposition stehen, zu vermögen". Stadion will auch an Wessenberg schreiben: „Ich werde ihn dahin anweisen, den geschlossenen Waffenstillstand als eine Folge der Notwendigkeit vorzustellen, indem Napoleon gerade am Tage vor dessen Abschluß seine ganze Macht gegen unsere hiesige weit schwächere und im Rückzug begriffene Armee versammelt hatte, um sie mit einem Hauptschlage zu vernichten, und ich gedenke ihn zu autorisieren, den englischen Befehlshabern zu verstehen zu geben, daß nur die Tätigkeit, welche dieselben jetzt in ihre Operationen legen werden, Österreich in den Stand setzen könnte, einem verderblichen Friedensschluß auszuweichen und der allgemeinen Sache noch fernerhin nützlich zu bleiben." (Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv). Diese (verfrühte und irrige) Nachricht von der Landung der Engländer auf deutschem Boden beherrschte wochenlang die Stimmung am kaiserlichen Hoflager.

[3]) Gentzens Gewährsmann in dieser Sache war Major Kleist, der Mitte August aus Berlin über Komorn nach Ofen gekommen war. S. Tagebuch zum 16. August, I, 114, wo wörtlich als Kleistens Mitteilung zitiert ist, was Gentz über die englische Expedition an Kolowrat schreibt. Kleist berief sich auf Lord Chatham, der ihm versichert habe, er werde, „wenn die deutschen Angelegenheiten eine günstigere Wendung nehmen sollten", für die entsprechende Unterstützung durch England, d. i. für die Landung in Deutschland wirken.

wird. Die Unterhandlungen haben erst am 18. angefangen; mithin wußte man gestern in Comorn noch so gut als gar nichts. Von Territorial-Cessionen ist bis hieher noch kein bestimmtes Wort ausgesprochen worden. Man scheint überhaupt weit mehr die Geld-Forderungen zu fürchten. Ich, meines Theils, fürchte die moralischen Opfer (les sacrifices d'honneur et de principes) am meisten, und über diesen Punkt habe ich meine Stimme mit Macht zu erheben gesucht. Im Ganzen bin ich noch immer der Meinung, daß der Friede zu Stande kommen wird, und, wenn Sie alles wüßten, was ich weiß, wünschten Sie ihn gewiß, so wie ich, wenn er nur nicht auf schmähliche Bedingungen geschlossen werden darf. Der Marschall Bessières ist nach Holland geschickt worden. Wo er Truppen hernehmen wird, um die Engländer abzuwehren, weiß Niemand zu sagen. Der Schlag gegen Antwerpen ist, wenn er gelingt, der härteste, der Bonaparte je getroffen hat. Auch herrscht große Bestürzung darüber unter seinen Umgebungen[1]). Die Engländer haben überhaupt nicht den Plan, in den Niederlanden weiter vorzudringen; vielmehr ist die Absicht, sobald das Unternehmen gegen Antwerpen geschehen ist, im Nördlichen Deutschland zu landen. Diese Nachricht habe ich aus einer sichern Quelle[2]). Es ist aber ratsam, vor der Hand nicht davon zu sprechen. Natürlich hängt diese anderweite Landung von dem, was bey uns beschlossen werden wird, ab.

G.

VII.

Ofen, den 31. August 1809.

Ich habe Ihren wahrhaft vortrefflichen Brief vom 19. d. M. am 27. richtig erhalten und freue mich, daß in einem so großen und kritischen Augenblick die Angelegenheiten einer der wichtigsten Provinzen der Monarchie in den Händen eines Mannes sind, der so fühlen, so denken und so schreiben kann. Wenn alles so gestimmt wäre, wie Böhmen es heute ist, so wäre jede Gefahr und jede Schwierigkeit zu besiegen.

Sie werden wahrscheinlich schon auf anderen Wegen erfahren haben, daß in den letzten Tagen die Aussichten auf Frieden beträchtlich geschmälert worden sind. Indessen wird es Ihnen interessant seyn, die Bestätigung davon durch mich zu erfahren, da Sie wohl wissen, daß ich nie auf schlechte Autoritäten baue. Was ich Ihnen sagen werde, bleibt vor der Hand noch unter uns. Die Franzosen haben den Friedens-Congreß mit den ausschweifendsten Forderungen eröffnet. Die Substanz ihres ersten Antrages war ungefähr diese: „Wir betrachten alle die Länder, die unsere Truppen heute besetzt halten, als unsere Eroberungen, i. e. als unser Eigenthum. Wir wollen aber in eine Unterhandlung treten, in welcher das Uti possidetis der Demarcations-Linie die Basis seyn mag. Will Oesterreich eins oder das andere dieser Länder

[1]) Napoleon teilte jedenfalls diese Besorgnis nicht, oder wußte sie wenigstens zu verbergen. Am 9. August schrieb er an seinen Kriegsminister geringschätzig über die englische Expedition, die sicher durch Fieber und Überschwemmungen allein schon zum Scheitern gebracht werden würde. (Correspondance XIX, 15630.) Und so ist es in der Tat gekommen.

[2]) Siehe oben S. 15 Anm. 3.

zurück haben, so möge es uns Aequivalente dafür anbieten." Es ist bekannt, daß die Franzosen jetzt ungefähr 1/3, auch wohl etwas mehr des Gebietes der Monarchie militärisch occupirt haben. (Daß dies in ihrem System einem völligen und definitiven Eigenthums-Recht gleichgilt, wissen wir aus früheren Verhandlungen, unter andern aus den häufig wiederholten Aeußerungen, „qu'ils avaient eu la générosité de rendre à l'Empereur ses provinces" etc. etc.). Sollten wir diese durch andere Cessionen abkaufen, so reichte ganz Böhmen kaum hin. Ueber einen solchen Antrag findet natürlich keine Deliberation statt. Und dies hat man ihnen, wie ich glaube, zu erkennen gegeben.

Die Frage ist nun, ob jene ausschweifende Friedens-Basis als ihr Ultimatum betrachtet werden muß, oder ob sie auf unsere abschlägige Antwort den Ton herabstimmen werden. Diese Frage hängt wieder von einer andern, von der nehmlich, ob Bonaparte den Frieden wirklich haben will oder nicht, ab; und die letztere ist blos durch Muthmaßungen und combinatorische Schlüsse, auf keine Weise aber mit Zuverlässigkeit zu beantworten. Der Verfolg der Unterhandlung selbst wird den besten Aufschluß darüber geben. Bleibt es bei jenen Forderungen, so sieht jedermann ganz klar, daß er die Fortsetzung des Krieges beschlossen hat. Ich habe kaum nötig hinzuzusetzen, daß jene erste Proposition die übrigen, die erst nachkommen sollen (als Geldforderungen, Reduction der Armee, politische Maßregeln u. s. f.), nicht ausschließt. In sehr wenig Tagen muß es sich zeigen, was zu erwarten steht. Unterdessen kann ich Sie versichern, daß die unterrichtetsten Personen bey uns den Krieg heute für wahrscheinlicher halten als den Frieden.

Um Ihnen die Sache in ihrem wahren und vollen Lichte zu zeigen, muß ich hinzusetzen, daß unter denen, die auf die großen Entschlüsse in diesem Augenblicke influiren können, auch nicht Einer war (und ich weiß, was ich sage), nicht Einer, der nicht überzeugt gewesen wäre, daß Friede auf leidliche Bedingungen der Fortsetzung des Krieges in den schweren und bösartigen Conjunkturen, worin wir uns befinden, vorzuziehen sei. Ueber die Definition des Wortes „leidlich", worauf freylich alles ankömmt, waren zwar allerdings die Meinungen nicht durchaus gleich; einer ging etwas weiter als der andere, aber Niemand, so viel will ich nur sagen, das heißt keiner unsrer vernünftigen Staatsmänner stimmte unbedingt für Fortsetzung des Krieges oder wünschte, daß dieser Fall eintreten möchte. Die Fremden (Engländer, Spanier, Preußen, Neapolitaner etc. etc.) sind alle, mehr oder weniger, des entgegengesetzten Sinnes, und halten jeden Frieden, den wir heute unterzeichnen können, für tödtlich. Auch unter uns sind einige Wenige dieser Meinung; zu dieser Classe gehöre ich aber nicht; ich votire bestimmt für den Frieden und mache mich anheischig, ihn, wenn er auf Bedingungen geschlossen werden kann, die unsere Ehre und Würde nicht verletzen (Territorial-Cessionen, Geld-Bewilligungen etc. achte ich weniger) — mit ebenso triftigen und einleuchtenden Gründen zu rechtfertigen, als ich früher die Nothwendigkeit des Krieges (freilich nur dessen immer, den ich meynte, nicht jedes Krieges, und nicht eines auf diese Weise geführten) gerechtfertigt zu haben glaube.

Wenn aber der Feind mit solchen Bedingungen auftritt, die nur um eine Haarbreite von unsrem gänzlichen Untergange abweichen, so haben alle Friedens-Raisonnements natürlich ein Ende. Der Krieg ist uns alsdann ohne Widerrede *geboten*, und wir müssen unsere letzten Kräfte aufrufen, um bessere Bedingungen zu erkämpfen oder rühmlich zu Grunde zu gehen.

In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen alle die Hoffnungen auseinandersetzen, die mir, wenn es wirklich Erneuerung der Feindseligkeiten gilt, noch übrig bleiben, so trübe auch im Ganzen unsre Lage unleugbar seyn mag. Ich kann dies heute nicht thun, weil ich durch mehrere Besuche unterbrochen bin und im Nebenzimmer (zwischen Hardenberg, Knesebeck, Binder, Finkenstein etc.) große und laute Debatten mich stören. Dieser Brief muß aber in einer Stunde abgehen, weil Johnson (der 14 Tage hier war, und dem ich mein ihm ehmals angethanes Unrecht reichlich abgebeten habe) ihn in Ollmütz auf die Post geben soll[1]). Ich denke, auf diesem Wege kömmt er Ihnen am schnellsten zu. Ich empfehle mich also vor der Hand zum weiteren Wohlwollen.

G.

VIII.

Ofen, den 10. September 1809.

. . . Seit einigen Tagen ist die Aussicht auf einen nahen Frieden fast gänzlich verschwunden, und wenn sich Napoleon nicht etwa gegen Bubna (der als der Ueberbringer eines Ultimatums betrachtet werden kann) in einem ganz von seinen bisherigen Anträgen abweichenden Sinne erklärt, welches immer noch *möglich* bleibt, so ist die Erneuerung des Krieges unvermeidlich. Ich wünschte, ich hätte einen *durchaus* sicheren Communications-Weg, damit ich Ihnen ein treues und detailliertes Gemählde von den verschiedenen Nüancen, welche die Ansichten und Stimmungen der Haupt-Personen unsres Cabinets und dieser höchst merkwürdigen Epoche bezeichnen, vorlegen könnte. Ich habe darüber in den letzten Tagen die interessantesten Data gesammelt.

So viel ist im Allgemeinen gewiß, daß die Idee des fortgesetzten Krieges, die noch vor wenig Wochen nicht blos furchtsame und schwache Gemüter, sondern auch (und fast ohne Ausnahme) die Stärksten erschütterte und zurückstieß, seit ungefähr 14 Tagen einen großen Theil ihrer Furchtbarkeit verloren hat, und daß selbst die, welche sich schon ganz daran gewöhnt hatten, einen schlechten Frieden als unser einziges Rettungsmittel zu betrachten, jetzt wieder ihre Augen davon abwenden. Dies hat nun wohl größtentheils seinen Grund in dem übermütigen und unerträglichen Verfahren des Feindes; ein Haupt-Theil der Erscheinung erklärt sich auch aus dem neuen Vertrauen, welches der gegenwärtige Zustand unsrer Armee und die Organisation der Leitung derselben einflößt.

Daß der Erzherzog Karl ein durchaus schlechter General und der eigentliche Urheber alles bisherigen Unglücks war — darüber sind endlich einmal

[1]) Johnson war derjenige der damals in Österreich reisenden englischen Diplomaten, den Gentz zumeist schätzte. Vgl. Tagebuch I, 128: „un des Anglais les plus sages et les plus instruits sur les affaires continentales".

alle einsichtsvolle Männer einverstanden. Daß ohne ihn, daß unter einer andern Führung die Schlacht von Aspern zur gründlichen Wiederherstellung unsrer Angelegenheiten benutzt und die Schlacht von Wagram nicht verloren worden seyn würde — das kann selbst Bonaparte sich schwerlich verbergen, was er auch darüber seinem unwissenden und leichtgläubigen Publikum vormalen und vorlügen mag. Die Art, wie heute die oberste Direction der Armee verteilt und eingeleitet ist, muß Jedermann Mut einflößen. Alle Plane wurden in dem obersten militärischen Conseil entworfen, von welchem Bellegarde Präsident, Meyer, Bubna und Duca[1]) Mitglieder sind. Was dieses Conseil vorschlägt, wird durch den General-Quartiermeister Radetzky dem Fürsten Johann Liechtenstein mitgetheilt; dieser beurtheilt und überlegt die Ausführbarkeit jeder Maßregel, und keine wird festgesetzt, wenn er sie nicht vollständig gebilligt hat. Da nun zwischen den genannten sechs Personen die größte Einigkeit herrscht, und Jeder nur den Gedanken hat, für den Zweck zu arbeiten, auch überdies noch die intime Freundschaft zwischen dem Fürsten Johann und Bubna und der conciliante Geist des letzteren jede Besorgnis eines künftigen Mißverständnisses beseitiget, so ist nicht zu zweifeln, daß diese Verfassung sich lange behaupten und zu den ersprießlichsten Resultaten führen kann. Wenn man nun aber erwägt, wer bisher die Operations-Plane entworfen hatte[2]), und dies neue Conseil damit vergleicht, so ist es wohl klar, auf welcher Seite das Uebergewicht liegt. Die Vollziehung ist dem Fürsten Liechtenstein allein und ganz ausschließend übertragen. Als executirender General steht er aber, ohne alle Parallele, weit über dem vorigen Chef der Armee ... Der Fürst Liechtenstein wird jede Schlacht rein ausfechten; geht es unglücklich, wird er das Äußerste wagen, sich gewiß nur ergeben, wenn aller Widerstand unmöglich geworden ist; geht es einmal gut, wird er seinen Vorteil mit rastloser Beharrlichkeit verfolgen. Von halben Siegen oder halben Niederlagen wird jetzt die Rede nicht mehr seyn. In wie fern nun diese unleugbaren Vorzüge unsrer heutigen militärischen Verfassung vor der bisherigen von den ebenso unleugbaren Uebeln und Gefahren unsrer allerdings bösen militärischen Position mehr oder weniger aufgewogen oder gar überwogen werden, mag ich jetzt nicht untersuchen.

Mit der Organisation des Armee-Commandos in Böhmen sind Sachkundige ungleich weniger zufrieden. Doch, was über diesen Gegenstand zu sagen ist, verschiebe ich auf einen künftigen Brief und empfehle mich in Ihr Andenken und Wohlwollen. G.

---

[1]) Feldmarschalleutnant Duca war ein Gegner des Erzherzogs Karl und Vertrauensmann des Kaisers in Kriegssachen.

[2]) Freiherr v. Wimpffen war der Generalstabschef des Erzherzogs Karl gewesen.

IX.

Dotis, den 23. September 1809.

(Gentz hat durch den an das Hoflager zurückgekehrten Stadion Briefe erhalten.) Seit 5 Tagen hieher verpflanzt, schreibe ich Ihnen nun wieder durch die Cabinets-Couriers, und zwar mit einiger Zuversicht, weil mir Graf Stadion soeben versichert hat, daß mein Brief, es komme wie es wolle, den 7. oder 8. Tag in Ihren Händen seyn würde.

Hier sitze ich nun an der unmittelbarsten Quelle aller authentischen Neuigkeiten; und das Verhältnis, in welchem ich mich befinde, und meine täglichen und stündlichen Unterhaltungen[1]) mit den ersten Personen der Civil- und Militair-Direction setzen mich in den Stand, die wahre Lage der Sache aus den correktesten und vollständigsten Gesichtspunkten zu betrachten[2]). Ich kann Ihnen natürlich nur einen geringen Theil dessen, was ich weiß, mittheilen[3]); einmal, weil ich Bücher[4]) schreiben müßte, um Ihnen alles das zu sagen, und dann, weil vieles von der Art ist, daß es auf keinen Fall dem Papier anvertraut werden kann[5]). Sie können aber sicher darauf rechnen, daß, was ich Ihnen melde, durchaus wahr und ächt ist; und unter andern darf ich Ihnen auch heute mit großer Beruhigung[6]) versichern, daß alles, was Sie bisher von mir erfahren, vollkommen richtig war. Ich habe hier alle meine bisherigen Data und Ansichten von neuem prüfen können und weiß, daß die Sache gerade so stand, wie ich sie Ihnen darstellte.

Bubna kam am 17., dem Tag, wo ich in Dotis eintraf, aus Wien zurück und brachte neue schriftliche und mündliche Erklärungen und Anträge mit. Am 20. ging er abermals von hier nach Wien, und das Resultat seiner diesmaligen Reise wird, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit gemäß, über Krieg oder Frieden entscheiden. Bis auf diesen Augenblick (23. Abends um 6 Uhr) ist noch nichts von ihm eingegangen. Wir leben also, wie Sie denken können, in der gespanntesten Erwartung[7]). Obgleich die letzten französischen Anträge ungleich gemäßigter waren als die frühern, und z. B. jenes famöse Uti possidetis, wovon ich Ihnen geschrieben habe, ganz aufgegeben ist, so stehen wir doch immer noch von dem, was wir bewilligen zu können glauben[8]), so weit ab, daß es nicht leicht ist zu begreifen, wie eine baldige Annäherung stattfinden sollte[9]). Insofern[10]) ist also heute Krieg wahrscheinlicher als Frieden[11]).

[1]) Kolowrat, der sich in seiner Franzosenfeindlichkeit von Gentzens kühl beobachtender und urteilender Art der Mitteilung nicht angenehm berührt fühlte, machte zu bestimmten mit Ziffern bezeichneten Stellen des Briefes Notizen. Hier heißt es: „Nach Durchlesung des Ganzen ärgert man sich über den Ausdruck ‚Unterhaltung'; so ‚unterhält' sich der Arzt bei den letzten Zuckungen eines Sterbenden". [2]) „‚Betrachten', weiter nichts? Hier spricht der Doktor". [3]) „Und zwar ein sehr pretieuser". [4]) „Damit ist nicht geholfen". [5]) „Wenn man das Geständnis eigener Feigherzigkeit so deutlich ausspricht, wie in diesem und folgendem Briefe, so wäre es sogar konsequent, es durch andere Offenbarungen zu motivieren". [6]) „‚Beruhigung' in Hinsicht der Sache ist undenkbar, in Hinsicht des eigenen Ichs lächerliche Eitelkeit. Die Geschichte dieser Tage wird niemand schreiben, der nicht jene der vorhergehenden inne hatte. Der beide kennt, mußte im letzten Jänner für Frieden, nun für Krieg stimmen". [7]) „Aber, wie aus dem späteren Schreiben erhellt, ohne selbständigen Entschluß". [8]) „Kann man sich eine neue Konzession mit der eignen Existenz vertraglich denken?" [9]) „‚Baldige Annäherung', als ob es geschrieben stände, daß zwischen

In andern Rücksichten hingegen ist es anders. Die Stimmung[12]) ist bey uns im höchsten Grade friedlich, mit Ausschluß von 3 bis 4 Personen (die freylich zu den wichtigsten[13]) gehören) protestirt alles, alles gegen den Krieg[14]); unter andern alle bedeutenden Personen vom Militair, ohne eine einzige Ausnahme[15]). Wohin dies führen wird, vermag ich, selbst bei der genauen und detaillirten Kenntniß von der Gesammt-Lage der Sache[16]), die ich jetzt besitze, nicht zu entscheiden. Es wird sehr viel darauf ankommen, wie die nächste Antwort von Wien beschaffen ist[17]). Gibt sie irgend eine Hoffnung zur Annäherung, so geht die Negoziation unbezweifelt fort; ist sie ganz ablehnend, so siegt vielleicht[18]) das kriegerische Prinzip[19]) auf der Stelle. Dies alles muß in wenig Tagen klar sein. Ich schreibe Ihnen, wenn ich nur irgend kann, täglich; Sie werden also immer au courant bleiben[20]) von allem, was sich zutragen wird.

Da ich einen großen Theil meiner Zeit mit Graf Stadion, und meist ganz allein, zubringe, so sprechen wir über alles, was den Staat interessirt, und daher auch von den vortrefflichen Dispositionen Böhmens[21]) und von Ihrem persönlichen, nicht genug zu rühmenden und unvergeßlichen Verdienst in dieser kritischen Epoche[22]). Danken Sie Buol für seine Promptitude und haben Sie die Güte, ihm in meinem Namen zu versichern, daß das Eigenthum des Buches ihm heilig reserviert werden soll*[23]). Empfehlen Sie mich allen Gönnern und Freunden und adressiren Sie, so lange als Sie den Kayser in Totis wissen (denn so lange bleibe auch ich nun hier[24]), meine Briefe an Graf Stadion. Das Übrige morgen.

Mit größter Hochachtung und Ergebenheit

Ihr getreuer Diener G.

Österreich und dem Usurpator Frankreichs früh oder spät eine Annäherung erfolgen müsse!" [10]) „Gottlob also, doch in einer Beziehung". [11]) „Unser Held erstaunt förmlich darüber". [12]) „Ja wohl, die ‚Stimmung'. Aber wehe denen, die sie entweder früher verkannten oder nun vernachlässigen". [13]) „Auch hier noch ein Schlupfwinkel für die Zukunft". [14]) „Diese Verläumdung verdient Züchtigung". [15]) „Sollte sich denn von diesen bedeutenden Militärs keiner den Spaß gemacht haben, den Autor zu mystifizieren?" [16]) „Welcher Sterbliche maßt sich diese heutzutage, vollends in Totis, an? Der Autor hat den allgemeinen Fehler der Zeitgenossen, er zählt nur, aber glaubt (wohl: wägt) nicht". [17]) „Man vergleiche hiermit Note 9". [18]) „Also auch dann noch ein ‚vielleicht'. Ich fordere jeden Diplomaten auf, unverfänglicher zu schreiben." [19]) „Das ‚Journal de l'Empire' oder der ‚Argus', ja selbst die ‚Minerva' von Archenholtz würden hier statt ‚Prinzip' ‚Partei' gesagt haben." [20]) „D. h. au courant der Empfindungen und Ansichten des Autors". [21]) „Man vergleiche abermals Note 14". (Hier ist Kolowrat, denn Gentz hatte die Friedensfreunde nur unter den in Totis anwesenden Personen genannt). [22]) „Hat denn der Mann die Krisis beim Ausbruche des Krieges vergessen?"

*[23]) Gentz hatte sich in einem Briefe vom 8. September durch Kolowrat von Buol in Prag das in dessen Besitz befindliche sehr seltene Exemplar des in Rußland gedruckten und nach dem Tilsiter Frieden plötzlich unterdrückten Buches „Über die inneren Zustände Frankreichs" von Faber erbeten (Klinkowström, a. a. O. S. 29). Hier bemerkt Kolowrat: „Buol ist dessen sicher, denn käm's zum Frieden, wie der Autor (d. i. Gentz) zu glauben scheint, so ist eine solche Ladung gefährlich." [24]) Kolowrat: „Das heißt doch die Vorsicht weit treiben".

X.

Dotis, den 25. September 1809.

Bubna ist gestern Nachmittag von Wien zurückgekommen, ohne etwas wesentliches ausgerichtet zu haben. Napoleon bleibt bei seinem Ultimatum, dessen Haupt-Artikel sind: 1 600 000 Seelen an der Grenze des Inns und der von Italien und die Hälfte von Gallizien für Rußland und Polen oder (wie es mit bedeutungsvoller Schonung stets genannt wird) Sachsen. Im Anfange, als er dem Uti possidetis entsagt hatte, verlangte er auch 3 Kreise von Böhmen (den Leitmeritzer, Saazer und Elnbogner). Diese Forderung ist, Gottlob, ganz aufgegeben. Daß, um jene 1 600 000 Seelen herauszuschaffen, außer Salzburg und dem Innviertel auch ein Theil von Kärnthen, Krain, das ganze Littorale und ein großer Teil von Croatien verloren gehen muß, werden Sie selbst leicht berechnen können. Als Bubna nach Wien reisete, war die Lage der Dinge so, daß selbst mancher Eingeweihte glauben mußte, die Erneuerung des Krieges sei unvermeidlich. Daß ich es dennoch nicht geglaubt[1]) habe, wissen Sie schon aus meinem letzten Brief. Seitdem haben sich nun noch in unserm Innern Dinge zugetragen, welche die Wahrscheinlichkeit des Friedens verstärken, und ich wage zu behaupten, daß wenn sich nicht etwas ganz neues und unerwartetes zuträgt, dieser Ausgang der Sache so gut als gewiß ist. Vermutlich wird zwischen heute und morgen ein entscheidender Entschluß gefaßt werden.

Ich habe manche interessante Perioden erlebt, manchen wichtigen Verhandlungen beigewohnt, bin in manche große und verwickelte Verhältnisse initiirt worden[2]). Aber mit den Tagen, die ich in Dotis zugebracht, ist nichts, was ich je in dieser Welt erlebte, zu vergleichen. Eine große Monarchie in Convulsionen der Todesangst schweben zu sehen — zwischen einem Frieden, der sie halb vernichten muß, und einem Kriege, der sie in 14 Tagen ganz vernichten konnte[3]) — das Schauspiel, dieser furchtbare Moment war an und für sich tragisch genug. Aber nun noch alle diese persönlichen Verhältnisse, die Art, wie so viele durch Rang, Namen, oder Einfluß hochangesehne Menschen in einer solchen Crisis ihr Innerstes entwickeln, dieses Wogen, dieses Treiben, diese Bewegung, diese ewigen Gespräche und Debatten, dieses unendliche Interesse jeder einzelnen Viertelstunde in einer solchen Nähe von den Central-Punkten der ganzen politischen Maschinerie, bei meinen engen Verbindungen mit so vielen Haupt-Personen des Dramas — dies alles erforderte Wochen und Monate, um nur verständlich vorgetragen zu werden. Ich lebe in einer solchen Agitation[4]), daß ich kaum 2 Stunden ruhig schlafen kann, meine Gedanken, meine Projekte, meine Nerven, mein Blut — alles ist in beständiger Wallung. Das aber ist die verzweifeltste Seite dieser Lage, daß die Resultate fast ohne Ausnahme niederschlagend sind. Glauben Sie mir, theuerster Graf, wer diesen Schauplatz so kennt, wie ich, der wird vorsichtig und gemäßigt in seinen Urteilen[5]). Ich höre schon das entsetzliche Geschrei, welches unter

Glossen Kolowrats: [1]) „Auch nicht gewünscht?“ [2]) „Der betrachtende Doktor tout craché“. [3]) „Gott möge ihm diesen Ausdruck verzeihen“. [4]) „In einer Hinsicht glaube ich's auch.“ [5]) „Ist

einigen Gutgesinnten über den bevorstehenden Frieden angestimmt werden wird[6]). Schicken Sie diese braven Leute nur auf 24 Stunden hieher; sie werden anders richten und anders sehen lernen.

Übrigens stimmt von allen Seiten alles mit der Wendung, welche es bey uns nimmt, zusammen. Die Spanische Geschichte ist aus[7]); kein Engländer wird mehr auf Spanischem Boden erscheinen[8]); ich freue mich darüber, daß wenigstens der Schlußakt dort erfolgt ist, ohne daß man ihn uns oder unserm Frieden zur Last legen könnte[9]). Die Expedition der Engländer in Italien ist gänzlich, die gegen Holland größtenteils aufgegeben[10]). Wir müssen schlafen gehen. Wenn wir beim Erwachen bessern Stoff[11]) und bessre Werkzeuge finden, dann mag man wieder anfangen zu arbeiten; jetzt gegen den Strom schwimmen wollen, ist mehr als Wahnsinn.

Behalten Sie vor der Hand dies alles für sich; denn es können leicht noch 8 Tage vergehen, ehe etwas davon ins Publikum kömmt; es können auch noch Zwischenspiele erfolgen, die neue Hemmungen verursachen. Ich werde fortfahren Ihnen zu schreiben. Nehmen Sie unterdessen die Versicherung meiner unwandelbaren Ergebenheit an. G.

XI.

Dotis, den 26. September 1809.

... Heute früh sind Fürst Johann Liechtenstein, General Bubna, General Meyer und eine ganze Suite nach Wien gegangen, bevollmächtigt, den Frieden zu unterhandeln und, wo möglich, abzuschließen. Mein Brief von gestern wird Sie auf diese Begebenheit vorbereitet haben. Seit vorgestern Abend hatte sich zu den mannigfaltigen, schon vorhandenen Elementen des Friedens noch eine Art von Revolution im Innersten des Hofes gesellt. Die letzten Tage übertrafen an Merkwürdigkeit noch alles, was ich hier erlebt hatte und was ich Ihnen einst, vielleicht in Kurzem, mit lebendigern Farben, als ich es je in einem Briefe vermögte, wenn solche Dinge sich auch schreiben ließen, zu schildern gedenke.

Gestern Mittag hielt der Kaiser ein Conseil mit Bellegarde, Liechtenstein und Stadion, in welchem jene Sendung beschlossen ward. — Von nun an ist der Friede so gut als gewiß und kann nur dadurch allein noch gehindert werden, daß Bonaparte mit neuen, durchaus unzuläßigen oder vielmehr durchaus empörenden Forderungen aufträte. Das ist aber, aus vielen Gründen, höchst unwahrscheinlich. Man wird also mehr oder weniger auf die zuletzt vorgeschlagene Basis (wodurch wir Salzburg, die Hälfte von Kärnten und alle

---

denn die Aufgabe so sehr verschieden von der im letzten Frühjahr? Haben sich mit der Szene die Akteurs verändert?" [6]) „Aber nicht den Fluch der Zeitgenossen und der Nachwelt, der die Friedensmacher unfehlbar treffen wird." [7]) „Mit solchen Illusionen sucht man sein eigenes böses Gewissen einzuschläfern. Es dürfte nicht schwer zu beweisen sein, daß der Autor nie ernstlich an den Anfang einer spanischen Insurrektion geglaubt habe." [8]) „Darum also wäre es aus mit Spanien!!!" [9]) „Nein, dies übersteigt alle Begriffe von Niederträchtigkeit!" [10]) „Man sieht, welche conditio sine qua non der Autor für die Rettung der Welt aufstellt. Freilich, wo der eigene Busen nicht kräftiger spricht, als bei ihm, da gehört eine englische Expedition zur Rettung." [11]) „In solchen Händen hilft der beste Stoff zu nichts."

Länder jenseits der Save bis zu ihrem Ausfluß, dann Westgalizien, verlieren) abschließen. Von Geldforderungen ist keine Rede. Die übrigen Bedingungen werden dann wohl in Altenburg regulirt werden, wo der Congreß nach seiner schweren Arbeit von 10 bis 12 winzigen Protokollen, seit 14 Tagen schon wohlverdiente Feiertage hält; denn so lange ging die Sache ausschließend durch Bubna.

Ich vergönne Ihnen, theuerster Graf, und jedem rechtlichen Manne und Patrioten, über den bevorstehenden traurigen Ausgang zu seufzen; aber hüten Sie sich, diejenigen anzuklagen, die diesen Frieden gestiftet haben. Wenn Ihnen der zehnte Theil von dem bekannt wäre, was ich weiß, würden Sie die unbedingte Nothwendigkeit desselben anerkennen. Davon bin ich zum voraus überzeugt. Ich sage es Ihnen mit nachdrücklichen (obgleich gewiß nicht übertriebnen) Worten, um Sie ahnden zu lassen, wie stark die Motive seyn müssen: die Fortsetzung dieses Krieges wünschen, wäre der Gipfel des Wahnsinns. Die bloße Möglichkeit, daß er wieder anfangen könnte — ob ich gleich wußte, daß es nicht zu vermuthen war — hat mich zuweilen in Convulsionen der Todesangst gestürzt. Der nahe Untergang der Monarchie war unausbleiblich, fast mathematisch erweisbar. Mithin gibt es nur ein consequentes Argument, womit man den Frieden bekämpfen kann, das nehmlich, daß es besser wäre, unterzugehen als auf solche Bedingungen zu leben. Dieses Argument steht einem Privatmann in kritischen Lagen frei. Für einen großen Staat so raisonniren, ist ungereimt und gottlos. Übrigens ist es auch nicht einmal wahr, daß wir mit Ehren zu Grunde gegangen sein würden; mit Schimpf und mit Grauen wäre es geschehen, wie ich Ihnen dies alles zu seiner Zeit, bis zur höchsten Evidenz demonstriren werde.

Da die unendliche Bewegung und Agitation, die seit 8 Tagen hier herrscht, jetzt auf einmal gehemmt ist, auch heute viele Personen abgereiset sind, so ist plötzlich die Ruhe eines Dorfes in Dotis eingekehrt. Ich bleibe nun zwar in jedem Falle noch hier, bis die Deputation zurück und die Sache völlig entschieden ist; da aber von einer Stunde zur andern Dinge eintreten können, die alle Projekte verrücken, so haben Sie doch nur die Güte, Ihre Briefe an mich fortdauernd durch den Prager und Ofner Canal abzusenden. Der Unterschied ist so unbedeutend, daß es mir lieber ist, das ganz Gewisse zu nehmen.

Um Ihnen von den zahlreichen, höchst interessanten Anekdoten aus der geheimen Geschichte dieser Negoziation nur vor der Hand eine zu erzählen, müssen Sie wissen, daß Bubna das letztemal zu Anfang sehr schlecht aufgenommen wurde, das heißt, mit starken Ausfällen gegen seine Committenten, denn persönlich wurde er immer mit Achtung behandelt. Napoleon las ihm, ehe er noch den Brief, den Bubna mitbrachte, angesehen hatte, einen Brief von einigen Bogen an unsern Kayser vor, an welchem er, wie Maret erzählte, die ganze vorhergehende Nacht höchstselbst geschrieben hatte. Den folgenden Morgen ließ er ihm durch Maret sagen, er habe diesen Brief cassirt, berief ihn von neuem nach Schönbrunn und gab ihm nun einen Brief von 6 Zeilen, wegen alles übrigen auf seine mündlichen Äußerungen verweisend[1]). Bey

[1]) Der kurze Brief und der kassierte Entwurf sind abgedruckt in der Correspondance de Napoléon I., XIX. n. 15836.

dieser Konferenz wurde er wieder sehr milde und huldreich, und es kam zu ausführlichen, sehr curiosen Erklärungen über viele Personen dieses Staates, unter andern über beyde Stadions, Metternich, verschiedene Generale, sogar auch über ihren gehorsamen Diener[1]). Bubna hat sich hiebey, wie überhaupt in den ganzen Verhandlungen, mit großer Geistes-Gegenwart, Geschicklichkeit und Festigkeit benommen und in der That Talente entwickelt, die selbst die, welche eine gute Meynung von ihm hatten, nicht in ihm gesucht haben würden. Ohne ihn verloren wir bestimmt noch einige Provinzen mehr, vieler andern großen Übel nicht zu gedenken. Der Altenburger Congreß war nichts als eine flache Comödie, aus welcher nicht ein einziges Resultat hervorgegangen ist. Was man mit Bonaparte durch militärische Negoziateurs nicht ausrichtet, darauf muß man ein für allemal Verzicht thun.

Ich werde unterbrochen — und muß plötzlich schließen. Le reste à l'ordinaire prochaine. G.

XII.

Dotis, den 29. September 1809.

Gestern ist der erste Courier von der neuen Friedens-Deputation angekommen. Die Aufnahme war freundschaftlich; keine neuen Forderungen oder sonstige Hindernisse sind bis jetzt eingetreten, und die Negoziation hat auf der Ihnen schon bekannten Basis des französischen Ultimatums ihren Anfang genommen. Unter diesen Umständen ist es mehr als wahrscheinlich, daß in wenig Tagen die Präliminarien unterzeichnet sein werden. Der Altenburger Congreß ist unterdessen auseinander gegangen. Graf Metternich kam vorgestern mit Paul Esterhazy hier an. Vorige Nacht ging er zurück, weil er sich gegen Champagny engagiert hatte, nicht länger als zweimal 24 Stunden hier zu bleiben. Kaum eine Stunde nach seiner Abreise geschah, was wir vorhergesehen hatten, es kam ein Courier aus Altenburg, der ihm melden sollte, daß auch Champagny von dem Intervall profitirt habe, um auf einige Tage nach Wien zu gehen. Metternich wird also wahrscheinlich morgen wieder hier sein. Wenn einmal der Hauptpunkt der Territorial-Cessionen in Wien berichtiget ist, dann wird wohl zu Altenburg das Uebrige geschehen; worüber vielleicht noch Monde verfließen. Ich wünsche nur, daß Napoleon wenigstens in dem Punkte Wort hielte, der die baldige Räumung der Provinzen betrifft. Versprochen hat er sie wiederholt, mehr als einmal sagte er gegen Bubna: „Je ne vous incommoderai pas longtems." — „Nous partirons tout-de-suite après la signature de la paix." — „Vous ne nous verrez plus de huit jours" etc. Es ist ein sehr sonderbarer, mir fast unerklärlicher, jedoch ebenso authentischer Umstand, daß er nicht nur kein Geld (vom Staate nehmlich und als Friedensbedingung) gefordert, sondern sogar zu Bubna gesagt hat: „Je ne vous demande pas de l'argent: ce sont des conditions odieuses qui entraînent toute sorte d'inconvéniens. Je vois ce que c'est que ces payemens

[1]) Hierbei wies Bubna u. a. den Vorwurf des Kaisers wider Gentz, daß er das Manifest verfaßt habe, mit der richtigen Bemerkung zurück: „Wenn E. M. einem Ihrer Staatsräte befehlen werden, ein Manifest zu redigieren, wird er sich dessen weigern? Man hat sich Gentzens Feder bedient, weil sie gut ist und weithin Ansehen genießt." Tagebücher I, 156.

à terme par l'exemple de la Prusse qui me doit beaucoup et que je serai obligé d'exécuter". (Die letzten Worte ganz unter uns!)[1]

Sie schreiben in Ihrem letzten Briefe, daß Ihnen bei aller Ihrer Festigkeit (und gewiß, ich kann Ihnen das Zeugniß geben, und gebe es oft, und gern bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, daß wenige Männer im Staate eine größre und beharrlichere gezeigt haben) — Ihnen jedoch, nachdem Sie so vieles gesehen und erfahren, herzlich bange wird. Denken Sie sich nun, teuerster Graf, daß, was Sie sehen und hören, mit dem, was auf andern Punkten vorgeht, an Wichtigkeit der Folgen noch immer nicht zu vergleichen ist, und dann werden Sie begreifen, wie man selbst bei sehr festen Grundsätzen, dem lebendigsten Interesse für die Sache und gänzlicher Entferntheit von persönlichem Kleinmut, auch einem sehr schlechten Frieden heute das Wort reden kann. Meine Autorität (in soferne ich überhaupt auf irgend eine Anspruch habe) ist in dieser Frage gewiß über alle Einwendung erhoben; denn eines unmittelbaren Wohlgefallens an einem Frieden mit Bonaparte überhaupt (ob er gleich neuerlich gesagt hat, „er habe mir und einigen andern zu viel getan") und nun gar an einem so schmählichen Frieden, wird doch Niemand mich fähig glauben! Mein Krieg mit ihm dauert so lange wie mein Leben[2]).

So schmerzhaft es auch ist, daß wir mit so manchen zu Grabe getragnen Hoffnungen auch einen Mann von solchem Werte, wie Graf Stadion, aus dem Ministerium verlieren müssen, so liegt etwas tröstliches doch für mich in dem Gedanken, daß er vor der Hand bei uns (d. h. in unserm lieben Prag) sich niederlaßen wird. Erhalten Sie mir Ihr unschätzbares Wohlwollen.

G.

XIII.

Dotis, den 4. Oktober 1809.

. . . Der Congreß in Altenburg ist so gut als aufgehoben. Champagny scheint nicht mehr zurück kommen zu wollen. Graf Metternich ist seit vorgestern hier fixirt[3]). Floret und Paul Esterhazy sind mit den Akten und

[1]) Am 27. September sagte allerdings Napoleon zu Liechtenstein, er werde die Monarchie räumen, „sobald die rückständige Kontribution gezahlt sei", und lehnte einen Nachlaß dieser Geldforderung ab. Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik, S. 443.

[2]) Gentz quittiert in diesem Briefe den Empfang eines Schreibens des Grafen vom 20. Es ist nicht erhalten. Nur darf man aus dem Nachdruck, mit dem Gentz selbst einen schlechten Frieden zu rechtfertigen sucht, schließen, daß es darin an kriegerischer Gegnerschaft nicht gefehlt haben wird. Man vgl. nur oben Kolowrats Glossen zu Gentzens Briefen vom 23. und 25. September.

[3]) Daß Metternich von Napoleon geradezu abgelehnt worden war, als Liechtenstein seine Berufung nach Schönbrunn vorschlug (Beer a. a. O. S. 444), erfährt man auch aus dem Journal, das Floret führte, wo es zum 2. Oktober heißt, der Minister habe (in Altenburg) einen Courier aus Wien erhalten, der ihm die Nachricht brachte, man wünsche ihn dort nicht (qu'on ne voulait pas de lui à Vienne). „Er entschloß sich, nach Totis zu gehen, ließ Nugent und Hoppe in Altenburg und sandte mich zum Fürsten Liechtenstein, um zu dessen Befehlen zu sein . . . Der Kaiser (Napoleon) hat sich dem Fürsten gegenüber mit viel Abneigung (passion) gegen Metternich geäußert und das Muster Rußlands (für ein künftiges Ministerium) empfohlen;" dann sagte er: „Österreich war immer glücklich mit Heiraten." Auch Champagny berührte nachher denselben Gedanken. Der Kaiser meinte: „Bezeugt mir eine aufrichtige und offne Freundschaft, störet mich nicht in

Papieren nach Wien gegangen, und heute wird auch Nugent hier zurück erwartet. Das ganze Geschäft ist nach Wien verlegt. Gestern hatte man hier einige Bedenklichkeiten über den glücklichen Fortgang desselben. Verschiedne Punkte, unter andern die Räumung der Provinzen vor ganz abgetragner Contribution, haben Schwierigkeiten gefunden und stürmische Debatten veranlaßt. Mein Glaube an einen nahen Frieden steht aber auf einer zu sichern Basis als daß dergleichen Umstände ihn erschüttern könnten.

Ich habe Graf Stadion versprechen müssen, so lange hier zu bleiben bis er geht. Ich thue es auch mit Freuden. Die Sache kann in wenig Tagen zur Reife gebracht seyn. Dann begibt sich Gr. Stadion sogleich nach Prag. Ich kehre nach Ofen zurück, bleibe aber dort höchstens noch 8 oder 10 Tage und trete dann ebenfalls die Reise nach Prag an. Dem gegenwärtigen Plan zufolge wird der Hof den Winter in Ofen zubringen; doch wird man darauf dringen — weil das in der That sehr heilsam und nothwendig ist — daß wenigstens der Kayser sich in Wien zeige, sobald es der Feind geräumt hat[1]).

G.

XIV.

Ofen, den 12. Oktober 1809.

. . .[2]) Aus Ihrem Schreiben vom 2ten d. M. sehe ich, daß es bey aller unsrer Uebereinstimmung in Grundsätzen, Haupt-Ansichten, Wünschen und Gesinnungen, doch keine ganz leichte Sache sein wird, uns über den Gang und die Resultate dieses Krieges vollkommen miteinander zu verständigen. Die unendliche Kluft zwischen dem, was er hätte sein *sollen* und was er *gewesen* ist, scheint Ihnen immer noch nicht in ihrer ganzen Schrecklichkeit vorzuschweben; Sie scheinen den verderblichen Frieden, dem wir uns nähern, immer noch viel zu sehr für eine Maßregel der Willkür zu halten, da er doch nichts als die *unausbleibliche* Folge unsers frühern Mißverhaltens ist. — Das wahre Verhältniß schriftlich auseinander zu setzen, ist schlechterdings unmöglich. Denn ich kann Ihnen nie den hundertsten Theil dessen schreiben, was ich weiß, und was zur Aufklärung der Sache erforderlich wäre. Ob es mir mündlich gelingen wird, muß ich von der Zukunft erwarten. Unterdessen halte ich mich bloß an diejenigen Thatsachen, die Sie unmittelbar gebrauchen können.

Die Unterhandlung hängt heute, wo nicht ausschließend, doch vorzüglich, an dem Punkt, welcher die Zahlungen betrifft. Da die Provinzen die Rückstände der Contributionen nicht auftreiben können, so verlangen die Franzosen,

meinem Gang, und ihr sollt sehen, was ich für euch zu tun fähig bin. Das österreichische Volk (nation) ist dasjenige, das ich von allen am meisten liebe, nur die Franzosen ausgenommen. Jagt doch die Fremden, die euch regieren, fort und nehmt wahre und gute Österreicher an ihrer Stelle" — Am 5. Oktober kam Napoleon auf dasselbe Thema zurück. Es ist klar, daß er Thugut im Auge hat."

[1]) Kaiser Franz kam am 27. November nach Wien, ging aber nicht mehr nach Ungarn zurück.

[2]) In einem bereits bei *Klinckowström* (S. 33) gedruckten Brief vom 10 Oktober schildert Gentz die Verwirrung am Hoflager infolge der Forderung Napoleons, den Rest der Kontributionen zu bezahlen. Nachdem die Verhandlungen in Altenburg aufgelöst waren, Metternich in Schönbrunn nicht zugelassen wurde und Stadion seinen Posten wieder, und nun endgültig verlassen habe, sei ein wahres Chaos eingetreten.

daß die Regierung sie übernehme. Die Summe, die sie noch fordern, ist beträchtlich und, wie von unsrer Seite behauptet wird, unerschwinglich[1]. Man hat ihnen also ein Abstands-Quantum geboten[2], und erklärt, mehr könne man nicht zahlen. Mit diesem Antrage und den Instructionen über die andern streitigen Punkte ist Bubna am 10. nach Wien zurückgekehrt; in 2 oder 3 Tagen muß sich nun zeigen, was der Erfolg seyn wird. Da man so viel andre, größere Opfer einmal gebracht hat, so läßt sich vernünftiger Weise kaum glauben, daß man, um 50, 60 oder 100 Millionen in Papier zu retten, von neuem zu einem Kriege schreiten sollte, der selbst unter den günstigsten Voraussetzungen (die immer noch sehr dürftige sind) dem Lande in den nächsten 3 Monaten wenigstens 6 oder 10 Mal so viel kosten würde. Indessen kann man heute für nichts stehen; und ich sehe den Frieden, so lange er nicht wirklich unterzeichnet ist, deshalb immer noch für ungewiß an. Hiezu kömmt, daß bei der langen Dauer der Unterhandlungen selbst der Fall, neue, ganz ausschweifende Forderungen aufsteigen zu sehen, nie für unmöglich oder durchaus unwahrscheinlich zu halten ist; bis jetzt, das ist alles, was man sagen kann, ist er nicht eingetreten.

Ihre spanischen Neuigkeiten klingen freilich sehr schön; wenn aber auch die Quelle, aus welcher sie fließen, für mich ein größres Gewicht hätte, als sie hat, so würde es mir immer äußerst schwer werden, solche mit den bisherigen unleugbaren Thatsachen zu vereinigen[3]. Daß Wellesley's Armee im vollen Rückzuge auch auf Portugal und alle spanischen Corps, eins nach dem andern, geschlagen waren, ist sicher. Sollten also jene „bedeutenden Vorteile", worüber man nach dem Brief vom 12. September die Kanonen im Tower gelöset hat, nicht ein Traum oder eine Fabel seyn, so bleibt nichts weiter übrig, als daß Wellesley mit seinen 25000 Mann (denn mehr hat er nach seinen erlittenen schweren Verlusten in der Mitte des August gewiß nicht gehabt) plötzlich wieder umgekehrt wäre, und die Franzosen, die wenigstens 70000 Mann bey Madrid concentrirt hatten, geschlagen hätte. An diese Begebenheit werde ich nur glauben, wenn ich sie offiziell gedruckt sehen werde. Ich habe übrigens in meinem Briefe vom 26. nicht sagen wollen, daß wir in Totis Nachrichten von neuen ungünstigen Ereignissen in Spanien hatten, sondern nur, daß wir die allgemeine Lage der Dinge, nach den unbestreitbaren frühern Unfällen, für äußerst niederschlagend hielten. So schilderten sie die Briefe aus Hamburg und Berlin, die ich im Übrigen für keine Evangelien ausgebe. Bis heute wissen wir durchaus noch nichts, was uns berechtigt, neue Hoffnungen zu schöpfen. Daß die Franzosen alle entferntern Provinzen vorläufig verlassen und ihre gesammten Kräfte in der Nähe der Hauptstadt vereinigt haben, bezweifle ich keineswegs; aber dies war gerade das vortheilhafteste System, das sie unter den jetzigen Umständen befolgen konnten. Damit

[1] Sie betrug 140 Millionen Franken.

[2] 30 Millionen.

[3] Wie aus dem folgenden hervorgeht, verdankte Kolowrat seine Kenntnisse dem britischen Agenten Chevalier Horn — eigentlich ein deutscher Mönch P. Maurus aus Regensburg — der seinen Aufenthalt in Prag hatte und im nächsten Jahre von dort weggewiesen wurde.

die Spanier Nutzen daraus zögen, müßten sie wahrlich ganz anders zu Werke gehen, als sie nun leider seit 10 Monaten gethan haben. Ueber die Erbärmlichkeit ihrer militärischen Maßregeln, über ihr grenzenlos schlechtes Betragen in jeder Feldschlacht, so wie über die Unfähigkeit und Nichtigkeit ihrer Regierung, ist in England (wie ich aus ganz andern Quellen als die, welche Mr. Horn citiren mag, weiß) schon seit geraumer Zeit nicht der geringste Zweifel mehr genährt worden.

Was aus der Holländischen Geschichte werden wird, kann heute freilich noch Niemand entscheiden. Bubna hat aber in Wien aus sehr sichrer Hand erfahren, daß Napoleon den bestimmten Befehl gegeben, die Insel Walcheren unverzüglich anzugreifen, und allen Generalen auf Tod und Leben zur Pflicht gemacht hat, die Engländer aus diesem Posten zu vertreiben, und wenn es 40000 Mann kosten sollte[1]). Ob es möglich sein wird, diesen Befehl zu vollziehen, ist eine andre Frage. Ich hoffe, Lord Moira wird sich besser benehmen als Lord Chatam(!), der seinem großen Namen einen ewigen Schandfleck angehängt hat.

Ihre Empfehlung an Bubna habe ich nicht ausrichten können, denn er kam, wie ich Ihnen gemeldet, den Tag nach meiner Abreise von Totis dort an, und ich habe ihn also diesmal nicht gesehen. Desto mehr aber zwischen seinen vorigen Reisen. Es freut mich, daß Sie diesem vortrefflichen Mann die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Leichtsinnige und stockunwissende Schwätzer und Schwätzerinnen haben ihm in der letzten Zeit hart mitgespielt, ihn als einen Friedensfürsten und Gott weiß was sonst verschrien, und das, was andre verschuldeten, ihm, dem wir weit mehr zu verdanken haben, als seine Tadler auch nur ahnden, zur Last gelegt. Er ist nicht der einzige, den dieses Loos trifft; grundböse Zeiten, wie die gegenwärtigen, führen immer auch das in ihrem Gefolge, daß alle Begriffe von Verdienst und Schuld aufs grausamste verworren und verkehrt werden, und daß die Hand, die zu matt oder zu ungeschickt war, um den Feind zu treffen, am Ende nach dem Freunde schlägt und sticht — damit das Unheil vollendet werde.

Sie, teuerster Graf, sind zu einsichtsvoll und zu rechtlich, um übereilten Urtheilen Gehör zu geben. Wie ich es mit der Sache meine, wissen Sie; daß ich in den Stand gesetzt worden bin, sie von allen Seiten zu übersehen, wissen Sie auch; es ist also keine leere Großsprecherei, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie, hoffentlich in Kurzem, mit Aufklärungen zu versehen hoffe, die Ihnen alle Rätsel lösen, alle dunkle Stellen der neusten Zeitgeschichte erhellen und die sämmtlichen Personen dieser großen Tragödie in dem Lichte zeigen sollen, in welchem sie auf die Geschichte und auf die Nachwelt übergehen müssen. Erhalten Sie mir nur bis dahin Ihr unschätzbares Wohlwollen. G.

[1]) Es bedurfte keiner so großen Anstrengung. Das britische Expeditionskorps unter Lord Chatham wurde, wie Napoleon es vorausgesehen, in den Sümpfen der Insel von Krankheiten nahezu aufgerieben und endlich in kläglichen Resten unverrichteter Sache heimgeführt. Unbefangene englische Geschichtschreiber (z. B. Holland Rose in seinem „Napoleon") gestehen die „nationale Schande" des Unternehmens offen zu.

Die Göttin.

Eine Studie über die Frau in der Mythologie.

Von

Richard M. Meyer.

Ludwig Feuerbach, der „menschlichste aller Philosophen", erklärt alle Götter aller Religionen für „Wunschwesen". Was der Mensch sich ersehnt habe, das habe in seinen Gottheiten Leben gewinnen müssen: Kraft, Schönheit, Güte, Allwissenheit, ewiges Leben. Der Götterhimmel sei nur die vollkommene Ergänzung unserer dürftigen irdischen Wirklichkeit.

Völlig trifft das nicht zu. Neben der Sehnsucht und dem Wunsch hat auch die Furcht Göttergestalten gemodelt, und der römische Dichterphilosoph Lucrez hielt diese Macht sogar für die älteste, die Götter schuf. Aber auch die wirkliche Beobachtung und Erfahrung hat an den Mythologien mitgearbeitet; es steckt eine große Summe wissenschaftlicher Arbeit in den alten Götterlehren! Was man über den Ursprung guter und schlechter Zeiten, über die Bedingungen von Sieg und Niederlage, über die besten Formen des Umgangs mit den Göttern glaubte festgestellt zu haben, das ging in die allgemeine Vorstellung vom Wesen der Götter über. Immer deutlicher wurden die Bilder, je mehr man über die Lebensgewohnheiten, die Bedürfnisse, die Grundsätze der Göttlichen Kenntnisse sammelte. Natürlich aber gingen auch die Kenntnisse wieder auf die Wünsche und Anschauungen der Menschen zurück. Und so lehrt uns jede mythologische Gestalt nicht bloß das Verlangen, sondern auch die Weltanschauung und die innere Art der Völker erkennen, die sie schufen.

Es scheint aber fast, als ob hierfür die Gestalten der Göttinnen noch aufschlußreicher wären, als die der Götter. Denn in den männlichen Gottheiten sind ein paar unentbehrliche und unvermeidliche Begriffe überall so stark ausgeprägt, daß für die individuelle Gestaltung kaum noch viel Raum bleibt: Stärke, Weisheit, Tapferkeit kennzeichnen den nordischen Thor oder Odin oder Tyr wie den griechischen Herakles oder Zeus oder Ares und sind in indischen Göttern, ja in solchen der Ägypter oder Azteken kaum weniger imstande gewesen, die ganze Vorstellung vom Wesen eines Gottes auszufüllen. Ist ja doch auch das Leben der Primitiven in seinen Grundzügen überall wesentlich gleichartig und nur in den äußeren Formen durch klimatische Bedingungen modifiziert. Erst spät, nachdem die Völker es zu einer eigenen Kultur und zu einer wirklichen Gesamtindividualität gebracht hatten, erhielten auch diese

Götter charakteristisch verschiedene Züge; in dem germanischen Kriegsgott Tyr ist die ursprüngliche Gleichheit mit Zeus und Jupiter kaum noch durchzufühlen. — Aber bei den weiblichen Gottheiten scheinen viel früher schon ganz verschiedene Anschauungen — und Erfahrungen mitzuarbeiten. Sollten die Frauen der Urzeit sich früher national differenziert haben als die Männer, weil ihr tägliches Leben verschiedenartiger war? Die Männer der Naturvölker kennen eigentlich nur zwei Lebensformen: Krieg und Nichtstun. Wie Tacitus die alten Germanen schildert, so könnte er auch die von der Zivilisation noch nicht erreichten Negerstämme Afrikas oder die Indianer vor Kolumbus beschreiben: entweder die wilde Anstrengung des geliebten Krieges oder ein müßiges Herumlagern auf der Bärenhaut, nur durch unmäßige Gelage mit Scherz und Streit unterbrochen. Die Arbeit aber leisten bei den „Wilden" — die Weiber; und so muß auf diese die Verschiedenheit der klimatischen Lebensbedingungen viel unmittelbarer einwirken. Denn es ist doch ein großer Unterschied, ob sie in freier Himmelsluft das vergnügliche Gesellschaftsspiel ausüben, Maiskuchen zu kneten, oder ob jede für sich in der dumpfen Hütte den schweren Mahlstein drehen muß, um die Körner zu zermalmen; ob sie überall an fröhlich dahinrauschenden Flüssen schöpfen können oder von entfernten Quellen mühsam die lastenden Krüge auf dem Haupt ins Dorf tragen müssen!

Noch stärker natürlich als der klimatische Unterschied innerhalb der Frauengottheiten wird aber der zwischen den Gottheiten beider Geschlechter hervortreten. Der Geschlechtsunterschied, über den seit Wilhelm v. Humboldt die Philosophen so gern und so eigenartig meditiert haben, ist freilich von der Weisheit der Neuesten beinah völlig in Frage gestellt worden; nach der Lehre der Weininger und Fries gibt es weder Mann noch Weib, sondern nur verschiedenartige Mischung von Mannheit und Weiblichkeit. Das wäre denn schon auf Erden der Idealzustand jener „himmlischen Gestalten: sie fragen nicht nach Mann und Weib." Indes sei es uns gestattet, altmodisch bei dem Vorurteil der Zweiteilung zu bleiben und es für die Mythologie nahezu so eingreifend zu finden wie für das Erdenleben.

Nahezu — doch nicht ganz —: denn allerdings spielen in der Götterwelt aller Völker die geschlechtslosen Gestalten wirklich eine große Rolle. Göttliche Wesen von unbestimmter Bildung, Tiergestalten ohne Geschlechtsmerkmale, vor allem aber Gottheiten, die eine ausgesprochene Doppelgeschlechtigkeit zur Schau tragen, begegnen auf den verschiedenen Schauplätzen — nicht nur bei den „wilden" Völkern, auch noch in manchem hochentwickelten Pantheon, vor allem im Orient. Man neigt vielfach dazu, diese Geschlechtslosigkeit oder Doppelgeschlechtigkeit für die ursprünglichste Form der Götterbildung überhaupt anzusehen; erst über diese Übergangsstufe seien die gestaltlosen „Geister" und „Kräfte" der frühesten Mythologien zu tier- und menschenähnlichen Umrissen gelangt. Mir scheint diese Annahme unbeweisbar und unwahrscheinlich. Es ist viel glaubhafter, daß die ersten Ansätze zur Götterbildung überall männliche Gottheiten hervorbrachten; diese sind durchweg weitaus zahlreicher als die weiblichen, von denen nicht wenige auch nachweisbar jünger sind. Dann begegnen Götterpaare und wohl erst diese haben die göttlichen Hermaphroditen erzeugt.

Doch haben wir hier schon eine Anschauung vorausgesetzt, die kurz begründet werden muß. Früher nämlich glaubte die Wissenschaft, daß die Mythologie gleich von Anfang an Götter und Göttinnen besitze. Dies halten wir jetzt für irrig. Durch lange Zeiträume wurden übermenschliche Wesen von ganz anderer Art verehrt: Fetische, d. h. Steine, Baumstümpfe von auffallender Form, Waffen, von denen man wähnte, sie seien das Gehäuse einer mächtigen, namenlosen und ungeformten göttlichen Kraft; Geister, d. h. unfaßbare, und in ihren Wirkungen kenntliche geheimnisvolle Mächte; Dämonen, d. h. Wesen, die durch bestimmte Charaktereigenschaften und Lebensgewohnheiten den Menschen schon ähnlicher waren, aber ebenfalls noch eine feste Gestalt entbehrten. Aus diesen erst entwickelten sich Götter: gewaltige Wesen von gesteigerter Menschenart und auch in der Erscheinung voll Menschenähnlichkeit; Götter, deren Gestalt nun auch im Kultbild festgehalten werden kann, und mit denen durch Gebet und Opfer ein regelmäßiger Verkehr wie mit fremden Fürsten unterhalten werden muß.

Diese Götter also scheinen zuerst durchweg männlich aufgefaßt zu sein. Männliche Gottheiten haben, wie schon erwähnt, fast in jeder alten Götterversammlung die Mehrheit; und sie geben auch den Mythologien vor allem ihren Charakter. Denn die wichtige und für jedes Volk so eigentümlich verschiedene göttliche Arbeitsteilung wird vorzugsweise von ihnen getragen. Da stehen sie zuerst vor uns: ein Gott des Krieges und einer des Ackerbaues, ein Gott des Verkehres und einer der täglichen Arbeit; ein Herr der Sonne, ein Gebieter über die Gewässer, ein König der Unterwelt. Alle diese Verwalter von bestimmt abgegrenzten Sphären des Weltregiments sind Männer; es versteht sich das fast so sehr von selbst, wie daß die Ressort- und Provinzialminister im alten England, Frankreich, Preußen, so lehrreich verschieden übrigens auch ihre Geschäftsverteilung ist, doch alle dem „starken Geschlecht" angehören. Und eben dieser Umstand bewirkt dann auch diejenige mythologische Tatsache, die am stärksten für die ursprüngliche Vorherrschaft, ja Alleinherrschaft des männlichen Göttertypus spricht: die Schöpfung der ersten Göttin.

In den verschiedensten Mythologien taucht sie auf: die besondere „Frauengöttin". In dem altmexikanischen Kalender begegnet neben dem Windgott und dem Feuergott, dem Gott der Unterwelt und dem des berauschenden Getränkes (und freilich auch schon neben weiblichen Göttinnen der Erde und des Gewässers) eine „Göttin der Blumen und der weiblichen Kunstfertigkeit"; gerade wie die altlateinische Minerva die Göttin des Handwerks ist, d. h. der zunächst nur den Frauen gehörenden Künste — ist doch der starke, riesenhafte Schmied der einzige männliche Berufshandwerker der Urzeit! Die altgermanische Göttin Frigg, die einzige alte Göttin in der nordischen Mythologie, ist die Göttin der Frauen, gerade wie die ägyptische Himmelsgöttin „die göttliche Vertreterin der Frauen" ist. Überall ist die einzige Götterfrau eben Frauengöttin. Sie mag manchmal aus einem alten „Dämon" oder Naturgeist zu dieser Würde aufgestiegen sein, wie wahrscheinlich in Mexiko und Ägypten, oder sie kann eigens zu diesem Beruf erschaffen sein, wie vermutlich in Rom und Germanien; aber überall ist dies für sie bezeichnend: gegenüber der Arbeits-

teilung unter den männlichen Göttern vertritt sie das weibliche Element schlechtweg, die weibliche Arbeit ungeteilt, das häusliche Leben der Frau als Ganzes. So gibt es also eine bestimmte Periode in der Mythologie, wo eine Frau vielen Männern gegenübersteht. Und nun ist zweierlei eingetreten: ihre Stellung ist näher charakterisiert und ihr Charakter weiter ausgeführt worden.

Die irdische Entwicklung bestimmt die himmlische. Je klarer sich unter den menschlichen Stämmen feste Verhältnisse ausbilden, desto mehr müssen auch die himmlischen Geschlechter von ihrer Ungebundenheit aufgeben. Da herrschte eine freie Liebe; da herrscht nun die Ehe. Die eine Göttin wird einem einzelnen Gott angetraut; nicht ohne daß oft noch die älteren Verhältnisse durchblickten und den scheltenden Sittenrichtern des griechischen Altertums oder der frühchristlichen Mission Gelegenheit gaben, von den Ehebrüchen der Götter und Göttinnen zu reden. Natürlich tritt der angesehenste Gott in den Besitz der Götterfrau, gerade wie hier unten der Vornehmste des Stammes den Harem begründet. Hera wird Gattin des Zeus, Frigg Gemahlin des Wodan. Aber nicht ohne Kämpfe begeben sie sich ihrer Unabhängigkeit. Zwar die Jungfräulichkeit wird an diesen Götterfrauen keineswegs betont. Sie sind eben in erster Linie Schützerinnen der Frau, und zuweilen hat das unverheiratete Mädchen später sogar eine andere, der Götterkönigin oft übelgesinnte Schutzgöttin: Artemis bei den Hellenen, Freya bei den Germanen. Der mythische Kampf um die Geschlechtsehre also, den noch in unserem Nibelungenlied Brünhild kämpft, braucht von den alten Frauengöttinnen nicht durchgefochten zu werden. Aber die alte Unabhängigkeit will nicht spurlos verschwinden. Auf dem Olymp wird der erste Krieg um die Emanzipation der Frau oder vielmehr gegen ihre Unterwerfung geführt. Hera fühlt sich sehr selbständig auch ihrem königlichen Gemahl gegenüber, und gerade wie sie intrigiert Frigg gegen Odin, begünstigt andere Helden und Völker als er, überlistet den Mächtigen. Zweifellos haben auch hier menschliche Erfahrungen das Muster geliefert. Vornehme Frauen, Königinnen und Königstöchter werden durch Sieg oder Verhandlung in das Zelt eines feindlichen Häuptlings gebracht; aber ob auch dem Gatten unterworfen, bildet doch solch eine Rosamunde bei den Langobarden, solch eine Medea bei den Griechen ihre eigene Partei und spinnt Ränke, um ihr Ansehen zu erhöhen. — Dazu kommt aber ein anderes. Die Verehrer der Götter suchen deren Macht zu steigern; die Anbeterinnen der Göttin verteidigen deren Nimbus. So entstehen überall Novellen und Mythen vom häuslichen Kampf zwischen Gott und Göttin. Sie wirken ungünstig auf das Charakterbild der Götterfrau hauptsächlich deshalb, weil vor allem Männer die Geschichte auch der Überirdischen schreiben. Etwas von der schlechten Laune eines sonst freien, zu Haus aber doch ein klein wenig unter dem Pantoffel stehenden Paschas spiegelt sich in diesen Erzählungen von Hera, von Frigg, von mancher anderen Hauptgöttin ab; nur die ägyptische Isis bleibt sanft und die römische Juno immer vornehm.

Aber das Vorbild einer Götterehe war gegeben. Und es hat nun ungemein fruchtbar gewirkt. Zahlreich entstehen neue Göttinnen — wieder auf doppelte Weise: bald indem niedere Gottheiten emporsteigen, bald indem ganz neue entstehen.

Der erste Fall war wohl der häufigere. Vor allem sind es die „Naturgeister" der verschiedensten Art, die nun nach dem Muster der Gottheiten bestimmtere Umrisse, genauer umschriebene Wirkungskreise, eigene Mythen erhalten. Und zwar scheint hierbei eine merkwürdige Neuerung einzutreten. Bisher waren die männlichen Gottheiten von den Männern, die weiblichen von den Frauen geschaffen worden. Das religiöse Bedürfnis und die mythenbildende Phantasie verlieh jenen Wesen, die in den höheren Sphären die irdischen Interessen vertreten sollten, die Gestalt und die Art des eigenen Geschlechts. Nun aber scheint vielfach jedes Geschlecht Gottheiten gebildet zu haben, die mehr seiner Sehnsucht entsprachen als dem eigenen Wesen ihres Geschlechts. Die Gottheiten der Gewässer werden zu besonderen Lieblingen der Volksphantasie: wie die der Hellenen mit den Nymphen, wie die der Deutschen mit Nickelmann und Nixe, so spielt die der Naturvölker mit ihren Schwanenjungfrauen und wasserholenden Mädchen. Hier nun zuerst macht sich das erotische Element in der Mythologie geltend. Die Seejungfrauen werden Verkörperungen der weiblichen Schönheit und Anmut, wie das männliche Verlangen sie erträumt; der liebende Jüngling legt sein ganzes Ideal in die Zeichnung dieser träumerischen elegischen Gestalten, die schon in früher Zeit etwas merkwürdig Modernes haben — oder soll man sagen, daß in Andersens kleiner Seejungfer und Schwinds Melusine noch merkwürdig spät urälteste Empfindung wiederkehre? Das darf man jedenfalls aussprechen: die Mythen von den lieblichen Geistern in See und Bach, in Baum und Wolke sind der früheste Tribut, den männliche Sehnsucht weiblichem Liebreiz dargebracht hat. Und es ist wirklich auch feine Psychologie in diesen Schilderungen der zarten, leicht verletzten Wesen, die durch Musik am leichtesten herbeizuzwingen sind, wie sie denn auch selbst gern singen und spielen; die in hellen Gewändern scheu und neckisch sich dem Mann nähern, und in denen eine dunkle Ahnung der Zukunft lebt: wie die weisen Frauen der alten Germanen lieben sie es, zu prophezeien. Und auch die verhängnisvolle Macht, die weiblicher Reiz auf den Mann ausübt, wird gern geschildert. Ganz auf diesen Ton sind die indischen Apsarasen gestellt, deren die Götter sich gern bedienen, um gefährlich fromme Brahmanen vom rechten Pfad der Versenkung abzulenken — ein Lied von der verführerischen Kraft des Weibes, das von den Büßern am Ganges bis zu der Versuchung des heiligen Antonius und bis zu Otto Weinigers pessimistisch-misogyner Philosophie immer wieder erklingt! Alles was lockt und zielt, alles was schreckt und reizt, ist in diesen Gestalten verkörpert. Unerschöpflich hat vor allem die hellenische Phantasie in ihren Nuancen geschwelgt, wie die der französischen Romandichter in den Spielarten der reizenden Verführerin von des Abbé Prévost „Manon Lescaut" bis zu Daudets „Sappho" und der Brüder Goncourt „Monette Salomon". Es sind Romane voll schmerzlich-sehnsüchtiger Männererfahrung, diese Geschichten von den verderblichen Sirenen mit ihrem unwiderstehlich süßen Gesang; von der schönen Nymphe, die den sterblichen Hirten Daphnis liebte, ihm aber das Licht der Augen raubte, als er ihr untreu wurde; von den Nymphen, die dem weisen Bakis die Sinne verwirrten, bis er halbtolle Sprüche ausrief; von den ernsten Sibyllen mit ihrer unheimlichen Kunst, das Zukünftige zu

sehen, und den Musen, die den Dichter erziehen und begeistern. Aber ähnlicher Art sind auch die zarten Elfenweibchen des germanischen Mythus, die den Ritter Olaf in ihren Ring locken, daß er herzkrank vergehen muß, oder von den Nebelweibchen, die den Wanderer in die Irre locken. — Und diesen Gestalten männlicher Liebessehnsucht und Enttäuschung stellen die Frauen nun ihre Gegenbilder zur Seite. Da sind neben den ätherischen Dryaden, die ein Axthieb in ihren Baum tötet, wilde, plumpe, häßliche Waldriesen mit zottigem Haar; neben den schönen Nymphen runde plumpe Tritonen, wie Böcklin sie der Antike nachschuf, und wehklagende Wassermänner; neben den „saligen Fräulen", die im Nebel ihre Schleier schwingen, die resoluten Windriesen, die Fichten entwurzeln und das Dach von den Häusern heben. Schöpfungen einer scheu-übermütigen Mädchen- und Frauenphantasie sind es, in denen das Derbe und das Gewaltige, das Unförmliche und das Starke sich berühren wie in den poetischen Liebesträumen unserer Backfische von „himmlischen" Husarenleutnants und kolossalen Künstlern . . .

Und diese Paare spielen nun miteinander, und der wilde Jäger jagt hinter der Windsbraut einher, ohne sie einzufangen, und die bedenklichen Neckereien zwischen Nymphen und Satyren geben noch Peter Paul Rubens eine unerschöpfliche Quelle reich fließender Erfindung.

Aber in dies bunte Spiel aus den „Flegeljahren der Menschheit", wie der Ethnolog Frobenius eine Epoche der Mythologie getauft hat, bringen die strengen Römer Ordnung. Und sie erheben gern alle „Dämonen" der Elemente, der Fruchtbarkeit und des Lebens zu Göttern — aber am liebsten paarweise. Vereinzelt trifft man solche göttlichen Geschwisternpaare beiderlei Geschlechts überall, massenhaft aber nur bei den Römern, wo Faunus seine Fauna, Pomonus seine Pomona, Liber seine Libera neben sich hat; wo ein Gott und eine Göttin Pales nebeneinander genannt werden und oft auch Gottheiten mit verschiedenen Namen einander zugeordnet werden, Mars und Nerio, Saturnus und Lua, Consus und Ops und wie sie alle heißen; wie dann auch zwei altrömische Hauptgottheiten, Vesta und Janus, symmetrisch zueinander geordnet sind. Das Volk, das in seiner Ehegesetzgebung zuerst der Frau doch wenigstens Grundlagen der Rechtsgleichheit schuf, das seinen würdigen Frauen, den matronae, ein Ansehen schuf, wie sie im öffentlichen Leben noch nirgends (auch bei den Germanen nicht, trotz aller privaten Verehrung, von der Tacitus berichtet) die Frau genossen hatte — dies Volk gab auch auf dem Olymp der Weiblichkeit mehr Raum und Recht als Hellenen oder Orientalen.

Aber freilich war der Vermehrung des weiblichen Elements unter den Gottheiten auch sonst nirgends zu wehren. Neben den alten „Geistern", die vergöttlicht worden waren, erhob sich die neue Aristokratie jüngerer Göttergestalten; und unter diesen waren die Göttinnen viel häufiger als in der alten Schicht der ältesten Götter. Diese Göttinnen aber sind wieder, wie es scheint, weiblichen Ursprungs. Ich nenne einige interessante Typen aus diesem Kreis. Besonders ist für sie der familienhafte Zug bezeichnend. Nicht mehr die starre Mannweiblichkeit der alten Götterfrauen, der Hera, Juno, Frigg! Die steifen und zeremoniellen Ägypter schaffen das weiche Bild der Isis. „Trotzdem keine Göttin

so oft genannt wird wie Isis," sagt der berühmte Ägyptolog Erman, „so erscheint sie für uns doch nur noch als die treue Gattin des Osiris und als die gute Mutter des Horus — sie ist unter die Menschen gegangen." „Athena", sagt das beste Werk über griechische Mythologie, das von Preller-Robert, „steht zu ihrem starken Vater in einem so eigentümlich innigen, spezifischen Verhältnis der Vertrautheit, daß sie so zu sagen sein anderes Ich bildet. Zeus redet zu ihr wie zu seinem eigenen Gemüte." Es sind Göttinnen, in denen das weibliche Bedürfnis, sich anzuschmiegen, sich einzufügen, den höchsten Ausdruck findet.

Eine solche Gestalt also ist Isis. Sie ist die Gattin (und Schwester) des trefflichen Götterkönigs Osiris. Diesem stellt ein Bruder Set nach: „Er vermochte aber lange ihm nichts Böses anzutun, denn Isis war seine treue Hüterin; sie war sein Schutz und wehrte die Feinde ab, denn sie war klug mit trefflicher Zunge, ihr Wort fehlte nicht, und sie war vorzüglich im Befehlen." Das Idealbild einer Hausfrau oder noch besser einer vornehmen Schloßherrin! Aber schließlich gelingt es dem bösen Bruder doch, den Osiris zu töten. Er wirft den Leichnam ins Wasser. „So blieb Isis verlassen und der Herrschaft beraubt zurück und wußte nicht einmal, wo ihres Gatten Leiche sich befand. Sie suchte ihn ohne zu ermüden; kummervoll durchzog sie das Land und ließ sich nicht nieder, ehe sie ihn gefunden hatte." Dann stimmt sie ihre beredte Totenrede an. Zuletzt rührt sie die herrschenden Mächte, und Osiris wird wieder belebt, freilich nur, um in der Unterwelt zu herrschen. Osiris' Nachfolger aber in der Oberwelt wird sein und der Isis Sohn Horus, den sie nach der Flucht vor Set geboren und, wie Genoveva ihren Schmerzenreich, in der Einsamkeit gesäugt hatte. — Wer verkennt die typische Wahrheit dieser Gestalt? Die treue, starke Gattin, die nur noch der Erinnerung an den Gemahl lebt, seinen Leichnam ehrt und seine Ermordung rächt — es ist die Mutter der Makkabäer im Alten Testament, es ist jede tapfere verwitwete Frau, die in Not und Sorge das Andenken ihres wackeren Mannes auf die Kinder vererbt, bis in besseren Zeiten diese sein Denkmal erneuen können!

Die indische Mythologie hat, bezeichnend genug, keine neue Göttin von solch psychologischer Anschaulichkeit geschaffen. Sie ist auf dem Standpunkt stehen geblieben, der in Nymphen und Nixen Naturgeister der Gottähnlichkeit nahe brachte. Aber sie hat doch unter diesen Ushas, die Göttin der Morgenröte, noch lebendiger ausgestaltet, als es deren hellenischer Schwester Eos widerfahren ist. Es ist sozusagen die elegante junge Dame, das Ideal der englischen Romane. Jung und strahlend steigt Lady Morgenröte früh aus dem Bad, und wo sie erscheint, wird es hell. Sie weckt die Schläfer im Haus, sie geht in den Garten, und die Vögel beginnen zu singen; sie verjagt die dumpfen Träume und ruft zur Andacht und zum Gebet. Es ist wieder eine männliche Schöpfung, die schlanke rasche Schönheit mit den Gazellenaugen und den Antilopenfüßen, die auch die späten indischen Dichter gern besingen.

Die griechische Götterwelt aber birgt mehr als einen Typus des „neuen Weibes" — von Frauen geschaffen und verehrt. Die gefeiertste ist Athena, die Verkörperung spröder Jungfrauenschaft. Ihr zärtliches Verhältnis zum

Vater erinnert an das so mancher Künstlertochter, die über dem vergötterten Vater die übrige Männerwelt verachtet. Von dem weisen Zeus hat sie „die Macht der geistigen Klarheit und Besonnenheit". Aber ihr eigen ist die Pflege der Kunst. Aus der Schutzgöttin weiblicher Kunstfertigkeit, der Meisterin im Weben und Sticken und Spinnen, ist die Herrin aller Kunst geworden, durch die Tempel und Haus geschmückt werden: „die Kunstarbeit des Zimmermanns, des Goldarbeiters, des Schmiedes und Wagners, des Töpfers und des Schiffszimmermanns" stehen unter ihrem Schutz. Darüber ist ihre frühere kriegerische Natur ganz in den Hintergrund getreten. — Es ist die Entwicklung eines stark geistigen Mädchens, mythologisch ausgebildet. So hat uns Isolde Kurz ihre Lebensgeschichte erzählt, wie sie in der Verehrung des bedeutenden, dichterisch hervorragenden Vaters aufwuchs, in Kriegsspielen fast wie ein Knabe wild und kühn geübt, bis dann die Künste sie erobern und die junge Kriegerin im Dienst der Musen die Weisheit lehrt!

Ist diese Gestalt aus den Idealen eines bestimmten weiblichen Typus hervorgewachsen, der etwa in der herrlichen Diotima, ja auch in des Perikles Freundin Aspasia klassischen Ruhm erworben hat, so fehlt doch auch bei den Hellenen nicht die „Freiluftjungfrau", die den kräftigen Sport der jungen Skandinavierin liebt. Ihre Repräsentantin heißt Artemis, ursprünglich eine Mondgöttin, nun die schöne Göttin „des idyllischen Stillebens der freien Natur", die „Göttin des freien Naturlebens" und deshalb — eine wunderschöne Verbindung! — die Schutzherrin der Kinderpflege, die dem reinen freien Gedeihen der menschlichen Blumen vorsteht. Auch sie wird noch besonders durch jenen familienhaften Zug gekennzeichnet: durch das innige Verhältnis zu ihrer einsamen ernsten Mutter Leto und dem herrlichen, strahlenden Bruder Apollon. Sonst aber liebt sie nur die Gesellschaft ihrer jungfräulichen Freundinnen, mit denen sie zu Jagd und Spiel umherzieht und unter den Nußbäumen altertümliche Tänze feiert. „Auch dachte man sich alle Tiere des Feldes und des Waldes unter ihren Schutz gestellt, namentlich die jungen und die wilden Tiere." Dem männlichen Geschlecht aber steht sie mit herbem Stolz gegenüber, und der kühne Jäger Aktäon muß es mit dem Tode büßen, daß er die spröde Schöne im Bad überrascht. — So mochten sich die hochgemuten Töchter der alten Dynastengeschlechter ihre Wunschgöttin ausmalen; daß sie freilich eben darum auch auf kühne Jünglingsherzen zauberisch wirkt, zeigt Euripides (und nach ihm Swinburne in seinem herrlichen Drama „Atalante") in dem Bild des Hippolytos.

Aber neben der Jungfrau, die in Werken der Kunst und Weisheit ihr Höchstes sieht, und neben der wilden Jägerin steht das Mädchen, dem die Sehnsucht nach Liebe eingeboren ist und das Verlangen, den Männern zu gefallen. Sie schafft sich die Patronin in der Göttin Aphrodite, der Herrin der Liebe, „der Göttin des Reizes und der weiblichen Schönheit", die in ihrem Zaubergürtel die Gabe beschlossen hält, jeden Mann zu bezaubern und wäre es der stärkste der Götter. Und in dem Kultus dieser Zauberin begegnen sich nun wieder männliche und weibliche Verehrer; um die Wette schwelgen sie im Ausmalen ihrer Macht und ihrer Reize, erzählen sie von ihren Lieblingen

beiderlei Geschlechts, rufen sie an für edle Liebe — und für unedle, bis die Göttin, die die Menschen zu beglückender Gemeinschaft zusammenführt, zur Beschützerin der käuflichen Liebe herabsinkt . . .

Das sind die neuen Hauptgöttinnen, in deren jeder eine Seite weiblichen Wesens sich verkörpert, ein Typus der hellenischen Weiblichkeit — und vielleicht der weiblichen Jugend überhaupt. Übertreiben wir die Verschiedenheiten bis ins Extrem, wie die frechen Parodien vor und bei Offenbach es so gern getan haben, so könnten wir sagen: Athena die gelehrte Frau, Artemis die Emanzipierte, Aphrodite die Kokette . . . Und daneben steht noch Hestia, die ruhige, ich möchte sagen sachliche Göttin des Herdfeuers, der Wohnung, des „Komforts", stehen die ernsten strengen Gottheiten des Ackerbaues, Demeter und Persephone, wieder ganz auf die Beziehungen von Mutter und Tochter gegründet. Diesen interessanten „psychologischen Göttinnen" hat das alte Rom nur kühle Begriffe gegenüberzustellen wie Viktoria, Flora, Fortuna, Dea Roma. Lebendig sind nur einige männliche Gottheiten geworden wie Jupiter und vor allem Mars. Aber wie weit steht die abstrakte Juventus, die Jugendherrin, von der lebensvoll-anmutigen griechischen Hebe ab, der Verkörperung jener jugendlichen weiblichen Liebenswürdigkeit, wie sie am reizvollsten sich zeigt, wenn sie den alten Herren freundliche Liebesdienste leistet! Wie wenig ist Minerva zu der Lebenswahrheit der Pallas Athene durchgebildet! Nur Vesta mag sich mit der ihr völlig gleichartigen Hestia messen, die Göttin des unberührten Familienlebens. Wie dem Engländer ist dem Römer „sein Haus seine Burg"; die Heiligkeit des Herdes verkörpert sich in der Göttin, der die tugendhaften Vestalinnen dienen. Symbolisch bildet sich das in dem eigentümlichen Gebrauch ab, daß am 15. Juni eine feierliche große Reinigung des Tempels vorgenommen und der Kehricht nach strengen Vorschriften entfernt wird. Solche rituelle Hausreinigung begegnet nur bei weiblichen Gottheiten; gerade so hat in Athen das vornehme Geschlecht der Praxiergiden das stolze Vorrecht, den Mantel der Göttin Athena feierlich zu waschen, und gerade so wird das Götterbild der altgermanischen Nerthus jährlich feierlich im See gebadet. So alt ist in der Vergöttlichung weiblichen Wesens der Kultus des „großen Reinemachens"; und hier wenigstens werden wir sicher sein, daß nicht die Männer die mythologische Vorstellung erfanden!

Aber auch die germanische Mythologie hat es zu lebensvollen Porträts von Götterfrauen nicht gebracht. Neben Frigg, der Königin, erscheint uns noch Freyja, gewissermaßen eine primitivere Aphrodite. Die Schutzherrin der jungen Mädchen zu sein, war ihre erste Aufgabe, und es ist für die traditionsfeindliche Neuerungssucht der Germanen bezeichnend, wie nun, um mit Ibsen zu reden, die Jugend an die Tür klopft und mit ihrem frohen Glauben über die Alten dahinfährt: mehr und mehr gewinnt Freyja im Norden an Ansehen, überwächst die Göttin der verheirateten Frauen, Frigg, und wird schließlich an ihrer Stelle Wotans Gattin! Sonst aber weiß auch der Norden, der für uns fast allein die Quelle des Wissens von der altgermanischen Götter Wesen und Schicksal ist, nur wenig von den Göttinnen zu erzählen, und nicht eben Schönes. Nach Schmuck und Prunk sind sie

lüstern, und Frigg läßt eine Bildsäule ihres Gatten plündern. An Freyjas Brustschmuck knüpft sich eine Legendenkette. Aber mit der Frauenehre nehmen sie es so wenig genau wie Hera, oder noch weniger. Schön heißen sie und weise; aber menschlich nahe kommen sie uns so wenig wie die Göttinnen Roms. Auch die späten Geburten einer bei der Antike in die Lehre gehenden Theologie nicht: Idun, die mit ihren Wunderäpfeln die Götter verjüngt wie die Hesperiden; Gefjon, die ein weites Land umpflügt wie Dido.

Nur Eine macht eine Ausnahme. Greifbar und deutlich steht Skadi vor uns — und was sie so anschaulich macht, ist gerade ihre Fremdheit unter den altgermanischen Gottheiten. Sie ist eine Tochter des hohen Nordens, eine stürmische Windgöttin vom Typus der Artemis, die auf ihren Schneeschuhen in schneidender Kälte einherfährt. Durch abenteuerliche Schicksale ist sie zu den skandinavischen Gottheiten gelangt, die, selbst schon rauh genug, doch neben ihr mild scheinen. Da haust sie nun wie eine russische Prinzessin an einem deutschen Fürstenhof und verkündet mit verletzendem Stolz täglich ihre Sehnsucht nach Hause. Ihr Gatte, den sie nicht liebt — sie hatte einen anderen begehrt —, entschließt sich, mit ihr regelmäßig den Wohnort zu tauschen; nun aber sind beide unglücklich. Weilen sie in dem Schloß in den Bergen, so klagt der weichliche Njord:

Nicht lieb ich die Berge, nicht lange Zeit weilt ich,
Neun Nächte nur;
Süßer schien mir der Sang des Schwans
Als der wilden Wölfe Geheul.

Dann aber erwidert die trotzige Schneegöttin:

Mir stört den Schlaf am Strande des Meeres
Der krächzenden Vögel Gekreisch:
Am Morgen weckt mich die Möwe täglich,
Die wiederkehrt vom Wald.

So tauschen sie ihre Antipathien aus, und die Frau von den Bergen gewöhnt sich nicht an den Mann vom Meer. Wie wäre die Galerie weiblicher Schicksale vollständig ohne dies Prototyp einer unglücklichen Ehe! So sitzt Medea finster und grollend unter den musikalischen Hellenen; so sehnen Ibsens Frauen sich heraus aus der dumpfen, weichen Luft des Alltags, Frau Wangel und Hedda Gabler!

Man sieht: die Gesamtheit der weiblichen Gottheiten stellt die Gesamtheit der weiblichen Typen restlos dar. Freilich eben erst die Gesamtheit: jede einzelne Mythologie hat einzelne Lieblingsbilder verallgemeinert — gerade wie auch wirklich unter dem Einfluß der klimatischen Bedingungen, der Lebensweise, der nationalen Geschmacksrichtungen diese oder jene „Frau" allgemeiner ausgebildet wurde: bei den Indern die scheue, unterwürfige, aber auch listige, bei den Germanen die stärkere, freiere; bei den Römern die ruhig selbstbewußte. So spiegelt sich auch die Ehe verschieden ab: ruhiges Gleichmaß in Rom, Kampf der Geschlechter im Norden, demütiger Gehorsam des Weibes im Orient; so auch das ganze Familienleben in den individualistisch-formlosen Lebensgewohnheiten der Germanen, den geregelten Umgangsformen des Südens.

Einzig die Hellenen haben jeder weiblichen Weltanschauung in einem Götterbild ein klassisches Denkmal gesetzt wie jeder männlichen

Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie,
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt:
Trocken schaut Minerva herab, und Hermes, der leichte,
Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.

Dies Bedürfnis aber, in vergrößerter Form das Bild der eigenen Seele an den Himmel zu werfen, ist zu mächtig, um mit dem Heidentum abzusterben. Wie so viel aus der alten Anschauung muß das Christentum auch diese Götterbilder verjüngen. Nur jene pathologischen Gestalten scheidet es ganz aus, in denen der finstere Orient noch die äußersten Möglichkeiten der weiblichen Psyche erschöpft hatte: grausige Göttinnen voll Blutdurst, voll unersättlicher sinnlicher Gier, voll grausamer Zerstörungssucht, wie sie Karthago und das übrige Phönizien, oder Mexiko oder Indien sich ausmalen — wird doch noch heut im britischen Indien von fanatischen Anhängern die Todesgöttin Dhurgi durch Menschenopfer geehrt! Aber all jene anderen Typen fanden Eingang in die christliche Idealwelt. Schon dem Alten Testament fehlen sie nicht. Nebeneinander in bewußtem Kontrast zeigt es die liebenswürdige Rebekka und die herbe Lea und in der Zeichnung der frommen Frauen aus dem Volk, wie der Mutter des Propheten Samuel oder der heroischen Weiber Deborah und Judith oder der buhlerischen, blutdürstigen Königinnen wie Jezabel sind wirkliche Klassen orientalischer Frauen verewigt. Doch hier handelt es sich nur um Beobachtung — nicht, wie bei den Göttinnen, um ihre Umgestaltung zum Idealbild. Die aber finden wir schon im Neuen Testament. Wieder ein Paar im absichtlichen Gegeneinander: die häuslich besorgte Martha und die idealistisch-fromme Maria — gleichsam zwei Seiten der Athene. Oder die reuige Buhlerin Magdalena, deren Gestalt nach Jahrhunderten ruhiger Verehrung in unseren Tagen die Tolstoj und Dostojewski und ihre Nachfolger von neuem und wie ein großes Symbol alles Erdenwandels packen und gleichsam hypnotisieren sollte. Die Jungfrau Maria dagegen tritt zunächst noch zurück, nur die stille Gattin Josephs, die besorgte Mutter Jesu. Aber bald bricht das Verlangen nach „Göttinnen" sich Bahn, und nun entsteht die Fülle weiblicher Heiliger, erst gleichartig wie die uralten Naturgeister, allmählich stärker und stärker differenziert. Die gelehrte Katharina von Alexandrien, die auf alten Bildern scholastisch Gründe an den Fingern herzählt; die mutige Missionarin Ursula; die heilige Helena, Constantins des Großen Mutter, in Wahrheit ein herrschsüchtiges Weib, in der Legende das Urbild der frommen christlichen Fürstin. Auch hier, wie bei Iris und Athena, dient das Verhältnis zu den Nächstverwandten als Mittel der Charakteristik: Odilia, die sanfte, duldende, siegreiche Tochter des wilden Vaters; Dorothea, die liebliche Himmelsbraut, von der Gottfried Keller so wunderschön erzählt. Auch unter ihnen bildet sich jene Arbeitsteilung aus, die die alte Götterwelt ordnet: Odilia heilt kranke Augen, Agnes oder Appollonia andere Krankheiten. Ein Zufallswort bestimmt oft die Aufgabe der Heiligen: Cäcilie, die vor ihrem Martertod in Verzückung himmlische Töne hört, wird die Beschützerin

der musica sacra; und so wird schließlich Barbara die Schutzherrin der Artillerie. Die bildende Kunst schafft auch ihnen deutliche Umrisse: als Kontrastfiguren sind sie auf Heiligenbildern wie der Sixtinischen Madonna angeordnet, und schon die verschiedenen Attribute lassen oft die hingebende Märtyrerin und die kühne Kämpferin für den Glauben unterscheiden. Freilich der Typus der sanften Dulderin überwiegt durchaus; er ist der herrschende Typus der christlichen Heiligen geworden, wie er das wirkliche Ideal der christlichen Familie war: die in liebender Sorgfalt alles tragende, alles duldende Frau. Und daß diese „christliche Göttin" zur Herrschaft kam, das zeugt für die Macht des Ideals um so mehr, als die uns bekannten historischen heiligen Frauen tatsächlich überwiegend viel mehr von dem anderen Typus besitzen: nicht sanfte Dulderinnen, sondern kühne Kämpferinnen sind Katharina von Siena und die schwedische Brigitta, und nicht in dem stillen Schatten von Haus oder Kloster gebeugt, sondern heldenhafte Wandlerinnen durch weite Welt, kämpfende Prophetinnen!

Aber die Zersplitterung des weiblichen Ideals in zahlreiche Trägerinnen mußte doch wieder einer Konzentration Raum geben. Immer stärker spricht sich innerhalb der christlichen Kirche die Sehnsucht aus, die Gesamtheit weiblicher Tugenden in einer Gestalt vereinigt zu sehen — und es entsteht mit innerer Notwendigkeit der Kultus der Madonna. In ihr sieht das spätere Mittelalter, sieht die katholische Kirche mit neuer Inbrunst seit den Tagen der Gegenreformation das verkörperte Ideal der Weiblichkeit. Als der stärkste Zug tritt in dem neuen Bilde eine Kraft hervor, die in dieser Weise keine alte Göttin besaß: die Liebe, nicht als Begier, nicht als eheliche Zuneigung, sondern als milde Grundstimmung der Seele. Wie so viele von diesen Göttinnen aber sehen wir sie in festen Familienverhältnissen, und die Liebe zu dem göttlichen Sohn ist auch bei ihr die bestimmende Grundeigenschaft. Alles aber ist ihr zugewachsen, was die Verehrung der göttlichen Frauen aufgesammelt hatte. Die Malerei zeigt sie am Spinnrocken und macht sie zur Schutzherrin weiblicher Handarbeit; die Dichtung schildert die Mater dolorosa, deren Herz sieben Schwerter durchbohren, und heiligt an ihr die weibliche Tapferkeit. Als Gattin und junge Mutter wird sie geschildert, auf der Flucht, im Tempel, wo sie den Gott sucht, wie Isis den entschwundenen Osiris. Vor allem aber ist es doch die fromme Beterin und Fürsprecherin der Bedrängten, die die Legende in immer neuen Formen zeigt: als Kriegerin wie Athena, als schmeichelnde Bitterin wie Aphrodite, als Hort der Jungfräulichkeit wie Artemis. Wie Freyja ist sie die Schönste, wie Ushas das erhellende Gestirn; kein Gleichnis, kein Wort der Verehrung aus allen Zeiten ging ihrem Dienst verloren.

Nimmt aber doch die christliche Religion durch ihren Gottesbegriff zwischen Maria und der Trinität einen Abstand an, der es verbietet, die Madonna in vollem Sinne als „göttlich" zu bezeichnen, so hat die Folgezeit auch die Göttin sich nicht rauben lassen. Da wachsen sie empor, die Schutzgottheiten der Lande, nicht mehr christliche Heilige, wie Maria in Polen und Bayern, sondern Verkörperungen in römischer Art: Germania, Borussia, Bavaria. Sie werden von den Künstlern geformt, erst als sorgende Königinnen, dann als

walkürenhafte Jungfrauen wie die Germania auf dem Niederwalde: überall verdrängt das Jugendbildnis das der Matrone! Die Dichter statten sie mit menschlichen Zügen aus; Strachwitz huldigt seiner Germania wie einer tapfer bewehrten Dame, und Freiligrath ruft sie an wie die wirtschaftliche Herrin des Hofes:

Du dachtest nicht an Kampf und Streit —
In Fried und Freud und Ruh,
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Ährenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Ährenkranz dazu,
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im Nu:
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein, zum Rhein, zum Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Wie hier das Bild der stattlichen über Haus und Hof gebietenden und waltenden Frau mit dem der kriegerischen Jungfrau glücklich vereint ist, so hat mancher Dichter sich aus einer persönlichen Sage und Stimmung ein individuelles Bild der weiblichen Gottheit geschaffen. So preist Goethe „Meine Göttin" und stattet sie mit allen Gaben der lockenden weiblichen Anmut aus, die seltsame Tochter Jovis, die Phantasie:

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Törin.

So ist aus der ernsten, strengen Zeus-Tochter Athene ein übermütiger, göttlicher Backfisch geworden — die Göttinnen altern nicht, nein, sie verjüngen sich! — Oder die französische Revolution, da sie alle Altäre umstürzte, konnte doch dem Verlangen nicht widerstehen, ihr Ideal zu verkünden, und setzte eine jugendliche freie Schönheit, Théroigne de Méricourt, als Göttin auf den „Altar der Freiheit"; Rudolf von Gottschall hat ihre tragische Geschichte geschrieben.

Die Philosophien gehen, hat Schiller gelehrt, aber ewig bleibt die Philosophie. Die Göttinnen wechseln, sterben, ziehen ins Exil, wie Heines und Hamerlings Venus; aber die Göttin behält den Thron. Jede Zeit bildet sich neue Ideale der Weiblichkeit und schafft ihr greifbares Bild — mag sie es dichterisch erschaffen oder nur lebendige Frauen in mythische Höhen erheben. Ward nicht Königin Luise die Göttin der Freiheitskrieger? Schwebte sie nicht über dem Kampf, Hausfrau und Mutter zugleich? und Königin und Kämpferin? In den Frauen, sagt Tacitus, verehren die Germanen ahnungsvoll etwas Göttliches; und deshalb ist vor allem auch für die Deutschen die Geschichte der Frau in der Mythologie so lehrreich als ein Spiegelbild ihrer wechselnden Vorstellung vom Göttlichen.

Berlin in Trauer um die Königin Luise.

Eine Hundertjahrs-Erinnerung.

Von
Reinhold Steig.

Innerhalb der preußischen Erhebung der Jahre von Jena bis Leipzig, in deren geheime Triebfedern und wirksame Kräfte nur wenige Männer in leitender Stellung einen Einblick haben konnten, traten jedoch für das Volksgemüt zwei Ereignisse eindrucksvoll in die Erscheinung: die Rückkehr des Königspaares nach Berlin und der Tod der Königin Luise. Diese beiden Ereignisse, der Freude und der Trauer, riefen im preußischen Volke eine so mut- und glaubensvolle Betätigung des Patriotismus hervor, wie es seit den Tagen Friedrichs des Großen nicht mehr der Fall gewesen war. Der alte preußische Geist lebte noch, das zeigte sich klar, und es kam nur darauf an, ihn in die Kraft und die Tat umzusetzen.

Der energische Wille, den gestürzten Staat aufzurichten, setzte unmittelbar nach dem Unglück wieder ein, und der Friedenstag von Tilsit, der Preußen vor der Welt klein zu machen bestimmt war, wurde in Wahrheit der Geburtstag seiner neuen Größe. Während der König im Gefühle schwerer Verantwortlichkeit vorsichtig sich zurückhielt, durfte die Königin Luise, ohne eigentliche Teilnahme an den Staatsgeschäften, die wunderbare Macht ihrer Persönlichkeit um so freier entfalten. Still und leise, als walte die schaffende Natur, bildeten sich in Königsberg die ersten Ansätze einer Luisenverehrung. An die Königin knüpften die Patrioten in Königsberg ihre Hoffnung auf die Zukunft des Vaterlandes, der preußische Dichterkreis um Schenkendorff huldigte ihr, und die Zeitungen trugen die neue Bewegung in alle Schichten des Volkes. Immer weiter griff von da die Luisenverehrung um sich, nach Danzig, Stettin, Breslau, Berlin. In der Hauptstadt Berlin hielt zwar noch fürs erste der französische Druck jede freiere Regung, Begeisterung und Hoffnung nieder; aber die Zahl der Patrioten, die sich allmählich aus der Zerstreuung der Kriegszeit einfanden, wuchs im Laufe des Jahres 1809, und im geheimen wie in der auswärtigen Presse betrieben sie, gleichsam zur Verstärkung des Gegendruckes, die Rückkehr des Königspaares. Wie nahe diese schon im Frühjahr bevorzustehen schien, zeigt Heinrich von Kleists damals gedichtete, gewaltige Ode an den

König zur Feier seiner Rückkehr, deren Veröffentlichung aber aus höherer Staatsrücksicht dem Verbote der Zensur verfiel. Noch waren die Widerstände des französischen Regimes nicht überwunden, erst der Schluß des Jahres 1809 brachte die Erfüllung. Des Jubels der Berliner Einwohner war kein Ende, als König und Königin zu Weihnachten 1809, die erlauchte Frau in dem ihr von der treuen Bürgerschaft Berlins verehrten Prachtwagen, ihren Einzug in die Hauptstadt hielten.

Das hinreißende Schauspiel des Einzuges hat ein jugendlicher Dichter, Joseph von Eichendorff, damals vom Fenster seiner in der Königstraße gelegenen Wohnung mit angesehen und in seinem (erst jüngst veröffentlichten) Tagebuche treulich geschildert. Alles höhere geistige Leben in Berlin gewann nun einen neuen Schwung. Die märkischen Dichter, Arnim, Fouqué, Kleist, stellten sich in den Dienst der Königin, wie die preußischen vorher in Königsberg. Die Zeltersche Liedertafel bestimmte den Einzugstag als den Tag ihrer Stiftung. Alle Stände und Berufe fühlten, daß es durch die Huld der Königin aufwärts gehe. Ihr wohltätiger Einfluß auf den Gang der Staatspolitik trat immer gültiger hervor und bewirkte eine Umbildung der Regierung, in der nur die mutigsten, vorwärts arbeitenden Männer Sitz und Stimme erhielten.

Der Königin Geburtstag, der 10. März 1810, nahte heran. Die Hof- und Patriotenkreise bereiteten sich zu seiner Feier vor. Zelter lud Goethe und die Dichter der Liedertafel zu einem Wettstreit um das beste Geburtstagsgedicht auf die Königin ein, und (nach den Akten der Liedertafel) wurde die Sitzung, welcher 49 Gäste, darunter Fürst Radzivill und Wilhelm von Humboldt, beiwohnten, „um gleichsam die Freude des heutigen Abends zu heiligen und zu weihen," mit Schillers Ode an die Freude eröffnet, das Lied „Der 10. März" mußte auf Verlangen wiederholt werden: „es war ein Fest, welches geheiligt durch den in jedem Anwesenden regen Gedanken an Einen allgeliebten Gegenstand, durch die schönste Einheit und die heiterste Freude, die nur die Kunst so rein zu schaffen vermag, ausgezeichnet war." Unter den gewohnten Gästen der Liedertafel fehlte diesmal aber Heinrich von Kleist. Er, der ernste, tief ergriffene, paßte an diesem Tage nicht in den Kreis der Freude. In gewaltigem Ringen mit seinem grandiosen Stoffe hatte er unter der Voraussetzung des Hofes, daß ein feierlicher Gottesdienst im Dome stattfinden werde, seine herrlichen Strophen zur Feier ihres Geburtstages geschaffen. Die erste Strophe stellt den Dom, dem Königlichen Schlosse gegenüber, uns vor die Augen hin; die zweite, wie in den Dom mit der Grazie Schritten die Königin eintritt, vor Christi Altarbilde in Demut auf die Kniee sinkend; die dritte, wie ein gottgesandter Cherub die Überwinderin des nationalen Unglückes mit der Siegespalme krönt. Eine tiefreligiöse, christliche Erhöhung der „himmlischen" Königin. Aber gerade zu dem Geburtstage der Königin, als gäbe es für sie keine Ruhe mehr auf Erden, steigerte sich die Bedrängnis durch Napoleons Forderungen dergestalt, daß jede öffentliche Feier bei Hofe abgesagt wurde, und „still, geräuschlos (wie es im „Freimüthigen" Nr. 51 heißt) ging der gestrige Tag, der Geburtstag unserer angebeteten Monarchin, vorüber; aber in den Herzen der patriotischen Bewohner Berlins, die so laut für ihre Königin schlagen,

wurde er auf das feierlichste begangen. Möge der Himmel Sie und Ihren erhabenen Gemahl noch lange uns erhalten! Dieser Wunsch erfüllte an dem gestrigen Tage die Brust jedes Biedermannes, welcher mit Wärme und Treue an seinem Vaterlande hängt." Auch Kleist hatte den Verhältnissen gemäß seine Dichtung geändert, und das Sonett, das er der Königin am Geburtstage persönlich überreichen durfte, rührte sie zu Tränen:

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht.

Und dieses strahlende Haupt sank schon am 19. Juli 1810 in die Nacht des Todes: im Schlosse von Hohenzieritz, auf heimatlich-mecklenburgischer und doch rheinbündisch-fremder Erde, wohin sich die Königin nach langen Trennungsjahren zu Vater und Geschwistern begeben hatte.

I.

Wie ein dunkles Gewölk zog die Kunde vom Tode der Königin über Berlin und Preußen. Die Einwohnerschaft Berlins war zwar durch offizielle Krankheitsberichte der Zeitungen von dem Leiden der Königin in Kenntnis gesetzt worden; aber auf einen solchen Ausgang hatte sich niemand gefaßt gemacht. Ein Kurier brachte noch in der Nacht die Meldung nach Berlin, und Tausende strömten vom frühen Morgen an (Freitag, 20. Juli) nach dem Königlichen Schlosse, an dessen Wand die Trauerbotschaft angeschlagen war. Alle Glocken läuteten, die Bühne wurde geschlossen, die Garde du Corps rückte aus, um die Leiche zurückzugeleiten. In ganz Berlin herrschte ungeheuere Erregung und Trauer: aber dennoch nirgends dumpfe Verzweiflung, sondern ernste Ergebung in den göttlichen Willen und unerschütterliche Zuversicht auf Hilfe von oben. Die Unglücksschläge von Jena und Hohenzieritz lehrten das preußische Volk wieder die „himmlischen Mächte" kennen. Am Sonntage (22. Juli) füllten sich die Gotteshäuser mit Trauernden, die das Wort christlicher Tröstung und Beruhigung zu hören wünschten. In allen Kirchen erfolgte von der Kanzel herab die vorgeschriebene Bekanntmachung des Absterbens der hochseligen Königin. Schleiermacher, in der Dreifaltigkeitskirche, predigte über die Verklärung des Christen in der Nähe des Todes, an der Hand des Textes der Apostelgeschichte (6,15) über Stephanus: „Und sie sahen alle auf ihn, die im Rat saßen, und sahen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht," indem er ausführte, wie die christliche Gewißheit, daß der Tod ein freudiges Opfer sei, welches dem Herrn dargebracht werde, auch die Empfindungen des Schmerzes um das „teure, vielgeliebte und verehrte Opfer" heilige.

Die folgende Woche verging der Berliner Einwohnerschaft in Spannung auf die Ankunft und Einholung der Leiche. Am 27. Juli fand der Einzug statt, vom Brandenburger Tore die Linden entlang zum Schlosse. Hinter der Leiche folgte der Prachtwagen der Berliner Bürgerschaft, mit acht Pferden bespannt. An der Schloßtreppe empfing sie der König mit den königlichen Kindern und geleitete sie in das Thronzimmer, wo sie nach dem voraus veröffentlichten Reglement vier Tage en parade ausgestellt werden sollte. Aber

die gewitterhafte Beschaffenheit der Luft verhinderte dies; selbst im verschlossenen Sarge konnte die Ausstellung nicht länger als bis zum 30. Juli gestattet werden. An diesem Abend wurde die Leiche unter großem Zeremoniell, in Begleitung des Königs, der Königlichen Prinzen und Prinzessinnen (das jüngste Kind auf den Armen der Amme) nach dem Dome hinübergeführt, das Personal der Singakademie stimmte einen Choral an, der erste Hofprediger, Oberkonsistorialrat Sack, hielt neben dem Sarge stehend die Ansprache, die schloß: „Barmherziger Gott! entziehe nicht deinen Schutz und deinen Segen dem trauernden Vaterlande! und laß uns alle dein sein im Leben und im Sterben, Amen!" worauf wieder von der Singakademie der Choral: „Wachet auf, so ruft die Stimme" in Zelters Komposition gesungen wurde. Erst am Ende des Jahres, am selben Tage, wo die Königin das Jahr zuvor ihren Einzug hielt, wurde der Leichnam in die zu diesem Zwecke erbaute Kapelle nach Charlottenburg überführt.

Der auf die vorläufige Beisetzung im Dome folgende Sonntag (5. August) wurde zur allgemeinen Gedächtnisfeier bestimmt, um den sich nun, neben einer offiziellen Feier des Königlichen Nationaltheaters, die kirchlichen Feiern gruppierten. Tags zuvor (Sonnabend, 4. August) veranstaltete Iffland im Schauspielhause ein concert spirituel, mit dem das bis dahin geschlossene Nationaltheater wieder eröffnet wurde. Die Bühne, auf welcher sich in amphitheatralischer Form das Orchester aufgestellt hatte, war von sieben großen, durch Girlanden von Kreppflor miteinander verbundenen Kronleuchtern erhellt. Das gesamte Personal des Königlichen Nationaltheaters hatte in Trauerkleidern auf der Bühne Aufstellung genommen. Iffland, vor ihnen stehend, sprach nach einer von Reichardt komponierten Introduktion die von Klopstock 1752 auf den Tod der Königin Luise von Dänemark gedichtete Trauerode:

Da Sie — ihr Name wird im Himmel nur genennet —
Ihr sanftes Aug im Tode schloß
Und von dem Thron empor zu höherm Throne
Im Siegsgewande trat — — da weinten wir! usw.

Nur die fünfte Strophe, wegen ihrer besonderen Beziehung auf die dänische Königin, wurde weggelassen. Es folgte eine Ouvertüre von Gluck, an die sich Mozarts Requiem anschloß. Der Chor: „Durch einen kam der Tod, durch einen kam das Leben", und das Hallelujah von Händel machten den Beschluß der unter Leitung des Königlichen Kapellmeisters A. Weber ausgeführten Trauermusik. Die Einnahme floß dem Luisenstifte zu.

Die Predigten des Sonntags (5. August) in den evangelischen Kirchen knüpften alle an das vorgeschriebene Bibelwort an (Jesaias 55,8. 9): „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr. Sondern soviel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege, und meine Gedanken denn eure Gedanken." Der Predigt des Hofpredigers Ehrenberg in der Schloß- und Domkirche wohnten der König, die königlichen Kinder und ein großer Teil der königlichen Familie bei. Der Beichtvater der Königin, Propst Ribbeck, hielt die Gedächtnisfeier in der St. Nicolaikirche. Vor der Petrigemeinde in

der Klosterkirche sprach der Prediger Hanstein. Der Oberkonsistorialrat Sack gab eine kleine Schrift über „Rat und Trost der Religion bei dem Tode unsrer verewigten Königin“ heraus. Geistvoll und innig gestaltete Schleiermacher in seiner schlichten Kirche die Gedächtnisfeier, bei der die Singakademie mitwirkte. Folgende Stellen entnehmen wir seiner Rede über die Königin:

„War es der Glanz des Thrones, weshalb wir sie glücklich priesen? jene Leichtigkeit, welche die Macht darbietet, alle Wünsche zu erfüllen? jene Huldigungen, welche der gefeierten Königin von allen Seiten dargebracht wurden in den glücklichsten Tagen des Staates und ihres erhabenen Hauses? — Nein, ihr ganzes Leben und Dasein steht in gleicher Herrlichkeit vor uns auch in den trüben Tagen des Unglücks, und sie scheint, wiewohl auf eine Höhe gestellt, auf welcher sonst Stürme und Ungewitter dieser Art nicht zu toben pflegten, eben deshalb die herbesten Wechsel erfahren zu haben, um zu zeigen, daß das Heil und der Wert ihres Lebens nicht auf Glanz, Glück und steigender Hoheit ruhte... Es ist die Anmut und Schönheit der Seele, der edle und reine weibliche Sinn, das liebevolle, für alles Gute empfängliche Gemüt, es ist der Glanz jener Tugenden der Gattin, der Mutter, der hilfreichen Beschützerin, die sie unter uns ausübte — es ist die Hoheit der Gesinnung und des Mutes, die innere Heiterkeit des Gemütes.“

Zu allgemeiner Würdigung der Königin erhebt sich der Schluß der Predigt:

„Sie nahm eine erhabene Stelle ein in diesem Leben, und wir wissen, wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene Höhen der Unterschied des Geschlechtes feststellt, Anteil genommen hat an allen großen Begebenheiten, wie sie sich eben durch die Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die teuren Kinder alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf; wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre, wie begeisternd ihr Bild und ihr Name, eine köstlichere Fahne als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging. Wir wissen, wie ihre Anmut und Würde auch die schwereren Handlungen der Ergebung und Entsagung zu adeln und zu verschönern vermochte. Aber in dem allen war auch sie nicht die Herrin ihrer Taten, der Erfolg stand nicht in ihrer Hand, und wir wissen, wie wenig von dem, was sie sehnlich wünschte, in Erfüllung gegangen ist (1810!). Sollten wir aber deswegen ihre Wirksamkeit für gering halten? Nein! Wollen wir diese ihrem Umfang nach schätzen, so laßt uns auch dahin sehen, wo wir sie gesondert von allem Fremden betrachten können. Jene innere stille Wirksamkeit des Gemütes, die sie ausgeübt hat auf den König, ihren Gemahl, stärkend, beruhigend, erheiternd; im häuslichen Kreise ein Glück bereitend, zu dem er immer sicher zurückkehren konnte, ein Bild innerer Schönheit darstellend, vor welchem alles andre verschwand; die Wirksamkeit, die sie ausgeübt hat auf jene schönen Hoffnungen besserer Zeiten, ihren köstlichsten Nachlaß, einpflanzend eben jenes Bild in die Gemüter der königlichen Kinder, welches sie auf immer festhalten wird bei dem Guten und Schönen, und sie bewahren wird vor allem, was der vollendeten Mutter unwürdig sein könnte. Und von diesem innersten Heiligtum aus, wie weit hat sich dieselbe Wirksamkeit verbreitet über alle, die ihr nahten, die ihr in Liebe und Verehrung angehörten! Darauf laßt uns sehen: so werden wir bezeugen müssen, wie viel sie gewirkt hat, und Gott preisen mitten in Schmerz und Trauer für den Reichtum seiner Gnade.“

Man muß sich mit der gehaltenen, vorsichtigen Sprache jener Jahre befreunden, um aus Schleiermachers Worten die echte Gesinnung des preußischen Patrioten herauszufühlen, der mitten in der Not des Vaterlandes auf dem festen Grunde stand, daß (wie Schleiermacher selbst sagt) auch die Schickung,

die ihn am tiefsten beugt, ihm zugleich zu einer neuen Kraft des geistigen Lebens gedeihe.

In der katholischen Hedwigskirche am folgenden Montag (6. August) wurde zum Gedächtnis der Königin die allgemeine Seelenmesse gelesen. An der Außenseite der Kirche war die lateinische Inschrift angebracht:

In Obitu
Ludovicae Meclenburgicae
Borussiae Reginae Dilectae
Catholicorum Berolinensium
Moeror.

In der Mitte der Kirche war auf einem vier Fuß hohen Sockel ein Katafalk errichtet, den an den vier äußeren Ecken sowie am Kopf- und Fußende sechs große vergoldete Kandelaber umgaben. Auf der schwarzen Drapierung der Innenwände zeigten sich Strahlenglorien, innerhalb deren der preußische schwarze Adler und darüber in goldenem Kranze ein gekröntes L erschien. Zwölf kristallene Kronleuchter erhellten die verdunkelte Kirche. Dem Hochaltar gegenüber befand sich ein Gerüst für das Orchester des Königlichen Nationaltheaters, das mit Einschluß der Sänger und Sängerinnen aus 120 Personen bestand. Nachdem sich die Geistlichkeit im Ornat aus der Sakristei nach dem Hochaltare begeben hatte, stimmte das Orchester, unter A. Webers Leitung, Mozarts Requiem an. Auf die Seelenmesse folgte die Aufführung einer von Reichardt komponierten Klopstockschen Trauerode, und der Propst sprach für den König und das gesamte Königliche Haus das Gebet. Die Vokalmusik fiel hierauf mit Webers Domine salvum fac regem ein, das Hallelujah aus Händels Messias schloß. An der Trauerfeier nahmen nächst Mitgliedern des Königlichen Hauses die vornehmsten Personen vom Hofe und vom Militär, die obersten Staatsbeamten und die Geistlichkeit der anderen Konfessionen teil. Wahrscheinlich ist Art und Idee dieser Feier von dem kunst- und musikliebenden Fürsten Anton Radzivill ausgegangen. Denn am 8. August konnte dieser im Auftrage des Königs dem Kirchen-Collegio von St. Hedwig schreiben, „daß Seine Majestät Höchstselbst mit Ihren Kindern würden beigewohnt haben, wenn Sie nicht hätten fürchten müssen, den tiefen Eindruck zu erneuern, den die Gedächtnisrede des vorigen Tages auf Sie gemacht hat". Mit anderen dem Königshause treu ergebenen Patrioten wohnte der Feier auch Achim von Arnim bei, dessen in den nächsten Augustwochen zweimal aufgeführte „Nachtfeier" tiefen Eindruck auf die Berliner Gesellschaft ausübte.

II.

Unabhängig nämlich von diesen offiziellen und kirchlichen Gedächtnisfeiern wurde auch gleich im Anfang eine private und weltliche Trauerfeier geplant; sie kam auch als „Nachtfeier nach der Einholung der Leiche der Königin" zustande und wurde zweimal in Berlin, am 18. und 25. August 1810, im Saale des Königlichen Opernhauses aufgeführt. Ein Musiker und ein Dichter, eben Achim von Arnim, hatten sich dafür zu gemeinsamer Arbeit verbunden.

Die Idee zu dieser, vorwiegend musikalisch gedachten, Nachtfeier entstand gleich nachdem der Tod der Königin in Berlin bekannt geworden war, und

gründete sich auf das, in den Zeitungen veröffentlichte, amtliche Reglement für die Einholung der Leiche. Zur Veranstaltung einer musikalischen Feier in Berlin wäre wohl Zelter, als der Direktor der Singakademie und der Meister der Liedertafel, der rechte Mann gewesen. Aber der Zufall wollte, daß er, der ergebene Verehrer der Königin, bereits seit Juni von Berlin abwesend war und gerade an dem Tage, da die Königin starb, bei Goethe in Karlsbad weilte, wie später bei ihm in Teplitz. Dies ist der Grund für die sonst auffällige Erscheinung, daß weder Singakademie noch Liedertafel, was sonst ihre Pflicht gewesen wäre, als geschlossene Körperschaften damals hervortraten, wiewohl ihre Mitglieder an den einzelnen Feiern in Berlin bereitwillig mitwirkten. Bemerkenswert ist auch, daß Goethe, ob ihn gleich noch Fichte und Fr. August Wolf damals besuchten, weder in Tagebüchern noch Briefen der toten Königin erwähnt, der doch über die Kaiserin Maria Ludovica gleichzeitig das schöne Wort schrieb (22. Juli 1810): „Wenn Wünsche etwas bei den Göttern vermögen, so muß sie gewiß erhalten werden". Die Königin Luise war ihrem preußischen Volke trotz aller Wünsche nicht erhalten geblieben; in stummer Trauer schwieg ihr herrlichster Dichter, Heinrich von Kleist.

Den Gedanken einer musikalischen Feier ergriff in Berlin der Königliche Kammermusikus Georg Abraham Schneider. Er war freilich kein musikalisches Genie, aber immerhin ein Mann achtbarer Tüchtigkeit, der es in der Folge zum Hofkapellmeister und Musikmeister der preußischen Garderegimenter brachte, als welcher er 1839 in hohem Alter gestorben ist. Er wandte sich an Achim von Arnim mit der Bitte, ihm für seinen Zweck eine Kantate zu dichten. Arnim tat es aus Gefälligkeit gegen den Komponisten. Die Kantate, die er schrieb, war (nach seinem eigenen Zeugnis) das Werk weniger Stunden. Nicht mehr Tage, als Arnim Stunden, hatte auch Schneider nur für die Komposition übrig, sollte ihr wirklicher Zweck, als „Nachtfeier" nach der Einholung (am 27. Juli) zu dienen, erreicht und die Einübung bis dahin geleistet werden.

Arnim war gewiß innerhalb der Berliner Hof- und Patriotenkreise derjenige Dichter, der am ehesten für diese Aufgabe in Betracht kam. Kleist arbeitete zu schwer und langsam, um rasch fertig zu werden. Clemens Brentano, durch Arnims Beispiel angeregt, ebenfalls eine (fürwahr mit hohen Schönheiten geschmückte) Kantate zu dichten, die Reichardt komponieren wollte, stand doch innerlich dem preußischen Wesen nicht nahe genug, um die Empfindungen gerade des Volkes auszusprechen. Arnim aber war durch Familienüberlieferung und eigenen Lebensweg dafür vorbereitet. Vor dem Brandenburger Tore wuchs er unter großmütterlicher Obhut auf, sein Schulweg führte ihn täglich Unter den Linden am Königlichen Schlosse vorüber zur Burgstraße. Wie oft sah er nicht die verehrte Königin von Angesicht. Später wurde ihm die Ehre persönlicher Bekanntschaft zuteil. Das der Königlichen Familie verwandte fürstlich Radzivillsche Haus, in dem er wie Kleist und die anderen Patrioten verkehrte, war gleichsam eine Kultstätte der Königin. Über ihre Erkrankung brachte sein Onkel, der mecklenburgische Graf Hans Schlitz, der damals gerade über Hohenzieritz nach Berlin reiste, nähere (seinen „Memoiren"

fehlende) Nachrichten mit, die sich bei Arnim mit denen verbanden, welche durch die Zeitungen gingen oder von Mund zu Munde umliefen. Aus all diesen Quellen floß, was Arnim aus tiefergriffenem Herzen am Sonntag, 22. Juli 1810, an Bettina Brentano über die tote Königin schrieb (ungedruckt):

Ich komme eben aus der Kirche, wo unsrer guten Königin Gedächtnis mit den Worten der Bibel gefeiert wurde, die das Hinscheiden des heiligen Stephanus nach großer Marter und Qual erzählen: und er schien ihnen glänzend wie ein Engel, die aber ihn anblickten, waren seine Feinde und Quäler: wir aber waren ihr ergeben, die von uns genommen.

„Ich denke mancher vergangenen Tage, wie ich als Kind sie in Jubel und Pracht hier einziehen sah, wie ich sie im Glanze ihrer Schönheit zur Vermählung durch die gedrängten Säle mit gesenktem Haupte langsam hingehen sah (1793)[1]), wie sie als Königin erschien in Halle (1799), wie ich sie mit verstörtem und unkenntlichem Gesichte durch Göttingen flüchten sah (1806), wie ich sie in Königsberg zum erstenmal gesprochen, mein ganzer Sinn in Hoffnung sich tauchte für mein Land, wie ich sie zum letztenmal sprach bei einer Wasserfahrt[2]), als ich alles aufgegeben und nur ihr Gesicht mir bewahren wollte, zum Angedenken in der bösen Zeit, die nun einbrechen mußte. Zweimal sah ich sie nur seit der Zeit, bei ihrem Einzuge nach der Rückkehr in das Berlin, wo alles von wehmütigem Jubel schauderte, und das letztemal bei einer Luftfahrt, wo sie mich in der Menge wiederzuerkennen schien und auf mich blickte: Gottes Segen für den Blick.

Sie starb auf dem Boden des rheinischen Bundes, als sie ihn zum erstenmal betreten, auf einem angenehmen kleinen Landschlosse ihres Vaters, des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, zu Hohenzieritz, in der Gegend, wo sonst der Tempel von Rhetra stand, wo den Götzen viel Menschenblut geflossen. Als ihre Leiche aus dem Schlosse gebracht wurde, waren die Ehrenpforten, die ihrem festlichen Einzuge erbaut worden, noch grünend. Der König und der Kronprinz trafen drei Stunden vor ihrem Tode ein, sie fragte noch einmal ihre Ärzte, ob Hoffnung zu ihrer Genesung, und als ihr keiner davon reden mochte, da sprach sie mit fester Stimme noch eine Viertelstunde zu ihrem Manne, dann zu ihrem Sohne, den sie zu allem Guten

[1]) Dazu aus einem (ungedruckten) Briefe von Arnims Großmutter, der Frau v. Labes, an ihre Schwiegertochter, die Gräfin Schlitz, aus Berlin 28. Dezember 1793: „Von unseren hiesigen Feierlichkeiten muß ich Ihnen sagen, daß ganz Berlin jetzt im Taumel der Freude lebet über die liebenswerten, schönen, gütigen Prinzessinnen, die uns zu Teile geworden, und die einstimmig gelobet und bewundert werden: ich habe mich selbst auch davon überzeuget; denn ich habe die Prinzessinnen-Bräute nicht alleine bei dem Einzuge allhier gesehen, sondern auch bei der Vermählung auf dem Schlosse war ich so angestellet, daß der ganze Zug dichte vor mir vorbei mußte: besonders aber konnte man an unserem gnädigsten König und Königin, so auch der lieben, guten, alten Mutter Königin, deutlich die Freude und Vergnügen in ihren Blicken lesen. Letztere bezeigte es besonders dadurch, daß sie kurz vor der Trauung in dem Thronzimmer, worin viele Zuschauer adligen und bürgerlichen Standes versammelt waren, sich auch fanden, und einen jeden nach der Reihe herum gnädigst anredeten und die dabei befindlichen Kinder küßten. Da entstand unter den gerührten Zuschauern ein solches Gemurmel, und man hörte nichts als: Ach Gott — ach die gute, liebe Mutter — wie gnädig, wie herablassend — Gott schenke ihr doch noch ein langes Leben usw.'" Ihr Enkel Achim von Arnim war unter diesen Kindern.

[2]) Aus dem Berichte des hannoverschen Diplomaten Hugo, Königsberg 31. Mai 1807 (Ompteda, Zur deutschen Geschichte, Bd. II, S. 298): „Achim von Arnim . . . ist hier und macht Verse. Die Königin singt am liebsten seine herausgegebenen Lieder zur Guitarre, als: ‚Juchhei, lieblich ist die Jägerei', und: ‚Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus, Ade.' — Ich bin auf einer Wasserpartie auf dem Schloßteich mitgewesen, wo ich diese göttlichen Töne gehört habe, und wo man, bis der Mond hinaufzog, auf dem Wasser blieb, im Schwimmen Tee trank und sich erkältete."

ermahnte, und starb dann in kurzem Krampfe, der in Schlaf überging, so wie der Schlaf in Tod. Sie hatte sich nie auf eine Reise so gefreut, wie auf diese zu ihrem Vater — der Vater hat sein liebes Kind zu sich gefordert und es ist ihm folgsam gewesen.

Von Ahndungen wird einiges erzählt. Ihr letzter Brief an die Fürstin Radziwill schließt mit den Worten: ‚Und so bleibe ich, liebe Base, bis zum †, der wann und wo erfolgen mag, Deine usw.‘ Der Brief ist früher als ihre Krankheit, die so unerwartet eintraf, daß an dem Tage, wo sie sich niederlegte, um nie wieder aufzustehen, ihr Bruder (Georg), der sie begeistert liebte, meinen Onkel (Graf Schlitz) fragte, ob sie nicht schöner wäre als jemals. Der Gram der letzten Jahre kann ihre Lunge angegriffen haben, sie mußte viel verschmerzen; ihre Schönheit, die über die erste Jugend hinaus blühte, machte sie jugendlicher in ihrem Leben, als ihr angemessen. Man gibt ihr schuld, daß sie zuviel noch den letzten Winter getanzt habe, wo sie an Engbrüstigkeit schon gelitten; noch andere schreiben ihr Übel einer Erkältung in Petersburg zu. Geschwüre in der Lunge, die kein Arzt geahndet, waren der Anfang ihrer Krankheit, sie öffneten sich, Nervenfieber und Brustkrampf machten sie schnell tödlich; unsre Zeit wird von Vergiftungen reden, es ist aber nach aller Unterrichteten Meinung nicht daran zu denken.

„Die weiße Frau ist vor drei Wochen dem Kronprinzen erschienen und hat ihn so erschreckt, daß seine Hofmeister ein Mädchen ausputzten und ihm damit zu beweisen trachteten, jene Erscheinung wäre auf gleiche Art zu erklären. Die Orgel der Potsdamer Kirche spielte zu gleicher Zeit ein Totenlied bei verschlossenen Türen; als die Türe aufgeschlossen, war niemand darin zu finden. So wird erzählt: was aber gewiß, ist die Trauer.

Von ihrer Güte weiß jeder zu sprechen, der ihrer bedurfte; ihr Leben war ein stetes Bemühen, die kleinen Härten, die in der Natur des Königs manchen verletzen, mit weiblicher Milde von den Menschen abzuhalten, ihn zu erinnern, wo er einen übersehen oder vergessen. Gibt es einen Tadel gegen sie, so ist's von denen gerade, die sie zu politischem Wirken, wozu ihre höhere Natur gar nicht geschaffen, anregten und sich dann von ihrer Natur nicht gehalten und in entscheidender Zeit nicht unterstützt fanden. Wer die Zeit gekannt hat, wird ihr diese kleine Abirrung leicht verzeihen, ja sich verwundern, daß sie nicht viel unbesonnener eingewirkt hat. Wenn ihr auch dieses größere Einwirken fehlte, das überall nur wenigen zum Heil verliehen, so hatte sie doch in allen Verhältnissen eine Würde, eine Sicherheit, Ruhe und Folge, die selbst Napoleon imponierte. Sie mochte gern erscheinen, und warum hätte sie es nicht tun sollen, deren Erscheinung aller Welt eine Aufmunterung war und mitten in der drohendsten Zerstörung den Glauben an die Dauer unsres Staates fesselte. Die Glocken läuten eben, mag sie unsre Herzen hören.“

Diese briefliche Niederschrift Arnims zeigt, wie er persönlich, patriotisch und in mystischer Verklärung das Wesen der verewigten Königin zu fassen trachtete. Es tönen darin bereits die Klänge voraus, die er voller und stärker in seiner „Kantate“ anschlug und ausströmen ließ.

Daß die Kantate, mit ihrem historischen Gehalt, bisher wenig für die Luisenforschung in Betracht kam, hat seine natürlichen Gründe. Arnims Werke enthalten die originale Fassung nicht. Ein Exemplar der Urgestalt hat sich erst jetzt in der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek Berlin ermitteln lassen; Akten aus Anlaß der Aufführung, die im Königlichen Opernhause vor sich ging, haben sich bei der Generalintendanz der Königlichen Schauspiele nicht gefunden. Dürfen wir an die Dichtung selbst, die der Musik zur Unterlage dienen und vor ihr zurücktreten sollte, nach der ästhetischen

Seite hin nicht den strengsten Maßstab legen, so wohnt ihr doch ein hoher Grad ideellen und tatsächlichen Quellwertes inne, der sie einer eingehenden Betrachtung würdig macht.

III.

In gleicher Weise wie Kleist sein Lied für den letzten Geburtstag der Königin, dichtete Arnim seine Nachtfeier auf Grund der vorher bekannt gegebenen Hofansage. Dieser zufolge sollte der feierliche Leichenzug am 27. Juli, abends 7 Uhr, vom Brandenburger Tore aus die Linden entlang sich zum Königlichen Schlosse bewegen, an der Spitze der Wagenreihe der von der Berliner Bürgerschaft geschenkte Prachtwagen. Der geöffnete Sarg würde einige Tage für das trauernde Volk en parade ausgestellt bleiben, eine Voraussetzung, die sich aber nachher nicht erfüllen ließ. Unter dieser Voraussetzung dichtete Arnim jedoch seine Kantate, ohne sie später abzuändern, so daß sie in diesem Punkte den tatsächlichen Verhältnissen, wie sie sich schließlich gestalteten, nicht entspricht.

Auch darin weicht die Kantate von ihrer ursprünglichen Idee ab, daß sie nicht zu einer wirklichen Nachtfeier nach dem Einholungsabende des 27. Juli wurde: die Aufführung konnte eben erst drei Wochen später erfolgen. Die musikalische Bearbeitung, die Besorgung der Sänger, die Einrichtung des Saales erforderten doch wohl längere Zeit, als man anfänglich glaubte, und die Bühnen- und Kirchenfeiern des 4. und 5. August durften den Vortritt verlangen. Endlich wurde doch die Bahn für die Nachtfeier frei. Wie Iffland den Ertrag des concert spirituel der Luisenstiftung bestimmt hatte, so sollte der Reingewinn der Nachtfeier, im Angedenken an die Wohltätigkeit der Königin, den Armen Berlins zugute kommen. Das Königliche Preußische Armendirektorium erließ in den Berliner Zeitungen unter dem 14. August 1810 die Anzeige: „der Herr Baron von Arnim und der Königliche Kammermusikus Herr Schneider hätten ihre ausgezeichneten Talente zu diesem doppelt schönen Denkmal benutzt, ersterer durch ein sehr gelungenes Gedicht, letzterer durch seine treffliche Komposition, und eine Kantate gefertigt unter dem Titel ‚Nachtfeier nach der Einholung der Hohen Leiche Ihrer Majestät der Königin', welche am 18. d. M. abends um 7 Uhr im Saale des Königlichen Opernhauses gegeben werden solle; der Ertrag sei den hiesigen deutschen (!) Stadtarmen gewidmet;" die Einlaßkarten kosteten einen Taler für die erste, 16 Groschen für die zweite Abteilung, 12 Groschen für die Galerie.

Für die Ausschmückung des Opernhaussaales war Schadow von Arnim gewonnen worden. Das schwarz mit Silberflor drapierte Orchester wurde gegen den Hintergrund durch einen Vorhang, der von der Decke bis zum Fußboden reichte, abgeschlossen. In den beiden Hinterecken des auf diese Weise abgegrenzten Orchesterraumes standen zwei Trauerweiden, in den Vorderecken zwei Zypressen. In der Mitte des Hintergrundes befand sich, zu Anfang verdeckt, eine Nische, in der die Marmorbüste der Königin aufgestellt war; Blumen mit Trauerflor durchschlungen und ein Kranz von Hortensien, der Lieblingsblume der Königin, umfaßten das Fußgestell. Ihr zur Seite

standen zwei marmorne Figuren, der Glaube und die Geduld. Die Rückwand der Nische war mit Sternen besät, wie auch ein Sternenkranz über dem Denkmal schwebte. Die Teilnehmer erhielten ein einfaches Textbuch der Kantate in die Hand, dem lose ein nachträglich von Arnim gedichteter Prolog einlag (den auch die Vossische Zeitung vom 21. August 1810 brachte). Die an der Nachtfeier mitwirkenden Kräfte stellte die Königliche Kapelle, das Königliche Nationaltheater, die Singakademie und die Liedertafel.

Am Abend der Aufführung, 18. August 1810, war eine erlesene Gesellschaft im Saale anwesend. Mit einer klagenden Introduktion hob leise die Musik an, worauf der Gesang einer vom Kriegsrat Friedrich Duncker gedichteten, von Ludwig Hellwig komponierten Ode „Der Königin" folgte. Dieses Gedicht (vorher in der Vossischen Zeitung veröffentlicht) pries die tote Königin als „einen Engel Gottes, der herab ins Leben stieg und strahlend schied zur Unsterblichkeit", als eine „Heilige, die aus dem Himmelszelte auf uns herniederglänzt", und die wir wiedersehen „im Morgenrot, im hellen Abendstern", und war daher recht gut geeignet, die von ähnlichen Gedanken getragene Nachtfeier einzuleiten. Der Vortrag geschah in der Weise, daß die erste Strophe vom Chor, die folgenden von Grell gesungen wurden, und der Chor nach jeder einzelnen Strophe wieder einfiel. In Grell und Hellwig stellte sich die Beteiligung der Zelterschen Liedertafel, deren hervorragende Mitglieder beide waren, vor dem Publikum wirkungsvoll dar. Eine Phantasie auf der Harmonika, vom Musiker Pohl, ausklingend in die Weise „Wie sie so sanft ruhn", leitete zu Arnims Prolog über, den der Königliche Schauspieler Beschort sprach, und aus dem wir hier einige Stellen mitteilen:

Das erste Wort wird einem tiefen Schmerze
So schwer zu denken, — schwerer noch zu sagen, — — —
Die Trauer hat ihr Recht so wie die Liebe,
Der Schmerz macht menschlich schwach und göttlich stark.
Was alle trifft, schlägt keinen ganz danieder — — —
O seid gesegnet, Bilder der Verehrten,
Wir möchten opfernd alle Pracht euch weihen,
Zu eurer Ehre alle Kunst erschöpfen:
Doch was an Sie uns mahnt, das wird erklärt,
Manch einfach Wort, das aus der Seele dringet,
Verherrlicht sich zu einer Totenfeier,
Ihr liebreich Bild, woran der Blick gewöhnt,
Ist herrlicher als aller Künste Pracht.
Nach diesem Wort, das unsern Sinn gedeutet,
Sei euch enthüllt das Bild der hohen Toten,
Zu deren Feier wir allhier versammelt.

Bei diesen Worten wich der Vorhang vor der Nische auf dem Orchester, so daß das oben beschriebene und im Prolog erläuterte Denkmal sichtbar wurde, und der Vortragende fuhr im Prologe fort:

Es gibt dies Bild uns Zeichen ihrer Nähe,
Sie scheint noch unter uns wie sonst zu wohnen:
Weh uns, daß wir der Hohen Tod hier feiern,
Die noch vor wenig Monden hier in Trauer

Den Tod des Welterlösers hat gefeiert[1]),
Der, auch für Sie den frühen Tod gestorben,
Der Frühverstorbenen Gebet erhörte,
Womit Sie ihn um Beistand angefleht,
Er gab Ihr die Geduld und auch den Glauben,
Entführte Sie in sanftem Schlaf dem Leiden. — — —
So schaut das kleine Denkmal, das wir schufen,
Ihr Bild ist jedes Denkmals schönste Zierde,
Es mildert aller Trauer scharfe Härte.
Wie ich bei Ihrem Anblick mich vertiefe,
So mindern sich die Schrecken dieser Zeit,
So schweben mir im Geist die Trauertage
Wie schwarze Genien, doch zornlos, über,
Es bleibt vor allen einer in der Seele,
Der ernste Tag, als diese große Stadt
Der hohen Leiche schwarz entgegen wallte — — —
Der Zug ging langsam unter stillen Tränen,
Und leise hob sich dann des Volkes Rede,
Und jeder rühmte Sie, der sie gekannt,
Und jeder Arme rühmte Ihre Milde.
Es ward die Nacht der Toten schönste Feier.
Ihr Lob hat unser Herz mit Sang erfüllt,
Mit Widerhall der allgemeinen Stimme;
So sei die Feier dieser Nacht zur Feier
Der hohen Toten von uns angestimmt. — — —

Als der Prolog beendigt war, setzte die Kantate mit dem Chorgesange:

Langsam ziehn die schwarzen Stunden,
Einsam schweigend weint das Herz,
Bis es Herzen hat gefunden,
Die erfüllt von gleichem Schmerz,

ernst und feierlich ein, die Zuhörer in die Nachtstunden unmittelbar nach der Einholung der toten Königin zurückführend. Die „Nachtfeier" schreitet wesentlich in Sologesängen vor, die von Chören und Rezitationen unterbrochen werden. Die Führung der Gedanken übernehmen die „Einzelnen Stimmen", sie sind es, die das, was Arnim das Volksempfinden bei der Einholung und der ursprünglich beabsichtigten Paradeausstellung der Leiche nennt, zum Ausdruck zu bringen haben; ohne daß dabei entgehen dürfte, wie er eigene Erinnerungen an die Königin hineinverwebt. Es war Hochsommer und Erntezeit, als die Königin starb. Wie nahe lag es einem märkisch-ländlich gestimmten Dichter, die Ernte der Menschen und die Ernte des Todes zueinander in Beziehung zu setzen. Am selben 18. August, wo Arnims Nachtfeier stattfand, brachte die „Vossische Zeitung" seines Freundes Fouqué rührend inniges, ländlich empfundenes

Brandenburgisches Erntelied für das Jahr 1810.

Die Halm' und Ähren winken
Uns reich und mild,
Die hellen Sensen blinken,
Die Garbe schwillt.

[1]) Die Königin besuchte den Opernsaal zum letzten Male bei der Aufführung der Kantate Grauns vom Tode Jesu.

Da wollen wir beginnen
Den Erntesang,
Ach aber mitten innen
Schallt Glockenklang.
Die Trauerglocke läutet
Vom Dorfe her.
Wir wissen, was es deutet:
Sie ist nicht mehr!
Zwei Augen ruhn im Grabe,
So fromm und blau;
Und auf die Gottesgabe
Fällt Tränentau.

Auch Arnim wendet in seiner Kantate dies ländliche Motiv an, im Tone des religiösen Volksliedes dichtend:

Des Todes Sichel schnitt die schönste Blume
Und reichte sie in Gottes Hand;
Er pflanzt sie in ein bessres Land,
Da blühet sie in ew'gem Ruhme —

und der religiösen Empfindung vereinigt er gleich im Anfang die nationale, indem er das trauernde Volk daran gemahnt, wie oft die Königin um es getrauert habe, „als noch die Übermacht es umlagerte", und trostvoll steigt dem Dichter aus ihrem segensreichen Leben die Fülle der Erinnerungen auf an ihre Güte, Milde und Schönheit; an den Tag ihres Einzuges in die Stadt; an die Feier jener schönen Tage, die sie dem Gatten zuführte:

So kam der erste Frühling auf die Erde,
Der Ärmste war in Ihrem Glücke reich.

Aber der wilde Krieg schlug schwere Wunden, und ferne war die Königin in jenen Schreckenstagen. Doch der Friede schenkte sie ihrem treuen Volke wieder, und unvergeßlich lebt die Erinnerung fort, wie die Berliner Bevölkerung ihre Königin am frohen Feste der Rückkehr mit jubelndem Zuruf begrüßte:

Es war die harte Zeit vergessen,
Als wär' das Unglück nur ein Traum.

Ein Traum, wünscht der Dichter, möchte auch die Einholung der Leiche sein! Aber nein, es ist kein Traum. Denn „sie kam in jenem hochgeschmückten Wagen, den sie von ihrem Volke gnädig angenommen". Sie hörte nicht den Klang der Glocken, der durch die Abendröte traurig sie begrüßte. Sie lag im engen Sarg umschlossen, ein schwarzer Teppich hatte sie mit Nacht bedeckt. Auch die Menschen umschließt, als die Einholung vorüber, die wirklich herabgesunkene schwarze Nacht, und schlaflos wallen sie durch die dunklen Straßen. Sie wissen wohl: „Zu ihrem Vater ist sie heimgegangen", aber sie fühlen doch:

Mehr als wir alle, ach, verlor der Eine,
Den Gott als König über alle setzte,
Dem Sie von Gott ward zugesandt.

An des Königs Majestät richtet sich die Bitte des trauernden Volkes: „Laß, o Herr, sie uns noch schauen, wie wir sie zum letzten sahen",

Nach dem Schein der Trauerkerzen,
Die im hohen Schlosse strahlen,
Dringen unsrer Sehnsucht Qualen.

Der König gewährt die Bitte, das Volk darf an den offenen (!) Sarg treten. Noch hat der Tod die Schönheit der Königin nicht bezwungen. Ihres Lebens Güte schwebt auf ihrem stillen Munde. Es tut sich freundlich ihr Gemüt auch ohne Worte allen kund. Die Himmel neigen sich herab und erheben sie. Das Herz fühlt, daß sie nicht tot sei, sondern lebe:

Es schweben Engel in den Lüften
Mit bunten Flügeln hellbeschwingt,
Und heben Sie auf Weihrauchdüften
Zum blauen Himmel neu verjüngt.

Die Engel singen der emporschwebenden Königin entgegen und heißen sie als eine der Ihrigen willkommen:

Du, von uns zu lang geschieden,
Komm in unsern Kreis zurück.
Deinem Volk gabst du den Frieden,
Kehre heim zu unserm Glück.

Die im irdischen Leben aber Zurückbleibenden fühlen, und hier vernehmen wir wieder das Wehen des vaterländischen Geistes:

Eine Kraft hat uns durchdrungen:
Ew'ger Mut ist uns erklungen.
Laßt uns nach den Palmen trachten
Im Gebet und in den Schlachten;

denn nicht im Leide zu versinken gilt es, sondern:

Frisch zur Arbeit, frisch zum Streiten
Gehen wir aus Trauerzeiten —

und im Glauben an die verklärte Königin ruft der Dichter seinem preußischen Volke zu:

Sie lebt, Sie wachet über euch,
Wird euer Schutzgeist sein!

Was also die preußische Volksseele damals brauchte, die religiöse Verklärung und national-heroische Erhöhung der Königin, das war durch Arnims Dichtung und Schneiders Komposition zum verständlichen Ausdruck gebracht, und darin liegt der große Erfolg der Aufführung, den die „Vossische Zeitung" Nr. 100 durch ihren Referenten J. C. F. R. (Rellstab) und die „Spenersche Zeitung" Nr. 101 durch einen Ungenannten rühmlich bezeugen.

IV.

Der Erfolg der „Nachtfeier" zeigte sich auch darin, daß eine Wiederholung vom Publikum gewünscht wurde. Das Königliche Armendirektorium erließ eine zweite Ankündigung, in der es unter Danksagung gegen alle Beteiligten heißt: „Da ein großer Teil des Publikums bedauert, an dieser rührenden und tröstenden Feier nicht teil genommen zu haben, und deren Wiederholung, den Armen zum besten, wünscht, so wird diese auf nächstfolgenden Sonnabend, den 25. d. M., in demselben Lokal, abends um 6 Uhr, hierdurch angekündigt und dabei bemerkt, daß die Königliche Kammersängerin Demoiselle Schmalz die Gefälligkeit haben wird, eine für ihre Stimme eingelegte Singpartie zu übernehmen und außerdem noch eine auf den Gegen-

stand passende musikalische Szene zu singen." Die Sängerin Auguste Schmalz, vom Könige zu ihrer Ausbildung nach Dresden geschickt, war eben erst nach sechsjähriger Abwesenheit in Berlin (am 10. August) aufgetreten und erfreute sich der ausgesprochenen Gunst der Patriotenkreise, die bald hernach in Kleists Abendblättern für sie gegen Iffland Partei ergriffen; die Nachtigall überwintere in der Kehle der Schmalz, hat Kleist von dieser Sängerin gerühmt. Eigens für sie dichtete Arnim neu die „Stimme der Königin". Den Prolog sprach bei der Wiederholung nicht Beschort, sondern die Schauspielerin Madame Bethmann.

Von der „Stimme der Königin" hat sich glücklicherweise auch ein Einzeldruck, wieder in der Musikabteilung der Königlichen Bibliothek Berlin, erhalten. Die verklärte Königin schwebt zum Himmel empor, in die Schar der Engel zurück, denen sie von Anbeginn zugehört. Unter den Engeln befinden sich ihre drei ihr im Tode vorangegangenen Kinder. Alle erkennt sie freudig wieder, alle jauchzen ihr entgegen, und ihre drei Kinder rufen ihr zu: „Süße Mutter, komm nach Haus, zu der ew'gen Freudenschwelle; auf der Erde ist es kalt, ew'ge Wärme uns umwallt." Aus der Höhe, dem Himmel nah und näher, grüßt sie ihren Gemahl, den vielgeliebten, tiefbetrübten, ihren Vater, Brüder, all die Ihrigen; mahnt sie ihre Kinder, in allem Guten dem treuen Volke zu leben und durch die Nacht zum Licht der Sonne zu wandeln „unverzagt, bis es tagt". Denn:

Großes soll durch euch geschehn,
Großen Schmerz müßt ihr bestehn:
Wie die Ströme nach dem Meere
Schwellen durch des Landes Krümmen,
Also zieht durch Not die Ehre.
Euch zu Großem zu bestimmen.

Und die Engelstimmen ihrer drei verewigten Kinder empfangen sie nun mit den Worten: „Offen ist des Himmels Tor, Dich begrüßt des Himmels Chor." Und mit den weiteren Klängen dieses Chors: „Sie steigt empor" usw. lenkt die Dichtung wieder in ihre erste Bahn ein: „wird euer Schutzgeist sein!"

Den bedeutsamen Eindruck der wiederholten Feier bezeugt die eingehende Beurteilung, die ein F. H. zeichnender Referent in der „Vossischen Zeitung" (Nr. 103) abermals der Kantate widmete. Es wird der Berliner Schriftsteller und Dichter Franz Horn gewesen sein, der auch Dichtungen anderer Patrioten, darunter Kleists, mit Wohlwollen und Verständnis anzeigte. „Diese Kantate," erklärte er, „ist als ein Nationaleigentum zu betrachten, wir müssen sie nicht zum letztenmal gehört haben, sie löse mit ihrem herzschmelzenden Zauber auch den wiederkehrenden Schmerz: sie werde unsere Jahresfeier, unser jährliches Tränenopfer." Der Reingewinn betrug, nach der Abrechnung des Königlichen Armendirektoriums, über 289 Reichstaler, die zur Armenkasse flossen, und rühmend wird dabei hervorgehoben, daß „Demoiselle Schmalz durch ihr Talent und Herr Kammermusikus Schneider durch eine sehr großmütige Aufopferung alles so sehr verdienten eigenen Vorteils das Direktorium ganz besonders verpflichtet hätten".

V.

Gegenüber der Vergänglichkeit einer Aufführung läßt sich wohl begreifen, daß Komponist wie Dichter ihren Werken durch Drucklegung längere Dauer zu verleihen wünschten. Der Komponist Schneider entschloß sich zu einem Klavierauszuge, für den er Subskription eröffnete. In einer Anzeige vom 1. September 1810 bat er die Subskribenten, Namen und Rang genau zu bemerken, „weil selbige dem Werke vorgedruckt würden". Den Noten legte er den in der ersten Aufführung verwendeten Text Arnims unter, so daß darin „Prolog" und „Stimme der Königin" fehlen. Sein Werk erschien in großem, vornehmem Querfolio mit der Widmung: „Dem Andenken der frühverklärten, unvergeßlichen Königin weihet sich in Andacht und Liebe dieser Gesang der Trauer und des Trostes." Das vorgedruckte Subskribentenverzeichnis gewährt einen geschichtlich nicht unwichtigen Einblick in den Kreis der an der Nachtfeier interessierten Personen. Wenn der König auf 12, Prinz Heinrich auf 10, die übrigen elf Königlichen Hoheiten auf 18, der ganze Hof also zusammen auf 40 Exemplare subskribierten, so folgt daraus, daß die Gedächtnisfeier allerhöchsten Ortes genehm war. Außer dem Offizier- und hohen Beamtentum, mit dem Staatskanzler an der Spitze, finden wir ferner im Verzeichnis den Fürsten Anton Radziwill, die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, die Geheime Staatsrätin Stägemann, den Generalchirurgus Görcke (der zur letzten Krankheit der Königin zugezogen war), den Präsidenten des Königlichen Armendirektoriums von Scheve, Zelter und die Liedertäfler Gern, Grell, Hellwig, Lauska, Rungenhagen, Achim von Arnim und die Sängerin Schmalz, von Geistlichen den Propst Hanstein, sowie ferner Potsdamer, Neustrelitzer, Breslauer und Darmstädter Kreise.

Man kann sich nach dem Klavierauszug kein ganz zutreffendes Urteil über die Trauermusik bilden. Aber ein Fremder, Franz Xaver Bronner, der damals gerade durch Berlin reiste, versicherte in „Zschokkes Miszellen" (1811 Nr. 7): „die Trauermusik entzückte mich". Rellstab in der „Vossischen Zeitung" hob hervor, daß Schneider mit Glück nicht sowohl traurige, als vielmehr tröstende Melodien habe hören lassen; dies Gefühl sei durch die ganze Musik das herrschendste gewesen und müsse auch das wahre sein, da man sehr viele Personen gesehen habe, deren Tränen ohne Unterlaß flossen. Franz Horn, der in der „Spenerschen Zeitung" (Nr. 101) eine Reihe von Tonsätzen auszeichnet, schließt mit den Worten: „Genug, der religiöse Dichter und Herr Kammermusikus Schneider haben sich ein würdiges Verdienst errungen". Und die mißgünstige Stimme eines Gegners der Patriotenkreise in einem auswärtigen Blatte, wonach der Ruf der beiden Künstler, Arnim und Schneider, nicht so sehr begründet sei, um ein großes Publikum anzuziehen, wird einfach durch die vom Publikum geforderte Wiederholung der Nachtfeier und durch den Rechnungsabschluß des Armendirektoriums widerlegt.

Auch Arnim besorgte eine eigene Ausgabe seiner Dichtung; die Ankündigung datiert vom 29. September 1810. In „verbesserter Auflage" erschien die Kantate in Reimers Realschulbuchhandlung, dem Verlage der Berliner Romantiker, wie Schleiermachers, Kleists, Brentanos und anderer. Arnim

erklärt im Vorworte, da jedes Gedicht, das der Musik bestimmt sei, ohne Musik seiner wesentlichsten Hälfte beraubt sei, so habe er durch die für die Musik ausgelassenen Zwischensätze diese Lücken nicht zu füllen, sondern zu decken gesucht. Aus dieser Idee heraus sind, neben der „Stimme der Königin", noch eine Anzahl anderer Einlagen neu in die Dichtung hineingekommen. Sie war fortan nur noch zum Lesen, nicht mehr zur Aufführung bestimmt, und Schneiders Musik paßte nicht mehr auf die veränderte Textgestalt der Kantate.

Die neuen Stellen suchen das Bild der Königin zu vervollständigen und abzurunden, in dem Sinne etwa, wie Arnim sich (oben) zu Bettina ausgesprochen hatte. Er gedenkt jetzt auch der Königsberger Zeit, als er die Königin dort sah und sprechen durfte, und des Bernsteins goldene Perlen deutet er nach der alten Fabelsage als Tränen der Meeresgeister, die ahnend großes Unglück uns verkünden. Und noch eine neue Erinnerung an die vergangenen Zeiten:

Als Kind ging ich mit bunten Fähnlein ihr entgegen,
Wo ich ihr hoffte zu begegnen;
Ich wuchs empor, von ihr zwar ungekannt,
Doch unter ihren Augen,
Und feierte als Bürger — unter Waffen —
Die letzte frohe Wiederkehr der Hochverehrten.

Eine ausführliche Darstellung erfährt nun auch noch die letzte Reise der Königin nach Neustrelitz und nach Hohenzieritz, ihr Leiden und ihr Sterben, in einer Weise, die schon damals sich durchaus an den später geschichtlich festgestellten Lauf der Dinge annäherte:

Zu ihrem Vater ist sie heimgegangen
Nach langer Jahre Trennungszeit,
Von keiner Reise so erfreut,
Bei keiner je mit solcher Lust empfangen,
Des Vaters Freude war das höchste Fest.

Sie überläßt sich in dem Kreise der Ihrigen ganz den heiteren Scherzen und sie „geht, die Blume hell und groß, durch Blumenpforten in das Schloß (von Hohenzieritz) und weilt darin noch mit der letzten Strahlenwonne ihres Lebens". Aber bald ändert sich die Lage. Der Atem wird der Königin schwer, ihr Blick wird ernst, und:

Stille löschet aus die Feste,
Löset alle Freudenkränze,
Stumme Blicke sie bewachen.

Während ihr die Freunde Hoffnung geben, zagen die Meister der Heilkunst, und Boten eilen zu dem fernen König:

Doch der Ahndung bleicher Geist,
Der in alten Schlössern hauset,
Zeigt sich früher und verkündet,
Daß sie uns verloren sei.

Den letzten Lebensblick der Königin gewährt jedoch das Schicksal noch dem Königlichen Gemahl:

Und ihre Stimme grüßt ihn hell mit letzter Liebe.
Ihr Hauch ist letzter Segen ihrem Sohne,
Der einst den hohen Thron besteigt.
Dann ruft ihr Schmerz zu dem Erlöser aus:
Erlöse, Jesus, mich von Leiden,
Dir übergeb' ich meinen Geist.

Und nun folgt die Schilderung, wie der Leichenzug durch der schwarzen Fichten Nacht dahingeht, wie der König im Schlosse sie empfing:

Wie er die Lebende so oft empfangen:
Er ging voran dem Sarg zum Trauersaale.
Es ist zu schwer, es sagt dies nie ein Mund,
Gerührt erschienen mir die hohen Ahnenbilder,
Doch Gott gab ihm die Kraft es zu ertragen.

Die ursprüngliche Annahme, daß mit des Königs Erlaubnis die treuen Untertanen an ihre geliebte Königin herantreten durften, hat Arnim auch in der „verbesserten" Gestalt nicht fallen lassen; sie war ihm gleichsam poetische Vorbedingung für die himmlische Verklärung seiner Königin, die, von Engeln emporgeleitet, von ihren drei Kindern begrüßt, zu des Himmels Tor eingeht. Das religiöse Motiv der Überwindung des Todes wird ebenso wie die patriotische Tendenz noch vertieft. Auch die Leser sollten die Gewißheit in sich aufnehmen: „Sie lebt, sie wachet über euch, wird euer Schutzgeist sein."

VI.

Die starke Abnahme, die Schneiders und Arnims Ausgaben fanden, verbürgen uns weiter die Nachhaltigkeit der allgemeinen Trauer um die Königin. Geläutert und gehoben gingen die Patrioten aus der schweren Prüfung des Sommers 1810 hervor, und aus der Trauer erblühte der Segen der Arbeit für das Vaterland. Das Bild der Königin nahm allmählich etwas Siegreiches, Freudiges an, zu dessen Gestaltung die Poesie, die bildende Kunst, die Phantasie des Volkes geschäftig mitwirkten. Was Arnim in seiner Nachtfeier begonnen hatte, setzte Kleist mit seinen Freunden in den „Berliner Abendblätter" (seit 1. Oktober 1810) nun fort. Der Königin zu Ehren galt es, geistige und politische Waffen für die künftige Befreiung zu schmieden. Das Reformwerk Hardenbergs, dessen Berufung an die Spitze der Regierung die letzte Tat der Königin gewesen war, nahm fortan alle Kräfte für den Staat in Anspruch. Jeder strebte und wirkte mit dem feurigen Eifer, zu dem ihn seine holde Königin zu verpflichten schien, und wie auf ihr heiliges Geheiß zog die preußische Jugend in den Freiheitskrieg.

Aus dem russischen Frauenleben.

Von
Eugen Zabel.

Zwischen endlosen Waldgebieten, fruchtbaren Getreidefeldern und dürrem Steppenland haust der größte Teil der russischen Bevölkerung noch heute wie vor Jahrhunderten in einer Welt, die vom Leben in den Städten nichts weiß und sich unmittelbar an die Mutter Erde als ihre Ernährerin anklammert. Im Sommer zieht alles, was Arme und Beine hat, ins Freie und erschöpft sich im harten Dienst der Feldarbeit beim Pflügen, Säen und Ernten oder bei der Beaufsichtigung des Viehes in den Ställen und auf den Weideplätzen. Im Winter, wenn Eisreif und Schneewehen einen dichten weißen Vorhang über die Landschaft ausbreiten, drängt sich in den Hütten alles um den mächtigen Ofen, in dem geheizt, gekocht und gebacken wird, und sorgt für die nächsten Bedürfnisse des häuslichen Lebens. Schon von früher Jugend wird das weibliche Geschlecht dabei zu schwerer Arbeit herangezogen, die in ihrem gleichmäßigen Verlauf das Bild einer fast mittelalterlichen Erstarrung bietet.

Aber ähnliche Überraschungen wie die Geschichte des russischen Reichs mit ihren gewaltsamen Sprüngen führt auf der weiten slawischen Ebene auch die Geschichte des Frauenlebens mit sich. Neben den hundert Millionen der Landbevölkerung hat es in den darüber lagernden dünnen Bildungsschichten eine Kraft entfaltet, die unaufhörlich vorwärts drängt und mit ihrer schnell zugreifenden Beweglichkeit für die Stellung des ganzen Volkes in der Weltgeschichte von entscheidender Bedeutung geworden ist. Die Verbindung zwischen diesen beiden Gegensätzen wird durch eine lange Stufenreihe von Charakteren hergestellt, in denen sich Eigenschaften des Geistes und der Seele auf so eigentümliche Weise mischen, daß es schwer hält, in ihnen Kinder desselben Bodens und Volkstums zu erkennen. So viel Ausdauer im Erdulden, träges Beharren im Überlieferten neben so rücksichtslosem Drang nach Selbständigkeit, so zart gesponnenes Gemütsleben neben so kalter Verstandesschärfe, so düstere Abgründe und lichte Höhepunkte der Leidenschaften finden wir sonst nirgends wie bei der Russin. Kein weibliches Wesen verdient den Vorwurf des Ästhetikers Vischer, daß die Frau undeutlich wie halb verwischte Schrift an Leib und Seele sei, so wenig wie gerade sie. Die russische Frau ist in den unteren

Volksklassen noch heute ein willenloses Werkzeug in der Hand des Mannes geblieben, das nicht viel mehr gilt als ein besseres Haustier. Gelangt sie dagegen durch Bildung und Erziehung zur Entwicklung ihres Wesens, so eignet sie sich von der Verstandes- und Willenskraft des Mannes so überraschend viel an, daß sie ihn, wie mancherlei Beispiele lehren, darin sogar zu übertreffen weiß. In der Art, wie sie sich von der Trägheit der Massen losreißt und sich ein Ziel steckt, dem sie mit voller Hingabe zustrebt, greift sie in das Kulturleben des ganzen Volkes entscheidend ein. Im Schlimmen wie im Guten erscheint sie als eine Charakterfigur, die zu voller Entfaltung treibt und uns überall entgegentritt, wo etwas Bedeutungsvolles sich im Herzen der Nation rührt.

Der russische Romandichter Gontscharow hat in seinem köstlichen „Oblomow" ein Idyll des russischen Landlebens entworfen, wie es dem träumenden Helden der Erzählung in seinen Kinderjahren erscheint mit zufriedenen glücklichen Menschen an schönen Sommertagen, der patriarchalischen Fürsorge der Gutsherren für die Leute, dem behaglichen Dahinleben mit Plaudern, Schmausen und Schlafen. Daneben stoßen wir in Wirklichkeit aber auf die Tragödie des Bauernlebens mit dem unaufhörlichen Leiden und Dulden der Frau. Die Geringschätzung, die ihr von jeher zuteil wurde, hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Schnell ist der Jugendtraum der jungen Mädchen verflogen, die in ihren bunten Kleidern — am liebsten herrscht dabei Rot vor, was für die Russen gleichbedeutend mit schön ist — an Sommerabenden in langer Reihe durch die Dorfstraßen ziehen und muntere Lieder ertönen lassen, während die Burschen ihnen verliebte Blicke zuwerfen und auf den nächsten Sonn- oder Feiertag warten, um ihre Auserwählten in ihrem Putz betrachten zu können. Bei der Hochzeitsfeier prangen Kronen über den Köpfen der Verlobten, mit Blumen, Blättern, Sternen, Ähren, unechten Perlen und falschen Edelsteinen wunderlich verziert. Das Paar, das sich zeitlebens angehören will, soll sich als König und Königin fühlen, während der Pope ihm seinen Segen erteilt. Aber aus dem Kronreif brechen für das junge Weib nur zu bald die Dornen hervor. Hat der Vater seiner Tochter doch in Erinnerung an die Vorschriften im Domostroj, dem alten Lehrbuch der Familienbräuche, die Peitsche als Sinnbild der Autorität des Mannes gezeigt, gegen die sie sich nicht auflehnen darf. Während für ihn die Kette der Leibeigenschaft schon längst zerrissen ist, dauert die Sklaverei der Frau fort.

Was die Bäuerin an Demütigungen und Schmerzen zu ertragen hat, verraten uns die Volkslieder und Sprichwörter, die von Mund zu Mund gehen. In beiden wird die Trauer, das elterliche Haus verlassen zu müssen, viel stärker betont als die Freude am eigenen Hof und Herd. In ihrer Seele lebt noch der Geist jener finsteren Zeiten, in denen der Mann seine Frau raubte oder kaufte und wie eine Sache behandelte, sie in dem Terem verschloß und höchstens bei festlichen Gelegenheiten, auch dann meist verschleiert, den Blicken der Neugierigen aussetzte. Dem Mann stand und steht noch heute ein kaum beschränktes Züchtigungsrecht über sein Weib zu. Ja, in vielen Fällen gelten die Schläge, die er austeilt, als ein Beweis seiner Zuneigung. All-

bekannt ist die Geschichte von jener russischen Bauersfrau, die ihrer Nachbarin gestand, daß ihr Mann, ein Ausländer, sie nicht liebe und unter Tränen und Schluchzen hinzufügte: „Er schlägt mich nicht!“ In einzelnen Liedern beklagt sich sowohl die Schwiegermutter wie die junge Frau über diesen Mangel an Handgreiflichkeiten. Wie viele Derbheiten muß sich die Frau nicht von den Sprichwörtern sagen lassen, die ihr fast immer unrecht geben. „Lange Haare, kurzer Verstand“, „Vor dem Frauengemüt soll man weichen wie Noah vor der Sündflut“, „Das Pferd lenkt man mit dem Zügel, das Weib mit der Furcht“, „Liebe deine Frau wie deine Seele und klopfe sie wie deinen Pelz“, „Schlage deine Frau des Mittags und zum Abendbrot nochmals“, „Je mehr du deine Frau schlägst, desto besser schmeckt die Kohlsuppe“ und ähnliche Liebenswürdigkeiten klingen an ihr Ohr. Bei der Aufführung des Gogolschen „Revisor“ schüttelt sich alles vor Lachen, wenn eine Frau sich vor Chlestakow jammernd auf die Erde wirft und sich darüber beschwert, auf einen gewissen Teil ihres Körpers so viel Prügel erhalten zu haben, daß sie zwei Tage lang nicht sitzen konnte. Häufig kommt es jetzt noch vor, daß ein Bauer, der wegen seines rohen Benehmens zu Hause vom Richter zur Rechenschaft gezogen wird, mit reizender Unbefangenheit sagt: „Das ist ja mein Weib, mein Eigentum!“

Niemand hat es ergreifender als der Dichter Nekrassow geschildert, wie das Weib in Rußland, mag es als Mädchen noch so viel Schönheit und Anmut entwickeln, in der Ehe durch Arbeit, Entbehrung und Kummer zu leiden habe. Das drückt er namentlich in dem Gedicht „Troika“ aus, womit das nationale Fuhrwerk der Russen mit dem in der Mitte, im Bügel, laufenden Traber und den rechts und links daneben galoppierenden Seitenpferden gemeint ist. Da wird das junge Mädchen geschildert, wie ihre Haare so schwarz, ihre Wangen so rot, ihre Äuglein so schelmisch seien. Aber zugleich wird sie davor gewarnt, dem Kutscher allzu sehr nachzublicken, der mit seinen schnellen Rossen ja doch nur zu einer anderen jage. Ihr Schicksal werde darin bestehen, daß sie einen schmutzigen Bauern heirate, daß ihre Schwiegereltern sie mißhandeln, und daß sie in freudloser Arbeit ihre Pflicht erfülle. Sie möge deshalb die wehmutsvolle Unruhe in ihrem Herzen so schnell wie möglich ersticken. Die Ehe erscheint immer wieder als ein Gefängnis, aus dem die dazu Verurteilten nur zu schwerer Arbeit gelassen werden. Was bei den Reichen und Vornehmen der Terem, das weltverlassene Frauengemach im oberen Stockwerk des Palastes, ist für die Bauern die Dachstube, die auch sprachlich dasselbe bedeutet.

In der Zeit vor Peter dem Großen war es dem Mann aus dem Volk nicht vergönnt, seine ihm bestimmte Frau vor der Ehe zu Gesicht zu bekommen. Daher stammt offenbar der Name Newjesta, die Unbekannte, für Braut, der auch in anderen slawischen Sprachen wiederkehrt. Als dieser Zwang aufgehoben wurde, entschloß man sich zur Einführung von Heiratsmärkten, zuerst in St. Petersburg und Moskau, dann auch in den Provinzen, wo die Burschen und Mädchen an gewissen Festtagen in ihrem besten Schmuck sich einfanden und mit Blicken und Worten musterten. Am längsten, bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich eine solche Brautschau in der Newaresidenz

erhalten, wo man eine bestimmte Einrichtung traf, um das „zarte Sehnen" und „süße Hoffen" verliebter Herzen zu unterstützen. Jeder, der die nordische Palmyra kennt, hat sich gewiß auch einmal in dem schönen Sommergarten aufgehalten, der sich zwischen dem Marsfeld und dem Newaufer als langgezogenes Rechteck erstreckt und mit seinen alten Linden und Eichen, seinen sauber gehaltenen Anlagen, dem alten Schlößchen Peters und dem schönen Denkmal des Fabeldichters Krylow das Interesse des Spaziergängers fesselt. Am zweiten Pfingstfeiertag fand dort ehedem eine originelle Versammlung für die Kaufmannssöhne statt, die in den heiligen Ehestand treten wollten und bei ihrer Wahl von den Vätern unterstützt wurden. Die jungen Mädchen, ebenfalls unter dem Schutz ihrer Mütter, die hinter ihnen standen, hatten sich in langen Reihen gruppiert, während die schmucken Herren an ihnen vorbeischritten und sich an ihrem Anblick erfreuten. Jedes Fräulein strahlte in ihrem Festschmuck, für den alles hervorgesucht war, was Schränke und Truhen nur irgend hergeben wollten. Mit Ringen für Finger und Ohren, mit Gürteln, Schnallen und Kopfputz jeder Art wurde die Heiratskandidatin möglichst verlockend ausstaffiert. Es haben sich aus dieser Zeit bildliche Darstellungen einer solchen Brautschau im Sommergarten erhalten mit den von Gürteln zusammengehaltenen Faltenröcken, den niedrigen breitkrempigen Hüten und hohen Stiefeln der Jünglinge, den Stirnbändern und langen Zöpfen der Mädchen und den breiten Umschlagtüchern der Frauen. Man erzählte sich, nicht nur im Scherz, daß eine Mutter ihrem Töchterchen dabei sogar vergoldete Teelöffel dutzendweise an zierlichen Ketten um den Hals, Eßlöffel ebenfalls in reicher Auswahl vorn am Mieder und zwei große Punschlöffel hinten auf den Rücken gebunden haben soll, um an die reiche Aussteuer ihres Lieblings zu erinnern. Wenn der Liebesgott seine Pfeile nicht schnell genug auf einzelne Paare abschoß, bemühte sich auch wohl die Heiratsvermittlerin, die Swacha, die dort eine ähnliche Aufgabe zu erfüllen hatte wie in jüdischen Familien der Schadchen, die stumme Unbeholfenheit der Gefühle in beredten Fluß zu bringen. In einem kleinen Lustspiel von Gogol springt ein unentschlossener neurasthenischer Ehekandidat nach langem Hin und Her von Reden und Überlegungen schließlich doch lieber aus dem Fenster auf die Straße, als sich in das süße Joch, in das ihn eine solche Beglückerin bringen will, einspannen zu lassen. Das kulturhistorisch interessante Stück wurde eine Zeitlang in den Berliner Kammerspielen Reinhardts trefflich gegeben, wo diese Swacha von Hedwig Wangel als eins der wertvollsten Blätter im Karikaturenalbum dieser Künstlerin erschien. In den bürgerlichen Kreisen Rußlands heiratet man auch heute nicht sowohl, als man verheiratet wird, was übrigens auch anderswo vorkommen soll.

Peter der Große hatte dem Haremsdasein der Frauen ein Ende gemacht und ihnen zu einer Selbständigkeit verholfen, die erstaunliche Folgen haben sollte. Seine zweite Gemahlin war eine frühere livländische Dienstmagd, die sich im Kriegs- und Lagerleben ausgetobt hatte, weder lesen noch schreiben konnte und doch aus der Hand des großen Reformators die schimmernde Kaiserkrone empfing. Im achtzehnten Jahrhundert folgten dann ohne Unter-

brechung fünf Herrscherinnen nacheinander auf dem Thron, und die bedeutendste von ihnen, die frühere Prinzessin von Anhalt-Zerbst, wurde als Katharina II. zur nordischen Semiramis, die von ganz Europa begeisterte Huldigungen empfing. Sie stellte nicht nur selbst die höchste Entwicklungsstufe dar, zu der sich eine Frau in der Gesellschaft aufschwingen konnte, sondern erkämpfte ihr auch mit ihren Lustspielen, Dramen und politischen Schriften, vor allem mit ihrem Memoirenwerk eine bleibende Stellung in der Literatur. Die Türen der Frauengemächer, zu denen der Hausherr ehedem die Schlüssel immer bei sich trug, öffneten sich, und in langer Reihe traten die bisher unterdrückten und verspotteten Wesen, denen man früher Verstand und Willensstärke absprach, an die Öffentlichkeit, um ganz neue Lebenswerte auszuspielen. In den Komödien von Wisins und Kneshnins sind sie noch gezierte, unfertige, heuchlerische Geschöpfe. Der Historiker Karamsin übertrug die Wertherstimmung nach Rußland und bildete die Gestalten seiner „Armen Lisa", die in ihrer ländlichen Unschuld von einem Moskauer Don Juan verführt wird, und der Bojarentochter „Natalia", die mit ihrem Geliebten entflieht, für den Durchschnittsgeschmack jener Tage. Aber so viel Beifall und Nachahmung diese sentimentale Schwächlingspoesie auch fand, machte doch bald ein viel größerer, ein wahrer Prinz aus Genieland, die Bahn für eine neue Lebensanschauung frei.

Alexander Puschkin ließ seine poetische Erzählung „Eugen Onägin" zwar an der Sonne Byrons reifen, zog aber die tiefste Kraft aus dem mütterlichen Boden seiner Heimat. Seine Tatjana, das holde, in ihre Phantasien versunkene Landedelfräulein, das träumerisch stundenlang am Fenster sitzt, als erwarte sie den Erwecker ihrer Seele, ist eine der reinsten und stolzesten Errungenschaften der russischen Poesie, und mit dem köstlichen Goldgespinst der Melodien Tschaikowskys in dessen Oper auch auf der Bühne zu einer Gestalt voll strahlender Lebensfülle erhoben worden. Dem Mann, in dem sie ihr Ideal gefunden zu haben glaubt, erschließt Tatjana in einem berühmt gewordenen Brief in der keuschen, nächtlichen Stille ihres Schlafgemaches alles Zarte und Innige ihres Herzens. Aber während der verwöhnte, kalte Genußmensch aus der Residenz sie lieblos zurückweist, gibt sie sich nicht leerer Verzweiflung hin, sondern bringt in sich eine seltene Charakterstärke zur Entfaltung, schließt mit dem Vergangenen ab und hält das knappe Glück, das ihrer Seele von anderer Seite winkt, entsagungsvoll, und ohne sich durch neue Versuchung verwirren zu lassen, mit unbeugsamer Größe fest. Der Mann, der sie einst verschmähte, findet sie nach Jahren verheiratet, in einer hohen, gesellschaftlichen Stellung wieder, und nun lodert in ihm die Glut einer verspäteten Leidenschaft auf. Aber ohne ihr Gefühl zu verbergen, weist sie ihn einfach und erhaben mit den für die Russen klassisch gewordenen Worten zurück: „Ich liebe Sie und will's nicht leugnen, allein dem Manne, dem ich mich gegeben, bleib ich ein treues Weib fürs ganze Leben." Die Überlegenheit und Stärke Tatjanas vor der schwächlichen Verzweiflung Onägins schafft einen neuen Typus der Frauenseele, der in der Literatur wie in der Wirklichkeit auf slawischem Boden sich fortan immer weiter ausgestaltet.

Die russische Frau beginnt ein nur ihr eigentümliches Gesetz der Entwicklung zu bekunden. Ihr Temperament kennt nicht die sprudelnde Champagnerstimmung der Französin, auch nicht die stille, seelische, durch Gattenliebe und Mutterglück beruhigte Vertiefung der Deutschen. Dafür besitzt sie als ihr Eigenstes den großen Zug der Leidenschaft, die mit den vorwärts marschierenden Geistern ihrer Zeit gleichen Schritt hält und zu entscheidenden Lebensfragen Stellung nimmt. Wenn der Dichter Nekrassow das harte Schicksal des Weibes in den unteren Klassen in brennenden Farben schildert, hat er auch der Frau in den obern Klassen als Trägerin hohen Opfermuts, als idealer Natur, die dem Mann auch in schwerster Not und Gefahr opferfreudig und tapfer zur Seite steht, ein Denkmal von hohem, bleibendem Wert errichtet. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte sich in Rußland eine Anzahl geheimer Gesellschaften gebildet, deren Mitglieder meist den Offiziers- und Adelskreisen angehörten und die beim Verlangen nach größerer Freiheit in Staat und Gesellschaft ihre Geistesnahrung aus der Literatur Frankreichs und Deutschlands sogen. Bei der Thronbesteigung Nikolaus I. brach die Verschwörung der Dekabristen aus, welcher die ersten russischen Adelsgeschlechter angehörten und der auf dem Senatsplatz in St. Petersburg durch Auffahren von Kanonen ein blutiges Ende bereitet wurde. Die Verurteilten wurden, sofern man nicht die Todesstrafe über sie verhängte, aller bürgerlichen Rechte für verlustig erklärt und in die schrecklichen Gefängnisse des fernen Ostens verschickt. Dabei erbaten es sich ihre Frauen als eine besondere Gnade, von dem Recht der Ehetrennung, das ihnen zustand, keinen Gebrauch machen, sondern ihre fürstlich eingerichteten Wohnungen aufgeben und ihren unglücklichen Ehemännern in die Eiswüsten Ostsibiriens folgen zu dürfen. Dort starben viele frühzeitig, wobei das Klirren der Ketten an den Händen und Füßen ihrer Männer ihren Tod mit Klagemelodien begleitete, während andere erst nach dreißig Jahren bei der Thronbesteigung Alexanders II. wieder in die Heimat zurückkehrten. Die Tragik dieser Erlebnisse einer Trubetzkaja und Wolkonskaja hat Nekrassow zu seiner Dichtung „Russische Frauen" begeistert, die man das hohe Lied weiblicher Treue nennen darf.

Auf dem unabsehbaren Ozean des russischen Volkstums erblicken wir einzelne kühn segelnde Schiffe, deren Steuer fest und sicher von Frauen gelenkt werden. Die Kaiserin Maria Feodorowna, die Gemahlin des unglücklichen Paul I., hatte bereits ein Institut begründet und ihm ihren Namen gegeben, in dem die Töchter adliger Familien in Gottesfurcht und Vaterlandsliebe zu züchtigen Hausfrauen erzogen werden sollten. Aber der moderne Geist, der sich die Wege nicht vorschreiben ließ, klopfte überall an und verlangte Einlaß, wo das Leben frisch pulsierte. Das Aufblühen der Literatur, vor allem der erzählenden, die sich in breiten Sittenschilderungen voll rückhaltloser Wahrheitsliebe erging, bewirkte einen lebhaften Austausch von Ideen, regte zu Vergleichen und zur Nacheiferung an und gab dem weiblichen Einfluß eine erhöhte Bedeutung.

In den vierziger Jahren war besonders der Einfluß von George Sand in dem poetischen Schaffen Rußlands für die Auffassung von der Eigenart

und Stellung der Frau maßgebend. Die Wärme, mit welcher die französische Dichterin für die Rechte des weiblichen Geschlechts eintrat, verfehlte nicht, die Geister in lebhafte Erregung zu bringen. Seitdem begann jene Analyse der Frauenseele einzusetzen, die keinem unter den russischen Schriftstellern so fein und überzeugend wie Iwan Turgenjew gelungen ist. Als bezeichnend für seine eigene Auffassung einer der beiden gewaltigen Mächte, die nach Schiller den Bau der Welt zusammenhalten, läßt er den Helden seiner Novelle „Ein Briefwechsel" das Bekenntnis ablegen, daß die Liebe kein Gefühl, sondern ein eigentümlicher Zustand des Körpers und der Seele sei, der sich des Menschen ungebeten, plötzlich, gegen seinen Willen, auf Tod und Leben, wie die Cholera oder das Fieber bemächtige, ihr Opfer wie der Geier das Küchlein packe und es beliebig forttrage, wohin es ihm beliebt, wie sehr es sich auch dagegen sträuben mag. In der Liebe gebe es keine Gleichheit, keine sogenannte freie Vereinigung der Seelen und der übrigen, von deutschen Professoren in ihren Mußestunden erdachten Abstraktionen. In der Liebe sei die eine Person Sklavin, die andere Herr, und nicht umsonst pflegten die Dichter von den Fesseln der Liebe zu singen.

In den Novellen Turgenjews unterscheiden wir die mannigfachsten Arten von Charakteren, Frauen, die sich auf das Innerste ihrer Seele still zurückziehen und alles Wehmutsvolle sanft verklingen lassen neben den launenhaften und eigenwilligen Naturen, die sich keinem Gesetz fügen wollen. Jener Gruppe gehört vor allem die prachtvolle Gemma in den „Frühlingsfluten" an, auf deren Antlitz etwas von Raffaels Heiligenbildern mit dem Ausdruck unbewußter weiblicher Hoheit ruht. Sie ist eine durchaus harmonische, fest in sich beruhende Erscheinung, die verkörperte Gesundheit des Leibes und der Seele. Auch nachdem diese liebreizende Tochter des italienischen Konditors in Frankfurt a. M. der schwächliche Sfanin verlassen hat, findet sie aus ihrer Verzweiflung einen Ausweg und in der neuen Welt einen braven Gatten, an dessen Seite sie das reinste Mutterglück empfindet. Zur zweiten Gruppe gehört die Sinaide in „Erste Liebe", ein Bild voll unruhig schillernder Farben, die um so wirkungsvoller aufgesetzt sind, als sie sich von der lächerlich zerlumpten Adelswirtschaft im Hause ihrer Mutter abheben. Auch die Teilnahme der Frauen an der nihilistischen Bewegung ist von Turgenjew unübertrefflich geschildert worden. Köstlich ist die überspannte Eudoxia Kuschkin aus „Väter und Söhne" in ihrer echt moskowitischen Behausung, in der die halb angerauchten Zigaretten überall umherliegen und die Figuren, Papiere und Briefe auf den Tischen mit dickem Staub bedeckt sind. Sie hält George Sand für eine hinter ihrer Zeit zurückgebliebene Frau und rühmt sich zugleich, einen neuen Kitt für Puppenköpfe erfunden zu haben. Das Champagnerfrühstück, das Bazaroff bei ihr einnimmt, und das damit endigt, daß die Frau verrückte Liebeslieder singt, bildet einen würdigen Abschluß dieses Kapitels. Ganz anders denkt und empfindet in „Neuland" die arme zurückgesetzte Marianne, eine gesunde, unter dem Druck der Not und des Unrechts nicht verbitterte, sondern nur gekräftigte Seele. Sie schließt sich an den sozialistischen Neshdänow an und will wie dieser „ins Volk gehen", um

als Handwerkerin oder Köchin sich jener großen unbekannten Masse zu nähern, auf die sie mit ihren revolutionären Ideen hat wirken wollen. Während aber Neshdánow einen frühen Tod findet, schenkt ihr das Schicksal einen tüchtigen Mann, der ihren wirren Ideen in einer geordneten Häuslichkeit ein bestimmtes Ziel steckt und sie davor schützt, ein Opfer der grausamen russischen Justiz zu werden. Das Schönste aber bleibt die Helene in der gleichnamigen Novelle, deren klarer Geist, ernster Wille und tiefes Empfinden uns wie frische, von Blütenduft getränkte Morgenluft berühren. Ihr Sehnen nach einer großen Idee findet Befriedigung durch den Bulgaren Inssárow, der zur Befreiung seines Vaterlandes in den Krieg gegen die Türken ziehen will, und dem sie sich hingibt, weil er durch sein Denken und Handeln dem Schwung ihrer Seele Befriedigung gewährt. In die Reihe der Antigone, Julia und Gretchen, die weibliches Empfinden mit so menschlichem und ewigem Ausdruck schildern, wird auch die Helene des Russendichters gestellt werden müssen.

Wir sehen, wie die russische Frau das Verlangen zeigt, nicht nur zu lieben und geliebt zu werden, sondern auch an dem geistigen Ringen ihrer Zeit teilzunehmen, und wie diese Umwandlung ihres Charakters sich literarisch bedeutsam widerspiegelt. Puschkins Tatjana erscheint uns als eine rührende Heldin in Entsagung, sucht aber Halt und Schutz an der Seite eines Mannes und verschließt sich dann in ihrem Heim. In den beiden besten Lustspielen der Russen, in Gribojedows „Wehe dem Gescheidten!" und dem Gogolschen „Revisor", sind die beiden Mädchen, um die sich die Liebesgeschichte dreht, dumme und eitle Zierpuppen ohne andere Wünsche, als möglichst schnell sich in der Versorgungsanstalt der Ehe einen Platz zu sichern. L. N. Tolstoi schildert in seinem großen Roman „Krieg und Frieden" seine Frauencharaktere in den feinsten Ausstrahlungen ihres Seelenlebens, so daß der Leser jeden Nerv an ihnen zu kennen glaubt. Marie Wolkonsky gewinnt mit ihrer zarten schwärmerischen Empfindungsweise, die von der Eisennatur ihres Vaters, des alten Fürsten aus der Zeit Katharinas, fast erdrückt wird, ebenso unsere vollste Sympathie wie die prickelnde Nervosität und Leidenschaftlichkeit der schönen Natascha Rostow, die sich jeden Augenblick in der Romantik ihres Herzens zu verlieren droht. Napoleon zieht mit seinem Heer nach Moskau und ruft ganz Rußland zu den Waffen. Die Frauen nehmen an diesen Ereignissen aber nur insofern Anteil, als sie in ihrem Familienleben dadurch erschreckt und bedroht werden und an die Notwendigkeit der Flucht, den Verlust ihres Besitzes, die Gefahren denken, die dem Vater, Bruder oder Bräutigam bevorstehen. Auch die schöne Sünderin Anna Karenina, die ihre Schuld unter den Rädern eines Eisenbahnwagens büßt, ist nur damit beschäftigt, auf die Stimme ihres Bluts zu hören. Sonja dagegen, die frühere Straßendirne, die in der ergreifenden Erzählung von Dostojewski dem unglücklichen Studenten Raskolnikow liebend und ermahnend nach seiner Mordtat zur Seite steht, damit er sein Kreuz auf sich nehme, folgt ihm nach Sibirien ins Gefängnis und entwickelt sich dabei zu einem der schärfsten Charakterbilder der modernen Poesie.

Fürwahr, es gibt erstaunliche Persönlichkeiten im russischen Frauenleben! In ihre Schar tritt ein junges Mädchen, dessen unscheinbarem Äußern und

bescheidenem Wesen man gewiß nicht anmerkt, daß die Flamme des Genies in ihr lodre, daß sie sich dem harten Dienst der Wissenschaft widmen und mit ihren Leistungen die Blicke der ganzen Welt auf sich lenken werde. Sie erschließt sich ein Gebiet der menschlichen Erkenntnis, auf dem die edelsten weiblichen Eigenschaften, Gefühl, Leidenschaft und Phantasie, zurückstehen müssen vor der kühlen Verstandesarbeit, die sich in der Logik der Zahlen ausdrückt.

Während unsere Truppen in Frankreich standen, um unseren vaterländischen Stämmen die längst ersehnte Einheit zu erstreiten, ließ sich an einem Herbsttag bei dem berühmten Mathematiker Weierstraß in Berlin eine junge Dame melden. Der Gelehrte bat sie, in sein Arbeitszimmer einzutreten, fragte nach ihrem Begehr und betrachtete sie dabei neugierig. Aber nicht etwa, weil sie eine Schönheit war, sondern weil sie, gar wenig nach der Mode gekleidet, einen Hut ungefähr wie später die Sendboten der Heilsarmee trug, so daß es nicht möglich war, ihr Gesicht zu sehen. Einfach und bescheiden drückte sie die Bitte aus, daß Professor Weierstraß ihr ein Privatissimum über Mathematik lesen möge. Der Gelehrte, der schon damals ein älterer Herr mit langen, grauen Haaren und runzligem Gesicht war, lächelte ein wenig. Er glaubte wohl, daß es sich um einen Scherz handle. Aber die Dame wiederholte ihr Anliegen mit nachdrücklichem Ernst und dem Bemerken, daß sie sich an ihn persönlich wende, weil sie ja zu seinen Vorlesungen an der Universität keinen Zutritt erhalte. Weierstraß gab ihr infolgedessen einige Aufgaben, wie er sie in seinem Seminar seinen bereits vorgeschrittenen Schülern vorzulegen pflegte. Nach einer Woche kam das Fräulein wieder. Sie hatte alles nicht nur richtig, sondern mit ungewöhnlichem Scharfsinn gelöst, der den Gelehrten veranlaßte, ihr vier Jahre hindurch in seiner Wissenschaft Unterricht zu erteilen.

Es war Sonja Kowalewsky, die sich zu einer unvergleichlichen Meisterin in der Mathematik entwickeln sollte. Als Tochter des Generals Krukowsky 1851 in Moskau geboren, hatte sich in ihr schon als Kind ein seltsames Wunder vollzogen, als sie die Wände ihres Zimmers staunend betrachtete. Infolge eines Zufalls waren sie nämlich nicht fertig tapeziert, sondern nur mit Makulatur unterklebt und in solchem Zustand geblieben. Die aufgeklatschten Druckbogen enthielten Blätter aus einem Werk über Differential- und Integralrechnungen, die es ermöglichen, die schwierigsten, sonst unerreichbaren Aufgaben der Geometrie und Mechanik, der Astronomie und Physik zu lösen. Sonja starrte, anstatt mit Puppen zu spielen, die seltsamen Zahlen und Formeln stundenlang an. Was für jeden anderen in das Reich der Hieroglyphen gehörte, lernte sie mühelos verstehen. Als sie in St. Petersburg die ersten Stunden genommen hatte und sich zu ihrer Ausbildung ins Ausland begeben wollte, suchte ihr Vater sie von diesem Entschluß zurückzuhalten. Sie ließ sich jedoch davon nicht abbringen, sondern ging mit einem jungen Studenten aus guter Familie eine Scheinehe ein und begab sich mit ihm nach Heidelberg. Ein solches Auskunftsmittel, um einen Auslandpaß zu erhalten und an westlichen Universitäten studieren zu können, war bei der damaligen russischen Jugend nichts Seltenes.

Wir finden beide, nur durch ein Dokument vereinigt, in Heidelberg und Berlin, jeden für sich mit seiner Wissenschaft beschäftigt. In Göttingen besteht Sonja ihr Examen, wobei man ihr im Hinblick auf ihre hervorragenden Leistungen die mündliche Prüfung erläßt. Ihrem Wesen haftete durchaus nichts Vertrocknetes oder Geschlechtsloses an. Vielmehr entwickelte sich ihr Gefühlsleben daneben völlig normal. Sie schloß sich an ihren Mann immer mehr an und wurde Mutter eines Kindes, an dem sie mit rührender Zärtlichkeit hing, und für das sie fortan hingebend sorgte. Die Dreiunddreißigjährige nahm eine Professur an der Universität in Stockholm an und unterwies in schwedischer Sprache, die sie selbst erst lernen mußte, ihre Zuhörer mit glänzendem Erfolg. Vier Jahre darauf erteilte ihr die Pariser Akademie der Wissenschaften in einer öffentlichen Sitzung einen hohen Preis. Ihre Arbeiten, die in deutscher und französischer Sprache vorliegen, bilden Gipfelpunkte in der Entwicklung der Mathematik. Sie selbst stellt als Persönlichkeit ein Rätsel dar, zu dessen Lösung sie allein den Schlüssel besaß, während wir anderen in das Wesen dieser Weiblichkeit keinen rechten Einblick gewinnen können. Wie sich in diesem staunenswerten Wesen die Elemente gemischt haben, wissen wir nicht, auch wenn wir uns daran erinnern, daß sie durch ihre Mutter von einem hervorragenden Mathematiker und Astronomen Schubert und durch ihren Vater von dem Ungarnkönig Mathias Corvinus abstammte. Sie hat in einem Roman „Die Schwestern Rajewski" ihre eigene Jugend anziehend geschildert, und berufene Federn wie die ihrer Freundin Charlotte Leffler und die ihrer Cousine Sophie von Adelung (letztere in dieser Zeitschrift[1]) haben das Bild ihrer Persönlichkeit weiter auszumalen versucht. Ellen Key, vielleicht ihre glücklichste Beurteilerin, meint, daß Sonja Kowalewsky aus den widersprechendsten Gegensätzen zusammengesetzt war, daß neben ihrer außerordentlichen Verstandeskultur eine wilde Naturkraft in ihr pulsierte, daß schärfste Beobachtung und Analyse mit morgenländisch fruchtbarer Phantasie in ihrem Wesen eng verbunden waren und die exakte Mathematikerin zugleich eine idealistische Träumerin blieb. Diese Doppelnatur ihres Wesens wurde ihr im Leben zum tragischen Verhängnis, als sie eine heftige Leidenschaft zu einem Mann erfaßte, den zu heiraten sie sich doch nicht entschließen konnte. Von einer Reise nach Italien heimgekehrt, starb sie an den Folgen einer Lungenentzündung, — eine geniale Denkerin und Forscherin, der sich zugleich das weibliche Gefühlsleben in seiner Tiefe erschloß, vielleicht das verwickeltste Problem, das uns die slawische Rasse auf dem Gebiet der Seelenkunde überhaupt aufgibt.

Wir gedenken ferner eines hübschen genialen Mädchens, das aus einer hochangesehenen russischen Familie stammt, von einem unstillbaren Durst nach Schönheit erfüllt ist und sich der Malerei widmet. Sie wird in Paris die Schülerin des bekannten Impressionisten Bastien-Lepage, der sich in der

[1]) „Jugenderinnerungen an Sophie Kowalewsky". Von Sophie v. Adelung Deutsche Rundschau 1896, Bd. LXXXIX, S. 394 ff. — Ferner in der Übersetzung von Sophie v. Adelung die autobiographische Skizze „Sofia Wassiljewna Kowalewsky". Deutsche Rundschau 1901, Bd. CVIII, S. 118 ff.

französischen Kunstgeschichte einen festen Platz erobert hat. Aber sie übertrifft ihren Lehrer, dem etwas Weibliches anhaftet, bald durch ihren starken männlichen Geist und bringt es dahin, daß sie schon mit einundzwanzig Jahren im Salon der Seinemetropole ausstellen darf. Mit vierundzwanzig Jahren stirbt sie 1884 an der Schwindsucht, und nach ihrem Tode kauft das Luxembourg-Museum in Paris ihr letztes Bild. Aus dem hinterlassenen „Journal de Marie Bashkirtseff" lernen wir dies merkwürdige Wesen als einen Feuergeist kennen, der alles an sich reißt und organisch verzehrt. Als Kind tanzt, singt und plaudert sie, daß sich alles um sie drängt, um ihr zuzusehen und zu lauschen. Mit sechzehn Jahren liest sie die Klassiker in der Ursprache und verrät ein solches Geschick für Mimik und Rhetorik, daß sie Gambetta und andere Staatsmänner bis zur vollendeten Täuschung nachahmen kann. In ihrem Buche zieht das künstlerische Leben von Paris und Rom ebenso anschaulich an uns vorüber wie das ländliche Treiben auf dem Gute ihres Vaters in Rußland, wo sich sechzig Dienstboten im Hause herumtreiben. Dann tritt wieder die Kunst in den Vordergrund mit der Seligkeit der ersten Hingebung, dem Schweiß der Arbeit, den Enttäuschungen und Sorgen nach der Vollendung. Das Schicksal faßt sie und bringt sie zur Verzweiflung. Sie zermartert sich innerlich, und ihre zu Tode getroffene Seele liegt klar, wie in eine Kristallschale eingeschlossen, vor uns.

Weit früher als es sich bei dem Stande der Durchschnittsbildung erwarten ließ, hat die russische Frau den Anspruch erhoben, auf allen Gebieten des Berufs und Erwerbs, des Studiums und des Unterrichts, der politischen und bürgerlichen Rechte dem Manne gleichgestellt zu werden. Sie strebt darnach, ihr Schicksal nicht aus der Hand des Mannes zu empfangen, sondern will im Bewußtsein ihrer Pflichten im freien Wettbewerb für sich selbst sorgen. Ein unaufhaltsamer Strom von Mädchen und jungen Frauen trieb zu den Klassen der Gymnasien und akademischen Hörsälen, zu den Laboratorien der Chemiker und den Kliniken der Mediziner. Schwere Opfer an dem, was in der Seele des Weibes Glücksempfindungen hervorruft, und Entbehrungen drückender Art wirkten dabei nicht abschreckend, sondern wurden lächelnd ertragen, wenn sich auch nur eine bescheidene Aussicht eröffnete, zu einem festen Ziel von Selbständigkeit zu gelangen. Die revolutionäre Bewegung, die in den siebziger Jahren immer schärfer einsetzte und für ihre finsteren Anschläge zu Revolver und Dynamit griff, verstand es, einen Teil dieser Bestrebungen für ihre eigenen Pläne abzulenken. Mit Recht nennt Leroy-Beaulieu diese Art der Frauenemanzipation trotz ihrer Ausschreitungen eine der interessantesten und charakteristischsten Erscheinungen der modernen russischen Gesellschaft. Die Leidenschaften, die dadurch entfesselt wurden, haben ebenso viel bewunderungswürdiges Wollen und Vollbringen wie zügellose Verwilderung und gefährliche Entartung hervorgerufen. Die Regierung des Landes hat dieser Bewegung gegenüber zu einem wenig erfreulichen Zickzackkurs von widerwilligem Nachgeben, schroffem Zurückdrängen und unzureichenden Reformversuchen gegriffen, ohne zu einer Anpassung an die im Volke lebenden förderlichen Triebkräfte zu gelangen.

Auch mit der Feder betreten begabte Frauen die von den Männern so glänzend eröffnete Bahn des literarischen Schaffens. Schon Katharina II. hatte dafür gesorgt, daß ihr Geschlecht mit einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten auch auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften zur Geltung komme. Während bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nur Töchter von Adligen und Reichen höhere Lehranstalten besuchen durften, wurden bald darauf die Marien-Gymnasien allen Mädchen ohne Unterschied des Ranges und Besitzes eröffnet. Unter dem Pseudonym W. Krestowsky, den wir nicht mit dem gleichlautenden Namen eines anderen Erzählers, des Verfassers der „Petersburger Spelunken", verwechseln dürfen, trat Frau N. D. Chwoschtschinskaja um 1850 auf, um Geschichten aus dem Leben der tonangebenden Welt und dem Treiben in der Provinz zu erzählen, eine Fülle von bunt gezeichneten Charakteren in spannende Handlungen zu verwickeln, und dabei ihre Heldinnen im Zustand der Auflehnung gegen den Druck des Elternhauses, die Tyrannei der Hausherren, die Beschränktheit und Bosheit der Gesellschaft zu schildern. Von tief humanen Empfindungen beseelt, mit reicher Lebenserfahrung ausgestattet, unermüdlich im Ersinnen und Ausspinnen ihrer Fabeln, deren Fassung uns gelegentlich nur zu künstlich erscheinen will, reicht sie den Frauen die Krone des Duldens und Leidens, während die Männer gern als gebrochene Existenzen hingestellt werden, die ihre Überzeugungen im Leben nicht durchzusetzen wissen und darüber in kleinlicher Selbstsucht und Heuchelei erstarren. Auch hier bewegen wir uns auf der Linie der Entwicklung, die der Frau neben dem Mann eine gleichberechtigte Stellung geben will. Selbst in den südlichen Gouvernements, wo die ackerbauenden Kleinrussen mit ganzem Herzen an ihrer Heimat hängen und der Druck ihrer Schriften erst später verboten wurde, rührte sich in der Schriftstellerin Markewitsch, die als Marko Wowtschok ihre kleinrussischen Geschichten veröffentlichte, ein beachtenswertes Talent. Iwan Turgenjew übersetzte sie ins Großrussische und empfahl die Dichterin damit den weitesten Kreisen. Aus der Flut der Durchschnittsbegabungen in der Frauenliteratur hat sich soeben Anastasia Werbizkaja mit ihrem Roman „Aus Sturmeszeit", der die politische Erregung und das Aufschlagen der Revolution in Moskau während des japanischen Krieges schildert, bemerkenswert hervorgehoben.

Daneben hat uns vieles bei dieser Bewegung erschreckt und zu schauerlichen Katastrophen Veranlassung gegeben. Am 5. Februar 1878 meldete sich bei dem Stadthauptmann General Trepow in St. Petersburg eine junge, schlicht angezogene Dame, Wjera Sassulitsch, um ihm eine Bittschrift zu überreichen, und feuerte, als sie vorgelassen wurde, zwei Revolverschüsse auf ihn ab, so daß der Getroffene schwer verwundet zu Boden stürzte. Sophie Perowskaja, die einem altadligen Geschlecht entstammte, war die eigentliche Urheberin und Leiterin des furchtbaren Verbrechens, dem am 13. März 1881 der Zar-Befreier Alexander II. am Katharinenkanal in St. Petersburg zum Opfer fiel. Weibliche Studenten stürzen sich mit dämonischer Leidenschaft in die soziale und revolutionäre Bewegung der Gegenwart. Wir treffen sie in jenen Kreisen, die auch uns mancherlei Verlegenheiten bereiteten, und die

Fürst Bülow in einer seiner parlamentarischen Reden einmal als eine Gesellschaft von „Schnorrern und Verschwörern" bezeichnete. Sie hausen in Berlin und Paris, in London und New York, wo eine ganze Russenstadt von 160 000 Einwohnern existiert. Sie setzen alles in Bewegung und Umschwung und haben sich in einen gewaltigen Knäuel von Ideen verstrickt, der oft jenseits von Vernunft und Unsinn steht. Eine ganze Welt trennt die liebliche Mädchenblume Olga Iljinskaja im „Oblomow", dies „wundervolle Geschöpf, duftend von Frische des Geistes und der Empfindung" von all dem Wilden und Hexenhaften in den Frauenbildern, die Arzibaschew in seinem „Sanin" ausmalt. Maxim Gorki findet seine Modelle unter den Flößern und Lastträgern an der Wolga, auf den Straßen von Nishnij Nowgorod und an den Ufern des Schwarzen Meeres. Bei Tschechows weiblichen Charakteren scheint der Geist Maupassants in die russische Steppe ausgewandert zu sein, während Andrejew sich ganz in die brodelnden Tiefen der russischen Volksseele versenkt. Russische Frauen sind aber auch zu allen Zeiten die Vorkämpferinnen berechtigter moderner Gedanken gewesen, und schon lange haben sie sich auf allen Gebieten mit Tagesfragen beschäftigt und mit inhaltsschweren Ideen erfüllt, um sie voll begeisterter Hingabe öffentlich zu vertreten. Wie sie in der wissenschaftlichen und schöngeistigen Literatur die Feder geschickt zu führen wissen, so sind sie auch als Ärztinnen und Krankenpflegerinnen tätig und haben ein dicht gesponnenes Netz von Asylen für Frauen und Kinder, von Vereinen für Jugendschutz, Stellenvermittlung und Arbeitsnachweis über Städte und Provinzen ausgebreitet. Indem sie auf ihre Fahne die Worte „Wissen und Freiheit" schrieben, haben sie wesentlich dazu beigetragen, das Gebäude des Absolutismus zu zerstören, und der Reformarbeit der Duma Vorschub geleistet. Von der Natur zur Erhaltung ihres Geschlechts bestimmt, ist es ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, daß überall, wo Veraltetes zusammenbricht, sich die geeigneten Kräfte zum Erbauen des Neuen finden und die unaufhaltsame Bewegung die Bahnen friedlich geordneter Entwicklung nicht verläßt.

Ein homerisches Königreich.

Von

Richard Voß.

Die Seele voll von Homer, durchschiffte ich das Jonische und Ägäische Meer. Auch durch die blaue tyrrhenische Salzflut, am Kap der schönen, bösen Zauberin Kirke vorüber ging die Fahrt. Scylla und Charybdis verschonten mich gnädig; und angesichts von Sizilien las ich von den heiligen Rindern Apolls und dem Ungetüm Polyphem. Alsdann schloß ich mich im Geist im Golf von Argos dem Zuge Agamemnons nach Troja an, half auf dem winzigen Klippeneiland Tenedos Achill, dem Herrlichsten der Herrlichen, seinen geliebten Patroklos bestatten und verehrte auf der Rückfahrt am Berge Sipylos die Stätte, die sich rühmt, des göttlichen Sängers Wiege gewesen zu sein. Ja, ich pilgerte von Smyrna aus ins Tal des Elias und zur Quelle des Baches Meles, dessen Ufer Felder gelber Lilien und Dickichte von rosigen Oleandern umsäumten, wo, von Nachtigallenliedern umtönt, einer frommen Legende zufolge, Homer geträumt und gedichtet haben soll. Einen ganzen wonnigen Blütenlenz verbrachte ich auf der Insel der Phäaken und darf daher wohl sagen: „Ich habe Homer nicht nur gelesen, sondern in innerster Seele erlebt!"

Von Korfu hinweg schiffte ich wiederum nordwärts. Unterwegs geschah mir's, daß ich im Frühling des Jahres 1910 in ein homerisches Königreich geriet . . .

Das Land, dem ich solchen hohen Namen gebe, heißt in der Geographie Montenegro: die Schwarzen Berge. Es liegt zwischen der Herzegowina und Bosnien, Albanien und Dalmatien, ist so und so viele Quadratmeilen groß, zählt so und so viele Einwohner und wird seit dem 13. August des Jahres 1860 von dem Fürsten Nikita aus dem Hause der Petrowitsche regiert.

Ich schreibe das so hin und könnte allerlei Statistisches beifügen: welche Einnahmequellen Montenegro hat — wenige und spärliche genug! — daß es ein Todfeind der Türkei und Freund auf Leben und Tod von Rußland ist. Auch von Montenegros Geschichte könnte ich sprechen: von dem Häuflein tapferer Serben, die nach der verlorenen Schlacht auf dem Amselfeld dem

Sieger sich nicht unterwarfen, die in eine Steinöde auf Alpengipfel flüchteten, in einer Wildnis durch Jahrhunderte dem Feinde trotzten, in Wolkenhöhe ein Reich gründeten: eben jenes für mich — und vielleicht nur für mich — homerische Königreich.

Oft hörte ich von Montenegro reden: viel Abenteuerliches und Erstaunliches! Von seiner dörflichen „Hauptstadt" Cetinje, seinem tapferen Volk, seinem Fürsten, der ein „schlauer" Diplomat und zugleich ruhmvoller Dichter sei. Und ich hörte viel Feindseliges: von „Hammelschlächtern" und „Hammeldieben"; von Steinhöhlen, die menschliche Wohnstätten vorstellen, elenden Lehmbauten, die Häuser einer Residenz sein sollten. Mit Achselzucken und Lächeln hörte ich von diesen theatralisch aufgeputzten Montenegrinern reden und geradezu mit Entsetzen von seinen Einöden, Steinwüsten, Wildnissen!

Nun kam ich, nun sah ich. Ja, und nun erlebte ich einen Gesang Homers! Erlebte in dem Zeitalter der drahtlosen Telegraphie, der Sezessionen und Bernhard Shaws ein Epos . . .

Wundersam war auch die Einleitung zu dem Gedicht. In Durazzo stieg ich zuletzt an Land und glaubte mich im Herzen der Türkei zu befinden, der vielhundertjährigen Erbfeindin des Volkes, dem ich zuzog. Ich stand auf klassischem Boden. Denn Durazzo ist Epidamnos, das einst mächtige und prächtige, uralte. Große Namen rauschen auf bei dem Klange des Wortes: Cäsar, Pompejus, Augustus. Roms Größe und Macht weilten an dieser Stätte, zu der von Rom aus eine wahre via triumphalis führte; denn sie war später der Weg der siegreichen Cäsaren nach Byzanz. In dem Hafen, auf den ich blickte, schifften sie sich ein für die goldene Sirene am Bosporus. Eine Gestalt erschien mir bei dem Namen, die ich mir an diesem fremdartigen Meeresgestade so wenig heimisch vorstellen kann wie mich selbst: Marcus Tullius Cicero lebte hier in der Verbannung. Cicero verbannt von seinem heißgeliebten herrlichen Tuskulum auf den wonnigen Höhen hoch über Rom und Roms Land! Noch mehr Namen fielen mir ein: Bohemund, Tancred — König Manfred. Und jenes mächtige graue Gemäuer auf dem braunen Fels über dem Häuflein armseliger Türkenhäuser war einstmals Burg und Palast Amalasunthas, des großen Theodorichs unseliger Tochter. Sie ist eine Tragödiengestalt. Ich erstieg die Anhöhe, umwandelte die Ruine, die ein flatterndes schwarzes Gewölk umkreiste: Scharen krächzender Raben. Dann saß ich am Meeresstrand unter den duftenden Gluten blühender Rosen, horchte auf das melancholische Geigenspiel umherziehender Zigeuner, schlürfte den süßen Trank des Türkenlandes und schaute hinüber, wo jenseits einer Flut wogenden Azurs ein mächtiges Felsengebirge emporstieg: Albanien! Gerade jetzt tobte dort drüben ein grimmiger Kampf, wie solchen das Volk der Schwarzen Berge so oft gegen den nämlichen erbarmungslosen Unterdrücker gekämpft hatte, und aus dem es, so winzig es war, als Sieger hervorging. Ein Stamm von Hirten war's, aber in der Schlacht ward es zu Helden.

In der Frühe des nächsten Morgens schiffte ich längs einer Küste hin, die aus der Fülle und Schönheit des Südens ein gewaltiges Alpenmassiv aufragen ließ. Wolken ruhten über dem fahlen Gestein, senkten sich verhüllend

herab, tiefer und tiefer. Als sie bei der Sonne des jungen Tages wichen und als glanzvolle Nebel zerflossen, sah ich Gipfel und Grate, immer neue Gipfel und Grate: kahl und grau, wüst und wild, herrlich in Formen und Farben.

Man zeigte mir eine feine, helle Linie. Sie klomm in kühnem Zickzack die steilen Wände hoch und höher hinauf; und man sagte mir: „Die Straße nach Cetinje!" Und auf einen der Grate deutend: „Die Grenze von Montenegro!" In Wolkenhöhe, wie emporgehoben über den Tiefen und allem Erdendunst, wo Königsadler ihren Horst hatten, lag das Reich, das ich, nachdem ich es kennen lernte, ein homerisches Königreich nannte.

Die prächtige Pforte dazu bildet die Bocca di Cattaro. Plötzlich verwandelt sich die stolze und oft so wilde Adria in eine Reihe kleiner Golfe und Buchten, die lieblichen Landseen gleichen, als hätten sich durch einen Zauber die Seen Oberitaliens zu Füßen der Schwarzen Berge vereinigt. Fünf solcher anmutigen Wasserbecken zählte ich. Die Ufer bedecken Olivenwälder, Fruchtgärten, Rebengefilde; bunte Dörfer leuchten über der spiegelnden Bläue; kleine, grüne Eilande mit Kirchen und Klöstern; auf den Höhen bis hinauf zu den Gipfeln Kastelle und Bastionen. Überall Bastionen, feste Wehren und Wachen wider feindliche Nachbarn.

Diese sind Montenegriner und Albanesen. Nicht ohne Verwunderung bringe ich mir zum Bewußtsein, daß ich mich in Österreich befinde, in Bruderland! Zugleich in einem der herrlichsten Länder Europas, das eine Welt von Erdenschönheit umschließt. Ein Juwel in Österreichs Krone aber ist diese wundersame Bocca di Cattaro mit ihren fruchtbaren Gestaden und ihrer die Jahrhunderte verträumenden kleinen Stadt, von der aus die Straße nach Cetinje emporführt.

Ich kenne keine stolzere! Auch sie ist im gewissen Sinne eine via triumphalis: auf ihr zieht die Kultur diese unwirtlichen Höhen empor, halten die Errungenschaften der Neuzeit in das hohe Felsengebiet Einzug. In dem Bau der Straße von Cattaro nach Cetinje liegt eine zwingende Kraft. Ein Stück Zukunft liegt darin. Ich rufe ihr Heil zu.

Ich fahre diese Königsstraße im Automobil. Es bringt von Cattaro Post und Passagiere hinauf und ist ein häßlicher grauer Kasten, der Kurven wegen sehr kurz gebaut. Die Maschine bedient ein junger Mann, der seinen Stahlwagen mit einer Sicherheit leitet, als ginge es durch sanfte Gefilde. Wie von einem Sturm getragen, sause ich die Wände hinan, durch ein hesperisches Gestade von Feigen, Mandeln, Oliven. Am Wege türmen sich Bollwerke von Rosen, glüht im hellen Laub das Feuer der Granatblüte, leuchten Salvien und Mohn. Der Ginster blüht. Ganze Strecken sind mit dem Golde der schönsten Sommerblume des Südens bedeckt.

Höher und höher führt es hinauf, an Österreichs Bastionen vorüber. Der Doppeladler hält scharfe Wacht. Schon versinken Meer und Strand und Land; schon beginnt die Öde. Mit jeder neuen Biegung öffnet sich ein

Ausblick auf neue Herrlichkeit. Ich zähle die Buchten nicht mehr. Tief unter mir und immer tiefer eine azurne Unendlichkeit, die im Glanz zerfließt; über mir, näher und näher ein graues, starrendes Felsenreich. Fels und Öde ringsum! Diese Welt von Klippen, in denen ein spärlicher Graswuchs gedeiht, scheint kein fruchtbares Tal, sondern nur kahle Schluchten zu haben; keinen umbuschten, fröhlich rauschenden Bach, sondern nur wüste Rinnsale, die bei Regengüssen verderblich anschwellen und Fluten schmelzender Schneefelder herabstürzen lassen. Ich sehe kein Dorf, sehe nur Fels und Fels.

Mit mir fahren Männer aus Cetinje. Es sind Gestalten schlank und hoch, voller Ebenmaß und Kraft; die kühn geschnittenen Gesichter gebräunt von scharfer Alpenluft und heißer Sommersonne. Die Augen haben einen Adlerblick. Ich kann mir gut vorstellen, wie diese dunklen Augen aufflammen in Liebe und Haß. In Haß noch glühender als in Liebe.

Sie sind prächtig gekleidet: die Beine mit weißem Filz umwunden; eine faltenreiche Hose aus dunklem Tuch; aus purpurfarbenem Tuch die Weste, über der Brust mit breiter Goldstickerei; ein bis zum Knie reichendes Obergewand aus schwerer, gelblicher Schafwolle gewirkt und von einem Gürtel aus bunter Seide, vielfach um den Leib geschlungen, zusammengehalten. Dazu in Purpurfarbe mit Goldstickerei die berühmte montenegrinische Kopfbedeckung: die Kapa. Auch das feierliche Obergewand hat an den Nähten Stickereien in altertümlichen Mustern. Sie verstehen die schöne Tracht schön zu tragen! Ich sehe sie an, und ich denke: „Zu euch paßt kein anderes Kostüm. Wie euer Volk es vor Jahrhunderten trug, werden es eure Nachkommen noch nach Jahrhunderten tragen; und wie ihr bei eurer Tracht bleibt, so beharrt ihr bei eurer Art. Wenn auch die neue Zeit im Automobil bei euch einzieht — ihr behaltet euer Gewand, bewahrt euer Wesen, bleibt euch selber getreu. Und so ist's gut."

Aber sie trugen keine Waffen. Das wunderte mich. Einer meiner Reisegefährten sprach geläufig Italienisch. Also fragte ich ihn und erhielt zur Antwort:

„Wir waren in Österreich. In Österreich sind unsere Waffen verboten. Der Herr soll uns dort oben sehen!"

Dort oben!

Und wir schwebten bereits hoch über der Tiefe, als hätten uns in brausendem Fluge Adlerschwingen emporgeführt. Plötzlich hörte ich mich von dem Manne, der „dort oben" seine Waffen trug, laut anrufen:

„Herr!"

„Was ist?"

„Montenegro!"

Wir passierten die Grenze . . . Wie des Montenegriners Augen aufleuchteten, als er den Namen aussprach! Mit solchem ekstatischen Feuer im Blick sprechen Fanatiker den Namen ihres Vaterlandes aus. Und ringsum nichts als Fels und Fels.

Eine Paßhöhe. Die alte Straße von Cattaro begegnet hier oben der neuen. Sie ist ein Saumpfad. Nur durch diesen steilen, schmalen Zickzackweg war Montenegro durch Jahrhunderte mit der Welt tief unten verbunden; mit jenem grünenden, blühenden Paradies am Meeresstrand, wo Feige und Mandel reifen und die Rebe des seligsten der Himmlischen um den schimmernden Baum der weißen, großen Göttin sich schlingt. Durch Jahrhunderte haben die Bewohner der Öde von dieser Stelle aus auf die Gartengefilde niedergeblickt. Sie mögen sich bisweilen als Stiefkinder des Lebens gefühlt haben, und dennoch — gerade weil ihr Vaterland zum großen Teil solche Wildnis ist, lieben es die Männer von Montenegro mit einer Leidenschaft, heißer als die Liebe zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind, zu Bruder und Freund. Ich ließ mir sagen: Montenegriner, die ihres Landes Armut in alle Fernen trieb, werfen sich, wenn sie wiederkehren, an der Felsenschwelle ihrer Heimat auf die Knie und küssen den Boden, der seine Kinder nicht nähren kann, wie der fromme Katholik vor der Pforte seines höchsten Heiligtums niedersinkt.

Wiederum rief mein Reisegefährte mich an. Er deutete in die Tiefe auf irgendeinen Punkt, den ich nicht zu erkennen vermochte, und sagte:

„Dort unten ward unser Fürst Danilo ermordet."

„Durch wen?"

„Durch einen Montenegriner."

„Ein Montenegriner ermordete seinen Landesherrn?"

„Herr, der Fürst verwies ihn des Landes. Er hätte ihn seiner Verbrechen willen foltern und martern können; ihn dreifach kreuzigen, verbrennen oder verschmachten lassen. Aber — er schickte ihn fort! Da ward der Mann ein Verzweifelter."

„Wer befand sich bei dem Fürsten, als die Untat geschah?"

„Die Fürstin Darinka und seines Bruders Sohn Nikita. Das war eine Frau, die Fürstin Darinka! Sie hatte keinen Sohn, und kein Thronerbe war bestimmt. Da nahm die Fürstin dem zu Tode Getroffenen die Kapitza vom Haupt. Wer die Kapitza trägt, ist Herr; denn die Kapitza ist unserer Fürsten Krone. An der Seite des Sterbenden krönte Fürstin Darinka den Brudersſohn ihres Gatten; und wir hatten einen neuen Herrn. Hatten ihn ohne jeden Streit, der sonst gewiß um Montenegros Krone entbrannt wäre. Das war eine Frau! Eine fürstliche Frau! Und sie war nicht einmal eines Fürsten Tochter."

„Die Tochter eines Patriziers aus der schönen Stadt Triest . . . Man braucht nicht immer königliches Blut in den Adern zu haben, um königlich zu empfinden."

„Herr, so ist's."

Es ging bergab. Sausend zur Tiefe. Kaum minutenlang. Wir fuhren in eine flache Niederung, eingebettet in kahle Klippen, unter einem Gipfel, den noch Schnee bedeckte, dessen zerklüftete Wände junges Grün füllte: sprießender Buchwald. Mein stattlicher Reisegefährte fuhr fort, in seinem

Vaterlande für mich den Cicerone zu machen. Er deutete auf die weiße Pyramide und erklärte mit einem neuen Aufleuchten im Blick:

„Herr, der Lovcen! Herr, wissen Sie, was der Lovcen ist? . . . Wie, nein? Sie hörten auch nichts von der Quelle am Lovcen, daraus in jeder Vollmondnacht Ivan Czernojevic die Rosse seines Heeres und seinen eigenen Rappen trinken läßt? . . . Nichts von Ivan Czernojevic wissen Sie? Es gibt Menschen, die nichts von ihm wissen? Er war ja doch unser großer Held. Unser großer Held ist er noch immer! Denn Ivan Czernojevic stirbt nicht. Er kann nicht sterben. Solange es noch ein Volk der Schwarzen Berge gibt, kann er nicht; und ein solches wird es bis in alle Ewigkeit geben. . . Im Lovcen sitzt er mit seinem Heer und schläft. Aber jede Vollmondnacht erwacht er. Er erhebt sich, weckt die Seinen, stürmt mit Rossen und Reitern hervor, fährt wie Sturmwind hin über die Schwarzen Berge, sieht, ob sie noch frei sind vom Türkenjoch, stürmt wieder zurück, schläft wieder ein mit Reitern und Rossen. Ruhig kann unser Held Ivan Czernojevic schlafen. Wir wachen, damit er ruhig schlafen kann! Frei sind wir vom Türkenjoch und frei bleiben wir davon — bis in alle Ewigkeit frei."

Dann nach einer Weile:

„Sehen Sie dort oben auf dem Gipfel den Rundbau? Er steckt noch tief im Schnee . . . Nein, Herr, das ist kein Festungswerk, keine Grenzwacht. Es ist ein Grab . . . Wen wir dort oben bestattet haben, wie kein König bestattet ward? Herr, unseren Peter, den Zweiten. Er war Bischof und Fürst zugleich: unser höchster Priester und höchster Herr. Ja, und ein Held! Gegen Kaiser Napoleon hat er seine Montenegriner geführt; und selbst Kaiser Napoleon hat ihm nichts anhaben können. Auch Dichter war er . . . Herr, ja wohl — so begruben wir unseren großen Dichter. Aber nicht nur herrliche Gesänge schenkte er seinem Volk, sondern auch weise Gesetze. Kennen Sie unsere Gesetze? Du darfst nicht stehlen! Stiehlst du dreimal, so steht Todesstrafe darauf. Aber bricht dein Weib die Ehe, so darfst du dein Weib töten. Und töten darfst du den Schurken, der deine Tochter verführt; töten den Buben, der an deiner Ehre dich kränkt. Du mußt es jedoch in der ersten Stunde tun, sonst verfällst auch du dem Gesetz und der Strafe. Ist das nicht weise, Herr?"

Ich antwortete dem Begeisterten voller Überzeugung:

„Weise wie König Salomo!"

Dann fragte ich:

„Habt ihr in Montenegro noch die Blutrache?"

„Wir folgen dem Gebot: Aug um Aug, Zahn um Zahn, Blut um Blut."

„Was sagt dazu euer weises Gesetz, das so gut das Menschenherz kennt?"

„Herr, jenes Gebot steht im Herzen unseres Volkes geschrieben. Ein solches löscht kein Gesetz aus."

Das erste montenegrinische Dorf: Njegus. Es ist zugleich der Name für das ganze schmale Felsenbecken unter dem Sagenfels Lovcen, diesem Kyffhäuser der Schwarzen Berge. Ich sehe ebenerdige Häuser, aus dem grauen

Gestein des Heimatbodens errichtet; sehe hier und dort frische, noch brennendrote Ziegeldächer. Diese Ziegeldächer sind eine neue Errungenschaft Montenegros, gleichbedeutend mit einem Stücklein Kultur. Immerhin bringen sie Farbe in das eintönige Grau der Landschaft, bei der die sonst so verschwenderische Natur mit freundlichem Grün und bunten Blumen sich geizig erweist. Ich sehe freilich Schafe zwischen dem wirren Gestein nach Gras und Kräutern suchen. Bei seinen Tieren steht der junge Hirte, eine binsenschlanke Gestalt. Ein absonderliches Kleidungsstück hängt ihm über den Schultern: dunkel und schmal, mit Fransen, die fast am Boden schleifen. Ich frage, was das sei, und ich werde belehrt:

„Das ist die Struka, Herr! In Montenegro trägt sie der Fürst und der Bauer. Der Bettler würde sie tragen, wenn es in Montenegro Bettler gäbe. Wir können hungern; aber wir betteln nicht. Die Struka tragen bei uns auch die Frauen. Sie schützt bei Sturm; schützt Winters vor Kälte, Sommers vor Sonnenbrand. Und unsere Winter sind lang, unsere Sommer heiß. Wir können begraben werden in Schnee, daß wir unsere Häuser ausschaufeln müssen; und wir können verzehrt werden von Sonnenglut. Beides ist herrlich. Jedoch am herrlichsten sind unsere Stürme. Nicht auf dem Meere rasen sie so toll! Die Windsbraut ist's, die die Schwarzen Berge küßt. So küssen wir unsere Frauen."

Eine Dorfstraße. Zugleich unser erster Halt: die Grenzwacht. Zum ersten Male sehe ich Montenegros Bevölkerung vor ihren Häusern. Mir fällt auf, daß ich fast nur Männer sehe. Darunter sind Heldengestalten. Sie gehören in einen Gesang von blutigem Kampf und heißer Liebe. Mehr noch von Kampf.

Auch das fällt mir auf bei diesem Volk: Jünglinge, wie hellenische Epheben gewachsen, mit hellblondem Haar und lichtblauen Augen. Selbst die Jünglinge tragen Waffen im Leibgurt, häufig mit Perlmutter und Elfenbein überaus künstlich eingelegt. Der Anblick all dieser prächtig gewandeten, stolzen Männlichkeit läßt mich immer tiefer in meinen homerischen Traum versinken.

Ähnlich wilde Felsenlandschaften sah ich in Attika und im Peloponnes. Auch auf den Inseln. Daher kann mich die Öde nicht schrecken. Das Automobil hätte es können, und daß mein Paß revidiert ward. Er verzeichnet einen Namen, der ganz und gar nicht homerisch klingt.

Weiter ging die sausende Fahrt, die Felsenwände hinauf, höher und höher. Mein Montenegriner zeigte mir — es war noch unten im Tal — ein Gehöft, dicht an der Straße gelegen, von hoher Mauer umschlossen, mit einigen Laubbäumen daneben. Ich glaubte bei der rasenden Fahrt den Rest eines Turmes zu erkennen und hatte die Vorstellung: die Fenster des grauen Gebäudes — es ist das einzige mit zwei Stockwerken — könnten ebensogut Schießscharten sein. Mir war gesagt worden: es sei das „Palais", zugleich der Stammsitz der Petrovic und Geburtshaus der Fürstin Nikita. Als ich von hoch oben auf den bescheidenen Bau hinabblickte, fühlte ich etwas wie Ehrfurcht vor einem Geschlecht, dessen Fürsten in solchem Hause geboren wurden,

in solcher Umgebung ihre ersten Kinderspiele spielten, darin vielleicht zu Jünglingen heranreiften, und von dessen Töchtern eine die Königskrone trägt. Ich gestehe: nicht ohne Bewegung gedachte ich bei dem Anblick des Stammsitzes der Pietrovic an Italiens jugendliche Königin, diese wahrhaft erlauchte Fürstin, die alle Tugenden der Gattin und Mutter mit der Hoheit der Herrscherin, der Güte edelster Weiblichkeit vereint. Und die rauhe Stätte, die das Kind Elena betrat, erschien mir geweiht.

Immer öder die Öde, immer wilder die Wildnis. In meiner deutschen Alpenheimat, wo am Fuß des Hohen Göll, gegenüber dem Watzmann, mein Waldhaus steht, gibt es ein Felsengebirge, „das steinerne Meer" genannt. So heißt es, weil hier eine vom Sturm gepeitschte, himmelhoch aufschlagende Flut plötzlich erstarrt scheint. An dieses Klippenmeer dachte ich; an seinen wildesten Wogenschlag; und es däuchte mir eine sanfte Welle, mit diesem Ozean verglichen, den böser Zauber während eines Orkans zu Stein umschuf. Und durch solche gespenstische Brandung von Riffen führte die Straße zur Hauptstadt des Landes!

Bisweilen am Wege eine armselige Hütte und in der Tiefe winzige Felder. Die Saat lag wie versunken in Felsenbrunnen, die häufig kreisrund waren und Gletschermühlen glichen. Jedes derartig durch die Natur geschützte Flecklein stellte einen Acker vor. Die fruchtbare Erde muß mühsam herbeigeschafft worden sein: in Körben von weit her. Niemals sah ich Saatland, das einen derartigen Eindruck auf mich gemacht hätte; niemals flößte mir des Landmanns Arbeit so viel Hochachtung ein: „Du sollst dein Brot im Schweiße deines Angesichts essen!" In der Nähe solcher montenegrinischen Äcker befanden sich die Tennen; mit geglätteten Steinplatten gepflasterte, von niedrigen Mauern umschlossene Rundungen. Die reifen Garben werden vom Felde fort dorthin geschafft und das kostbare Korn wird gleich gewonnen. Als ich zu meinem Montenegriner von der Mühsal seines vaterländischen Ackerbaues sprach, belehrte er mich mit einem unvergeßlichen Ausdruck: Solches sei Arbeit der Frauen. Ich wagte nicht, nach der Arbeit der Männer in meinem homerischen Königreiche zu fragen. Aber auch das gehört dazu: daß Männer nur — Helden sind.

Eine zweite Paßhöhe. Als würde ein Vorhang auseinander gezogen und sogleich wieder geschlossen, so plötzlich und so kurz war der Ausblick in die Tiefe über einen aufleuchtenden weiten Wasserspiegel hin. Schneealpen umfaßten die schimmernde Bläue: die Berge Albaniens und der See von Skutari. Es ist Land des türkischen Erbfeindes, mit dem die Söhne der Schwarzen Berge in hundertjährigem Kampfe gelegen. Also hätte ich ruhig die Frage stellen können: was in Montenegro Arbeit der Männer sei? Auf der gewaltigen Tafel ihrer Felsenberge ist ihre Arbeit mit einer Schrift verzeichnet, die kein Sturm verweht, kein Winterschnee auslöscht. Sie lautet: „Mit unserem und unserer Söhne Lebensblut hielten wir unser Vaterland frei!" Wenn allerorts, wo in Montenegro das Blut seiner Söhne floß, Blumen erblühten, so würde ein Flor purpurner Alpenrosen diese wilden

Klippen färben, wie nicht Schweiz und nicht Tirol einen ähnlichen hat. Ich blickte hinab auf den blinkenden Seespiegel, der wie ein versunkenes Stück Schönheit im Abgrunde ruhte, und ich entsann mich einer Erzählung vom Skutarisee: „Wir schienen nicht durch blaue Wasserwogen, sondern durch goldige Fluten gelber Lotosblumen zu schiffen." Seitdem wurde jener See für meine Vorstellung zu einem Märchen. Ich sah es nun.

Ein zweites Niedersausen zu einem zweiten Becken hinab, ausgedehnter als jenes von Njegus. Nach Norden und Osten türmte sich wiederum Gipfel an Gipfel, Grat an Grat, hundertfach zerrissen und durchklüftet, kahl und grau, vielfach noch schneebedeckt; und wiederum lag ein brennendes Rot über der weiten frühlingsgrünen Fläche als die Blumen dieses Gefildes verstreut: die Ziegeldächer Cettinjes.

Mein Traum von einem homerischen Königreich in einem weltfernen und weltfremden Felsengebiet zerrann nach meiner Ankunft nicht nur nicht, sondern wurde für mich mehr und mehr zur Wirklichkeit. Ich wohnte im „Grand Hotel", wurde von einem befrackten Jüngling bedient, speiste table d'hôte mit Münchener Studenten und Wiener commis voyageurs, mit einer Familie aus Paris und einer Schar ältlicher Amerikanerinnen, die nach Oberammergau reisten: „for the passion play". Selbst das konnte mich nicht ernüchtern. So blieb ich denn meiner Wahnidee hoffnungslos verfallen.

Immer wieder und wieder durchschritt ich Cetinjes einzige Straße. Sie ist breit, mit jungen Bäumen bepflanzt, und wird umschlossen von kleinen ebenerdigen Häusern: in der Mitte die Tür, links und rechts ein Fenster, das neue Ziegeldach als neue Errungenschaft. Nur wenige Läden mit dem Allernotwendigsten des Lebens. In irgendeinem winzigen Marktflecken meines lieben Bayernlandes gibt es mehr einzukaufen, haben die Leute größere Bedürfnisse. Nur der Antiquar bietet eine „Attraktion". Ich kaufte mir eine prachtvolle Struka, in die ich mich stolz einhüllte; denn trotz Sommeranfangs herrschte Winterkälte; erwarb alte prächtige Silberketten, an denen die Männer ihre Uhren tragen, und einen phantastischen goldenen Frauenschmuck. Aber nur mit Mühe entdeckte ich ein Lädlein, wo ich — Ansichtskarten fand. Das armselige pommersche Dorf, darin meine Wiege stand, hat eine größere Auswahl dieser populärsten aller Verkehrsmittel. Aber — von Ansichtspostkarten weiß ja auch Homer nicht zu singen. Das gereichte mir in Cetinje zum Trost.

Unter meinen montenegrinischen Postkarten befindet sich eine mit dem Bildnis einer diademgekrönten, jungen, holden Frau. Wie aus einer fernen Welt schien das glanzvolle Frauenbildnis hier herauf verschlagen zu sein: aus einer Welt höchster Kultur, verfeinerter Eleganz, einer Hofwelt mit Hoffesten und Courschleppen. Es ist das Porträt der schönen Kronprinzeß.

Ich sah Cetinjes sämtliche Sehenswürdigkeiten: das Palais des Kronprinzen Danilo mit den neuen Anlagen; das neue und das alte Palais des regierenden Fürsten. Ersteres hat einen Audienzsaal, letzteres konnte seinerzeit als Kastell gedient haben. Post- und Telegraphenamt sah ich, die

Markthalle und das im Bau begriffene Ministerium. Doch mein Traum währte fort. Voller Stolz wurden mir Theater, Bibliothek und Leseverein gezeigt, die Patronenfabrik, die Kaserne. Aber mein Traum wollte nicht weichen. Die Vertreter fremder Staaten bauen sich gegenwärtig Gesandtschaftshotels: Frankreich und Rußland, Italien und Österreich. Denn in meinem homerischen Königreich gibt es Gesandte und Attachés, wie es darin Minister und hohe Regierungsbeamte gibt. Wiederum fällt mir jene andere Welt ein: weit, weit in der Ferne; tief, tief dort unten. Auch in der Hauptstadt der Schwarzen Berge Empfänge und „jours", Diners und Routs. Die Damen aus Paris und Petersburg, Wien, Berlin und Rom lassen in diesem Epos aus längst vergangenen Zeiten ihre Roben rauschen und ihre Brillanten funkeln.

Ich höre zu, wie der Wirt des „Grand Hotel" — auch er ist eine waffentragende kriegerische Gestalt — von den Wintern in Cetinje erzählt: von diesen langen, öden Wintern, wo auch Montenegros Hauptstadt unter Schneemassen begraben wird. Und dann Hofhaltung, dann Gesellschaftsleben und „große Welt" unter diesen verschneiten Gipfeln . . . Zu dem Fremdling spricht der Mann von seinem Fürsten und Herrn. Dabei wird der ganze Mann Feuer und Flamme:

„Unser Fürst Nikita — unser Vater Nikita! Sie sollten ihn sehen, wenn er unter dem alten Ulmenbaum sitzt, so recht mitten unter den Seinen und um diese sich kümmert. Jeder darf zu ihm kommen und sprechen: ‚Hilf mir, richte über mich und diesen! Du wirst mir die richtige Hilfe bringen, wirst mich und diesen gerecht richten! Dir vertrauen wir, an dich glauben wir — dich lieben wir!' Ein Dichter ist unser Fürst Nikita, ein Sänger seines Volkes, wie unser großer Peter Petrovic es war. Herr, kommen Sie wieder! Kommen Sie in unser Theater, wenn unseres Fürsten Nikita ‚Königin vom Balkan' gespielt wird. Dann werden Sie selbst hören und sehen. O, Sie werden schon sehen!

Und unsere Fürstin, Herr, die unserem Vater Nikita drei blühende Söhne und sechs schöne Töchter gebar. Das ist ein Geschlecht! Ein Geschlecht der Zukunft. Wir Montenegriner sind stolz auf unser Fürstenhaus. Kein Volk der Erde kann auf das seine stolzer sein. Sie müssen selbst hören und sehen. Bleiben Sie bei uns, Herr; oder kommen Sie wieder!"

Ich konnte nicht bleiben, und ich werde nicht wiederkommen. Aber mein homerisches Königreich trug ich in meiner Seele aus Montenegro mit mir davon. Immer wieder durchschreite ich im Geiste Cetinjes einzige Straße mit den winzigen Bäumen und den niedrigen Häusern. Ein Gewühl hochragender Gestalten erfüllt sie. Sie tragen die von Goldstickerei blitzende Festtracht unter dem langen, hellen Flausrock; von der Schulter herab fällt die feierliche, fast den Boden fegende Struka, und das stolz gehobene Haupt deckt die Kapa mit dem schimmernden Namenszuge ihres Herrn, auf Purpurwolle gestickt. Immer wieder betrete ich bei diesen Gedankenwanderungen die einzige Stätte, die von dem Cetinje vergangener Zeiten übrig blieb. Es ist dies die Klosterkirche zur Mutter Gottes, in deren Fürstengruft Monte-

negros Herrscher von ihren Leidenschaften und heldenhaften Taten Ruhe gefunden, in Wahrheit ein Geschlecht zu Taten geboren. Davon zeugen die beiden alten Klostertürme Tubla und Kula. Von den Zinnen des einen Turmes herab wurden die abgeschlagenen Häupter besiegter Feinde dem Volk Montenegros gezeigt; der andere trägt eine Tafel zum Gedächtnis an jene Dezembernacht des Jahres 1702, in welcher die Glocke der Tubla die Männer der Schwarzen Berge aufrief, sämtliche Mohammedaner im Lande zu töten. Und so geschah's.

Den Weg von Cetinje nach Cattaro hinunter trat ich bei Unwetter an. Sturm umheulte, Nebelnacht umdunkelte mich. Durch sturmgepeitschtes, schwarzes Gewölk ging es pfeilschnell zur Tiefe, fort und fort durch dichte Finsternis. Nicht einmal den Abgrund, in den ich hinabstürzen konnte, vermochte ich zu erkennen. Ein Wolkenflug war's. Auch das gehört jetzt zu meinem Traum.

Von neuem in die Welt aller Wirklichkeiten zurückgekehrt, vernahm ich eine seltsame Botschaft:

„Das Fürstentum Montenegro soll ein Königreich werden!"

Montenegro „sollte" ein Königreich werden? . . . Für mich war es das bereits.

Neue Musikliteratur.

1. Johannes Brahms. Von Max Kalbeck. Dritter Band. Erster Halbband. Berlin Deutsche Brahms-Gesellschaft m. b. H. 1910.
2. Johannes Brahms im Briefwechsel mit Hermann Levi, Friedrich Gernsheim sowie den Familien Hecht und Fellinger. Herausgegeben von Leopold Schmidt. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft m. b. H. 1910.

Der neueste Band von Kalbecks Brahms-Biographie behandelt die Zeit, in der die beiden ersten Sinfonien, das Violinkonzert, die Tragische und die Akademische Festouvertüre entstanden, und schließt mit dem Jahre 1871 ab. Es ist die Zeit, in der Kalbeck selbst freundschaftlich mit Brahms verkehrte, und neben den eingehenden, mit liebevoller Sorgfalt ausgeführten Analysen der großen Werke sind es vornehmlich die Berichte über persönliche Beobachtungen und Erlebnisse mit Brahms, die dem Buch seine Farbe und seinen besonderen Reiz geben.

Seit etwa dem Jahre 1874 war in Brahmsens Verhältnissen insofern eine Veränderung eingetreten, als er anfing, sich zum Kapitalisten zu entwickeln. Seine Konzerteinnahmen deckten das, was er zu seinem anspruchslosen Leben brauchte, reichlich, so daß er die Honorare für seine Werke zinstragend anlegen konnte. Auf hohe Prozente legte er dabei keinen Wert, denn er sparte ja nur für andere; bloß vollkommene Sicherheit wollte er und sich nicht um seine Schätze kümmern, deshalb deponierte er alles auf der Preußischen Bank und ließ Verlagshonorare ohne weiteres dorthin anweisen.

Brahms hatte nicht etwa seine frühere Abneigung gegen das Konzertieren verloren; nach wie vor scheute er sich davor, Fingergymnastik zu treiben, um den Aufgaben des Konzertsaals gewachsen zu sein. Aber seine Kompositionen hatten inzwischen an Boden gewonnen, und die Konzertgesellschaften mochten gern, wenn sie eins seiner großen Werke aufführten, den Schöpfer selbst am Dirigentenpult sehen. Auf das Taktstockschwingen brauchte sich Brahms nicht vorzubereiten, und so kam er mehr als sonst dazu, auf dem Podium zu erscheinen. Der Appetit scheint ihm dann beim Essen gekommen zu sein, denn wir sehen ihn in dieser Zeit nicht nur als Interpreten eigener Kammermusik am Klavier, sondern auch auf wirklichen Konzertreisen mit Joachim, einmal durch Siebenbürgen, dann in Polen und Galizien. Ein kleiner Zug von kindlicher Eitelkeit tritt hier überraschend hervor. Der Konzertagent hatte „Joachim-Brahms-Konzerte" annonciert, was Brahms so verdroß, daß er Joachim schrieb, er möge doch den Arrangeur darauf aufmerksam machen, daß ihre Namen nicht nach Körpergröße, Alter oder sonst was, sondern einfach nach dem Alphabet zu ordnen seien. Joachim antwortete, diese Taktlosigkeit des Agenten sei wohl nur Gedankenlosigkeit, und es müsse natürlich Brahms-Joachim angekündigt werden, obwohl — hier sieht man förmlich das schalkhafte Lächeln auf seinem Gesicht — das Publikum auf alle Fälle „Joachim-Brahms" (die Worte sind unter das erste Motiv von Beethovens C-moll-Sinfonie gesetzt) lesen würde. Das heißt also etwa, Joachim könne immer nur der Auftakt zu Brahms sein.

Die Stellung als Dirigent der Musikvereinskonzerte in Wien, die Brahms mehrere Jahre lang innegehabt hatte, gab er 1874 aus verschiedenen Gründen wieder auf, und seitdem wies er jeden Versuch, ihn an ein Amt zu fesseln, standhaft zurück. Es fehlte nicht an Anerbietungen: Städtischer Musikdirektor in Düsseldorf sollte er werden und sogar Thomaskantor in Leipzig, wobei noch ein heiteres Intermezzo unterlief. Der Bürgermeister von Leipzig hatte wohl über Brahms mancherlei reden hören, was ihn bedenklich stimmte, und erkundigte sich darauf offenherzig bei ihm selbst, wie es denn mit seinem „dissoluten Lebenswandel" stünde. Brahms teilte Simrock die Ursache mit, die ihm diesen Ruf eingetragen; nämlich eine bloße Albernheit: „Seit Jahren habe ich die Gewohnheit, da ich zeitiger als andere das Wirtshaus verlasse, zu sagen: ich muß zum Schwender oder Sperl. Alle Jahre einmal gerate ich vielleicht wirklich hin, aber mit dem alten Lachner oder Rottebohm. Jetzt habe ich mir angewöhnt, statt dessen zu sagen: ich gehe in den Wagner-Verein. Vielleicht rehabilitiert mich das."

Diese letzte Bemerkung ist recht pikant, denn man weiß ja, wie Wagner zu Brahms stand. Es dauerte auch nicht lange, da kühlte Wagner wieder einmal sein Mütchen an dem Musiker, der es durchaus nicht glauben wollte, daß die Sinfonieform durch Beethoven ausgeschöpft sei, und daß fortan nur noch im Musikdrama Neues zu schaffen sei: in den „Bayreuther Blättern" erschien der Aufsatz „Über das Dichten und Komponieren", der in seinem musikalischen Teil ganz gegen Brahms gerichtet ist. Kalbeck entrüstet sich mit Recht sehr über jenen Artikel, von dem man bedauern muß, daß er geschrieben, und noch mehr bedauern, daß er in die Gesammelten Schriften aufgenommen werden konnte; denn er ist, soweit er Brahms angeht, nichts weiter als eine sinnlose Schimpferei. Es muß jedem Künstler freistehen, über die Werke eines anderen Künstlers so gering zu denken, wie ihm beliebt und seiner Überzeugung auch öffentlich scharfen Ausdruck zu geben. Dagegen würde niemand etwas einwenden. Das Verwerfliche beginnt aber dort, wo Wagner versucht, Brahmsens Charakter zu verdächtigen und diesem Menschen, der ehrlich war bis zur Schroffheit, die Absicht unterschiebt, er schauspielere der Welt etwas vor, binde heute die, morgen jene Maske um, wolle besser komponieren als er könne und dergleichen mehr; wobei das schlimmste ist, daß aus dem allen der kleinlichste Ärger über die Brahms erwiesenen Ehrungen herausklingt. Im Grunde verstand keiner den andern, der Dramatiker den Musiker noch weniger, als der Musiker den Dramatiker. Wie hätten sich diese beiden, in ihrer Kunst wie in ihrem menschlichen Wesen so völlig verschieden gearteten Persönlichkeiten auch jemals näherkommen können? Wagner mit seinem unersättlichen Mitteilungsdrang, Wagner, der ganz von sich und seiner Mission erfüllt, in Schriften, Briefen und Kunstwerken sein Inneres ohne Rückhalt vor der Welt auszubreiten bestrebt war, der seine ganze Seele den Mitmenschen schenken wollte, und der scheue, wortkarge, herbe Brahms, der eigentlich niemals einen ordentlichen, ausführlichen Brief geschrieben hat, sehr ungern und spärlich von sich und seinen Kompositionen sprach, die, spröde und verschlossen wie er, sich nur dem ernstlich Einlaßsuchenden auftun. Darüber indessen kann kein Zweifel bestehen, daß sich Brahms gegenüber Wagner unendlich viel vornehmer und geschmackvoller benommen hat als Wagner gegenüber Brahms.

Die Sommermonate verbrachte Brahms wie gewohnt in irgendeinem schön gelegenen Örtchen: in Rüschlikon am Zürcher See, wo er mit dem berühmten Physiologen Engelmann, der später in Holland so tatkräftig für ihn wirkte, gute Nachbarschaft hielt, in Ziegelhausen bei Heidelberg, dreimal in Pörtschach am See, in Ischl und in Saßnitz auf Rügen.

Nach Saßnitz hatte ihn Georg Henschel, der Sänger und Komponist, verlockt, der auch über die Tage seines Zusammenseins mit Brahms sehr hübsche Aufzeichnungen gemacht hat. Sie geben uns ein ungemein deutliches Bild von dem Menschen Brahms, von seiner Art, in der Sommerfrische zu leben und sich zu geben, und gestatten auch manchen tieferen Blick in sein Inneres. Henschel war am 7. Juli

1876 dort angekommen, abends halb elf Uhr, und hatte gleich noch ein Stündchen mit Brahms verplaudert, der schon am anderen Morgen zum Kaffee wieder bei ihm saß. Am Tage lief Brahms sehr zwanglos herum, ohne Kragen und Krawatte, mit offener Weste, nur beim Mittagessen trug er Halskragen und Binde. Man badete und aß gemeinschaftlich, im übrigen ging jeder für gewöhnlich seine eigenen Wege. Abends begannen dann die eigentlichen Plauderstunden, aus denen Henschel manches Interessante mitteilt. Der Skeptiker und Philosoph, der von der Relativität aller Dinge überzeugt war, der erkannt hatte, daß die Anschauung allein den Wert aller Erscheinungen münzt, tritt uns in seinen Äußerungen über Hauptmanns Briefe an Spohr deutlich entgegen. „Wenn man's genau nimmt, kann man das, was in diesen Briefen steht, auch umkehren, und es bleibt immer noch wahr", meinte er, und: „So oft ich in diesen Briefen blättere, sage ich mir immer: das ist alles ganz nett und geistvoll, aber im Grunde ist es doch nichts anderes als Geschwätz. Ich möchte wissen, ob es etwas in der Welt gibt, worüber sich nicht mit gleichem Recht dafür und dawider sprechen ließe."

Merkwürdig ist es zu sehen, wie vollkommen fremd Brahms der Kunst Richard Wagners gegenübersteht. Die Stelle „Heiligster Minne, höchste Not" in der Walküre fand er zwar wunderschön, und wenn Siegmund das Schwert aus der Esche zieht, so sei das ja auch sehr schön, aber es wäre ergreifend, wenn das der junge Bonaparte oder sonst ein Held wäre, der uns und unserem Empfinden nahesteht. Von dem Lied Siegfrieds „Aus dem Wald fort" meinte er, es würde niemand was Besonderes daran finden, wenn er oder Henschel es gemacht hätte. Brahms sieht immer nur das Einzelne, und auch dies nur vom rein musikalischen Standpunkt aus, nicht in seinem dramatischen Zusammenhang. Den Sinn des Nibelungenringes verstand er gar nicht. „Wenn ich nur in aller Welt wüßte, was aus dem Ringe wird und was Wagner damit meint. Vielleicht das Kreuz? Ich bin durchaus kein Verehrer des Kreuzes, aber da wüßte man doch, wo hinaus. Hebbel in seinen Nibelungen hat es gewagt; am Ende meint es Wagner auch. Es wäre ja in der Tat ein Gedanke, daß die Götterwirtschaft damit ein Ende hat." Diese Ratlosigkeit vor einem im Grunde so klaren Werk, wie dem „Ring des Nibelungen", zeigt eben, daß sich Brahms weder mit der Dichtung noch mit der Musik wirklich eingehend befaßt hat, denn sonst hätte er aus den Worten und aus dem Gewebe der Leitmotive den Sinn des Ganzen erkennen müssen, nämlich daß der Ring das Gold symbolisiert, dessen Macht nur der Liebelose ausnutzen kann, das Gold und den Fluch, der an ihm haftet. Wenn das Gold dem Rhein, dem es enthoben war, zurückgegeben wird, so ist seine Verderben wirkende Kraft aufgehoben; die vom Fluch des Goldes und von der durch Verträge regierenden Götterwelt befreite Erde wird nun glücklich durch die Herrschaft der Liebe. Vollkommen richtig bemerkt Kalbeck bei dieser Gelegenheit, daß das Bemühen „konzilianter Nekrologisten", Brahms zu einem Wagnerverehrer zu stempeln, durchaus verfehlt ist, und daß einzelne Aussprüche von Brahms, die solche Annahme stützen könnten, teils Brahmsens Widerspruchsgeist entstammten, teils seinem Ärger über eine törichte Unterschätzung Wagners, dessen große allgemeine Bedeutung er wohl erkannte, durch ganz Ahnungslose. Die Gattung der absoluten Wagnerfanatiker ist ja gottlob im Aussterben begriffen; immerhin gibt es noch genug Leute, die über die Bedingungen des Kunstgenusses und Kunsterkennens so im Unklaren sind, daß sie es einem wie einen persönlichen Makel anrechnen, wenn er sich gegen diesen oder jenen Künstler und seine Werke ablehnend verhält. Solche guten Leute und schlechten Musikanten haben auch Brahms posthum zum Wagnerianer gestempelt. Hingegen haben die Chemiker schon lange eingesehen, daß das Gold, weil es auf Blutlaugensalz nicht reagiert, nicht unedler ist als das Eisen, das sich mit ihm zu einer schönen blauen Farbe verbindet.

Sehr hübsch erzählt Henschel auch von Brahmsens Naturliebe, wie er im Wald am Unkenteich saß und dem melancholischen Froschruf lauschte, mit den kleinen Fröschen spielte und dem Ursprung der Märchen nachsann. Wenn er über Menschen

und Kunstangelegenheiten sprach, sind seine Urteile immer äußerst knapp und treffend. Von Loewes Balladen hielt er ziemlich viel, fand aber, daß er in Wien sehr überschätzt wurde. „Man stellt ihn in seinen Liedern neben Schubert, in seinen Balladen über ihn und vergißt, daß, was bei dem einen Genie, bei dem andern oft nur ganz talentvolle Mache, mitunter sogar höchst mittelmäßig ist.“ Wie richtig! Und über Heyse, den er einen der reizvollsten Männer nennt, schön und dazu von liebenswürdigstem Talent: er kenne kaum einen Menschen, der eine Gesellschaft, in die er eintrat, so erleuchte wie er. Bodenstedt, von dem viel zu viel hergemacht werde, sei ihm der gräßlichste Dichter, kein Vergleich mit Geibel, der wieder viel zu wenig geschätzt werde. Wieviel starkes Kunstgefühl spricht aus seinen Worten über Goethes Lyrik: „Die letzte Strophe des Schubertschen Liedes ‚Was bedeutet die Bewegung‘ ist die einzige Stelle, wo ich mir sagen muß, daß Goethes Worte durch die Musik wirklich noch gehoben worden sind. Sonst kann ich das von keinem anderen Goetheschen Gedichte behaupten. Die sind alle so fertig, da kann man mit Musik nicht an.“ Gern würde man von dem guten Beobachter und angenehmen Plauderer Henschel noch mehr über Brahms hören, aber auch für das, was er aufgezeichnet hat, wollen wir ihm dankbar sein.

Der C-moll-Sinfonie widmet Kalbeck eine ganz besonders eingehende und phantasievolle Betrachtung, ja, mir persönlich scheint es, als ob die Phantasie des Kommentators hier gar zu selbstherrlich ihre eigenen Wege ginge und mehr in das Werk hineininterpretierte, als ihm eigentlich zu entnehmen ist. Kalbeck meint den Keim dieser Sinfonie in das Jahr 1855 verlegen zu müssen, wo Brahms mit Clara Schumann nach Hamburg gereist war, um eine Aufführung des „Manfred“ anzuhören. Hierbei möge sich der Unschuldig-Schuldige über die Natur seiner Zuneigung zu der Gattin seines schwerkranken Freundes und Meisters mit Schaudern klar geworden sein, möge erkannt haben, in wie geheimnisvoller Weise sein eigenes Wesen mit dem Manfreds und Schumanns verkettet sei; und aus dieser Erkenntnis heraus sei dies tönende Abbild eines chaotischen Zustandes geschaffen, der ihn „zu zermalmen drohte, indem er ihn beseligte.“ Demnach wäre der Inhalt der C-moll-Sinfonie kein anderer als „die Darstellung des Verhältnisses zwischen Johannes, Robert und Clara und zwar in dem ganzen Umkreise seiner Ideen und Stimmungen.“

Ich glaube nicht an diesen „Inhalt“ der C-moll-Sinfonie. Aber nehmen wir einmal an, Kalbecks Hypothese sei erwiesen, Brahms habe Clara wirklich geliebt, es sei die Sinfonie wirklich ein Abbild des Seelenzustandes, der Seelenmarter, in die ihn seine Gefühle der Verehrung für Schumann einerseits und der Liebe zu des Freundes Frau andererseits versetzte — was wäre dadurch für uns in bezug auf das Verständnis des Kunstwerks gewonnen? Nach meiner Meinung gar nichts. Es werden nur zu häufig die zufälligen, ich möchte sagen mechanischen Anstöße, die zur Bildung eines bestimmten Seelenzustandes, zur Erzeugung bestimmter Stimmungskomplexe geführt haben, mit diesen Zuständen und Stimmungen selbst und mit den Kunstwerken, die ihnen entspringen, vermengt, und es wird der Kenntnis solcher äußeren Dinge für das Verständnis der Kunstwerke ein Wert beigelegt, den sie tatsächlich nicht besitzen. Gesetzt, ich sehe ein wunderschönes Bühnenbild, etwa die Winterlandschaft in Rosmer-Humperdincks „Königskindern“, ein tief verschneites Waldinneres, im fahlen Dämmerlicht des Morgens, nach und nach von der aufgehenden Sonne beleuchtet. Würde der künstlerische Eindruck, den ich hier empfange, ein größerer sein, würde ich das Bild ästhetisch tiefer erfassen, wenn ich genau wüßte, wieviel Holzstreben jedes Versatzstück stützen, wieviel Lampen der Beleuchtungsinspektor aus- und einschaltet? Wenn ich wüßte, welche Naturstudien der Maler zu diesem Bilde gemacht, welche Vorbilder er benutzt, was ihn zu dieser besonderen Art der Komposition veranlaßt hat? Doch gewiß nicht. So halte ich es auch für ganz unnütz, daß etwa nachgewiesen wird, welche Züge in Werthers Lotte Maximiliane Brentano und welche Lotte Kestner entlehnt sind, wie weit Goethe selbst mit dem jungen Werther zu identifizieren ist und dergleichen mehr. Wie es auch

völlig gleichgültig ist, wer Beethovens „unsterbliche Geliebte" war, ob Giulia Guicciardi oder Therese Brunswick. Eine starke Liebe hat einst Beethoven jenen leidenschaftlichen Brief schreiben lassen, persönliche Erlebnisse und Beobachtungen haben Goethe veranlaßt, in den Leiden des jungen Werthers ein Kunstwerk zu schaffen — das kann uns genügen. Was weiter spürt, ist nicht Kunstliebe, sondern ganz gewöhnliche menschliche Neugier. Ein Kunstwerk, das nicht ganz aus sich selbst heraus verstanden werden kann, taugt nichts. Aber jedes bedeutende Kunstwerk erfüllt auch diese Forderung, und wir sollten so viel Ehrfurcht vor dem Willen großer Künstler haben, daß wir uns mit dem begnügen, was sie selbst von ihrem Innern haben enthüllen wollen und mit heiliger Scheu die Schleier hüten, welche die Blöße ihrer Seele bedecken.

Besonders lehrreich und fesselnd finde ich das, was Kalbeck von dem mit seinem Stoff ringenden, im Arbeitsfieber glühenden Brahms erzählt. Zweimal hatte er in Ischl Gelegenheit, ihn ungesehen zu beobachten. Kalbeck war an einem schönen Julimorgen ganz früh auf einem Spaziergang begriffen, als er vom Wald her über die Wiese einen Menschen, anscheinend einen Bauern, auf sich zulaufen sah. Es war, wie er dann erkannte, Brahms. Barhäuptig, in Hemdärmeln, ohne Weste und Halskragen, in der einen Hand den Hut, in der anderen den Rock, den er durch das Gras nach sich zog, schnaufend und ächzend — so stürmte er an Kalbeck vorbei, ohne ihn zu sehen. Der Schweiß strömte ihm übers Gesicht, die Haare hingen tief herunter, die Augen starrten ins Leere und leuchteten wie die eines Raubtieres; er glich einem Besessenen. „Nie werde ich", fügt der Erzähler hinzu, „den beängstigenden Eindruck der elementaren Gewalt vergessen, den der Anblick der Erscheinung in mir zurückließ."

Und ein andermal kam er an das Haus, das Brahms bewohnte, als dieser gerade am Klavier saß. Die Haustür stand offen und auch die Tür zum Wohnzimmer, so daß Kalbeck dem Spiel lauschen konnte, ohne daß Brahms es merkte. Es klang wie freies Phantasieren, aber an den öfter sich verändernden Wiederholungen gewisser Stellen konnte der Zuhörer erkennen, daß es sich um die Ausfeilung und Verbesserung einer im Kopf des Komponisten schon durchgearbeiteten Komposition handelte. Und zu dem Klavierspiel erklang ein seltsames Knurren, Winseln und Stöhnen. Es war Brahms selbst, der sein neues im Klang zu erprobendes Werk mit solchen Naturlauten, den Ausbrüchen höchstgespannten Gefühls begleitete. Als der Spieler geendet hatte, trat der Lauscher ins Zimmer und fand Brahms etwas verlegen, wie er sich die Augen wischte; Tränentropfen hingen ihm im Bart, und seine Stimme klang weich und unsicher. Kalbeck tat ganz unbefangen, als wäre er eben erst gekommen, und Brahms wurde auch bald wieder seelenvergnügt und behaglich. Ich finde die Aufzeichnung solcher persönlichen Erlebnisse ganz ungemein wichtig und aufklärender als die geistreichsten Analysen und Betrachtungen.

So möge auch noch eine für Brahmsens Bescheidenheit und Bedenklichkeit sehr charakteristische Geschichte hier ausgezogen werden. Bescheidenheit ist vielleicht nicht das rechte Wort; Brahms wußte wohl, was er wert war, aber er hatte ein sehr entwickeltes Distanzgefühl, er konnte Speere werfen und die Götter ehren, und sein Respekt vor den Großen seiner Kunst war grenzenlos. Wie er zu Henschel sagte, er begriffe nicht, daß Leute seines Schlages eitel sein könnten: denn so wie die Menschen, die aufrecht gingen, zu den Geschöpfen, die unter der Erde kröchen, so ständen die Götter Mozart und Beethoven über ihnen; wie er an Frau Schumann sogar über das A-moll-Konzert von Viotti schrieb: „Daß die Leute im allgemeinen die allerbesten Sachen, also Mozartsche Konzerte und obigen Viotti nicht verstehen und nicht respektieren — davon lebt unsereiner und kommt zum Ruhm. Wenn die Leute eine Ahnung hätten, daß sie von uns tropfenweise dasselbe kriegen, was sie dort nach Herzenslust trinken können!" — so wies er alles, was etwa andeuten konnte, daß er es in seinen polyphonen Werken mit Bach habe aufnehmen wollen, weit von sich. Nun hatte er zwei a-cappella-Motetten (op. 74) geschrieben und Joachim gesagt, daß er sie Philipp Spitta widmen wollte. Nachträglich aber

stiegen ihm Bedenken auf: „Widme ich dem Musikgelehrten und Bachbiographen Motetten, so sieht es aus, als ob ich Besonderes, Mustergültiges in dem Genre machen zu können glaubte", schrieb er an Simrock, und er hätte am liebsten die Dedikationsabsicht nicht ausgeführt, wenn er nicht fürchtete, Spitta, der davon erfahren hatte, möchte ihn mißverstehen und sich gekränkt fühlen. So setzte er denn steif „Herrn Philipp Spitta gewidmet" auf den Titel, ohne jede Anspielung auf den Bachbiographen.

In die Zeit, die der letzte Band des Kalbeckschen Brahms-Werkes behandelt, greift auch der Inhalt des von Dr. Leopold Schmidt herausgegebenen Briefbandes ein. Der Briefwechsel zwischen Brahms und Levi füllt nicht nur den größten Teil des Bandes, sondern er ist auch weitaus der wichtigste, ja, der einzig interessante. Denn bei den Briefwechseln mit Brahms sind es gewöhnlich die Briefe der andern, die uns anziehen; die oft mürrischen, ungeduldigen schriftlichen Mitteilungen Brahmsens geben uns nur verhältnismäßig wenig von seinem Wesen. Brahms wußte auch, daß die Feder für ihn ein sehr unvollkommenes Werkzeug der Gedankenübertragung sei, deshalb schreibt er so ungern und weiß in immer neuen Wendungen seine Schreibunlust zu motivieren, etwa (auf einer Postkarte): „Im übrigen verleben wir jetzt die schönste Zeit des Sommers, und wenn ich nicht Sie und die beiden Jünglinge störte, würde ich auch einen Briefbogen beschreiben"; oder: „Daß dies kein Brief, sondern nur ein Präludium zu solchem ist, brauche ich nicht zu sagen"; oder: „Dies sende ich nur eilig einem langen Brief voraus, der Ihnen ausführlich von hiesiger Esplanade erzählt" — und der natürlich nie geschrieben wurde. Wenn nun solche kurze Notizsendungen Brahmsens allein mitgeteilt werden, wie hier die an Gernsheim und die Ehepaare Hecht und Fellinger, ohne die Antworten der Korrespondenten, so bietet die Lektüre dieser dürren Bemerkungen nur ein zweifelhaftes Vergnügen. Der Herausgeber sagt zwar von diesen Briefzetteln: „Mag ihr Inhalt auf den ersten Blick oft unbedeutend, alltäglich erscheinen: es ist kein Brief, keine Postkarte, kein Zettel, der nicht durch eine bezeichnende Wendung, ein launiges oder scheuzartes Wort, eine nur Brahms eigentümliche Ausdrucksweise merkwürdig wäre." Aber das trifft doch nur zum Teil zu; sehr Vieles ist ganz belanglos und auch nicht einmal im Ausdruck eigen. Schmidt meint nun weiter, es sei lediglich Sache des persönlichen Geschmacks, aus diesen flüchtigen Anfragen und Mitteilungen eine Auswahl zu treffen. „Trotzdem, oder vielmehr gerade deswegen kann, will man zu einer Publikation schreiten, nur eine möglichst vollständige Drucklegung des noch zu rettenden Briefmaterials Sinn haben. Der eine wird sich für dieses, der andere für jenes interessieren, und wir können gar nicht wissen — siehe die Literatur über Beethoven oder Goethe —, aus welchem Grunde vielleicht irgendein unscheinbarer Zettel später einmal für wichtig befunden wird." Ich teile diesen Standpunkt freilich nicht, meine vielmehr, daß gerade von Beethoven sehr viel Unwichtiges und Interesseloses veröffentlicht ist, indessen es ist immerhin ein Standpunkt. Hoffen wir also, daß Brahmsens Briefe an Gernsheim und die beiden Ehepaare für eine künftige Generation den Wert gewinnen mögen, den sie für uns nicht haben.

Dagegen muß die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Brahms und Hermann Levi mit lebhaftem Dank entgegengenommen werden, um so mehr als auch Schmidts Einleitung dazu gut und treffend ist.

Die Korrespondenz ist nicht vollständig erhalten; sie beginnt mit dem Jahre 1864 und endigt 1878, als die Freundschaft zwischen den beiden Künstlern schon einen Riß bekommen hatte, die äußeren Beziehungen und der Briefwechsel aber noch weiter bestanden. Doch auch sonst scheinen mir Briefe verloren gegangen zu sein, denn es werden öfter Dinge berührt, die auf einen Brief zurückdeuten, ohne daß er sich vorfände.

Der erste Brief Levis beschäftigte sich mit dem neuen F-moll-Quintett von Brahms, das zuerst als Streichquintett geschrieben, dann in eine Sonate für zwei

Klaviere umgewandelt war und jetzt seine endgültige Fassung erhalten hatte. Levi lobt das Werk enthusiastisch, aber der erfahrene Praktiker hat auch Einwände zu machen, die Brahms bei der Herausgabe zum Teil berücksichtigte. Ein undatierter, übermütiger, augenscheinlich in Weinlaune geschriebener Brief von Brahms, den Kalbeck bereits abgedruckt und in den Dezember 1864 verlegt hat, folgt, und dann fließt die Korrespondenz spärlich bis 1869, wo sie sich auf einmal sehr belebt. Levi ist immer der reicher Gebende als Brahms. Wenn er auch klagt, daß die Feder eher die Verdreherin als der Ausdruck seiner Gedanken sei, so schreibt er doch ungemein gewandt und lebendig, aus einem geweckten, vielfältig interessierten Geist heraus, ernst oder heiter und witzig, wie es die Situation ergibt. Als einen Künstler, der über die Grenzen der Musik hinaus dachte, der eine sichere Empfindung für das Wesen künstlerischer Wirkung überhaupt hatte und sich mit ästhetischen Problemen herumschlug, lernen wir ihn aus mancher seltsam feinen Bemerkung kennen. Einmal war er in der Abenddämmerung im Kölner Dom gewesen und versucht nun, den tiefen Eindruck zu beschreiben, den er dort empfangen hatte. Es habe zuletzt alles im Dunkel gelegen, nur eine Säule mit einer kleinen Kanzel, auf der ein junger Priester mit wunderschönen Zügen deutsche Gebete sprach, war erleuchtet; die innige, ergreifende Sprache des Geistlichen, die respondierende Gemeinde, der Orgelklang, die Chorknaben mit ihrem Gesang, alles versetzte ihn in eine Stimmung höchster Andacht: „Wenn der Pfaffe auf mich zugegangen wäre – ich hätte mich ihm verschrieben." Am andern Morgen ging er wieder hin, und das Ganze war verwandelt. Im kalten Tageslicht stand ein alter, gelbhäutiger Priester da, der gleichgültig lateinisches Zeug herunterplapperte; die Chorknaben, die ihm am Abend wie Engel erschienen waren, kamen ihm wie die Meerkatzen in Goethes Faust vor; der klappernde Kollektenteller, die Damen mit dem Baedeker in der Hand, alles ernüchterte ihn vollständig. An diese Eindrücke knüpft Levi nun folgende Betrachtung: „Wo ist der Unterschied zwischen sinnlichem Rausche und künstlerischem Genusse? Nur in der Poesie fasse ich ihn; im Drama bin ich mir meiner selbst bewußt; dem Eindruck der Musik und Architektur gebe ich mich willenlos hin — seine höchste Wirkung ist Selbstvergessen; das Drama entspringt aus dem Leben und wirkt darauf zurück — für den Zusammenhang der Musik und Architektur mit dem Leben fehlt mir die Verbindungskette. Ist der Zustand vollständigen Selbstvergessens der höchste Punkt menschlichen Empfindens oder der niedrigste? Wie steht es bei den Künsten, die ihr Vorbild nicht in der äußeren Natur suchen, um die Wahrheit? Unseren Maßstab für Wahrheit und Unwahrheit bildet gerade der Vergleich mit der äußeren Natur, resp. dem Leben; wie nun bei den Künsten, die mit dem Leben in keinem direkten Zusammenhang stehen? Du sagtest oft, Du möchtest statt Noten Worte schreiben; mir stockt die Feder, so oft ich mir das einfachste, musikalische Gesetz philosophisch klarmachen will. Nur die Technik begreife ich ungefähr, das Wesen bleibt mir ein Mysterium; aber ich bescheide mich gern." Wer so nachdenklichen Geistes an diese schwierigen Fragen herantritt, ist jedenfalls kein Durchschnittsmensch.

Neben solchen nach innen gekehrten Gedanken finden wir dann Ulkereien wie folgenden Erguß, der geschrieben wurde, als Levi in Rippoldsau eine Kur gebrauchte und nicht nach Basel gehen konnte, wo Brahms mit Stockhausen konzertierte: „Wehmütig sah ich heute dem Omnibus nach, der gen Basel ziehete — da war mir so recht, wie Schumann sagt – und seine Seele spannte weit ihre Flügel aus — o die Schranken so eng und die Welt so weit, — o könnt ich fliegen wie Tauben dahin — kennst du das Land — Ich hab im Traum geweinet — wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser — ich wollt ich wär ein Vöglein — Ein Fichtenbaum steht einsam —" und so fort noch eine ganze Weile in bekannten Zitaten.

Treulich unterstützte Levi Brahms auf seiner Jagd nach einem Operntext. Er suchte, machte Vorschläge, las alte Opernbücher durch, schickte ihm Entwürfe, wendete sich für ihn an Paul Heyse und grollte nicht, wenn der schwer zu befriedigende Freund alles zurückwies. Manchen klugen Rat gibt er dem oft Zaudernden und

Unentschlossenen, so zum Beispiel, als Brahms schwankt, ob er die ihm angebotene Stellung eines Dirigenten bei der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien annehmen soll. Levi riet ihm entschieden ab; er meinte, solch eine praktische Tätigkeit erfordere volle Hingabe und lasse sich nicht, selbst bei souveränster Beherrschung des zu handhabenden Materials, in Mußestunden abtun. Es sei aber nach seiner Meinung ein Unrecht, wenn Brahms mehr als nur Mußestunden einem anderen Geschäft als dem Komponieren widmen wolle. Aber neben den allgemeinen hat er noch besondere Bedenken gegen Wien. Wäre Brahms eine solche Stellung in Oldenburg oder München angetragen, wo nicht die Verhältnisse den Menschen, sondern der Mensch die Verhältnisse macht, so würde er nicht unbedingt dagegen reden, aber Wien, wo das Publikum durch Herbecks Kunststücke auf ungesatteltem Pferde verdorben sei, und wo sich gleich hundert Kläffer und Neider an seine Fersen hängen würden, sei nichts für ihn. Wie recht Levi mit seiner Beurteilung der Sachlage hatte, zeigte sich später, als Brahms diese Stellung doch antrat, sie aber nach wenigen Jahren wieder niederlegte.

Ein Vereinigungspunkt ihrer Gedanken war der gemeinsame Freund Feuerbach und dessen mühsames Ringen um seine Kunst und ihre Anerkennung. Von Feuerbach gehen dann die brieflichen Gespräche oft weiter zur bildenden Kunst und zur Literatur. Hier ist mir eine Bemerkung Levis als besonders charakteristisch aufgefallen, weil sie zeigt, wie dieser kluge, ebenso geistreiche wie warmherzige Mensch so gar keinen Sinn für Humor und für die eigentümliche Phantasie und Poesie Gottfried Kellers hatte, der, so sollte man meinen, ihn schon durch die Bildkraft seiner Sprache fesseln mußte. Er schreibt 1873 aus München: „Die Kellerschen Novellen schicke ich übermorgen mit. Rechte Freude kann man leider nicht daran haben. Ich habe mich nur bei einer — ‚Schmied des Glückes‘ — herzhaft amüsiert, aber auch nur amüsiert. Ich finde einen traurigen Rückgang — kann aber auch unrecht haben.“ Und wenige Monate später fragt er bei Brahms an, wie ihm die Novellen gefallen hätten, und fügt hinzu: „Kürzlich las ich in einer Schweizer Monatsschrift eine französische Übersetzung von ‚Kleider machen Leute‘. Da nahm sich alles viel besser aus; das Geistreiche, Realistische trat schärfer hervor, und den Mangel an Wärme und Gemüt spürte man weniger.“ Merkwürdig — Mangel an Wärme und Gemüt bei Keller — man glaubt es kaum! Übrigens handelt es sich hier natürlich, wie schon aus den Titeln der Novellen hervorgeht, um die „Leute von Seldwyla“, und nicht um die „Züricher Novellen“, wie Schmidt annimmt; die erschienen erst 1878. Bei der Gelegenheit möchte ich noch eine Kleinigkeit anmerken. Brahms schreibt einmal von einem „quaden“ Trost. Der Herausgeber bezweifelt „quad“ durch ein Fragezeichen. Es ist aber ein gutes, plattdeutsches Wort und heißt klein, gering.

Was am Ende zwischen Brahms und Levi trat, war die Erscheinung Richard Wagners, und wie Levi, der Wagner anfangs sehr kühl, ja fast ablehnend gegenüberstand, von ihm immer mächtiger angezogen wird, das gerade zeigt dieser Briefwechsel sehr deutlich, wenn auch in angemessener Verhüllung. Hier nur einige Andeutungen. 1869 hatte Levi aus Karlsbad nach einer Aufführung der „Meistersinger“, die er für die beschränkten Mittel „vortrefflich“ nennt, geschrieben: „Wie ich selbst mich innerlich dazu verhalte, ist recht wunderlich und mag mündlichem Berichte vorbehalten bleiben.“ Dann kam 1870 die Aufforderung an ihn, er solle in München die „Walküre“ dirigieren. Wagner hatte aus bekannten Gründen die Übernahme der Leitung sowie jede beratende Mitwirkung abgelehnt und in diesem Sinne auch an Levi, der ihn um aufklärende Beihilfe bat, geschrieben, worauf dann Levi ebenfalls auf die Übernahme der Direktion verzichtete. Was er bei dieser Gelegenheit an Brahms schreibt, ist recht bezeichnend, weil man merkt, wie weit ihn bereits die eingehende Beschäftigung mit Wagners Werken diesem genähert hatte. Er meint, er habe in das allgemeine Geheul von Wagners Narrheit und bedenklichem Charakter nie einstimmen können, habe selbst seinerzeit die Judenbroschüre verteidigt, weil sie ihm aus ernster, künstlerischer Gesinnung hervorgegangen schien und er die darin

angeführten Tatsachen zugebe, wenn auch nicht ihre Prämissen und Konsequenzen. Auch sein Brief an ihn zwinge ihm unbedingte Achtung ab. „Daß ich trotzdem nicht", so fährt er freilich fort, „mit Sack und Pack in sein Lager desertiere, dafür ist schon gesorgt, wie auch dafür, daß dem tiefsten Walküren-Rausche der gehörige Katzenjammer auf dem Fuße folgt."

Auch nachher konnte er bedauern, daß „Wagner die besten Köpfe verwirrt und den Maßstab für das Wesen unserer Kunst alteriert". Aber dann bekam er die Hofkapellmeisterstelle in München, mußte natürlich viel Wagnersche Tondramen dirigieren und wurde dadurch immer mehr zu diesem hingetrieben, ohne daß er seine alten Ideale aufgab. Im April 1875 besuchte ihn Brahms, wobei es zu einer Auseinandersetzung über Levis veränderte Stellung zu Wagner kam, und Brahms fand hierauf nur die gereizte Antwort: „Nun ja, du bist ja königlich bayerischer Hofkapellmeister", und reiste am nächsten Morgen ab. Levi war von Brahmsens Benehmen tief gekränkt und gab seiner Empfindung auch in einem Brief Ausdruck. Er setzte Brahms auseinander, wie er als Kapellmeister für ein Werk nur eintreten könne, wenn er mit ganzem Herzen dabei sei, wie er es als ein Unglück ansehen würde, wenn er der Sache, die er reproduzieren müsse, fremd und feindlich gegenüberstände. Bei ihm sei zuerst die Genugtuung des Kapellmeisters, die technischen Schwierigkeiten überwunden zu haben, dagewesen, dann ein wirkliches Interesse des Bühnenmenschen, und schließlich das Bedürfnis, sich von diesem Interesse Rechenschaft zu geben und es Andersgesinnten gegenüber zu verteidigen. Mit „Wandlungen" habe das nichts zu schaffen, und Brahms werde nicht glauben, daß irgend etwas, das er je wirklich lieb gehabt, vor neueren Eindrücken verblaßt sei. „Auch daß ich jede entfernte Gemeinschaft mit der Zukunftsbande scheue und von ihr bestens gehaßt bin, mag Dir zu überlegen geben, ob ich Deine — recht harten Worte auch verdient habe."

Trotzdem blieb das Verhältnis gestört. Levi schrieb noch einige lange, freundliche Briefe; Brahms antwortete wortkarg, und schließlich trieb das Leben beide ganz auseinander.

Carl Krebs.

γ. **Schultheß' europäischer Geschichtskalender.** Fünfundzwanzigster Jahrgang der neuen Folge: der ganzen Reihe 50. Band. Herausgegeben von Ludwig Rieß. München, C. H. Beck (Oskar Beck). 1910.

Ein für die Zeitgeschichte überaus wichtiges Unternehmen hat mit dem vorliegenden Jahrgang das erste halbe Jahrhundert seines Bestehens vollendet. Es war im Jahr 1861, daß der Nördlinger Verleger Ernst Rohmer und sein Freund, der aus Zürich nach München übergesiedelte Schweizer Historiker Heinrich Schultheß, ein Anhänger und Kampfgenosse Bluntschlis, gemeinsam den ersten Band eines „europäischen Geschichtskalenders" herausgaben, der das Ziel verfolgte, eine Chronik der Zeitgeschichte zu liefern, in der alle wichtigeren Ereignisse, alle bedeutsamen Reden und Kundgebungen von Staatsmännern, alle zur sofortigen Kenntnis der Öffentlichkeit gelangten amtlichen Schriftstücke in sachlicher Weise verzeichnet werden sollten. Dieser an sich nüchternen und wenn man will trockenen Chronik wurde eine kurze kritische Darstellung der Begebenheiten jedes Jahres angefügt, die sozusagen das Fazit des Ganzen ziehen und die geschichtliche Bilanz des Jahres in gedrungener Form vorlegen sollte. Diese Darstellung trug entsprechend der eigenen Parteistellung des Herausgebers und des Verlegers einen nationalen und liberalen Charakter; Heinrich v. Sybel, ein Führer der Nationalliberalen, der damals Professor an der Universität München war, schrieb das einleitende Vorwort zum ersten Bande, und Rohmer brachte seiner politischen Überzeugung das Opfer, sowohl für das Zollparlament wie für den Reichstag im Wahlkreis Nördlingen—Donauwörth Neuburg als Kandidat sich aufstellen zu lassen, allerdings bei der konfessionellen Zusammensetzung der Wählerschaft, von der nur ein kleiner Bruchteil evangelisch war, von vornherein ohne Aussicht auf Erfolg. Schultheß hat das Glück gehabt, die ersten 25 Bände des Unternehmens, bis 1884, herausgeben zu können. Als er 1885 fast siebzigjährig starb, ging die Redaktion für die Jahre 1885—1886 an Dr. Ernst Delbrück über, für die von 1887—1893 an Professor Dr. Hans Delbrück; 1894 gab ihn Dr. Roloff heraus, und als dieser an die Universität Gießen berufen wurde, übernahm der Privatdozent an der Berliner Universität Ludwig Rieß die Herausgabe. Das Unternehmen hat sich längst so eingebürgert, daß es als unentbehrlich für alle Politiker, zeitgenössischen Historiker und Tagesschriftsteller betrachtet werden darf. Es hat an Nachahmungen nicht gefehlt; aber sie haben dem alten Schultheß den Boden nicht abgraben können. Im Unterschied von Egidis' Staatsarchiv, das nur Dokumente und zwar im ursprünglichen Gewand bringt, bietet Schultheß neben den Dokumenten, die sämtlich in deutscher Sprache mitgeteilt werden, auch Auszüge der Parlamentsverhandlungen, gedrängte Protokolle sonstiger Versammlungen, bemerkenswerte Äußerungen der Presse und eine gedrängte Zusammenstellung der Tatsachen. Alles in allem eine wohl überlegte, das Wichtige verzeichnende und für später aufbewahrende Zeitschau, deren Wert mit den Jahren eher zu- als abnimmt. Wir wünschen dem alten Freund noch lange Jahre des Blühens und Gedeihens; er wird in vielen Häusern und auf manchem Büchertisch immer ungeduldig erwartet und spendet in unzähligen Fällen zuverlässige und ausreichende Auskunft.

ομ. **Lebensbetrachtungen.** Von Graf Douglas. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt. 1910.

Wohlwollende, gut stilisierte Aphorismen zur Lebenskunst: freilich zumeist aus der Region „where altruism and truism meet". Für die nächsten Angehörigen gewiß eine wertvolle Gabe, hat das Buch Fernstehenden kaum Neues zu sagen.

ομ. **Figures et Aspects de Paris.** Par François Maury. Paris, Librairie académique.

Das sehr lesbare Büchlein zerfällt in drei Teile. Die Schilderungen von Paris und seiner Umgebungen sind etwas blaß geraten; übrigens freut es den Berliner, zu sehen, daß die berühmteste aller Großstädte und ihre Bevölkerung gegen ganz ähnliche Vorwürfe wie Berlin und die Berliner mit ganz ähnlichen Argumenten verteidigt werden muß. Auch hier ist es vor allem die ungeheure von den Großstädtern geleistete Arbeit, die sie rettet, wie es auch schon Heinrich v. Treitschke gegen W. H. Riehl ausgeführt hat. — Der mittlere Abschnitt bringt allgemeine Betrachtungen über die Überflüssigkeit aller Schriftstellerei (an die immer nur die Leser glauben), über die Laufbahn und die Erfolge des Autors — ziemlich pessimistisch, aber doch von dem heimlichen Vertrauen erfüllt, die Sache werde auch so fortgehen. — Der dritte, für uns wichtigste, enthält literarische Porträts; wir heben die von Gaston Boissier, von einigen zeitgenössischen Philosophen (Fouillée, Ribot, Boutroux und des jetzt so viel besprochenen Bergson), von Waldeck-Rousseau hervor sowie die beiden Aufsätze über die beiden Richtungen der forensischen Beredsamkeit und über die politischen Vertreter Frankreichs seit der Revolution.

μβ. **Chronique de la Duchesse de Dino.** De 1831—1862. Publiée avec des annotations et un index biographique par la Princedse Radziwill. Tomes III et IV. Paris, Librairie Plon. 1909/10.

Der vierte Band beschließt diese Lebenschronik einer sehr klugen, anziehenden Frau. Die Berliner Ausstellung von Werken französischer Kunst in diesem Winter hatte ihr von Proudhon gemaltes Bild gebracht: ein schönes Gesicht, vor allem blieben die großen, schwermütigen Augen in der Erinnerung haften. Der Blick ist charakteristisch; trotzdem ihr ein bevorzugtes glänzendes Los zuteil wurde, empfand sie vor allem die Molltöne des Daseins. Die letzte Lebenszeit verbrachte sie hauptsächlich auf ihrer Herrschaft Sagan, war aber zwischenourch viel in Paris und Berlin. Als Nichte wie als Zögling Talleyrands nahm sie regen Anteil an allen politischen Fragen, wußte hinter dem Vorhang Bescheid, schrieb ihrem Freund, was sie hörte und interessierte. Mit den ihr eigenen, feinabwägenden Schattierungen entwirft sie ein

Bild des ihr wohlbekannten, soeben tragisch verunglückten Prinzen von Orléans. „Il était généreux et se piquait de l'être, tenait à l'honneur d'être sûr et fidèle, tout cela sans grande émotion, mais avec une bonne grace qui faisait moins regretter la sensibilité." Ihrer Cousine sagte Louis Philippe später im Exil: „Ich habe mich eben für unfehlbar gehalten!", ein Wort, das ihr wegen seiner vieles erklärenden Wahrheit und Aufrichtigkeit bemerkenswert erschien. Etwas überraschend wirkt ihre Schilderung des jungen Herzogs von Brabant, des späteren Leopold II. „Man findet ihn zu wohl erzogen, übertrieben höflich, zuvorkommend, überwältigend bescheiden; ganz die väterliche Schule! Er wäre schön, wenn seine lange Nase nicht an den klassischen Umriß des Athosberges erinnerte, natürlich stammt dieser Vergleich von Humboldt." Als der Prinz sich in Wien mit der Erzherzogin Marie verlobte, sagte die Gräfin Metternich mit ihrer gewohnten Derbheit — „man bringt eine Nonne und einen Stallknecht zusammen, die Nonne ist der Herzog von Brabant." Ein Jahr später schrieb man ihr vom Nämlichen: „Eine lange Spargel, engbrüstig, ohne auch nur eine Andeutung eines Bartes. Er spricht viel, ist entschieden gescheit. Körperlich wirkt er unreif, keineswegs ist auf geistigem Gebiete dies der Fall, er redet nicht wie ein Mann, sondern wie ein Greis. Seine junge Frau wird ihn schwerlich unterhaltend finden." Die Herzogin von Dino und ihr Kreis wollen nichts mit Napoleon III. zu tun haben, man erwähnt gern die Entgleisungen des neuen Hofes; sie bringt einen harten Ausspruch von Cavour. Er habe den Kaiser überaus schwach und unentschlossen gefunden, hierin bestehe seine ganze machiavellistische Staatskunst. Aus anscheinend bester Quelle erfährt sie, was 1860 der Kaiser in Baden-Baden dem Prinzregenten von Preußen sagen wollte; es sei jedoch zweifelhaft, ob er, als er die Atmosphäre, die Verhältnisse erst kennen lernte, sein Vorhaben ausführte. Er wolle Österreich vernichten, Belgien nehmen, verlange nicht die Rheingrenze, sondern nur die Maas. Um den Revolutionen ein Ende zu machen, bedürfe es der Kaiserreiche: Italien als römisches Kaiserreich, Frankreich mit Belgien und den französisch redenden eidgenössischen Kantonen als französisches, das vereinigte Deutschland als preußisches Kaiserreich. Memoiren sind oft besonders lehrreich, vermöge der eitlen Wünsche, der falschen Prophezeiungen, welche sie der Vergessenheit entziehen. So nannten 1841 in Paris gewichtige Stimmen den neuen Festungsgürtel, das „Grab der Pariser Zivilisation", und in der Krönung des Königs Wilhelm von Preußen ersah die Herzogin Dino den „Schwanengesang aller Monarchien". Im Jahre 1849 schreibt sie: „Berlin wimmelt von kleinen deutschen Fürstlichkeiten, welche als einzige Rettung ihre Mediatisierung erbaten. Sie boten sich Preußen an, dieses hatte die mannigfachsten Bedenken, weigerte sich darauf einzugehen. Vor allem schien es bedenklich ein solches Beispiel zu geben, dazu kamen die Erinnerungen, die historische am Althergebrachten hängende Pietät des Königs." Die Ärmsten wären unverrichteter Sache davongezogen und würden wohl früher oder später von ihren Untertanen verjagt werden. Die Herzogin schreibt jedoch nicht nur über Politik; einmal erwähnt sie den peinlichen Anstoß den das Testament des Prinzen August, jüngeren Bruders des Prinzen Louis Ferdinand, erregte. Er zählte all seine Geliebten und seine natürlichen Kinder, es waren ihrer 120, auf. Ein anderes Mal schildert sie eine kleine Ballepisode: die Fürstin Putbus — jahrelang war sie die eleganteste Frau am Berliner Hof — hatte sich nicht nur das schöne blonde Haar mit Goldstaub gepudert, sondern auch noch eine so herausfordernd aufsteigende Feder angesteckt, daß diese ein ihr bald unangenehmes Aufsehen erregte. Umsonst versuchte sie die Unglücksfeder zu entfernen, sie saß fest; da zog der Fürst Anton Radziwill, Schwiegerenkel der Herzogin von Dino, den Degen, und die Feder fiel. Hübsch bemerkt sie bei Gelegenheit ihrer Besuche auf dem Schloß der überaus frommen Tochter und darauf bei dem sehr lebensfrohen Sohn, dem Herzog von Valençay: „la vraie bonne grâce est de revêtir la livrée des personnes, chez lesquelles on se trouve." Man liest die vier Bände und freut sich der Bekanntschaft mit einer ungewöhnlichen, sympathischen Frau. Die erläuternden Notizen der Fürstin Radziwill sind zuverlässig, sie sind mit großer Sorgfalt zusammengestellt.

y. **La vie privée de Talleyrand.** Par Bernard Lacombe. Paris, Plon. 1910.

Der berühmte französische Historiker Bernhard Lacombe, von dem wir ein Werk über Katharina von Medici und eins über Talleyrands Rolle als Bischof von Autun haben, schenkt uns hier ein Buch über das Privatleben des viel gelobten und viel getadelten Staatsmanns, das reich ist an neuen Aufschlüssen. Es ist merkwürdig: so viel Haß Talleyrand infolge seiner politischen Tätigkeit geerntet hat, so sehr flößte er seiner persönlichen Umgebung warme und treue Anhänglichkeit ein. Lacombe begleitet seinen Helden auf der Reise nach London 1792, wo er halb Emigrant, halb Geschäftsträger war, auf der Reise nach Philadelphia, wo ihn Washington nicht empfing und er als Landspekulant eine kurze Zeit businessman war. Wir sehen, wie er der Gatte des nicht schönen Mädchens von Zankebar, aus französischem Stamm, Frau Grand, (deren bewegte Vorgeschichte ausführlich erzählt wird) wurde und einen vergeblichen Versuch macht, durch die Gunst Roms seines bischöflichen Charakters entkleidet und wieder einfacher Laie zu werden. Aus Anlaß des Konkordats wollte er eine Bestimmung durchsetzen, welche den verheirateten Priestern, deren es viele gab, Absolution zusichert, und welche man scherzweise la clause de Madame Grand genannt hat; allein Pius VII. wollte die Klausel keinesfalls auf Bischöfe ausdehnen, so daß sie für Talleyrand wertlos wurde. Was seine Bekehrung im Angesicht des Todes angeht, so hält sie Lacombe für echt; den Bericht Dupanloups über sein Verhältnis zu Talleyrand teilt er im Anhang erstmals im vollen Wortlaut mit.

7. **Deutsche Charakterköpfe.** Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften. Begründet von Wilhelm Capelle. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

Von dieser Sammlung liegen uns vor die Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte, herausgegeben von J. Wille, eine Auswahl aus den Schriften des Großen Reformators von Schule und Erziehung, Heinrich Pestalozzi von Hermann Walsemann und ein Auszug aus Joachim Nettelbecks Selbstbiographie, besorgt von Schmitt-Hartlieb. Auf Grund dieser Proben kann man nur sich dieser Sammlung von Herzen freuen: sie wird gewiß dazu beitragen, die Kenntnis unserer Geschichte, namentlich unserer bedeutsamen Männer und Frauen, und die Kenntnis so vieler wichtiger Probleme in der wahrhaft fruchtbringenden Weise zu verbreiten, daß nämlich der Leser an die Quellen selbst geführt wird und aus ihnen das Bild der Vergangenheit sich erarbeitet.

8. **Rahel (Madame de Varnhagen).** Histoire d'un Salon romantique en Allemagne. Par Jean Edouard Spenlé. Paris, Hachette. 1910.

Dem Verfasser ist es gelungen, ein reizendes Buch zu schreiben. Sachkenntnis, Wärme, Stil und Vortrag lassen nichts zu wünschen. Die Objektivität des Urteils ist nicht erheblich durch die Tatsache beeinträchtigt, daß der Franzose dem Zauber der Persönlichkeit, die er schildert, sich hingegeben hat. Man vergleiche die Darstellung von Rahels Liebesleben mit der gänzlich falschen Auffassung, die Ellen Key in direktem Gegensatz zu den eigenen Bekenntnissen Rahels sich zu eigen macht. Selbst in bezug auf diese Biographie übt der Franzose anerkennende Nachsicht (S. 252—254), ist sie doch, wie seine eigene, auf den Ton der Anerkennung gestimmt. Das Schlußkapitel, „Die Weisheit Rahels", ist der Prüfstein dieser Kritik. Die Menschen zur Wahrheit zwingen, die in jedem vorhandene Originalität des Charakters von den Banden des Herkommens, der sozialen Lüge befreien, sei das vorgezeichnete Ideal der Frau, die sich zu Goethes Religion bekannte. Fast möchte es scheinen, es habe nicht immer genügt: sie ging zu den Mystikern, zu Madame Guyon, zu Angelus Silesius. Das Lebenswerk sollte das Apostolat des Salons verwirklichen, des romantischen Salons von 1801, des freiheitlich-politischen von 1819. Seine Gäste und Propheten heißen die Gebrüder Schlegel, Prinz Louis Ferdinand, Gentz, Marwitz, usw.: später A. v. Humboldt, Bettina, Ranke, Heine. Aber auch Pauline Wiesel, an deren seltsame „Originalität" man glaubte, und Varnhagen v. Ense, ce petit vieux précoce, der Barnum dieses geistreichen Milieus wie Spenlé ihn nennt, der wahrlich nicht zum Evangelium der Menschenliebe bekehrt, aber immerhin ein dankbarer Gatte wurde. Wilhelm v. Humboldt verhielt sich ablehnend und vermißte Vornehmheit im geselligen Kreis, der Balletteusen tolerierte. Das wurde anders, als Rahel alterte. Ihre Jugendstürme wären trivial gewesen, hätte psychologische Kunst sie nicht auf die Höhe menschlichen Erlebnisses gehoben, wo Mitleid nicht mehr richtet. Der geistige Einfluß bewahrte einen Zug ins Große, und das Echo verklungener Reden tönt in Aphorismen wider, die mit dem besten Stempel romantischen Witzes geprägt sind. Eine geradezu prophetische Äußerung Rahels über die Zukunft Frankreichs, aus dem Jahr 1830, zeugt von unübertroffener Einsicht. Man erkennt, wie gerade solche Gaben an die Sympathien des Franzosen appellieren mußten, der Rahels Biograph geworden ist.

9. **Theodore Roosevelts Staats- und Lebenskunst.** Von Dr. Max Kullnick. Berlin, Curtius. 2. Auflage. (O. J.)

Theodor Roosevelts Triumphzug durch Europa ist ein Zeichen der Zeit. Mächtige Persönlichkeiten sind selten: die Bewunderung, die sie erwecken, sprechen laut genug für das unstillbare Bedürfnis der Menschen, den Fortschritt und das Können der Welt am Maß von Ausnahmen zu messen. Die Reaktion, die von einer solchen Begeisterung geweckt wird, ist nicht minder verständlich. In der Sorbonne, so heißt es, in Berlin, in Kairo, wo nicht, proklamierte dieser Expräsident ja lauter Banalitäten! Und Banalitäten, mit anderen Worten lauter alte Wahrheiten, sind auch in der vorliegenden Sammlung von Auszügen aus Roosevelts Reden enthalten. Kein Einwand ist begründeter: Kinder zeugen, Ideale pflegen, bescheidene Pflichten erfüllen, große Verantwortungen mutig auf sich nehmen, ein guter Gatte und Vater, ein gewissenhafter Verwalter, ein gerechter Parteigänger, ein unbestechlicher, strenger Vollzieher des Gesetzes, ein fröhlicher, wohlmeinender, religiöser Mensch im höchsten Sinne sein: so lautet seine Botschaft. Das alles ist nicht neu, aber ins Leben übertragen, baut es die Familie auf, rettet das Gemeinwesen und trägt den Staat. Die ganze Weisheit besteht darin, solche Worte in Taten umzusetzen. Das hat Theodore Roosevelt ehrlich getan. Im Rancho mit Cowboys, in Kuba an der Spitze tapferer Reiter, in der Presse und in der politischen Arena ein kampfbereiter, treuer Patriot, als Haupt eines der mächtigsten Staaten unter der Sonne, überall hat dieser Abkömmling holländischer Puritaner seinen Mann gestellt und seinen Schild rein gehalten. Das Sternenbanner in seiner Hand hat sich mächtig entfaltet und sein Name ist geachtet, auch von Gegnern. Mit anscheinend so einfachen Mitteln ist er zur Größe gelangt, und seine Philosophie ist ein Hymnus auf das Leben, das freudige, unverdrossene Handeln im Dienste des Guten. Welche Rechtfertigung der Banalität und welcher Sporn, sich bescheiden zu ihr zu bekennen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arnold. — Urchristliches und Antichristliches im Werdegang Friedrich Nietzsches. Von Dr. Eberhard Arnold. Eilenburg, Bruno Bechers Buchhandlung (Otto Thon). 1910.

Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 308. Das moderne Orchester in seiner Entwickelung. Von Fritz Volbach. Mit 3 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1910.

Aus vergilbten Pergamenten. Eine Folge von Tagebüchern, Briefen und Berichten aus der Napoleonischen Epoche. Herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Erster Band: Mit Napoleon im Felde 1813. Von Otto von Odeleben. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Backhausen. — Die japanische Verwaltung in Korea und ihre Tätigkeit. Von Dr. jur. Alfred Backhausen. Berlin, Dietrich Reimer. 1910.

Baedeker. — Belgien und Holland nebst Luxemburg. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 19 Karten, 36 Plänen und 8 Grundrissen. 24. Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1910.

— Österreich-Ungarn nebst Cetinje, Belgrad, Bukarest. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 71 Karten, 72 Plänen, 6 Grundrissen und 2 Panoramen. Achtundvierzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1910.

— Palästina und Syrien. Die Hauptrouten Mesopotamiens und Babyloniens und die Insel Cypern. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 21 Karten, 56 Plänen und Grundrissen und einem Panorama. Siebente Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1910.

Bartels. — Freie Menschen. Briefe an einen Primaner. Von Dr. Gerhard Bartels-Rhendt. München, C. H. Beck. 1910.

Batz. — Histoire de la contre-révolution. Par le baron de Batz. I. L'agonie de la royauté (1789 bis 1792). Paris, Blond et Cie. S. A.

Berend. — Marionetten des Schicksals. Roman von Alice Berend. Berlin, S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt. O. J.

Bianquis. — Caroline de Günderode (1780—1806). Ouvrage accompagné de lettres inédites. Par Geneviève Bianquis. Paris, Félix Alcan. 1910.

Biese. — Deutsche Literaturgeschichte von Alfred Biese. Erster Band: Von den Anfängen bis Herder. Mit Proben aus Handschriften und Drucken und mit 36 Bildnissen. Dritte, durchgesehene und berichtigte Auflage. 9.—12. Tausend. München, K. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1910.

Bölsche. — Komet und Weltuntergang. Von Wilhelm Bölsche. 1. 7. Tausend. Jena, Eugen Diederichs. 1910.

Bonne. — Im Kampf um die Ideale. Die Geschichte eines Suchenden. Von Georg Bonne. München, Ernst Reinhardt. 1910.

Bordeaux. — Le Mexique et ses mines d'argent. Par Albert Bordeaux. Avec une carte et 16 gravures hors texte. Paris, Librairie Plon. 1910.

Carito. — L'umanità »artritica«. Una pagina della patologia odierna. Di Diomede Carito. Napoli, Angelo Trani. 1910.

Cottasche Handbibliothek. Nr. 161. Friedrich Hebbels Demetrius. Vollendet von Otto Harnack. — Nr. 162. Goethe und Werther. Briefe Goethes, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Dokumenten. Herausgegeben von A. Kastner. Mit zwei Bildnissen und drei Faksimiles. Dritte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Dantec. — La stabilité de la vie. Etude énergétique de l'évolution des espèces. Par Félix Dantec. Paris, Félix Alcan. 1910.

Deutsche Unterrichtsausstellung auf der Weltausstellung in Brüssel 1910. I. Führer durch die Ausstellung. II. Bibliothekskataloge. Berlin, Kommissionsverlag der Weidmannschen Buchhandlung. O. J.

Eckertz. — Nietzsche als Künstler. Von Erich Eckertz. München, K. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1910.

Effertz. — Akademische Volksverdummer. Experimentelle Studie über die Konflikte zwischen Rentabilität und Produktivität auf wissenschaftlichem Gebiete. Offener Brief an die akademisch gebildeten Männer deutscher Zunge, insbesondere an die Studenten in Bonn. Von Dr. phil. et med. Otto Effertz. Bonn (Selbstverlag) 1910.

Ehrhardt. — Fanny Elßler. Das Leben einer Tänzerin. Von Professor August Ehrhardt. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. Mit einem Bildnis. München, C. H. Beck. 1910.

El-Korei. — Selig aus Gnade. Roman von El-Korei. Berlin, Konkordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Eulenburg. — Realität und Gesetzlichkeit im Geschlechtsleben. Von Marie Luise Eulenburg. Leipzig, Duncker & Humblot. 1910.

Exposition Allemande de l'Enseignement à l'Exposition Universelle de Bruxelles 1910. I. Guide. Berlin, Librairie Weidmann. S. A.

Farina. — La mia giornata (Dall'alba al meriggio). Di Salvatore Farina. Torino, S. T. E. N. (già Roux e Viarengo). 1910.

Fontane. — Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung. Herausgegeben von Otto Pniower und Paul Schlenther. Zweiter Band. Berlin, F. Fontane & Co. O. J.

Frankenberg. — Die geistigen Grundlagen der Theaterkunst. Von Egbert von Frankenberg. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1910.

Freiheit und Arbeit. Kunst und Literatur. Sammlung. Herausgegeben vom Internationalen Komitee zur Unterstützung der Arbeitsloien. Mit Vorwort von Eduard Bernstein. Selbstbiographien, Bildnisse und Faksimilen. Leipzig, Xenienverlag. 1910.

Gagern. — Wundfahrten. Geschichten von Jägern und Wäldern. Neue Novellen von Friedrich Freiherrn von Gagern. 1.—3. Tausend. Wien, Wilhelm Braumüller. 1910.

Germar. — Erste Ernte. Gedichte von Bruno von Germar. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Der junge Goethe. — Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. Dritter Band. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Goldschmidt. — Chronique scandaleuse. Ein Geschichtsbuch von Moritz Goldschmidt. Zwei Teile. Frankfurt a. M., Schirmer & Mahlau. O. J.

Gruß. — Ilias. Das Lied vom Zorn des Achilleus. Rekonstruiert und übersetzt von Stephan Gruß. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1910.

Harnack. — Ein jüdisch-christliches Psalmbuch aus dem ersten Jahrhundert. Aus dem Syrischen übersetzt von Johannes Flemming. Bearbeitet und herausgegeben von Adolf Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1910.

Herders Jahrbücher. Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1909. Dritter Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer. — Jahrbuch der Naturwissenschaften 1909—1910. Herausgegeben von Dr. Joseph Plaßmann. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1910.

Herrmann. — Island. In Vergangenheit und Gegenwart. Reiseerinnerungen von Paul Herrmann. III. Teil. Zweite Reise quer durch Island. Mit Abbildungen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1910.

Hirt. — Wir . . . Davoser Skizzenbuch von Alfred Hirt. Davos, H. Erfurt. O. J.

Hofmann. — Baroneß Steffi. Roman von Else Hofmann. Buchschmuck von Leo Rauth. Leipzig, Abel & Müller. O. J.

Horwatt. — Nouveau Système Philosophique par Arthur de Horwatt. Genf, A. Eggimann et Cie. S. A.

Jahrbuch über die deutschen Kolonien. Herausgegeben von Dr. Karl Schneider. III. Jahrgang. Mit einem Bildnisse und mehreren Karten. Essen, G. D. Baedeker. 1910.

Joussain. — Romantisme et Religion. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan 1910.

Kennan. — Tent-life in Siberia. A now account of an old undertaking. Adventurers among the Koraks and other fribes. In Kamchatka and northern Asia. By George Kennan. With 32 illustrations and maps. London, G. P. Putnam's sons. 1910.

Kohlrausch. — Deutsche Denkstätten in Italien. Von Robert Kohlrausch. Mit Bildern von Alfred H. Pellegrini. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Koster. — Rotburn und Leier. Dramatische und lyrische Dichtungen von Hugo Koster. III. Band: Dramatische Dichtungen. Leipzig, B. Volger. 1910.

von Kraft. — Talmi. Sittenroman aus dem Offiziersleben von Franz von Kraft. Leipzig, G. Kummer. O. J.

Kühnemund. — Ein Justizmord an einem Geistlichen. Von Kühnemund. Leipzig, B. Volger. 1910.

Frieck. — Persönlichkeit und Kultur. Kritische Grundlegung der Kulturphilosophie. Von Ernst Frieck. Heidelberg, Karl Winter. 1910.

Kublin. — Wissen und Wissenschaften. Neue Empirie. Von Siegmund Kublin. Leipzig, B. Volger. 1910.

Kungfutse. Gespräche (Lun Yü). Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Jena, Eugen Diederichs. 1910.

Lange. — Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Von F. A. Lange. Neu bearbeitet und herausgegeben von Dr. A. Grabowsky. Kröners Volksausgabe. Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Laverrenz. — Wir von der Kavallerie! Militär-humoresken von Victor Laverrenz. Reich illustriert. 1.—10. Tausend. Berlin, Verlagsanstalt „Kosmos". O. J.

Lenz-Festschrift. Studien und Berichte zur neueren Geschichte. Max Lenz gewidmet von Freunden und Schülern. Zum 60. Geburtstage 15. Juni 1910. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1910.

Lothar. — Kurfürstenadamm. Roman von Rudolf Lothar. Zweite Auflage. Berlin, Konkordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Lucka. — Adrian und Grita. Von Emil Lucka. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Manns. — Neues Leben. Dichtungen von Benno Manns. Rostock i. M. C. J. E. Volckmann Nachf. 1910.

Maß. — Zum Licht. Roman von Konrad Maß. Leipzig, Neuer Verlag Deutsche Zukunft. 1910.

Meisterbilder in Farben. Herausgegeben von A. Leman Hare. Turner, fünf Briefe und eine Nachschrift. Von C. Lewis Hind. Übersetzt von Alice Fliegel. Illuriert durch acht farbige Reproduktionen. Berlin, Harmonie Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Meyfitommer. — Aus alter Zeit, Volksleben (im Dialekt), Gesang und Humor im Zürcherischen Oberlande. Ein Beitrag zur Volkskunde von H. Meyfitommer. Zweiter Teil. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1910.

Millet. — La Crise Anglaise par Philippe Millet. Paris, Armand Colin. 1910.

Molo. — Die törichte Welt. Roman von Walter von Molo. Zweite Auflage. Berlin, Schuster & Löffler. 1910.

Muckle. Kulturgeographie. Mit besonderer Berücksichtigung der Wirtschafts- und Handelsgeographie. Dargestellt von Professor Dr. Philipp Muckle. Mit einigen Illustrationen. Bühl (Baden) Konkordia A.-G. 1910.

Müller-Guttenbrunn. — Götzendämmerung. Ein Kulturbild aus Ungarn von Adam Müller Guttenbrunn. Mit Buchschmuck von Alfred Keller, Wien. Neue, durchgesehene Ausgabe. Sechstes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

— Der kleine Schwab. Abenteuer eines Knaben. Von Adam Müller Guttenbrunn. 1.—5. Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Das Museum. — Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. XI, 14—16. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Rithack-Stahn. — Zwei Frauen. Roman von Walther Rithack Stahn. Halle, J. Frides Verlag (J. Rithack-Stahn). O. J.

Rohl. — Beethovens Leben. Von Ludwig Rohl. Jugendjahre. Zweite Auflage. Gänzlich neubearbeitet von Dr. P. Sakolowsky. Berlin, „Harmonie". O. J.

Rylander. — Seevolk. Erzählungen aus meinem Seemannsleben. Von John William Rylander. Leipzig, Georg Merseburger. 1910.

Opitz. — Kamar. Schauspiel in drei Akten von Walter Opitz. Dresden, Carl Reißner. 1910.

Paap. Der Kaplan von Lieutmonde. Ein Roman aus dem Priesterleben von W. A. Paap. 1.—10. Auflage. Berlin, Konkordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Paschal. — Esthétique nouvelle, fondée sur la psychologie du génie. Par Léon Paschal. Paris, Mercure de France. 1910.

Paulus. — Hexenwahn und Hexenprozeß, vornehmlich im 16. Jahrhundert. Von Nikolaus Paulus. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1910.

Perry. — Die Erschließung Japans. Erinnerungen des Admirals Perry. Bearbeitet von Dr. Wirth und Dr. Dirr. Band 2 der „Bibliothek denkwürdiger Reisen". Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1910.

Reichel. —. Über Forensische Psychologie. Von Professor Dr. Hans Reichel. München, C. A. Beck. 1910.

Reininghaus. — Kalender-Reform-Vorschlag. Von Fritz Reininghaus. Zürich, Orell Füssli. O. J.

Robitschek. — Lehrreiche Dummheiten. Von Kurt Robitschek. Leipzig, B. Volger. 1910.

Rubert. — Der Weg zum Liebesglück. Das sexuelle Problem in allgemeinverständlicher Fassung; zeitgemäße praktische Richtlinien für Verlieben, Liebe, Verlobnis, Ehe. Von Theodor Rubert. Halensee, Verlag für aktuelle Philosophie. O. J.

Schidlof. — Knospen. Gedichte eines Kindes. Von Auguste Schidlof. Berlin, Konkordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Schleiermacher. Der Philosoph des Glaubens. — Sechs Aufsätze von Ernst Troeltsch, Arthur Titius, Paul Natorp, Paul Hensel, Samuel Eck, Martin Rade, und ein Vorwort von Friedrich Naumann. Schöneberg, Bücherverlag der „Hilfe". 1910.

Schneider. — Die Grundgesetze der Deszendenztheorie in ihrer Beziehung zum religiösen Standpunkt. Von Professsor Dr. Karl Camillo Schneider. Freiberg, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1910.

Schulze. — Streifzüge durch das nordamerikanische Wirtschaftsleben. Von Dr. Ernst Schulze Großdorfel. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1910.

Séché. — Delphine Gay. Mme de Girardin avec ses rapports avec Lamartine, Victor Hugo, Balzac, Rachel, Jules Sandeau, Dumas, Eugène Sue et George Sand. Par Léon Séché. Paris, Mercure de France. 1910.

Smith. — Der Reichtum der Nationen. Von Adam Smith. Nach der Übersetzung von Max Stirner und der englischen Ausgabe von Cannan (1904) herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Zwei Bände. Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Stunden mit Goethe. Herausgeber Dr. Wilhelm Bode. VI, 4. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. O. J.

Tardieu. — La France et les alliances. La lutte pour l'équilibre (1871—1910) Par André Tardieu. Ouvrage couronné par l'Académie des sciences morales et politiques. Troisième édition, refondue et complétée. Paris, Félix Alcan. 1910.

Thoma. — Jesus und die Apostel. In gemeinverständlicher Darstellung. Von D. Albrecht Thoma. Gotha, F. Thienemann. 1910.

Thoskarla. — Göze Gott. Studien von Bernhard Thoskarla. Zweite Auflage. Leipzig, B. Volger. 1910.

Tovote. — Lockvögelchen. Novellen von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane & Co. 1910.

Ullsteins Weltgeschichte. Herausgegeben von Professor Dr. von Pflugk-Harttung. Band 6: Geschichte des Orients. Von Betold, Brockelmann, Stübe, Conrady, Nachod. Berlin, Ullstein & Co. O. J.

Usthal-Jaeckel. — Die Tochter des Jairus. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von Emma Usthal Jaeckel. München, R. Piper & Co. 1909.

Walter. — Alarich. Schauspiel in fünf Aufzügen und einem Nachspiel von Hermann Walter. Leipzig, B. Volger. 1910.

Weisengrün. — Englands wirtschaftliche Zukunft. Zwei Vorträge von Dr. Paul Weisengrün. Erste Auflage. München, Hans Sachs-Verlag. 1910.

Weiß. — Jesus von Nazareth, Mythus oder Geschichte? Eine Auseinandersetzung mit Kalthoff, Drews, Jensen. Von Professor Johannes Weiß. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Welschinger. — La guerre de 1870. Causes et responsabilités. Par Henri Welschinger. Deux tomes. Paris, Librairie Plon. 1910.

Wiener Haupt- und Staatsaktionen. Eingeleitet und herausgegeben von Rudolf Payer von Thurn. Zweiter Band. Schriften des Literarischen Vereins in Wien. Band 13. Wien, Verlag des Literarischen Vereins. 1910.

Wilmernst. — Das Wert der Arbeiter. Sozialpolitischer Roman. Von Hans Wilmernst. Leipzig, B. Volger. 1910.

Ziemssen. Gottesgedanken und Menschengedanken in der Geschichte. Studien und Beiträge zu einer christlichen Geschichtsphilosophie. Von Otto Ziemssen. Gotha, E. F. Thienemann. 1910.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Berliner Poesie vor hundert Jahren.

Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelms III.

in der Aula am 3. August 1910

gehalten von

Erich Schmidt.

Ein Hauch von Wehmut umfängt uns heut in dieser alten Aula, in der wir vor der Einweihung eines viel geräumigeren und glänzenderen Saales noch einmal die gewohnte Feier zum Andenken des Hohen Stifters pietätvoll begehn. Wer am 3. August als Festredner das Katheder betrat, hat gern den Blick in die Hallen der Vergangenheit gelenkt und aus den Erinnerungen seiner besondern Wissenschaft oder noch lieber der deutschen, zumal der Berliner Universitätsgeschichte das Thema geschöpft. So möchte ich denn, ohne jeden schwachen Wetteifer mit unserm berufenen Historiographen Lenz, von der hier vor hundert Jahren entfalteten Poesie sprechen, wie sie den Hingang der frühvollendeten Königin Luise und danach die Geburt der Universität mit hohen Klängen umtönt hat.

Es ist das Jahr des „Prinzen Friedrich von Homburg". Aber mit diesem in Ernst und Humor echt märkischen und zugleich gar nicht partikularistisch engen Gipfelwerk, dazu mit der älteren, auf unmittelbare Tat losdrängenden „Hermannsschlacht" war ja Preußens größter Dichter lang über seinen jammervollen Tod hinaus zu einem Martyrium des Schweigens verurteilt, wie die Literaturgeschichte kein grausameres meldet. Mit dem nüchternen Randvermerk: „Das Imprimatur kann nicht erteilt werden" lag unter den Zensurakten begraben der Probedruck seiner weihnachtlichen Stanzen zum Einzug Friedrich Wilhelms III., dem die Türme seiner Hauptstadt predigen sollten: Kampf um jeden Preis!

Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für bessre Güter in den Staub zu sinken.

Statt dessen brachte die Zeitung nachträglich leere sapphische Strophen Bothes aus dem Latein verdeutscht. Aber es war Kleist vergönnt, seiner königlichen Schirmerin am Geburtstag ein Gedicht zu überreichen, das in der Ihr gewidmeten Fülle von Poesien oder wenigstens Reimen nirgend seines gleichen hat.

Blicken wir, natürlich ohne registerhafte Andacht, etwas weiter aus, so eröffnet der junge Novalis in schwärmerischer Prosa den Reigen der Lobpreisungen. Die „Jahrbücher der preußischen Monarchie" brachten 1798 unter dem Titel „Glauben und Liebe oder der König und die Königin" seine von blühenden Phantasien über Monarchie und Republik eingeleitete Verherrlichung des „klassischen Menschenpaares", das diesem Idealisten nach den trüben Jahren Friedrich Wilhelms II. vom Thron entgegenstrahlte. Hardenberg wünscht die Fürstin, deren Bildnis in jedem Haus musterhaft prangen sollte, ihre depravierte Residenz, ja von einer Huldigung bei jeder Hochzeit an alle Familien Preußens ebenso veredeln zu sehn, wie er den Fürsten zum neubelebenden Mittelpunkt des ganzen staatlichen, geistigen und sittlichen Daseins erhebt. Nach seinem schier abgeschmackten Schauspiel, worin der König Poet, Direktor und Held zugleich und die Heldin Muse und Geliebte sei, erreicht die Apotheose ihren Gipfel mit dem Wunder einer Transsubstantiation, die den Thron in ein Heiligtum verwandelt habe: „Wenn die Taube Gesellschafterin und Liebling des Adlers wird, so ist die goldene Zeit in der Nähe oder gar schon da . . . Wer den ewigen Frieden jetzt sehn und lieb gewinnen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin!"

Diese dem trocknen Sinn des Gemahls recht unbehaglichen Superlative Hardenbergs galten einer zerfließenden Licht- und Luftgestalt, denn auch sein im Vergleich mit der idealen Natalie Wilhelm Meisters ausgesprochner Wunsch, „Lehrjahre" Luisens, also Bekenntnisse ihrer schönen Mädchenseele, zu besitzen, ist nicht auf ein der leibhaften Wirklichkeit getreues Lebensbild gerichtet.

Wir wissen lang, und Bailleus schöne Biographie hat es neuerdings zum vollen Verständnis gebracht, daß gerade der Gegensatz jenes ewigen Friedens in den härtesten nationalen und persönlichen Prüfungen alle Kräfte, die unter der liebenswürdigen heiteren Hülle im Halbschlummer lagen, wachrief und, Schillerisch gesprochen, zur bezaubernden Anmut die majestätische Würde gesellte, niemals auf Kosten einer reinen Natürlichkeit. Während der König immer entschlußloser verzagte, durften die zur Tat rufenden tapferen Patrioten ihre Hoffnung auf die Königin bauen, und es gereicht Heinrich von Kleist zu hohem Ruhm, daß er die Entfaltung Ihres tiefen Inneren mitten zwischen den Unheilstagen von Jena und Tilsit in einem Königsberger Brief für alle Zeiten also prägte: „An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt war, als wie sie beim Tanzen, oder beim Reiten, gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält." Und eben dies setzte Kleist aus schlichter Prosa in erhabene Verse um, als er zu Luisens Geburtstag, zwei unmittelbar voraus-

gegangene Entwürfe einer Huldigung zum Sonett verdichtend, Ihren Glanz von finstren Wetterwolken abhob: erwäg ich,

Wie du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen . . .
O Herrscherin, die Zeit dann möcht ich segnen!
Wir sahn dich Anmut endlos niederregnen,
Wie groß du warst, das ahndeten wir nicht!

Der Dichter empfing sogleich goldenen Lohn, denn was der Schöpfer des düstern Harfnersangs: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" nur mit Augen des Geistes sah, eine weinende Königin, das durfte Kleist an jenem 10. März 1810 mit Augen des Leibes schauen. Niemals ist eine Fürstin würdiger gepriesen worden; nur des spröden Demokraten Uhland Totenopfer für Katharina von Württemberg möchte sich neben diesen Feierklängen behaupten. Dann hat Adam Müller, sein Dresdener und Berliner Freund, einen glänzend geschriebenen Aufsatz dem Gedächtnis der Verewigten gewidmet. Was sonst, der Entschlafnen zumal, an poetischem Weihrauch entzündet wurde, von dem sauberen Wilhelm Schlegel und dem nur an sich denkenden Zacharias Werner im fernen Rom, unbedeutend oder antikisch steif von Fouqué und Stägemann, weichherzig bei Luisens Lebzeiten und danach von Schenkendorf, in jugendlichem Überschwang von Körner, spielerig in einer Himmelsszene von Rückert, knabenhaft teutonisch von dem blutjungen Harry Heine — das alles, und gar die Zeitungspoesie der Catel und Herklots, sinkt ins Nichts gegen jenes Sonett. Keiner fast kommt hinaus über die abgeleierten Redensarten von der „Rose", dem „Engel", der „Heiligen", dem „Schutzgeist", dem „holden Stern", der „süßen Königin", und wie die patriotisch verblasene Empfindsamkeit sonst deklamieren mag. Sie haben bloß die Entschuldigung, die Schlegel, selbst nur ein konventioneller Herold der „Anmutgöttin auf dem Thron", einmal in der höfischen Musterung von Epithalamien für das Kaiserpaar Franz und Ludovika geltend macht, daß auch die Gesinnung in Anschlag gebracht werden müsse.

Goethe hatte 1810 in dem famosen Trinklied Ergo bibamus für Freund Zelters Berliner Liedertafel nur von fern und den nicht Eingeweihten unverständlich auf das hohe Geburtstagskind angespielt: „Da leuchtet ein Bildchen, ein göttliches, vor." Dann, 1814/15, ließ er es für den „Epimenides", sein großstilisiertes, aber nebuloses Gelegenheitsstück, offen, ob die verkörperte Hoffnung in Gestalt und Betragen der „höchst vollkommenen, angebeteten Königin" ähneln und im Minervaschild Ihre Chiffern zeigen dürfe, wenn sie dem „Jugendfürsten", das heißt Friedrich Wilhelm, zur Seite ein Heer gegen den „Dämon der Unterdrückung" über die Ruinen führt oder vorher die entfesselten Schwestern Glaube und Liebe getrost anredet:

Weiblich gestaltet, bin ich männlich kühn.
Das Leben selbst ist nur durch mich lebendig,
Ja, übers Grab kann ich's hinüberziehn.
Und wenn sie mich sogar als Asche sammeln,
So müssen sie noch meinen Namen stammeln.

Auf die Gesänge dieses „Epimenides" verwies Goethe im Januar 1817 unsre Studentenschaft, als sie ihn frischweg um ein patriotisches Lied zur Erinnerung

an den Auszug der akademischen Jugend Berlins in den Freiheitskrieg hat. Man war da nicht an die rechte Schmiede gekommen, und es ist nur eine kanzleihafte Wendung, wenn der alte Meister, dem andres auf der Seele lag, ausweichend beifügte, freilich lasse dieser Fall eine besondre Behandlung zu, „wie sie die Gunst der Musen wohl zu gelegener Zeit auflösen könnte". Er hat uns nichts gedichtet. 1810 aber schrieb der huldvoll beglückte Badegast in Böhmen seine steifen Karmina an die liebenswürdige Kaiserin von Österreich, und er achtete es später für keinen Raub, sogar ihrer hohlen Stieftochter, der Gattin Napoleons, am Sprudel feierliche Ottaverime zu Füßen zu legen.

Als die Königin Luise am 19. Juli hingeschieden war, bedachte der trostlose Witwer sogleich ihre marmorne Verewigung durch Rauch. Vorerst schlossen Poesie und Musik an dieser Bahre einen schmerzlichen Bund, und es war die romantische Gruppe um Kleist, wenn auch nicht er selbst, die der tiefempfundenen allgemeinen Klage Worte lieh. Aus treuer Seele und zudringender Fülle tat es der märkische Adelige Ludwig Achim von Arnim, der jüngst von seiner „Gräfin Dolores" auf das Sinken und die Erhebung eines ganzen Volkes geblickt hatte. Er war der Gebeugten, nicht Verzagenden, bei deren Hochzeit er einst Pagendienste getan, in Königsberg persönlich wieder begegnet und dachte von ihr so groß wie Kleist. Den herzlichen Beifall Wilhelm Grimms erwiderte er mit den Worten über sein Gedicht: „Es ist keine Lüge darin, wir fühlen jetzt erst recht, nachdem sie tot, wie viel Berührungen des Königs mit dem besseren Teile des Volkes mit ihr verloren gegangen sind." Sehr rasch gedieh ihm die später etwas ergänzte „Nachtfeier nach der Einholung der hohen Leiche Ihrer Majestät der Königin. Eine „Kantate" für den gewandten Kammermusiker Georg Abraham Schneider, die am 18. und 25. August im Opernsaal, wo die Verewigte noch vor wenigen Monaten dem Tode Jesu von Graun gelauscht hatte, aufgeführt worden ist; eingeleitet durch einen Prolog, während dessen Luisens Bildnis enthüllt ward. Es ist eine modernisierte Kantatenform, wie sie auch Goethe zu Schillers Totenfeier aufbieten wollte. Arnim hat hier im Gegensatze zu seinen vielen „ungeselligen", manchmal dem bloßen Wortverständnis trotzenden lyrischen Gebilden ein klar gegliedertes, zumeist jedem Hörer faßliches, edel ergreifendes und erbauendes Gedicht geschaffen, nicht gesucht einfach wie Klopstock am Katafalk Luisens von Dänemark, davon durchdrungen:

Der Schmerz macht menschlich schwach und göttlich stark,
Was alle trifft, schlägt keinen ganz darnieder.

Chöre, Halbchöre, einzelne oder mehrere Stimmen lassen Klage und Trost erschallen. Die mächtigen Orgeltöne protestantischer Kirchendichtung wechseln mit gebändigten Lauten des Schmerzes, ja einzelnen Ausbrüchen der Verzweiflung und sogar einer leisen Andeutung des wirklich aufgelebten Aberglaubens von dem ahnungsvollen Schloßgeist. Das treue Volk wird an die schwere ostpreußische Zeit gemahnt und von einer hauptstädtischen Stimme an den Wechsel der tiefen Berliner Eindrücke: Ankunft, Huldigung auf dem Thron, Mutterglück, Entfernung im wundenreichen wilden Krieg, Heimkehr, letzte Reise, Tod. Alles nicht erzählend, sondern in lyrischen Reflexen. So

auch die Überbringung der Leiche durch die sandigen Wälder der Mark in die umflorte Stadt. Doch

Mehr als wir alle, ach, verlor der eine,
Den Gott als König über alle setzte.

Nach seines Hauses ernstem Brauch empfängt er am dunklen Schloßportal die Tote, wie er die Lebende so oft empfangen, und schreitet dann voraus zum Trauersaal. Der Königskinder Weinen unterbricht die bange Stille, und Arnim läßt sich gleich Brentano den rührenden, auch von Humboldt seiner Gattin berichteten Zug nicht entgehn, wie das jüngste Prinzchen Albrecht, „unbewußt der Schmerzen, sah lächelnd auf das schwarze Kissen, worauf es ruhte". Der hohe Witwer öffnet seinem innig mitfühlenden Volk die Pforten, und verteilter Gesang feiert nun ohne eine Spur von anstößiger Apotheose diese königliche Assunta, der drei Engelstimmen, die ihrer nicht erblühten Kindlein, zurufen: „Süße Mutter, komm nach Haus!" Sie selbst singt in den zartesten jenseitigen Lauten der Familie und den Untertanen ihr Lebewohl; dann mag die allgemeine Trauer der nun zu Arbeit und Kampf Erfrischten sich lösen im einhelligen „Lobt den Herrn" und „Halleluja".

Arnim durfte von seinem Gedicht sagen, es drücke ohne fremdartigen Kirchenstil und poetische Subjektivität die Volksgesinnung am nächsten aus, obwohl es nicht erschöpfend und bald von andern übertroffen worden sei. Clemens Brentano jedoch, dem er neidlos alles Gute zuerkennt, was sich über Luisens Tod als „allgemeine Erscheinung" sagen lasse, besiegte den Schwager wohl in einzelnen Tönen und Bildern, bot aber in seiner ungleich virtuoseren Kantate nicht die Herzenswärme der Arnimschen. Es fehlt ihr nicht an einfachen Linien, wenn es z. B. von der Königin heißt:

Wie sie in des Landes Rate
Eine klare Lilie stand,

oder wenn des seiner Viktoria beraubten Brandenburger Tors gedacht wird:

Auf dem hohen Tore flagget,
Wo die Siegesgöttin stand,
Eine schwarze Trauerfahne
Ihre Schatten übers Land.

Und grandios, in dem ersten Teil der kunstvollen Responsion gewiß im Hinblick auf Napoleon, sind Tod und Heiland gegeneinander dargestellt:

Einen kenne ich —
Wir lieben ihn nicht;
Einen nenne ich,
Der Kronen zerbricht!
Weh! sein Fuß steht im Staub,
Sein Haupt in Mitternacht;
Vor ihm weht das Laub
Zur dunklen Erde nieder.
Ohn' Erbarmen
In den Armen
Trägt er die kindische, taumelnde Welt!
Tod — so heißt er!
Und die Geister
Beben vor dir, du eiserner Held!

Einen kenne ich —
Wer liebt ihn genug!
Einen nenne ich,
Der die Dornkrone trug!
Heil! sein Fuß steht im Licht,
Sein Haupt in der Glorie!
Wo er gehet, zerbricht
Des Todes eiserner Riegel.
Voll Erbarmen
In den Armen
Trägt er die sterbliche, liebende Welt!
Jesus — heißt er!
Und die Geister
Beten dich an, du ewiger Held!

Einen argen Mißgriff, den König selbst mit einem langen, von biblischen Zwischensätzen unterbrochnen Solo auszustatten, beseitigte Brentano, gewiß nicht der Kürzung halber. Mit Reichardts Komposition unzufrieden, sah er dann nach dem bewunderten Beethoven aus und dachte auch daran, seine Kantate der Kaiserin Ludovika zu widmen, „weil ich weiß, daß mein Lied nicht schlecht ist und daß die Kaiserin die Königin sehr geliebt hat". Doch wir besitzen überhaupt nur eine Niederschrift, die noch nicht die letzte Hand erfahren hat. Dafür dankt ihm unsre Universität ihren großen Weihgesang.

Die akademische Poesie hat lange Jahrhunderte hindurch bei feierlichen Gelegenheiten lieber in lateinischer Zunge als in deutscher geredet. Sie trifft der Spott Uhlands über die „Zeit, wo man mit Wohlbedacht Nur latein'schen Vers gemacht, Zeit gepuderter Perücken, Drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken". Von der Fülle echter Dichtung, die in jugendlicher Begeisterung und burschikosem Übermut bis zum seligen Unsinn der Kneipe den Studenten zugeströmt ist und zu der außer dem Reichtum Heidelbergs auch der Bonner Professor Simrock gesteuert hat, hab' ich hier nicht zu reden, sondern von den wenig fruchtbaren offiziellen Kundgebungen. Nicht nur die poetae laureati, die professores poeseos wie der unermüdliche Verehrer der Churbrandenburgischen Rose Simon Dach, die Tischgesellschaften und einzelnen Gratulanten rührten die Leier zu Ehren der Akademien, ihrer Lehrer, der Promotionen und Valete in massenhafter Kasualpoeterei. Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb der Meistersinger Michel Beheim, dessen Pfälzer Reimchronik dann der Ruperto-Carola gedenkt, ein langatmiges Gedicht „Von der hohen schul zu Wien", die im Garten der Donaustadt ein erwirdig edel pom zart und für den Kaiser ein clainet reiche über all sein schecze sei. Der fromme Biedermann setzt mit ehrlichem Respekt vor der Wissenschaft den Nutzen der Universität für Staat und Kirche auseinander und rechnet den Bürgern vor, wie viel die Schule Jahr für Jahr zum Gewinn der Stadt verzehre. Drum solle man auch bei gelegentlichen Exzessen der akademischen Jugend ein Auge zudrücken; hatte doch, sagt er naiv, Jesus einen bösen Jünger unter den Zwölfboten:

uil minder mag ain rector al
studenten zihn vnd zwingen,
der zwai oder drei tausend sein.

In Wien und in Ingolstadt hat dann Conrad Celtis, der stolz Apoll über die Alpen rief, den humanistischen Reigen mit einer „Panegyris“ und dergleichen doch ziemlich dürren Musterungen der neuen Wissenschaft eröffnet. Flinke Neulateiner, wie Königsbergs erster Rektor Georg Sabinus, Melanchthons windiger Eidam, faßten wohl gar ihre Anschläge Ad Scholasticos in Distichen oder Hendecasyllaben ab. Im Chor der Säkularpoeten darf Nikodemus Frischlin nicht fehlen, der ein wirklicher Dichter war; doch noch im neunzehnten Jahrhundert haben Professoren, deren Studierzimmer die Muse nicht besuchte, vor allen klassische Philologen, in der eigenen Aula oder als Überbringer einer Tabula gratulatoria pflichtmäßig lateinische Oden geschmiedet. Freilich beweist bei solchen Gelegenheiten auch der große Gottfried Hermann nur, daß er des Metrums und einer an Horatius geschulten Phraseologie mächtig ist, wenn er etwa den Weingott in die akademische Festschar Leipzigs ruft:

Tuque, o Thyoneu, laetitiae dator,
Adsis, virenti tempora pampino
Cinctus, resignatumque largis
Funde cadis veterem liquorem,

was denn doch nach der Lampe, nicht nach dem Kelchglas duftet.

Die Öde der deutschen Kasualreime verrät sich teils durch den mühsamen Schwulst, wie er schon in vielen Titeln jubilierender Plissinen, Salinen, Viadrinen aufgebauscht ist, teils in der argen Trockenheit, die z. B. Gottscheds in fremdem oder eigenem Namen dargebrachten Versen anhaftet. Allerdings, wenn 1737 die Georgia Augusta festlich eingeweiht ward, durften nicht bloß die nächsten Poetaster ihr Lein-Athen rühmen oder Erfurts Zäunemannin mit untertänigsten Lippen einen Glückwunsch stammeln, sondern eine der größten Zierden des Lehrkörpers, Albrecht Haller, mußte sich erinnern, daß er auch ein berühmter Dichter sei. Eine von den Studenten dem verehrungswürdigen Kurator von Münchhausen gewidmete Ode fiel ihm leichter als das in Gedanken und Ausdruck den Durchschnitt gewiß hoch überragende Festpoem, dem sich 1748 beim Besuche Georgs II. nach langer Pause noch unakademischer, vor allem unstudentischer eine Kantate und eine Serenade schwerwandelnd anschlossen. Ein echter Lyriker befand sich zur Semisäkularfeier unter Göttingens stolzen Professoren, der arme Extraordinarius Bürger. Er ist uns mit seinen Balladen und im Jauchzen oder Jammer seiner unseligen heißen Leidenschaft viel lieber, als wenn er nun, zugleich einem Studentenkreis besonders dienend, den überhaupt künstlich gewordenen Ton zum prunkvollen „Gesang am heiligen Vorabend“ hinaufschraubt oder gar, hoffentlich für ergiebiges Honorar, loyalen Kommilitonen in diesen achtziger Jahren ihre Oden- und Reimopfer an englische Prinzen besorgt. Immerhin, jener „Gesang“ konnte keinem bloßen Versifex gelingen.

Den Zürichern hat Meister Gottfried eine Kantate beschert, Bonn war, wie gesagt, nicht in Verlegenheit um einen rheinischen Sang, Heidelberg durfte selbstverständlich auf Scheffel rechnen, der sich in Straßburg bei der Auferstehung der Universität mit dem Hohepriester Geibel sehr glücklich in die

dichterischen Ehren geteilt hatte — Berlin aber steht mit einer großen, doch unzugänglichen frühen Ausnahme poetisch arm da. 1810 waren die studentischen Neulinge so bescheiden, dem Rektor Schmalz, als sie ihm gleich ihr Vivat mit Musik brachten, ein nichtsnutziges Gedicht des guten Kriegsrates Müchler zu überreichen. Unter ihnen fand sich kein Dichter. Auch der Dozent der Medizin Wolfart, der am Sarge Luisens Ottaverime niedergelegt hatte, schwieg bei der Einweihung der Universität. Nur die zwei Jungromantiker traten hervor.

Arnims in den „Abendblättern" vom 15. Oktober, als dem zur Einweihung erst vorgesehenen kronprinzlichen Geburtstag, gedrucktes Gedicht „Der Studenten Lebehoch bei der Ankunft in Berlin am 15. Oktober" ist ein wunderlicher Dialog zwischen einem „Eingebornen", den ich mir auch nach der ersten Intention vom Anfang bis zum Ende fortsprechend denke, und dem „Chor der Ankommenden". Sie sind durch unsern märkischen Sand in diese „heil'ge Stadt" gewandert, voll glühenden Durstes nach Wissenschaft, und schwören ihrem bewillkommnenden Cicerone in sehr schematischen Zeilen Dankbarkeit und Eifer. Der zweite Teil gilt mit dreifachem Vivat dem der Wissenschaft als Sitz verliehenen „Heldenschloß", dem königlichen Stifter und dem Kronprinzen. Ob Arnim selbst an Rezitation oder Sang bei der Feier gedacht hat?

Weit übertraf diesen flüchtigen poetischen Gruß Brentano. Der hatte im beglückten Sommer 1806 das „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg" dargebracht zum Dankfest für den greisen Kurfürsten, bald Großherzog Karl Friedrich und seinen jüngst vermählten Enkel, köstliche, leicht archaistisch abgetönte Reimpaare, die Frau Pallas nach Alt- und Neu-Heidelberg führen und launig den poetischen Ahnherrn Martin Opitz von Boberfeld anrufen. Dieser humoristische Ton ziemte der neuen Gelegenheit nicht. Brentano schuf eine große Festkantate; ihr stattlicher Druck ist auf dem Titelblatt mit dem Umriß des Prinz-Heinrich-Palais geschmückt. Ob man ihm offiziell die Abfassung übertrug, wie sein geistlicher Biograph behauptet, ist mehr als fraglich, und von einer Aufführung der sehr ungleichen Reichardtischen Komposition in unsrer Aula wissen auch die Tagesblätter nichts; aber das Gedicht fand verdiente Anerkennung, „wunderschön" nennt es Rahel.

Dem Frankfurter verschlug es immerhin weniger als etwa seinem gut brandenburgischen Schwager, daß der patriotische Ton nur sehr sacht angestimmt, vom Druck des Krieges und der Fremdherrschaft in dieser Zeit der schweren Not am Geburtstag unsrer Hochschule bloß andeutend geredet werden durfte, womit freilich ein Hauptmotiv beinahe verstummte. Brentano trug der Kantate sein starkes musikalisches Gefühl, seinen in älteren, manchmal an Goethes Höhe rührenden Hymnen gepflegten Bilderstil, seine Kraft der Allegorie, seine Begeisterung für alle frische Jugend entgegen. Die leidige Neigung dieses geborenen Lyrikers zur Länge störte nicht bei einem so großen Vorwurf. Er weihte ihn, noch kein strenger Katholik, mit religiöser Empfindung, mied die sonst leicht einströmenden Allotria und hielt jede unwürdige Note fern. „Universitati litterariae. Kantate auf den 15. Oktober 1810."

Priesterlich hebt ein „Chor der Vorsteher" mit ernstem Tedeum an, den göttlichen Lehrberuf preisend. Bürger rühmen die trotz alledem durch den

Sieger selbst gemehrten hohen Schulen; ein allgemeiner Chor findet Deutschlands Fleiß, Treue und Größe in Pflug, Schwert und Buch bezeugt. Schwungvoll erhebt sich das Gedicht zu Musengrüßen an die schwergeprüfte königliche Residenz, aus deren Schoß ein deutscher Helikon steige, der Dichter sieht eine Jünglingsschar in seliger Ungeduld und hohem Jugendernst nahen, die Stadt heißt sie willkommen, ihr Bürger bekräftigt das und bietet den vollen Becher, ein heller Studentensang antwortet als akademischer Bergreien:

Glück auf, Glück auf! Viktoria!
Es ist im Vaterlande
Ein Musenberg voll Gloria
Mit Gottes Gunst entstanden.

Und nun gelingt es Brentano außerordentlich, in seinem Wechselchor der Bürger die vier hohen Frauen samt den Fakultätsfarben ohne leere Allegorie anschaulich und geistvoll aufzurufen. Künstlicher, doch tief gedacht, im Sinn einem Aufsatze Jakob Grimms nah verwandt ist es, wenn danach die Schulen den „Blütenstrauß der südlichen Granate" darreichen, die Akademie der Wissenschaften aber den reifen Granatapfel, „der Vielheit Einheit in der Schale Gold": auf Schulbänken wird gelernt, auf Universitäten gelehrt, „und unser ist der ernste Kreis, wo Meister sich zum Meister nur gesellt". So kommt der enge Bund von Akademie und Universität in Berlin zu symbolischem Ausdruck. Die „Stimme der Vorsteher" weist Lernende und Lehrende an den Staat, Studenten bekennen ihren glühenden Wetteifer, und ein edler „Gesang der Lehrer" sagt ihnen zu, daß sie auf dem Meer des Geistes den „der Fahrt erfahrnen Männern" Gefährten, nicht Schüler sein sollen. Dergestalt ist wiederum die höhere Stufe wissenschaftlicher Mitarbeit bezeichnet. Mit der Antwort auf die Frage der Bürger, was die Lettern auf der Zinne des Hauses bedeuten, schließt eine „Stimme der Lehrer", Titel und Finale rundend, das Gedicht würdig ab:

Der Ganzheit, Allheit, Einheit,
Der Allgemeinheit,
Gelehrter Weisheit,
Des Wissens Freiheit
Gehört dies königliche Haus!
So leg' ich euch die goldnen Worte aus:
UNIVERSITATI LITTERARIAE.

In Jena und Marburg, in Heidelberg und Landshut war dem heißen Romantiker die akademische Jugend mit ihrem Hochsinn und Unsinn so lieb, ja so heilig geworden wie seiner Schwester Bettina. Als er nun im ersten Jahre der Universität für seine christlich-deutschen Tischgenossen, unter denen auch Fichte saß, den ungezogenen, aber geist- und witzsprühenden Fehdebrief an die beiden Extreme ihres Hasses, Philister und Juden, schrieb, das Heft „Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Eine scherzhafte Abhandlung", da nahm er den Begriff des Studenten so hoch wie nur möglich, davon durchdrungen, daß ein gewöhnlicher Student, und scheine er noch so forsch, ein Erzphilister sein könne, der wahre Studiosus aber, ewig im Geist lebend und

strebend, einen character indelebilis trage. Clemens bringt endlich in anschwellenden Versen sein Glas

Allen, denen Gott im Busen
Eine heil'ge Glut entflammet,

nach der prächtigen Antithese: „Philister also werden alle genannt, die keine Studenten waren, und nehmen wir das Wort Student im weitern Sinne eines Studierenden, eines Menschen, der das Haus seines Lebens noch nicht wie eine Schnecke, welche die wahren Hausphilister sind, zugeklebt — eines Menschen, der in der Erforschung des Ewigen, der Wissenschaft oder Gottes begriffen, der alle Strahlen des Lichtes in seiner Seele freudig spiegeln läßt, eines Anbetenden der Idee, so stehen die Philister ihnen gegenüber, und alle sind Philister, welche keine Studenten in diesem weitern Sinne des Wortes sind."

Verwiesen sei auf Reinhold Steigs inhaltschweres Buch „Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe" (1901), mit dem ich mich mehrfach berühre. Kleists drei Fassungen „An die Königin" in meiner Ausgabe seiner Werke, Bd. IV, S. 39. Arnims Kantate auf Luisens Tod: Sämtliche Werke, Bd. XXII, S. 322; Brentanos in Diel-Kreitens Lebensbild, Bd. I, S. 427. Arnims „Lebehoch" aus den Abendblättern mit Varianten der Hs. wiederholt von Steig S. 303; Brentanos Heidelberger „Lied": Gesammelte Schriften Bd. II, S. 3 (Sonderdruck von Bartsch, Freiburg und Tübingen 1882), seine Berliner Kantate nach dem ersten Druck nur wiederholt von Diel-Kreiten, Bd. I, S. 415.

Dichtungen von Wilhelm von Humboldt.

In Auswahl mitgeteilt

von

Albert Leitzmann.

1. Distichen der römischen Zeit.[1]

Die Rossebändiger.[2]

Euch begrüß' ich zuerst in des Morgens rosiger Frühe,
Die ihr den Flammenmuth bändigt der schnaubenden Ross'.
Blaß sinkt Luna hinab, Pamphilis Pinien suchend,
Aber ihr strahlet in Glanz, Licht zu dem Lichte gesellt.
Glücklich der Bildner! er kann mit wenigen Schlägen des Meißels
Heften das Göttergebild, das ihm den Busen entflammt!
Tempel stürzen in Schutt; hinwelken der Menschen Geschlechter;
Doch der gerettete Stein führet die Gottheit zurück.
Gottheit ja stralet aus Euch, Quirinalische Heldenkolosse,
Und in schönere Zeit führt ihr den staunenden Blick!
War denn nur ihnen vergönnt, den glücklichen Alten, nicht rückwärts
Bloß auf das Hohe zu schaun, selbst ihm zu leihen Gestalt?

Der Publicische Weg.[3]

Wo zum Junonischen Tempel der Zug der Gläubigen aufstieg,
Als sie der Göttin Bild brachten, mit Waffen erkämpft;

---

[1]) Diese fünf Gedichte, gemeinsam auf demselben Bogen in Reinschrift überliefert, sind Stimmungsbilder, die auf einsamen Morgen- und Abendspaziergängen nach dem kapitolinischen und quirinalischen Hügel und nach der Pyramide des Cestius zum Grabe des Sohnes entstanden sind. Man darf sie, wie die Erwähnung der fernen Geliebten nahelegt, wohl alle in das Frühjahr oder den Herbst 1804 datieren: während sich Karoline auf ihrer großen Reise nach Deutschland und Paris befand, war Humboldt einsam in Rom zurückgeblieben und brachte nur die heißen Monate in Marino zu.

[2]) „Ich liebe nicht die in Häuser eingeschlossenen Götter," schreibt Humboldt am 20. Juli 1805 an Friedrich August Wolf, „aber die Kolosse, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage." Die wahrscheinlich nach griechischen Originalen der nachlysippischen Zeit gearbeiteten, sechs Meter hohen Marmorstatuen der Dioskuren mit ihren Rossen stehen auf der jetzigen Piazza del Quirinale, früher nach ihnen Monte Cavallo genannt. Auch Goethe gedenkt ihrer in der „Italienischen Reise" mit den Worten: „Weder Auge noch Geist sind hinreichend, sie zu fassen." Die Villa Pamfili liegt westlich von Rom außerhalb der Porta di San Pancrazio an der Via Aurelia: ihr großer Park ist besonders reich an hohen Pinienstämmen.

[3]) Von Norden nach Süden führt auf die Höhe des aventinischen Hügels der steile Clivus Publicius (heute Via di Santa Sabina). An der Nordspitze krönte den Hügel ein Tempel der Juno Regina, den Furius Camillus erbaute, um ein den Vejentern abgenommenes Götterbild darin aufzustellen; in der Nähe stehen jetzt die Kirchen der heiligen Sabina und Anna.

Da besteig' ich die Höhn Aventinus, des einsamumwohnten,
Wohl ein Gläubiger auch, herrschet auch Juno nicht mehr.
Denn wann der zögernde Schritt durchirret die Traubengeländer,
Wo jetzt epheuumrankt Trümmer nur heben ihr Haupt;
Wann die Glöcklein erschallen der sparsambesuchten Klöster,
Welchen der Göttinnen Schaar wich von den gipfligen Höhn;
O! dann versenkt sich der Geist, wo zückend in flammenden Blitzen,
Redet ein einsamer Gott, hörbar dem Gläubigen nur!

Das Haus des Sura.[1])

Die du, Sura, ersahst vom säulengetragnen Gemache,
Hier wo das Murcische Thal willig zum Circus sich bog,
Spiele der Rennbahn! oft vergleicht man dem Drange des Lebens
Euch, wann schäumend die Kraft ringt mit der strebenden Kraft.
Stürmen ja seh' ich sie wohl, sich vorzukommen in Eile,
Höre der Rosse Gewieh'r; mancher auch küsset den Staub;
Aber wo winket das Ziel? und wo der Geber des Kranzes?
Endlos schlingt sich verwirrt, nie in sich kehrend, die Bahn. —
Plötzlich drum hemmet den Lauf der Weise; es riß ihn der Strom fort;
Aber er merkt den Betrug; lacht des vergeblichen Spiels.

Der Lorbeer.[2])

Ha! ich ersehe den Sprößling, dem Weithintreffer geheiligt,
Welcher von fernher schon zeigt mir der Schwester Altar.
Herrlich grünst du empor! den schönren erblickte ich niemals,
Nicht in Hesperiens Flur, nicht wo Iberia thront.
Grüne ferner auch so! — Auch mir, ach! blühte der Sohn einst,
Herrlich an Wuchse wie du, lieblich, wie Tauben, an Sinn.
Und er schied mir dahin! ich find' ihn bei Lebenden nimmer,
Darum senkt sich so gern jetzt zu dem Staube mein Blick.

Rom.[3])

Nichts geht über die Einsamkeit, Freund, die im Busen genießet,
Wer in der heiligen Rom steht auf den Gipfeln Quirins.
Nichts vermisset sein Herz, auch die Nähe nicht der Geliebten;
Alles was schön ist und groß, stehet lebendig vor ihm.

[1]) Die Domus Surae (auch Balnea Surae genannt) lag am Nordostabhang des aventinischen Hügels; von den Gemächern des Hauses aus hatte man den ganzen Circus Maximus, die große unter Cäsar und Augustus ausgebaute Rennbahn, vor Augen.

[2]) Diese Verse, die wie das folgende Gedicht des im zehnten Lebensjahre verstorbenen begabten Sohnes Wilhelm gedenken (geboren in Jena 1794, gestorben in Ariccia 15. August 1803), geben die Stimmung gesättigter Wehmut wieder, die denjenigen in eindrucksvoller Erinnerung ist, die Humboldts Briefe an seine Frau aus dem Jahre 1804 in Anna von Sydows schöner Publikation kennen gelernt haben.

[3]) Bei Humboldts stets zu beobachtender fester Anknüpfung poetischer Stimmungen an bestimmte Örtlichkeiten und Personen zweifle ich nicht, daß bei dem Freunde eine bestimmte Persönlichkeit vorschwebt, der die Verse vielleicht als Erinnerungszeichen ins Stammbuch gedichtet sind; ich habe aber keine sichere Vermutung, wer gemeint sein könnte.

Und aus der Größe Gefühl sprießt Ruh des beschwichtigten Busens,
Die nach tieferer Ruh drunten im Grabe sich sehnt.
Ein Pfad führet allein zum sternumglänzten Olympus,
Tief durch der Erde Geklüft geht er in Schatten der Nacht.
Furchtbar wol mag er erscheinen, wer einsamen Fußes ihn wandelt;
Mein, ach! harret des Sohns freundlich geleitende Hand.

2. An Graf Moltke.[1])

Gern lauscht das Ohr des Wohllauts Silberwogen,
Wann reich entströmt Hesperiens Gesang,
Zu hoher bald, zu sanfter Töne Klang
Der Sänger spannt Apollons goldnen Bogen.
Doch raschen Flugs zum Aether fortgezogen,
Der Quelle nah, die Dirce's Schwan einst trank,
Schwingt sich der sinnbegabten Sprache Gang,
Die mit der Muttermilch wir eingesogen.
Drum ist kein Spiel den Sängern Teuts die Kunst.
Sie fühlen nur der Dichtung heil'ges Quellen,
Wo tief der Geist die innren Kräfte spüret.
Schwer giebt Begeisterung der Muse Gunst. —
Stumm lang, fühlt' ich erst heut die Brust sie schwellen,
Da Freundeshand sie mir herbeigeführet.

3.[2])

Wer weint nicht, wenn bei Romas Siegesgrüßen,
Wann auf zum Capitol die Heerschaar zeucht,
Gefesselt zu des Triumphirers Füßen,

---

[1]) Adam Gottlob Detlev Graf Moltke (1765—1843), der Jugendfreund Barthold Georg Niebuhrs, der sich später sehr lebhaft an dem Kampf der schleswig-holsteinischen Ritterschaft um eine Verfassung beteiligt hat, hielt sich auf seiner italienischen Reise im Jahre 1803—04 mehrmals längere Zeit in Rom auf und verkehrte dort mit seiner Frau viel im Humboldtschen Hause. Das obige Gedicht, das nach einem Briefe Humboldts an seine Frau in der zweiten Hälfte März 1804 entstand, ist die Antwort auf eine Ode Moltkes an Humboldt, die auch 1805 in der Sammlung von Moltkes Oden (S. 278) gedruckt erschien, und in der er Humboldts kongeniale Verdeutschung der Pindarischen Siegesgesänge feiert. Karoline fand das Sonett, das ihr Humboldt nach Erfurt geschickt hatte, „sehr lieblich, volltönend und gehaltvoll".

[2]) Kurz nach Schillers Tode schrieb Humboldt dem gemeinsamen Freunde Körner, wie er schon lange den Plan gehabt habe, seine Ideen über den Fortschritt des intellektuellen Lebens im Individuum und der Menschheit, angeknüpft an Rom als Symbol zugleich der Vergänglichkeit und des Weltzusammenhanges, dichterisch in freien, an Schiller gerichteten Bruchstücken darzustellen, und wie, gerade als der rohe Entwurf sich der Gestaltung zu nähern begann, Schiller ihm durch ein neidisches Geschick entrissen worden sei. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich diese Terzinen als einen erhaltenen Rest dieser Entwürfe ansehe, aus denen dann die 1806 gedruckten, volltönenden und gedankentiefen Stanzen „Rom" hervorgegangen sind, die Schillers Schwägerin und Humboldts Jugendfreundin Karoline von Wolzogen zugeeignet wurden. Das Fragment klingt wie ein klangvolles Stimmen des Instruments zu seiner großen Aufgabe: Schillersche Ausdrucksweise durchdringt es ebenso stark wie die wenig jüngeren Stanzen.

Knirschend der Krieger, bang sein Weib erbleicht,
Wenn von des Rheines heimischen Gestaden
Der Enkel Romuls den Germanen scheucht,
Um, folgend ihm auf nie betretnen Pfaden,
Der Knechtschaft und der Arbeit schnöde Last
Auf des Barbaren freies Haupt zu laden?
Barbaren! — Ja, den Wald, den Windsbraut faßt,
Die von des Nordens eisgem Pole stürmet,
Durchwandernd herdenweis ohn Ruh noch Rast,
Ward nicht von milder Götter Hand beschirmet
Der Arme, dem im Busen Schmerz und Lust
Sich stark, doch rauh, wie Meeresbrandung, thürmet.
Fern fiel von da, wo kaum sich selbst bewußt,
Leicht sich und zart des Lebens Knosp' erschließet,
Wo gleich dem Schwan, wenn um die Silberbrust
Die klare Flut der Bach ihm kosend gießet,
Im Einklang mit der Sphären weitem Kreis,
Hin der Gesang in stolzen Weisen fließet,
Sein ernstes Loos ihm; Bahnen, die das Gleis
Rückkehrend niemals in sich selbst verschlingen,
Wies an ihm des Geschickes Machtgeheiß,
Um durch der Kräfte allgewaltges Ringen,
Wie Funken sprühen aus dem harten Stein,
Unendlichkeit dem Irrdschen abzuzwingen.

4.[1])

Wie eine Pflanze, die, des Südens Zonen
Entrissen, unter fremdem Himmel sprießt,
Wenn auch des Nordens Stürme sie verschonen,
Doch furchtsam nur und bang die Zweige schießt;
So ist das Weib — in höhern Regionen,
Die wolkenloser Aether rein umfließt,
Bestimmt in ewger Klarheit frei zu thronen —
Ein Fremdling nur, der diesen Boden grüßt.

[1]) „Mein Sonett, das Sie abgeschrieben haben," schreibt Humboldt am 17. Dezember 1809 an Johanna Motherby, „paßt, ob es gleich längst, eh ich Sie kannte, gemacht ist, recht eigentlich auf Sie. Wie eine Pflanze, die der Milde des Himmels nicht traut, unter den sie versetzt ist, bedürfen Sie einer eigenen schonenden Pflege." Das Gedicht ist in Königsberg Ende August oder Anfang September 1809 entstanden und bildet den Eingang jener merkwürdigen epischen Dichtung, von der Humboldt am 12. September seiner Frau schreibt, daß sie, nach der Lektüre von Goethes „Klaggesang von der edeln Frauen des Asan Aga" entstanden, das Poetischste sei, was er je gemacht habe, aber etwas so Trübes und Dunkles enthalte, daß er sich unmöglich habe entschließen können, es ihr zu schicken. Dieser psychologisch höchst charakteristische Sonettenzyklus, den ein Epilog in Terzinen abschließt, wird im neunten Bande der von mir im Auftrage der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften bearbeiteten Gesamtausgabe von Humboldts Werken zuerst bekannt gemacht werden.

Wie zart und rein ist ihre Brust besaitet,
Fühlt nicht der Männer irrdisches Geschlecht;
Wie sie mit scheuem Fuß durchs Leben schreitet,
Stößt sie auf Rauhheit und auf schroffes Recht;
Der zartste Laut, der himmlisch ihr entgleitet,
Kehrt nur zum eignen Busen ungeschwächt.

5. Der Garten.[1])

Ich lebt' in einem holden Wundergarten,
Wo Blumen schönen Dufts und bunter Farben,
Die, ohne daß sie Gärtnershände warten,
Der Anmuth nie, und nie der Frische darben;
Ich wandelte mit innigem Ergetzen,
An dieser bald, an jener mich zu letzen.

Doch jetzt hat über felsumstarrte Pfade
Das Schicksal mich dem Paradies entrücket,
Und mich geführt an ferne Meergestade,
Wo schwer Gewölk den trüben Himmel drücket;
Ich sah die sieben Hügel rückwärts fliegen,
Und hinter mir blieb, was ich liebte, liegen.

Auch hier schaut' ich der Blumen manche sprießen,
Die süßer Reiz und holde Anmuth kränzet,
Und laden zart zu sinnigem Genießen,
Wenn minder auch der Farben Teppich glänzet.
Denn fester hält mit tieferem Verlangen
Der würzge Duft den irren Sinn gefangen.

Allein zu keiner sehnend hingezogen,
Wähnt' ich mich frei von jenem zarten Neigen,
Bei dem, in süßem Auf- und Niederwogen,
In Einem jegliche Gefühle schweigen.
Ich scherzte kühn mit unbefangnen Lippen,
Und glaubt', aus vollem Becher leicht zu nippen.

[1]) Datiert „Königsberg, den 20. September 1809". Die Strophen sind an Johanna Motherby gerichtet, die Frau eines Königsberger Arztes, zu der Humboldt, seit er sie um die Mitte des September 1809 kennen gelernt hatte, mehrere Jahre hindurch in sehr engen, fast schwärmerischen Herzensbeziehungen gestanden hat. Reste seiner äußerst charakteristischen Korrespondenz mit ihr hat vor fast zwanzig Jahren Richard Werner zuerst veröffentlicht. „Die Frau ist unglücklich," schreibt Humboldt seiner Frau am 14. November, „nicht an sich durch ihre Lage, aber weil sie niemand um sie her versteht, und sie doch aus ihrem Kreise nicht herausgehen kann. Ihre größte Eigentümlichkeit ist ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrem Mann. Ihre ganze Art zu sein, die, da sie durchaus anspruchslos ist, schwer in die Augen fallen kann, ist sehr anziehend und flößt ein tiefes Mitleid ein. Ich wüßte in langer, langer Zeit nicht einer Frau so gut geworden zu sein und so gewünscht zu haben, etwas für ihr Glück tun zu können." An einer andern Stelle nennt er sie „klein, sehr klug und gut, aber gar nicht hübsch, eigentlich haßlich". Noch mehrere in Humboldts Nachlaß erhaltene Gedichte aus diesen an produktiver poetischer Stimmung so reichen Königsberger Herbstmonaten sind an diese Frau gerichtet, die kurz darauf auch in das Leben Ernst Moritz Arndts nachhaltig eingreifen sollte.

Da kam — ich ging nicht nah — da bog — sie wandte
Sich nicht zu mir; wie trafen wir zusammen? —
Ein Blümchen, das bisher mir keiner nannte,
Mir ins Gesicht, und Funken wurden Flammen.
Von allen Blumen, die im Garten stehen,
Will nun der Blick allein zu ihr sich drehen.

Und aus streckt sich die Hand, denn sanfte Milde
Strahlt aus dem zartgefärbten Blätterbaue,
Doch starret plötzlich, wie vor heilgem Bilde,
Wenn schwer der Kelch sich neigt von Himmelsthaue.
O! wem dies Blümchen nicht gelingt zu pflücken,
Den können Blumen fürder nicht beglücken.

Soll ich die Holde schildern nun und nennen? —
Sie stehet still an einer Gartenecke,
Scheint ihrer Würze Balsam nicht zu kennen,
Und trachtet nur, daß sie sich mehr verstecke;
Doch wer sie einmal sah, geht nie vorüber;
Das Blümlein heißt: Je länger, ach! je lieber!

6. Der Herbstmorgen.[1]

In Nebel liegt die Gegend halb verhüllet,
Und rings umziehet sie ein dichter Flor;
Der Strahl, der matt der Sonne Bild entquillet,
Bricht mühsam durch den grauen Duft hervor.
Und die mir ewig Herz und Busen füllet,
Ruht noch an später Träume Morgenthor:
O! möchten nun ihr durch die luftge Pforte
Vernehmlich schallen meiner Sehnsucht Worte.

Oft ging ich hier, sah auf den frischen Matten
Der Bächlein Krümmungen sich lieblich ziehn,
Sah ihre Ufer Bäume hoch umschatten,
Und mit des Himmels Blau des Laubes Grün
In dichtverschränkter Aeste Wölbung gatten,
Und Blumen ihre Wurzeln breit umblühn;
Doch stillte nichts die schweifenden Verlangen,
Die stets erneut mit ferner Sehnsucht rangen.

Jetzt wie erscheint neu alles meinen Blicken!
Sinds nicht die altbekannten Gründe mehr?
Der Thäler Buchten, und der Hügel Rücken,
Des Stromes Flut, der eilt zum nahen Meer?
Können Gefühle, die die Brust durchzücken,
So wandeln die Gestalten hin und her?
Die kalt und fühllos sonst mich stets gelassen,
Vermag jetzt kaum das arme Herz zu fassen?

[1] Datiert „Königsberg, 25. Oktober 1809".

Muß ich denn von der neuen Heimath scheiden?
Sie blutend reißen aus der wunden Brust,
Die niegefühlten Schmerz und neue Freuden
Ins tiefe Herz zu senken mir gewußt?
In banger Trennung bängre Trennung leiden?
Entsagen jeder kaumgenossnen Lust?
Und ihres Busens zart verwundbar Leben
Preis ohne mich dem rauhen Schicksal geben?

In unversöhntem, nie verstandnen Streite
Liegt mit dem innren Sinne das Geschick.
Er strebt mit Muth in unbegrenzte Weite,
Es drängt arglistig grausam ihn zurück;
Was du geliebt, reißt er von deiner Seite,
Zerstört, was du dir schaffest, jedes Glück;
Und möchte gern mit tückisch argem Tichten
Bis auf des Busens letzte Kraft vernichten.

Allein es lebt ein unvertilgbar Streben
Im Busen durch der Liebe Wunderkraft,
Das auch aus Tod und Trennung quillend Leben,
Auf ewig unzerstörbar, mächtig schafft;
Sich, wie die Eiche starr in Sturmes Beben,
Im Mann empor entgegenkämpfend rafft,
Im Weibe biegsam zwar wohl scheinbar schwanket,
Doch unzerreißbar fest, wie Epheu, ranket.

So, Theure, laß uns durch das Leben schreiten,
Treu dem Gefühl, das keine Trennung schwächt.
Es bleibt auch in unselger Flucht der Zeiten
Ihm doch sein ewig unvergänglich Recht.
Wo Aeußeres und Innres mühvoll streiten,
Tritt es zurück aus ungleichem Gefecht,
Doch senkt sich tief, wo nimmer Band' es engen,
Und Drang und Sehnsucht jede Fessel sprengen.

7. In Göthe's Werke.[1])

Leicht entschwindet, sagt man, das Angedenken des Freundes,
Wenn ihn die Hand des Geschicks fern von den Freunden entführt.
Aber dem Herzen, das treu, was es einmal empfunden, bewahret,
Bleibt der Entfernete nah, trennt' ihn auch Meer und Gebirg.
Drum nicht, daß Du gedenkst, nur daß lieblicher sey das Gedenken,
Weiht Dir der Bücher Buch, Freundin, der scheidende Freund.

[1]) Datiert „Königsberg, 2. Dezember 1809". Am 5. Dezember verließ Humboldt die ostpreußische Hauptstadt und hinterließ Johanna Motherby als Abschiedsgabe die 1806—8 bei Cotta erschienene zwölfbändige Ausgabe von Goethes Werken.

8.[1]

Ich bin ein armer heidnischer Mann,
Der die Kirchen nicht leiden kann;
Ich leb' in der alten vergangenen Zeit,
Drum wähle ich mir die Einsamkeit.

Die Menschen von jetzt, sie gefallen mir nicht;
Sie holen vom Himmel ein wundervoll Licht;
Die Alten, sie schöpftens aus eigner Brust,
Und senktens in Lebens Wehmuth und Lust.

Ich werde nicht lange auf Erden mehr seyn;
Drum nenn' ich den Busen allein nur noch mein,
Den Busen, in den ich versammelt die Welt,
Wie sie sich lebendig hat um mich gestellt.

Mit diesem nur wandr' ich den dunkeln Pfad,
Zu ackern Gefilde für neue Saat.
Denn was der Mensch in sich beweget und denkt,
Wird nimmer und nie in Vernichtung gesenkt.

9.[2]

Ich bin ein armes, verlorenes Kind,
Ich weine die klaren Augen mir blind,
Keine Thräne mehr aus den starrenden rinnt;
Man grabe mein Grab, mein Grab mir geschwind,
Und lege hinein mich leis' und gelind,
Dann säuseln über mir Regen und Wind.

10.[3]

Der Todte braucht kein Haus von Stein,
Man scharret in die Erd' ihn ein;
Da liegt er ruhig, still, und kühl;
Im Leben war's ihm oft so schwül!

11. Sonnett.[4]

Um mich auch schlang mit dichtverzweigten Ranken
Sich üppgen Epheus grün umwuchernd Laub.
Gehoben aufwärts von der Erde Staub
Ward ich von übermenschlichen Gedanken.

[1] Datiert „April 1815".
[2] Datiert „Berlin, 23. Januar 1823".
[3] Datiert „Berlin, 31. März 1823".
[4] Datiert „Tegel, 27 Januar 1827".

Da erst gewahret' ich der Höhe Schwanken,
Es warnte die Vernunft, doch ich war taub,
Und wonniglich einsamer Träume Raub,
Verließ ich kühn zuletzt der Erde Schranken.
So fühlt' in Jünglings und in Alters Tagen
Dem Aether nah ich rein die Pulse schlagen,
Doch tief sich mir des Lebens Mark verzehren.
Nun kann ich's nicht mit Erdenkost mehr nähren,
Nicht mehr dem eignen Strahlenbrande wehren,
Verzehrt, wie Phaeton im Sonnenwagen.

12.[1]

Den Frieden hat mit sich genommen,
Die nimmer nun wird wiederkommen;
Der Seele Ruhe von mir floh,
Ich werd' im Leben nicht mehr froh!
Es geht wohl fort im alten Gleise,
Die Lippe kann noch scheinbar scherzen.
Doch ewig wach nach Geisterweise
Bleibt Gram in dem verwaisten Herzen.
Erst wenn das Leben ist verronnen,
Der Tod mich lang hat hingestreckt,
Ist wieder Ruhe mir gewonnen.
Ein Grab mich mit der Theuren deckt.
Ob Wiedersehn die Sehnsucht stillet?
In dunkeln Schleier ist's gehüllet.
Doch mit der Liebsten gleiches Loos zu theilen
Ist aller Erdenwunden Heilen.

13. An die Gypse in meiner Stube.[2]

Seht mich an, ihr himmlischen Gebilde,
Die ihr mich in lichte Höhen hebt,
Daß in überirrdische Gefilde
Einzugehn die Seele strebt.

[1]) Datiert „Tegel, 8. Julius 1829". Am 26. März 1829 war Karoline von Humboldt durch den Tod von der Seite des Gatten abgerufen wurden. In den formell nicht durchweg ausgefeilten, aber in ihrer Stimmungstiefe erschütternden Gedichten, die der sehnsuchtsvollen Trauer um die Verlorene gewidmet sind, kehren die Gesinnungen und Gedanken wieder, die sich unendlich mannigfaltig und doch zusammenklingend durch seine Altersbriefe an Karoline von Wolzogen, seine Kinder, Charlotte Diede hindurchziehen.

[2]) Datiert „Tegel, den 16. Oktober 1829". „In der Arbeitsstube," schreibt Humboldt an Charlotte Diede am 6. Mai 1830 in einer Beschreibung der Räume des Schlosses Tegel, „nehmen allen Platz Gypse und Marmorstatuen ein." Und an einer andern Stelle: „Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildsäule hat, so gehört das zu den reinsten, edelsten und schönsten Genüssen, und man entbehrt die Gestalten sehr ungern, an denen sich das Vergnügen, wie unzählige Male man sie sieht, immer erneuert, ja steigert."

Ja in jedem Augenblicke
Bin zu sterben ich bereit,
Rechne mir den Tod zum Glücke,
Da er Ihr mich wieder weiht.

Möcht' ich ruhn erst, wo Sie lieget!
Wie auch dunkel künftges Schicksal sey,
Gleicher Schlummer doch, wie Sie, mich wieget,
Und kein Morgen wird mir ohne Sie mehr neu.

Ach! ich hab' an Ihr gehangen
Mit der Liebe reinsten Fülle,
Möchte nun die sehnenden Verlangen
Tauchen in des Grabes Stille.

14. Das Alter.[1]

Gerne mir ließ ich erbleichen in silberner Locke die Scheitel,
Bliebe nur jung um mich her, was ich als blühend gekannt.

15. Nach dem Lesen einiger Briefe meiner Frau.[2]

Süßer Hauch aus lang vergangnen Zeiten
Mir das Herz ergreift mit Allgewalt.
Die im Grabe ruhet still und kalt,
Lispelt, wie von Aeolsharfen Saiten,
Sprache, der Erinnrung nur zu deuten,
Die im tiefen Herzen wiederhallt.
Bilder jugendlicher Wonngestalt
Mich ins Land entfernter Sehnsucht leiten.
Dieser Aufruhr zaubrischer Gefühle,
Dies in sich versunkne Wonnebeben
Kann nicht führen in das öde Leben:
Nein, sie ruft mich, wo am Strahlenziele
Schreitend durch des Erdenschooßes Kühle
Liebumschlungen selge Geister schweben.

[1]) Datiert „Gastein, 15. Julius 1830". Den gleichen Gedanken spricht Humboldt zweimal brieflich Charlotte Diede gegenüber aus: „Ich wollte schon immer alt werden, wenn nur die, die um mich her sind, jung blieben" (8. März 1833; fast wörtlich ebenso auch 4. Januar 1831).

[2]) Datiert „18. September 1830, abends". Seit dem Herbst 1830 war es Humboldts Lieblingsbeschäftigung in freien Stunden, in seinem fast vollständig erhaltenen Briefwechsel mit seiner Frau zu lesen, um so durch andächtige Versenkung in die Erinnerung der gemeinsam verlebten Vergangenheit seines schweren Schicksals Herr zu werden. Diese ergreifenden Verse sind die letzten, die der Nachlaß an freieren, echt lyrischen Schöpfungen aufweist: mit dem Jahre 1832 setzt dann die ununterbrochene Sonettproduktion des Greises ein, aus der man bisher, wie die oben mitgeteilten Proben eindringlich lehren, sich nur ein vielfach schiefes und sehr unvollkommenes Bild von Humboldt als Dichter machen konnte. Den gesamten dichterischen Nachlaß wird der demnächst erscheinende neunte Band der akademischen Ausgabe in chronologischer Folge ausbreiten.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

Zum achtzigsten Geburtstag, 13. September 1910.

Von

Erich Schmidt.

Es sei mir gestattet, mit einer persönlichen Erinnerung anzuheben, die vorerst nicht nach Wien, sondern in das kleine Weißenfels führt, wo C. F. Meyers durchaus adelige Freundin und Beraterin, Luise v. François, sehr schlichte Mansarden am Saaleufer bewohnte. Bei einem Besuch 1880 nahm ich die Handschrift ihres altfritzischen Schauspiels „Posten der Frau" auf den Weg mit und fügte dann meinen gelinden Zweifeln gegen die Bühnengerechtigkeit des späten Erstlings die Bitte um neue epische Schöpfungen bei. Sie antwortete aus Schlangenbad, dieser Ort gelte zwar für einen Jungbrunnen alter Damen, doch von ihr werde nichts mehr vor prüfende Augen treten: „Dagegen möchte ich die Aufmerksamkeit eines jungen Kritikers von Beruf recht dringend auf Marie Ebner-Eschenbach lenken, in deren Aphorismen und bis zu einem gewissen Grade auch in den Novellen ich die gedankenklarste und urteilsfähigste Frau, die jemals in Deutschland geschrieben, und durch deren Persönlichkeit ich das wärmste, liebreichste, gütigste Herz — ein Kinderherz unter einem Mannesschädel — habe kennen lernen. Solch ein Talent und Streben soll durch Lob und Tadel gefördert werden."

Mit so schwerwiegenden, nicht uneingeschränkten Superlativen warb die norddeutsche Greisin für eine österreichische Freifrau, die, damals schon fünfzigjährig, erst auf der Schwelle des Ruhmes stand und ihrerseits zur „letzten Reckenburgerin" laut einem schönen Gedenkblatt nur wie die Staude zum Baumriesen emporschauen wollte.

Vom Herbst 1880 an verbrachte ich fünf reiche Jahre in Wien; entscheidende gerad für die Kunst und die Geltung Marie Ebners. Ich las hingegeben Älteres und Neues, schrieb auch wohl ein paar Zeilen darüber, ich sah die zarte unscheinbare Frau, die keine größere Geselligkeit pflog, nur flüchtig in gastlichen Kreisen, ohne ihr persönlich irgend näher zu kommen. Wenn sie sich selbst einmal „eine sträfliche Zaghaftigkeit" zuschreibt, so spürten wir Fernstehenden nach F. v Saars Wort „eine gewisse schüchterne Herzenswärme"; alles aber, was literarisch von ihr ausging, bezeugte in reinen Formen ein geistiges und sittliches Noblesse oblige.

Öffentliche Bekenntnisse liegen, abgesehn von lieb- und humorreichen Vergegenwärtigungen aus dem engsten, nun lange zerstobenen Zirkel der Freundinnen, zunächst im Sammelbuche des betriebsamen K. E. Franzos „Mein Erstlingswerk" vor. Volle Quellen eines Ebnerarchivs sind uns zugeflossen in der Biographie Anton Bettelheims, der mit gleichen Organen der Verehrung und des Verstehens die zwei größten, so verschiedenen Talente des damaligen Wien, Anzengruber und unsre Jubilarin, dargestellt hat. Und wir besitzen als köstliche, zuerst der „Deutschen Rundschau" gebotene Altersgabe seit 1905 „Meine Kinderjahre", worin die Siebzigerin, eingewohnt auf dem Welttheater des ewigen Rom, ihr fernes Einzeldasein treulich wiedergibt mit aller dem hohen Alter verliehenen Erinnerungsmacht, mit nachleuchtender Phantasie, mit durchwärmender Liebe, mit übergoldendem Humor, ohne jene „erbarmungslose Wahrheitslust", die einst das Fräulein v. François statt des Schonungssinnes von allen Memoiren aus preußischer Soldatenstrenge heraus gefordert hat.

Meisterhaft sind diese Familienporträts der Grafen Dubsky, diese Galerie von Gouvernanten, Lehrern und Dienstboten. Wir werden heimisch im mährischen Schlosse Zdißlawitz, dessen Umgebung die Geschichte der „Freiherren von Gemperlein" widerspiegelt, und erbauen uns an der vorbildlichen, jede Lüge und Feigheit hassenden Gerechtigkeit des Vaters, eines alten Kämpfers aus der Leipziger Völkerschlacht. Die Kleine genießt die übliche aristokratische Erziehung, spricht mehr Tschechisch als Deutsch, aber mehr Französisch als Tschechisch. Aus einer Histoire universelle schöpft sie ihre früheste Geschichtskunde, aus Perraults alten Contes de ma mère l'oie, nicht aus dem unschätzbaren Kinder- und Hausbuch der Brüder Grimm steigt ihr die Märchenwelt auf, und französisch erklingt das lyrische Lallen des Backfisches. Sagt die Großmama immer nur: „Sei g'scheit!", so mahnt unlustig das Schwesterchen: „Ach geh, mach' doch keine Gedichte!" — solche Ablehnung des poetischen Dranges durch vielgetreue, vielgeliebte Menschen folgt ihr weithin ins reife Alter. In einer noch halbpatriarchalischen Zeit elterlichen und gutsherrlichen Regiments beobachtete das Kind die Hemisphären von Schloß und Dorf, ein vornehmes Treiben und neben den ihr nie idyllisch geschminkten Tugenden glücklicher Untertanen auch Elend und Laster des niederen Volkes. Die Tiere nicht zu vergessen, denen ihr herrlicher Konflikt der treuen Hundeseele „Krambambuli" oder „Die Spitzin" mit der ein noch rohes Menschenherz bezwingenden Mutterliebe eines häßlichen zu Tode gemarterten Viehs gewidmet sind. Der Anblick mannigfacher Not lehrt sie mitleiden und senkt fruchtbare Keime eines geistig und sittlich erziehenden Wirkens in die junge Brust. Sie sinnt kindisch über Rätsel der vorhandenen Welt und folgt ebenso kindisch den nach eigenen Gesetzen fortwandelnden Ausgeburten der Phantasie. Der eifrigen Leserin tönt Schillers großes Pathos im Ohr, dann weht mit Anastasius Grüns Versen ein liberaler Wind aus Österreichs adeligen Kreisen überraschend heran, doch stärker gibt ihr das liebe alte Burgtheater mit seinen Klassikern und seinen schon französisch verfeinerten und beschwingten Lustspielen „Grundlagen ästhetischer Erziehung". Wollen ihre Brüder die Welt, so möchte sie die Bühne

reformieren. An jedes Pförtchen, das zu schriftstellerischem Ruhm führen kann, klopft die halbwüchsige Komteß und ahnt, wie die „Kinderjahre" tiefsinnig erzählen, wenn sie sich ohne gestaltende Hand am Plan eines glanzvollen Richelieustückes berauscht, noch gar nichts von der Werdequal und allen Widrigkeiten, mit denen jede Geburt eines Lebewesens auch im Kunstbereiche sich vollzieht.

Ein wunderlicher Hausfreund rät zur Pflege des erkannten Talents; aber wie? Da es hier über das Abc hinaus nur ein Gewährenlassen und die Selbstzucht gibt! Man sendet lyrische Proben an Autoritäten, auch an Grillparzer, der 1847 der liebreichen Stiefmutter sein Sprüchlein über dies gewiß unaufhaltsame Streben in einem sehr klugen Briefe sagt und dabei bemerkt, jungen Frauenzimmern fehle meist die Gedankenordnung, die sich den sonst zurückstehenden Jünglingen durch methodische Arbeit ergebe. Diese Nachhilfe ward der Gräfin Marie in früher Ehe zuteil, als sie im Sturmjahr 1848 ihren bedeutend älteren Vetter Moritz v. Ebner-Eschenbach, einen ausgezeichneten militärischen Naturforscher, heiratete und an seiner Seite bald in dem stillen Klosterbruck ein Dezennium hindurch die Muße zu gründlichen Studien fand. Dieser treffliche Mann, dem Lernen die größte Tugend, Lehren die größte Ehre hieß, meint in nachgelassenen Memoiren, er sei mit seinem Schulsack gewiß recht albern und ungeschickt gegen das poetische Bäschen verfahren — O nein, erwidert darauf die greise Witwe, er habe sie das einzig Rechte, den Wert der Bildung, ermessen lassen und ihren heißen Wunsch geweckt, Bildungslücken auszugleichen. Sie segnet, nun sie nach ihrem (oder ihrer Generalin im „Muff") stolz-bescheidenen Wort zwar nicht auf dem Gipfel, doch auf einer Anhöhe steht und statt eines oft flatterhaften jungen Ruhms den dauernden späten dankbar genießt, sie segnet das zähe Kämpfen samt spornenden Mißerfolgen. Damals, wo ihrer Weltbeobachtung auch Militär und Kleinstädterei sich erschlossen, betrieb sie eine planmäßige, umfassende Lektüre und gewann vollauf den Reichtum und die Reinheit der deutschen Sprache, die sie bei sicherer, oft geübter Herrschaft über die Mundart, auch in vulgäre Niederungen hinab, ohne unabsichtliche Austriazismen fortan gepflegt hat. Vergessen wir im freifräulichen Studio nicht ganz „Lotti, die Uhrmacherin", denn dieses an Kunst grenzende pünktliche, der Romantik eben darum verhaßte Handwerk mit seiner subtilen Sauberkeit ist dem späteren Ehrenmitglied der Wiener Innung gleichfalls ein Segen geworden.

Ihre erste gedruckte Prosa von 1858 blieb ganz unbeachtet; für uns sind die durch Bettelheim hervorgezogenen Reisebriefe aus Franzensbad Urkunden einer ernsten Abwehr des nur dilettantischen Feuilletons. Große Märchen stehen noch weit zurück hinter den sinnreich verdichteten Parabeln der reiferen Jahre. Vor allem nahm die unablässig vorwärts Strebende ein zäher Kampf um das Drama hin, der der Baronin, so hoch diese Anläufe die epigonenhafte Mache der damals in Wien oft sehr böse mitgenommenen, doch aufgeführten Bewerber übertrafen, eine lange Kette von Enttäuschungen bis zur Abstumpfung ihrer Schöpfer- und Wunschkraft eintrug. Sie wollte auf der Spur Shakespeares und Schillers ausschreiten, aber auch in Laubes Burg-

theater von den Franzosen lernen. Mit aller Strenge ward im „Geständnis", freilich mehr durch Worte als durch dramatische Bewegung, der Ehebruch in hohen Kreisen behandelt und kühn die adelige Mutter zu warnender Beichte eigener alter Schuld aufgerufen. Wiederum ließ sich die Dichterin mit ihrer Wahrheitsliebe zum bloßen Salongeplauder der „Veilchen" herab, die das Burgtheater nicht verschmähte und wir Dilettanten später einmal im kunstfrohen Hause Gerold vor der Verfasserin zum besten gaben. Sie wagte schon 1860, nicht zuerst, nicht zuletzt, gegenüber der großen Katastrophe, worein Schillers starke Hand das Geschick Maria Stuarts entlastend geballt hat, in fünf wohlbemessenen Akten „Maria Stuart in Schottland" darzustellen: wie die Königin nach Riccios Ermordung neben dem jämmerlichen schwachen Darnley in Bothwell den rechten zuverlässigen Gewaltmann zu finden wähnt und wie ihre Tragik dahin geht, daß auch dieser nur seinem selbstischen Ehrgeiz folgt. Das Stück bietet auf den ersten Blick handgreifliche Mängel, besonders der erotisch allzu vorsichtig erfaßten und sogar mit wohlfeilen mütterlichen Tiraden bedachten Heldin, aber es fehlt ihm trotz Konventionellem und Stockungen weder an Wucht der Begebenheiten und des Ausdrucks noch an sicherem Umriß der männlichen Hauptfigur; und wer den Mittelakt so gelehrig umzubilden verstand, wie man es im Karlsruher Exemplar studieren mag, der war jeder Aufmunterung im Theater würdig. Eduard Devrient freilich überspannte sein einsames Wohlwollen, indem er dieser Schottin den Schillerpreis sogar gegen Hebbels „Buchdrama" der Nibelungen, mindestens daneben, erobern wollte, während Otto Ludwig, der selbst die junge heiße Königin zwischen dem „Unmann" und dem „Übermann" mit allen Reizen der Versuchung ausstattete, in einer schonungslosen Niederschrift dem „Herrn v. Eschenbach" eine Syntheſe von Schiller und Scribe vorwarf. Die Dichterin hat diese Kritik, als sie aus dem Nachlaß des großen Grüblers auftauchte, demütig quittiert. Kein Devrient aber nahm sich 1867 der „Marie Roland" an, und diese Revolutionstragödie, ein auch in Heyses problemreichem „Merlin" erwogener Stoff, krankt nicht bloß an dem religiösen Knick des letzten Aufzugs. Frau v. Ebner zog die stolzen Segel ein: „Doktor Ritter", das heißt Schiller zu Bauerbach, ist ein harmlos prophetisches Gelegenheitsstückchen von Poesie und Liebe mit Reflexen der Luise Millerin und einer seltsamen Studentenhuldigung hinter den Kulissen. Endlich nahm die Freie Bühne Berlins einen artigen Nachzügler unter ihre Fittiche, „Ohne Liebe", diesen Tee nach dem Fusel des Dirnenstückes „Angele" von O. E. Hartleben kredenzend. Leider kenne ich nur durch Bericht der paar Eingeweihten das im Stadttheater des Gönners Laube ein dutzendmal aufgeführte „Waldfräulein". Zur Premiere strömte der Wiener Adel, um zu sehen, wie eine seiner Damen die Aristokratie richte im Bild eines unverdorbenen vornehmen Landkindes (keines Gänschens von Buchenau), das sich in der großstädtischen Welt des blauen oder „blau angelaufenen" Blutes, des Sports, des Putzes, der Männerjagd, der Frivolität und einer hohlen Kirchlichkeit so fremd fühlt. Nicht bloß ein sogenannter Raisonneur zeigte den Heilsweg: Bildung, Arbeit, Mut, Wahrheitsdrang! Hier war innerlich doch mehr als Bauernfeld: doch der Adel rümpfte die Nase, und die maßgebende

bürgerliche Tageskritik gab sich keine Mühe, dieses ernste Wollen und Können zu würdigen. Das Schauspiel blieb ungedruckt liegen, die Dichterin und Richterin trug eine tiefe, langsam verharschende Wunde davon. Noch ein stiller, partienweise recht flotter Versuch, auf Grund des ergiebigen Bandello ein venezianisches Ehespiel übers Kreuz zu schaffen („Männertreue", 1874) — dann zog die Entsagende sich in das ruhigere Gefilde der Erzählungskunst zurück, ohne dabei technisch aus dem Ringen um die Huld der Bühne erheblichen Nutzen zu ziehen, aber Motive fortspinnend vom „Geständnis" zu „Unsühnbar", vom „Waldfräulein" zur „Muschi". Eine unverkennbare Beichte der ausgestandenen Qualen enthält die Novelle „Ein Spätgeborner", denn der arme Andreas Muth war glücklich vor der durch einen Irrtum bewirkten Aufführung seines Mark Aurel und muß sich nun in herber Enttäuschung von einem Journalisten bedeuten lassen: die Menschen, für die er schreibe, seien tot; jeder Schaffende bedürfe der Gunst der Kritik, sonst gebe es keinen Erfolg. Die Meinung, der Geburts- und Besitzadel komme leichter ans Ziel des künstlerischen Bemühens als hungrige Dachstubenpoeten, ist ein Irrtum, denn diese äußerlich vom Schicksal Begünstigten werden meist nur zögernd ernst genommen und stoßen in ihrem eigenen Kreis manchmal auf das Vorurteil, ihr Streben sei eine fade, ja unwürdige Spielerei. Auch unsre Jubilarin hat das oft genug erfahren, nicht bloß in der schonenden Form: Sie schauen schlecht aus, liebe Gräfin, das Dichten greift Sie halt an!

Als Marie v. Ebner fünfundvierzigjährig einen Band „Erzählungen" und 1876 die „Božena" darbrachte, wurde sie totgeschwiegen, und die glorreiche Klassikerfirma schwor, in diesem Fall zu ihrem großen Schaden, fortan keine Frauenpoesie mehr zu verlegen, ohne die doch zwar nicht die dem weiblichen Talent versagte dramatische, wohl aber die epische und lyrische Dichtung, gerade der letzten Jahrzehnte, so viel ärmer wäre an Zahl und Gehalt. Es gehört zu den schönsten Ruhmestiteln der „Deutschen Rundschau", 1880 den Bann gebrochen zu haben, denn hier schlug „Lotti, die Uhrmacherin" durch, und die Österreicherin trat erst leise, dann immer sicherer zu den Meistern, die damals in ihrem zweiten Saft standen. Sie wurde freudig bewillkommt; Heyse nahm mit einem feinsinnigen Gruß das humoristische Kabinettstück der „Freiherren von Gemperlein", die sehr überlegene Gabe des nächsten Jahres, gleich in den ersten Teil seines Neuen deutschen Novellenschatzes auf. 1883 folgte die wundervolle tragische Hundegeschichte „Krambambuli", der mit heiterer Herzensgüte und entzückender Selbstironie gebotene „Muff", 1886 das wuchtige „Gemeindekind", und so kam fortan ohne Ermüdung und ohne flinke Schablonenarbeit eines zum andern, bis seit 1893 der Reigen heller und dunkler Gestalten in die „Gesammelten Werke" einging.

Den ersten „Erzählungen" ist ein Bändchen „Aphorismen" benachbart, letzte Glieder langer Gedankenketten, so bedeutend, daß die Urheberin es wagen darf, in diesen, auch wo sie scheinbar nur spielt, sinnschweren Sprüchen, die keine bloßen Halbwahrheiten, keine witzelnden Paradoxien, keine Klugreden eines Auerbachschen Kollaborators auftischen, Klassiker moderner Gnomik wie La Rochefoucauld und Vauvenargues mit Namen zu nennen. Kopf und Herz

arbeiten licht und warm zusammen. Ich greife eine Handvoll Goldstücke heraus: „Eine gescheite Frau hat Millionen geborner Feinde — alle dummen Männer"; „Der Geist ist ein intermittierender, die Güte ein permanenter Quell"; „Der Hochmut ist ein plebejisches Laster"; „Liebe alle Menschen, der Leidende aber sei dein Kind". Und ich zitiere für ihr eigenes Schaffen die Lobpreisung des fein und scharf über der Produktionslust wachenden künstlerischen Gewissens sowie das aus tiefer Erfahrung und Pflicht erwachsene Bekenntnis: „Der alte Satz: Aller Anfang ist schwer, gilt nur für Fertigkeiten. In der Kunst ist nichts schwerer als beenden und bedeutet zugleich vollenden".

Wir verfolgen ihren Aufstieg ohne lange Umschau in der literarischen Ahnengalerie, was übrigens dadurch auf Schwierigkeiten stoßen möchte, daß hier bei einer schon alternden Frau keine sichtlich unreifen Erstlinge vorliegen, sondern von vornherein Urkunden eines selbständigeren Vermögens. M. v. Ebner hat, um nur weniges zu streifen, unter den österreichischen Erzählern leise Berührungen mit dem uns neuerdings durch Minor und Bettelheim in seinem ganzen Ertrag nahe gebrachten F. v. Saar. Ganz verschieden von Storms Stimmungswelt, mahnt sie wohl an Einkleidungen Heyses und seine glatteren Dialoge, nicht aber an die Hauptachse des Unerschöpflichen: das Sichausleben in Liebesschönheit, wie sie denn nur sparsam die Vereinigung zweier jungen Menschenkinder, kaum das tragische Werben eines Mannes zum Vorwurf nimmt und der kühlen Überzeugung ist, eine große Liebesleidenschaft sei überhaupt sehr selten. Unverkennbar äußert sich ihre Neigung zu Turgenjew, sowohl in großen und kleinen Mitteln der Technik als in Gegensätzen zwischen aristokratischer und bäuerlicher Art, zwischen der Weltdame und dem schlichten Mädchen, vor allem zwischen zwei Generationen, sei es als breiterer Durchschnitt, sei es im gleichen Haus, wenn eingestaubten Eltern eine frische Jugend entgegentritt.

Es ist anfangs triftige Bescheidenheit, daß die Titelblätter „Erzählungen" versprechen, nicht Novellen, denn so apart der Vorgang oder der Träger — etwa gleich ein an posthumer Liebe siechender Chlodwig — uns anmutet, es fehlen hier, auch später manchmal, die schärferen Umrisse, der nicht romanhaft weitende, sondern isolierende, ein kritisches Hauptmotiv hervorholende Lebensausschnitt, die geschlossene Rundung. Und neben großen, mehr negativen Vorzügen des Unempfindsamen, Unlyrischen, das der Landschaft gegenüber manchem fast arm erscheinen mag, stehen Mängel abgleitender Komposition, Unwahrscheinlichkeiten, Übertreibungen. So hapert es auch in dem ersten Roman „Boiena", der Lebensgeschichte einer auf ihre Weise heroischen Magd, die leider durch lange Strecken die Führung verliert und nach der tapferen Tat, sich offen zu einer Schande zu bekennen und eben damit frei zu machen, schließlich nur noch Worte findet. Das Buch enthält Trivialitäten zwiefacher Jugendliebe und neigt bisweilen zu einer ironisierenden, auch literarisierenden Charakteristik, aber es ist echt und recht in seiner Adelung des niederen Standes, seinem gesunden Grimm gegen lieblose Selbstsucht, gegen die Scheu vor dem Urteil der Menge, gegen die unmütterliche lehrhafte Frau. Eine innere erzieherische Kraft waltet darin.

Unter den Romanen steht unbestreitbar „Das Gemeindekind" am höchsten als erschöpfende Leidens- und Kampfgeschichte eines gequälten blutarmen und häßlichen Buben, dessen Vater wegen Raubmordes gehenkt, dessen unschuldige Mutter ins Zuchthaus gesperrt, dessen heißgeliebte Schwester durch eine ihr von gedankenloser adeliger Wohltätigkeit bescherte Klostererziehung langsam getötet wird. Dieser Pawel erfährt jede Mißhandlung durch schimpfliche Worte und grausame Werke. Er haßt, flucht, haut drein. Sein Mentor sagt einmal: „O die Menschen, die Menschen! man muß sie lieben — und will ja — aber manchmal graut einem; es graut einem sogar sehr oft." Doch der Kern des jungen Opfers bleibt rein und fest, die Rinde des Hasses und der wütigen Verzweiflung schmilzt. Indem der Paria im Dorfe sich selbst besiegt, besiegt er auch die ganze „Lumpenbagage" ringsum; er betätigt, was der freigeistige, herzenswarme Sonderling, sein Lehrer, ihm kraus und tiefsinnig kündet, baut sich trotzalledem die eigene Hütte und tut sie zuguterletzt der mütterlichen Märtyrerin auf. Ja, was Ernst Zahns ältere Dorfgeschichten vielleicht zu freigebig als krönendes Ziel seiner Erniedrigten aufpflanzen, die höchste äußere Würde in der Gemeinde, das winkt hier wenigstens als eine mögliche Zukunft.

Seltsam: dies schonungslose, doch nie zur Schmutzmalerei entartende Bild aus der Hefe des Volkes glückte der Baronin überzeugender als bei aller Sicherheit mannigfacher Adelsfiguren der aristokratische Ehebruchsroman „Unsühnbar." Ich hatte ihn mit zweifelnder Bewunderung angezeigt; „Ist es nun ein wenig besser?" schrieb mir liebenswürdig die Dichterin in das Exemplar der zweiten, wirklich verbesserten Auflage. Doch zwei starke Skrupel blieben und bleiben: gegen den hier so rasch, wie Fontane erotische Begebenheiten abtut, gebrachten Fall, der viel mehr ein Gewaltakt als eine Hingebung ist, und gegen Gräfin Marias Durchführung der Lebenslüge, bis sie erst nach den Katastrophen des Gatten und des älteren Sohnes den zweiten offen für illegitim erklärt, um fortan alle Folgen vor der Welt zu tragen, selbständig, ohne religiösen Trost auch, der ihr keiner ist.

Der Spätling „Agave" versuchte auf der nicht ungefährlichen Bahn C. F. Meyers die Ernten italienischer Winter in einem Roman der Renaissancekunst zu binden. So verließ Frau v. Ebner am Lebensabend einmal Vaterland und Gegenwart, denen ihre Kunst, abgesehn von zwei doch zeitlich nahen vortrefflichen galizischen Revolutionsgemälden, immer treu geblieben war. Das mährische oder auch niederösterreichische Land und Wien sind ihre Heimat. Diese „Dorf- und Schloßgeschichten", dies „Miterlebte", und wie die köstlichen Sammlungen sonst heißen, bieten einen großen Reichtum an Motiven und Formen: ausgesponnene Epik und knappe Verdichtung, Briefe, sogar Postkarten, Scherzählung, die nirgends als bloßes bequemes Vehikel dient, Bericht aus fremdem Mund mit sicherer Abtönung nach Art und Stand. Gern arbeitet sie mit bedeutenden Reflexen, ohne dabei dem großartigen Kunststück in Meyers „Hochzeit des Mönchs" nachzutrachten: die vornehme Zuhörerin hat immerhin Ähnliches erlebt wie das, was die „Resel", ein unbehütetes Mädchen aus dem Volk, in den Tod stieß; überaus fein ist der Rokokorahmen zu dem schneidenden „Er laßt die Hand küssen" gefügt. Die Fortschritte der

epischen Kunst springen sogleich ins Auge, wenn man etwa das Versidyll vom Erdbeerweib vergleicht mit der sparsamen Prosa, wie die arme Großmutter auf der Anatomie den Rock ihres vielgeliebten Enkels an sich rafft, um ihn zu verkaufen, oder wenn wir von der gewaltigen „Totenwacht" zurückschauen auf die „Margarete" von 1881; denn so Ebnerisch der sittliche Halt der Mutterschaft empfunden ist — wie das Bacchanal bei einer Kokotte verläuft, weiß diese Phantasie keineswegs glaubhaft zu machen. Spürt man in der „Totenwacht" und öfters statt des muffigen Armeleutgeruchs eines falschen Naturalismus den starken Hauch herber weiblicher Freiheit, wird „Das Schädliche", d. i. hier mit Übertragung eines Jägerwortes ein durch und durch schlechtes Fräulein, vor den Augen des nicht eingreifenden Vaters getötet, so darf solche Wucht doch wohl in Zusammenhang gebracht werden mit einer modernen literarischen Strömung, die auch unsre Dichterin in Motiven wie im Ausdruck kühner gemacht hat. Ihr unbewußt; denn die sonst sehr vorurteilslose Frau übt an der sogenannten „Moderne", die doch sehr verschiedene Gaben, Ziele und Wege hat, mehrmals in Bausch und Bogen eine einseitige, nur Exzesse und Pfuschereien treffende Satire. Sie ist geneigt, diese Neusten nicht bloß für Handwerker oder arme Schächer, sondern auch für schlechte Menschen zu erklären und sogar gegen das „Ferkeltalent" usw. zu wettern. Das geht doch ungebührlich über ihre Verdammung moderner Mannweiber und Weibmänner oder über die harmlose Karikatur der mit einem Äffchen herumschmarotzenden Schriftstellerin „Frau v. Goethekleist" hinaus. Viel lieber als die literarischen und bildkünstlerischen Spottgeburten des „Bertram Vogelweid" oder des „Verschollenen" begrüßen wir die meisterliche Humoristin des „Muffs", der „Kapitalistinnen", der „Gemperlein", die alle mit reinem Behagen, mit dem Lächeln der Liebe geformt sind und das Märchen von der Humorlosigkeit der Frauen an ihrem Teil Lügen strafen. Nirgends in diesen weiten Reichen stört ein Adelstic; aber auch eine antiaristokratische Tendenz ist meist geschwunden, die in der abgebrochnen Novelle „Ein Edelmann" gar zu schroff das Blaublut und die moderne Arbeitswelt schied. Auf der ganzen Linie steigt eine gesunde, bildungsfrohe, nicht unmittelbar belehrende, sondern uns vorgelebte Pädagogik empor, die sich den Großen widmet und den Kleinen, denn „die Kinderlose hat die meisten Kinder", und ein heiliges Mitgefühl ist ihr wie unserm herzhaften Wildenbruch eigen. Sie weilt in den Niederungen und auf den Höhen mit einer selbstverständlichen, nicht wie bei Romanfabrikanten auf Küche und Vorzimmer beschränkten Kenntnis der Licht- und Schattenseiten, nicht im Hinblick auf die Äußerlichkeiten der Toilette und Etikette, nicht Kosenamen als „Pipsi", „Kitzi" verschwendend. Man vergesse nicht, daß die Gräfin Dubsky im Zeitalter Metternichs geboren und in den großen Krisen nach 1848, die auch den Standesunterschied berührten, mündig wurde. Sie überwand früh die enge Exklusivität des durchschnittlichen österreichischen Hochadels mit seinen „bloß schönen" Frauen, seinen berühmten oberflächlich erzogenen Komtesserln, die ein gebildetes Mädchen — und es gibt deren in Österreich nicht weniger als in Norddeutschland — für eine fade Nock'n erklären, die gehört haben, der Goethe sei unmoralisch, und die den Schiller

geschwollen finden. Man erinnere sich daran, wie bitter Halwig („Lotti, die Uhrmacherin") bemerkt, nur die Frauen läsen, nämlich je nach dem Alter französische oder englische Romane. Der nichtstuerischen, bloß sporttreibenden Unbildung geht Frau v. Ebner nun nicht einseitig spottend oder zürnend zu Leibe, denn wie sollte sie etwa gleich Spielhagen eine mit geheimer Liebe für den Adel vermischte tendenziöse Feindseligkeit hegen? Sie hat den grausamen Egoismus („Er laßt die Hand küssen") wie den gedankenlosen („Wieder die Alte") gezeichnet, hat „Zwei Komtessen" einander gegenübergestellt, Muschi und Paula, und unter den Frauen und Männern allerlei Spielarten von der Frivolität bis zu strengem Ernst, wärmster Güte, auch wohl die Einkehr und Umkehr verkörpert. Das junge Mädchen hatte nach einer schweren Heimsuchung des Schlosses Zdißlawitz den Vater sagen hören: „Ja, der jüdische Doktor und der katholische Geistliche — allen Respekt, das sind zwei Helden!" Die Dichterin betätigt dieses Wort in dem Dr. Nathanael Rosenzweig, und sie, die sich nie in den unstillbaren politischen Hader Österreichs mischt, sondern unbefangen unter Deutschen und Slawen wandelt, die auch nicht wie Volkspoeten der Alpenländer eine manchmal recht wohlfeile religiöse Aufklärung betreibt, stellt an den Schluß ihrer Priesterreihe den jungen Geistlichen in „Glaubenslos?" Das mag mit seiner Hinüberspielung des Problems vom intellektuellen aufs sittliche Gebiet nicht jeden befriedigen, der in Überzeugungskämpfen ein bündiges Ja oder Nein vernehmen will; aber es ist ein reines Ebnerisches Evangelium, wie der Seelsorger im Widerstreit der Kirchenlehre sich den Glauben an die Menschheit rettet. Auch ihr weltfrommes Credo lautet: „Alle menschlichen Gebrechen heilet reine Menschlichkeit"; auch sie bekennt als eine gütige und wirkende, nicht wehleidige und weichliche Erzieherin, beim Mitleid und bei der Ehrfurcht fange der Mensch an.

Mit heiterer Gelassenheit sehen wir nun die Achtzigjährige im Abendrot ihren Erntesegen überschauen. Sie besitzt eine Fülle von Auszeichnungen, auch das Ehrenkreuz für Kunst und Wissenschaft, die Doktorwürde honoris causa, und heißt nicht bloß nach Standesgebühr, sondern in der ganzen literarischen Welt Excellenz — aber das alles wiegt ihr leicht gegen das wahre Glück, Liebe gesät und gesammelt, Gaben des Geistes und des Gemütes vollauf entfaltet zu haben. So nimmt sie den heute durch zahllose Glückwünsche und einhelligen Dank bezeugten Ruhm nicht mit falscher Demut noch mit sattem Dünkel hin und überantwortet seine Geltung ruhig der Zukunft, in dem ernsten Sinn, doch ohne die schmerzlichen Zweifel ihres Gedichts „So ist es":

Ob auf der Münze auch die Prägung echt
Und angetan zu dauern wie das Gute . . .
(Wie nur das Gute dauert und besteht),
Das bleibt dir unbekannt und bleibt es jedem,
Der mit dir wandelt noch im Tagesschein.

Groß-Argentinien.

Reise-Eindrücke

von

Generaloberst Freiherrn v. d. Goltz.

An Bord des „König Friedrich August" der HAPAG.

I.

Ich habe es in früheren Zeiten sehr häufig getadelt, wenn Orientreisende nach einem Aufenthalt von wenig Wochen am Bosporus sich daheim an den Schreibtisch setzten, um orientalische Erinnerungen zu veröffentlichen, in denen oft recht schiefe Urteile über Türken und die Türkei zum Vorschein kamen. Und nun bin ich im Begriff, einen ähnlichen Fehler zu begehen und nach nur fünfwöchentlichem Aufenthalt in Argentinien über Land und Leute zu schreiben, während man mir doch mit Recht vorhalten kann, daß ich das Land unmöglich schon gründlich genug kennen könne, um eine bestimmte Meinung darüber zu haben. Allein die Macht der Umstände geht schonungslos über unsere besten Grundsätze hinweg und zwingt uns zu tun, was das Schicksal von uns will. Sobald ich heimgekehrt sein werde, stehen mir die sommerlichen Dienstreisen, dann die Manöver und dann vielleicht noch ein abermaliger Ruf in die Ferne bevor. Neuere Eindrücke werden die alten verdrängen und die Erinnerungen verblassen machen. Am Ende bliebe es dann beim guten Vorsatz, und doch will mich bedünken, daß es wichtig ist, mehr, als es bisher von deutscher Seite geschah, über Argentinien und seine möglichen künftigen Beziehungen zum deutschen Vaterlande bekannt zu machen. Man wünscht das auch am La Plata dringend. Reisehandbücher und Monographien über das Land geben immer nur ein unvollkommenes Bild, das oft, da es sich um eine bestimmte Propaganda handelt, auch einseitig gezeichnet ist. Unbefangene persönliche Eindrücke müssen hinzukommen, um das Wichtige schärfer als das Unwesentliche zu beleuchten. So sei es denn gewagt!

Zunächst will ich die Überschrift rechtfertigen. Uns Europäer erstaunt der Name „Groß-Argentinien"; im Lande selbst ist er jedermann geläufig. Die Republik hat allerdings 2950000 Quadratkilometer Flächeninhalt, also fünfmal so viel als Deutschland, besaß aber 1909 erst 6800000 Einwohner. Das kommt der Volkszahl des Königreiches Rumänien gleich — die auf ungarischem und russischem Boden lebenden Rumänen nicht eingerechnet.

Ohne weiteres berechtigt das noch nicht zu dem Beiwort „groß". Hat doch in Südamerika sogar das benachbarte Brasilien 8337000 Quadratkilometer mit 17—18 Millionen Bewohnern. Trotzdem ist die Benennung nicht einmal neu, sondern sehr alten Datums. Am 11. Mai 1814 erklärte der Nationalkongreß zu Buenos Aires die Marcha patriotica des jugendlichen Dichters Vicente Lopez, der zuvor schon die Vertreibung der Engländer von der La Plata-Mündung besungen hatte, zur alleinigen Nationalhymne, und sie wird auch heute noch bei jeder Gelegenheit als solche gesungen. Darin heißt es an einer Stelle von den Freiheitskämpfern:

Das Bewußtsein der Größe im Busen,
Macht ihr Fußtritt erzittern das Feld!

Und der Schluß ist:

Al gran pueblo argentino salud.
Dem großen Volke Argentiniens Heil!

Argentinien hat also damals schon seine Zukunft eskomptiert und sich die Erfüllung einer bedeutenden historischen Aufgabe zur nationalen Pflicht gemacht. Geographisch wurde sie 1879 durch die Besetzung Patagoniens erfüllt, die der Republik einen Gebietszuwachs von fast 20000 deutschen Quadratmeilen zum großen Teil fruchtbaren Landes einbrachte. Zu untersuchen aber ist die ethnographische und sozialpolitische Berechtigung des stolzen Beiwortes, denn die geographischen Zahlen allein entscheiden nicht.

Wer sich nur wenige Tage in Buenos Aires aufgehalten hat, wird sich der Empfindung nicht entschlagen können, daß er sich jedenfalls in einer ungewöhnlichen Welt und einer auffallenden Entwicklung gegenüber befindet. Die Hauptstadt macht einen großartigen Eindruck. Man fühlt sich in Buenos Aires in einer Umgebung, die sich vom besten Teil der europäischen Kulturstätten nicht unterscheidet. Wer an einem der zahlreichen Renntage nach den prächtigen Anlagen des Jockeyklubs am Park von Palermo hinabfährt, wird zugeben müssen, noch nie ein solches Gewühl eleganter Equipagen und Automobile, noch nirgends größeren Luxus in Toiletten und Livreen gesehen zu haben als hier. Und dabei ist der Eindruck nicht zurückzuweisen, daß es sich noch keineswegs um eine zum Abschluß gelangte Bewegung handelt, sondern daß Stadt und Volk, Handel und Verkehr noch in vollem vorwärtsschreitenden Aufschwunge sind. Es ist dabei schwer, den Maßstab zu finden, um die Möglichkeiten der Zukunft abzumessen; denn alle bisherigen Voraussagungen sind immer noch von der Wirklichkeit übertroffen worden. Buenos Aires, das heute schon 1300000 Einwohner zählt und die zweitgrößte Stadt der lateinischen Welt ist, hat in den letzten zehn Jahren einen Bevölkerungszuwachs von nicht weniger als ½ Million Menschen erfahren. Alle Verkehrsanlagen, die vordem entstanden, wie der Hafen mit seinen Quais und seinen langen Reihen von Lagerhäusern, die man zunächst als viel zu kühn und großartig entworfen ansah, erweisen sich heute schon als zu eng und klein. Sie verlangen dringend nach Erweiterung.

Auch im Innern der Hauptstadt ist der Gärungsprozeß sichtbar. Noch bestehen die langen, schnurgeraden, sich stets rechtwinklig schneidenden Gassen mit

einstöckigen Häusern aus der Kolonialzeit. Aber breite Prachtstraßen, wie die weltbekannte Avenida de Mayo, die Avenida de Alvear und andere, sowie ausgedehnte Plätze mit schönen Anlagen und Prachtbauten ringsum beginnen hier zu lichten. Ganze Häuserviertel fallen diesem Prozeß zum Opfer und werden weggeräumt - ein künftiges Buenos Aires ist im Entstehen begriffen. Und es soll gleich hier gesagt werden, daß dieser Prozeß sich keineswegs auf die Hauptstadt allein beschränkt, sondern daß ihn die größeren Städte der Provinz in kleinerem Maßstabe ebenfalls durchleben. Die Bevölkerung aber hat von der Vergangenheit gelernt und will sich durch die Zukunft nicht noch einmal desavouieren lassen. Diese ist schon nach kühnster Phantasie in Berücksichtigung gezogen. Der europäische Reisende wird auf den ersten Blick alle Neuerungen für zu groß, zu anspruchsvoll, zu kostspielig halten, für zu schwer in künftigen Zeiten auszufüllen. Er ist aber in der Neuen Welt, die sich mit unbekümmertem Jugendmute das Höchste zutraut. Der Stadt Cordoba ist es längst ein Ärgernis, daß sie nicht am Meere liegt, und so denkt sie denn ernstlich daran, sich durch einen 250 Kilometer langen Kanal mit Rosario de Santa Fé am Parana zu verbinden, wohin große Seeschiffe gelangen. Mendoza, das zwischen 30 und 40 000 Einwohner haben kann, fühlt das Bedürfnis nach Wassersport, zu dem die Lage am Fuße der Cordilleren keine natürliche Gelegenheit gibt. Da ist man auf den Gedanken gekommen, in einem Riesenpark, der bis in die Berge reicht, ein künstliches Seebecken mit zementiertem Boden anzulegen, das groß genug für Ruderregatten ist. Das ist der Stil, in dem sich die Projekte der Provinzial- und Munizipalbehörden bewegen.

Vorteilhaft fällt dem Auge der wohlgebaute Menschenschlag beiderlei Geschlechts auf. Es fehlen die Armen und Krüppel. Aber die Bedingungen für das Gedeihen sind in Argentinien auch besonders günstig. Der größte Teil des Landes hat ein mildes und gesundes Klima und einen fruchtbaren, noch jungfräulichen Boden. Den heißen Sommertagen folgen regelmäßig kühle, erfrischende Nächte. Herrscht im Herbst und Winter auch manchmal ansehnlicher Frost, so erwärmen die Mittagsstunden die Temperatur doch in wohltuender Art. Der Mensch lebt leicht unter solchen gesegneten Verhältnissen, und da ihm die Ernährung in dem noch dünn bevölkerten Lande nicht schwer fällt, so fehlen die von Arbeit und Mühe früh gebeugten Gestalten und die von der Sorge durchfurchten Gesichter.

In den Festtagen der Zentenarfeier, die den Staat, nebenbei gesagt, an 70 Millionen Mark gekostet hat, empfand ich öfters von dem argentinischen Volke, zumal von seiner Jugend, den Eindruck eines ungeheuren Schwarms edler Füllen, der auf einer weiten Fläche grüner Weide in übermütigen Sprüngen davonrast, an keine Grenze für seine freie Bewegung glaubend. Uns etwas skeptisch und mürrisch angehauchte Norddeutsche setzt vor allen Dingen der unverwüstliche Optimismus in Staunen, der bei hoch und niedrig, jung und alt vorherrscht. An ein Mißlingen, an Rückschläge und Not glaubt man in Argentinien nicht leicht. Man gibt wohl zu, daß es zeitweise weniger gut gehen könne als jetzt, meint aber, daß dann bald wieder bessere Zeiten kommen müßten.

Man hat das türkische Sprichwort „her joquschun bir inischi war“ — „jeder Aufstieg hat seinen Abstieg“ — kurzerhand umgedreht und gesagt: „Auf jeden Abstieg folgt ein Aufstieg.“

Die „Aufmachung“ der Zentenarfeier hätte nicht nur für ein Volk von 7, sondern recht gut auch für eines von 70 Millionen hingereicht, so großartig war sie angelegt, und ich konnte Meister Buschs inhaltsschwere Worte: „Der Gedanke macht ihn blaß, wenn er fragt: ‚Was kostet das?‘“ nicht aus dem Sinne verlieren.

Mein von Kindheit auf zur strengsten Sparsamkeit, ja zur Pfennigfuchserei erzogenes preußisches Gemüt konnte nur schwer darüber hinwegkommen, daß für mich und mein Gefolge als amtliche Zentenargäste vor der Hoteltür stets zwei bis drei Automobile und oft auch noch ein elegantes Fuhrwerk bereit standen, für deren jedes die Regierung täglich 100 Peso Papier an Miete zahlte, also in unserem Gelde im ganzen bis zu 720 Mark pro Tag, und das wochenlang für alle Missionen gleichmäßig. Ich habe aber keinen Argentinier kennen gelernt, dem das die geringste Sorge gemacht hätte. Was würde der preußische Herr Fiskus dazu sagen!

Am Ende mag dieser Optimismus für den Erfolg nützlicher sein als das Gegenteil, und wir Deutsche können ganz gut eine verständige Dosis davon brauchen, z. B. hinsichtlich der Entwicklung unserer Kolonien.

Nun muß der Optimismus, zumal wo er so schäumt wie am La Plata-Strom, natürlich auch seinen tragfähigen Untergrund haben. Aufmerksame Betrachtung findet ihn zunächst in ethnographischen Verhältnissen. Ein Volk des Südens, auf einen fruchtbaren Boden mit gemäßigtem Klima versetzt, scheint vom Schicksal für eine glückliche und große Zukunft bestimmt zu sein. Eine günstigere Art der Verpflanzung ist vielleicht nicht möglich. Augenscheinlich erhält es sich einen guten Teil seines südlichen lebhaften Temperaments und seinen leichten, der Zukunft und der Vorsehung vertrauenden Sinn, der sich in Wagemut umsetzt, wird aber auf der anderen Seite rüstiger, tätiger, kühler berechnend als unter der heißen Sonne des Südens. Der Argentinier nähert sich in seiner Natur einem nordischen Volksstamme mehr als dem Spanier des Mutterlandes.

Dazu kommt eine durch die Einwanderung entstandene höchst vorteilhafte Mischung der besten Völkertypen. Bei uns zu Lande denkt man sich die Masse der Bewohner der südamerikanischen Staaten, je nach ihrer kolonialen Vergangenheit, als ein Gemisch von Weißen und Negern oder Weißen und Indianern. Das trifft für Argentinien ganz und gar nicht zu. Weit eher als daran erinnert das Gewühl auf den Straßen an Österreich, Süddeutschland, an den Rhein und die Pfalz oder Belgien und Nordfrankreich, kaum noch an Unteritalien, das ein mehr einheitliches südländisches Gepräge trägt. Der argentinische Volksschlag ist viel europäischer geartet, als man es annimmt, ehe man das Land kennt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich sogleich einem weit verbreiteten Irrtum entgegentreten, der in den „Gauchos“ der Pampa ein Mischvolk von Weißen und Indianern sieht. Das ist durchaus nicht richtig. Es sind vielmehr die

Nachkommen der spanischen Eroberer, und mit mehr Recht kann man arabisches Blut in den Adern der Gauchos voraussetzen als indisches; denn die Mauren aus dem südlichen Spanien haben ehedem für die Auswanderung nach dem La Plata ein besonders großes Kontingent gestellt, da religiöse Unduldsamkeit ihnen im Mutterlande den Boden unter den Füßen zu heiß werden ließ. Eine Mischung zwischen Weißen und Indianern hat nur zufällig und in geringem Maße, meist auch allein mit den begabtesten und für die Kultur am zugänglichsten Stämmen der Guarani und der Charrua stattgefunden.

Der Gaucho war von jeher der erbittertste und natürliche Feind des Indianers, der ihm den Boden Zoll für Zoll streitig machte. Zweihundertdreiundvierzig Jahre hat der Kampf gedauert, der erst 1878 durch General Roca damit beendet wurde, daß die der großen araukanischen Familie angehörigen Indianerstämme Argentiniens bis an und über die Cordilleren zurückgedrängt wurden. Heute gibt es auf argentinischem Boden höchstens noch 50 000 Indianer, die zum größeren Teil im Sumpf- und Urwaldgebiete des Gran Chaco im Nordosten und an den Abhängen des Gebirges im fernen Südwesten wohnen.

Von einer Vermischung mit Negern ist vollends nicht die Rede gewesen; es gibt in ganz Argentinien nur etwa 8500 Schwarze. Das stellt einen vorteilhaften Unterschied von dem Rivalen Brasilien dar, wo nicht weniger als 58 % der Bevölkerung Farbige sind, nämlich bei 17 Millionen Gesamtbevölkerung 2½ Millionen Neger, 5 Millionen Mestizo-Mulatten, 1,3 Millionen Indianer. Macht sich dort, zumal in der Hauptstadt Rio, ein starker Aufschwung bemerkbar, so wird man als Europäer doch niemals vergessen, sich auf dem Boden eines anderen Erdteils zu befinden, während man sich in Buenos Aires weit leichter in der Heimat wähnen kann. In Chile, zumal aber in Peru und Bolivien, ist die indianische Beimischung in der heutigen Bevölkerung weit größer als in Argentinien; denn die Eroberer fanden dort, auf dem klassischen Boden des Reiches der Inka, ein in der Kultur höher stehendes Urvolk vor als das in den Pampas von Argentinien. In Peru spielen die Reste der Inkakultur, die heute in einem höchst merkwürdigen Museum gesammelt werden, eine ganz andere Rolle, als alles, was man am La Plata aus der Zeit vor der Eroberung noch vorfindet. Wer in Peru weiß ist, ist auch meist rein altspanisch, Abkömmling der kastilianischen Familien aus der Zeit des großen Vizekönigtums.

Die höheren Klassen der argentinischen Gesellschaft sind zum größten Teile der Verbindung verschiedener europäischen Nationalitäten entsprossen. In fast allen vornehmen Familien von Buenos Aires findet man die Erinnerung an englische, französische oder deutsche Ahnen, die sich mit Argentiniern oder mit Spaniern verbunden haben. Das englische Blut hat dabei, was Sitten, Neigungen und Lebensführung anbetrifft, augenscheinlich am meisten durchschlagende Kraft bewiesen, so daß man sich in den Klubs, auf dem Turf- oder Sportplatz oft in rein englischer oder englischer Kolonialgesellschaft wähnen könnte, obwohl unter den in Argentinien lebenden Europäern die Engländer keineswegs besonders zahlreich sind. Man rechnet

500000 Italiener, 200000 Spanier, 100000 Franzosen, 45000 Deutsche und nur 22000 Engländer[1]). Deren führende Rolle erklärt sich aus geschichtlicher Gemeinschaft, denn seit der Versuch Englands, sich der La Plata-Länder zu bemächtigen, in den beiden Expeditionen von 1806 und 1807 an dem tapferen Widerstande der Argentinier gescheitert war, blieben sie Freunde und Lehrmeister der La Plata-Länder und waren an all ihren weiteren Kämpfen beteiligt. Die Flotte hat heute noch einen starken englischen Einschlag. Im Heere herrscht der Deutsche vor. Sodann aber ist England auch der Geburtshelfer der modernen Entwicklung des Landes geworden. Schon 1904 waren 1500 Millionen Dollar, also über 6 Milliarden Mark, englischen Kapitals in Argentinien zum großen Teil in den Eisenbahnen angelegt. Die angelsächsische Beimischung hat dem argentinischen Charakter den Geschäftssinn und das Zweckbewußtsein gegeben.

Aus alledem geht hervor, daß Volk und Gesellschaft von Argentinien ein ganz anderes Gepräge tragen, als wir Deutsche es uns gemeinhin vorstellen, ein ganz anderes auch, als wir es in den übrigen südamerikanischen Staaten finden. Chile und Uruguay haben wohl am meisten Verwandtschaftliches mit der großen La Plata-Republik. Legt man das Verhältnis der Schulbildung zur Volkszahl als Maßstab an, so kommt Argentinien in Mittel- und Südamerika sehr gut fort. Ohne jede Schulbildung sind von der Gesamtbevölkerung:

in Mexiko und Zentralamerika 90%,
in Venezuela, Columbia, Ecuador 90%,
in Brasilien 84%,
in Chile 75%,
in Uruguay 60%,
in Argentinien 50%,
in der Hauptstadt Buenos Aires sogar nur 25%[2]).

Wenn sich der bisher entstandene Volkstypus homogen weiter entwickelt, so haben die Argentinier alle Aussicht, es weit zu bringen. An 7 Millionen wohnen heute auf dem Boden der Republik; für etwa 100—120 Millionen hat derselbe reichlichen Platz. Eine kräftige Entwicklung der Zukunftsrasse scheint auch dadurch gewährleistet, daß die wesentlichste Grundlage für das Gedeihen des Volkes in der Landwirtschaft zu suchen ist. Es kann kein Zweifel obwalten, daß Argentinien dermaleinst sehr wohl der größte Agrarstaat der Welt zu werden vermag.

Ich war von Hause aus entschlossen, mich trotz der verhältnismäßig geringen Dauer meines Aufenthaltes, der überdies durch die einen halben Monat andauernden Festlichkeiten sehr in Anspruch genommen wurde, nicht auf die Kenntnis der Hauptstadt zu beschränken, von der man in Deutschland am meisten weiß, sondern gerade die weniger bekannten Provinzen aufzusuchen. Daher ließ ich es mir angelegen sein, nahezu 5000 Kilometer Eisenbahnfahrt durchs Land zu machen und dabei die Hauptprovinzialstädte zu berühren.

[1]) Francisco Seeber, Great Argentina. Buenos Aires 1904.
[2]) Great Argentina, S. 286.

Die Fahrt wurde mir und meinen Begleitern freilich von der Regierung in der munifizentesten Art durch Gestellung von Extrazügen mit Küche, Keller und Salonwagen erleichtert. Wir waren dabei ganz frei in der Bewegung, konnten abfahren und ankommen, wann wir wollten, und wurden überall von den Provinzialbehörden auf das bereitwilligste empfangen, von der Bevölkerung in glänzender Art begrüßt. Der Argentinier sieht es gern, daß man nicht bloß Buenos Aires, sondern auch das platte Land eines Besuches würdigt; denn dort liegen die Wurzeln seiner Kraft. Man spricht schon viel von einer Industrialisierung des Landes; doch will mich bedünken, daß dies auf lange hinaus verfrüht ist. Noch kann die Landwirtschaft für viele Jahrzehnte alle vorhandenen Arme brauchen, die hier einen leichteren und sichreren Erwerb finden als in irgendeinem Fabrikbetriebe, der zunächst auf eine künstliche Basis gestellt werden muß. Freilich gilt nicht für alle Teile der Republik dasselbe. Man darf nicht vergessen, daß deren Gebiet im Norden die heiße Zone erreicht und im Süden bis über den 50. Breitengrad hinübergeht.

II.

Wenn man Buenos Aires auf der Bahn verläßt, durcheilt man zunächst eine Villenstadt mit schmucken Landhäusern und schönen Gärten. Dann beginnen die ärmeren Vororte, in denen Arbeiter, kleine Handwerker und Gärtner leben. Sie sind nicht reizvoll. Die niedrigen einstöckigen Häuschen mit flachem Dach, an breiten, ungepflasterten und staubigen Straßen gelegen, meist nicht einmal von einem Gärtchen umgeben, bieten einen recht einförmigen Anblick dar. Bäume an den Wegen oder trockenliegenden Wasserrinnen sind selten. Chausseen gibt es im Lande nicht. Argentinien hat die Periode dieser Kunststraßen übersprungen und ist von den Landwegen direkt auf die Eisenbahnen übergegangen. Zum Chausseebau fehlt der Pampa auch das Material. Mehr und mehr verlieren sich die zuletzt ziemlich ärmlichen Wohnstätten im flachen Lande. Es folgen Ortschaften, die nicht mehr mit der weit ausgedehnten Hauptstadt in Zusammenhang stehen, dann vereinzelte kleine Farmen, ab und zu auch Fabriken mit hohem Schornstein oder Häuser, die wie weiße Bauklötze auf grauem Boden aussehen; hin und her, meist in einer Baumgruppe halb verborgen, folgt eine Estanzia, deren oft recht ansehnliches Herrenhaus, von wenig niedrigeren Bauten umgeben, aus dem Laub der Bäume hervorlugt. Sie werden seltener und seltener. Ab und zu schwimmt noch eine kleine Waldremise auf dem grau-grünen Meer der Weideflächen, und dann sind wir in der Pampa.

Vorerst durcheilt man noch die Zone des Getreidebaues, wo weite, breite Tafeln vom Pflug aufgerissen sind, um zur Aussaat vorbereitet zu werden. Ich sah meist mit Stieren pflügen, doch auch mit Pferden; einmal gewahrte ich einen Dampfpflug. Der Winter war Mitte Mai schon weit vorgerückt. Seit acht Wochen, ja an einzelnen Orten seit vier Monaten, hatte es nicht mehr geregnet. Der Zeitpunkt war der ungünstigste, um das Land zu sehen. Aber dies stimmte durchaus zu meinen Absichten; denn wie sehr uns ein

sprossender Frühling zu bestechen vermag, ist mir aus dem Orient bekannt. An den Bahnhöfen begegnen uns die für Argentinien charakteristischen schuppenförmigen Berge von Getreidesäcken, die uns in neuerer Zeit aus Photographien und Abbildungen weidlich bekannt geworden sind. Sie bilden den Stolz des argentinischen Landwirts ebensosehr wie seine Viehherden. Der Weizen herrscht einstweilen vor. Vom Mais sah man noch die verdorrten Strunken auf den Feldern und konnte erkennen, daß er die kleineren Flächen einnimmt.

Weiter im Innern gesellen sich zu den Getreidesackbergen in den Feldern die großen Heu- oder richtiger Alfalfaschober, vielfach mit der Maschine schon wieder angeschnitten — nicht zum Futter für die eigene Herde, wohl aber zum Verkauf an kleine Besitzer bestimmt. Die Alfalfa — wir würden wohl Luzerne sagen — die aus Zentralasien stammt, gedeiht auch im trockenen Lande, wenn nur für ihre tief eindringenden Wurzeln etwas Grundwasser erreichbar ist. Einmal gesät, perenniert sie. Wo sie überhaupt gedeiht, wächst sie sechs bis sieben, ja zehn bis zwölf Jahre hintereinander. Sie bildet für den Landmann eine Haupteinnahmequelle; denn sie gestattet es, die überall in den entfernteren Provinzen leicht aufzukaufenden Herden von Magervieh auf billige Art fett zu machen und sie dann an die großen Schlachthäuser mit Gefrieranstalten oder Einsalzvorrichtungen zu verkaufen.

Bald folgt die Pampa in ihrer natürlichen Form, noch nicht von Menschenhand bearbeitet, sondern lediglich abgeweidet, und zu diesem Zwecke durch schnurgerade und unabsehbare Drahtzäune in riesige Vierecke geteilt. An der Bahn entlang führt eine Drahtzauntrift, auf beiden Seiten eingefriedet und oben mit Stacheldraht versehen. Rechtwinklig dazu setzen die Querzäune an, selten durch einen ebenso schnurgeraden Feldweg getrennt. Ein immenser Wert steckt allein in diesen Drahtzäunen, von denen im ganzen Lande, nach einer überschläglichen Berechnung vom Mai 1908, damals schon über eine Milliarde Meter Länge vorhanden war[1]), während sie sich noch täglich vermehren. Sie sind alle auf die gleiche Art hergerichtet, an Holzpfählen in ziemlich weiten Abständen mit drei dazwischen eingeschobenen leichten, flachen Eisenstäben, die den Boden nicht erreichen, sondern nur zum Anspannen der Drähte dienen. Ebenso charakteristisch wie diese sind für Argentinien die überall sichtbaren Windmotoren für den Wassergewinn; ihre fein und schlank aufragenden Gerüste mit dem Flügelrad an der Spitze entdeckt man, soweit das Auge reicht.

Ganz tischeben bleibt übrigens die Pampa nicht. Leichte Wellen und flache Dünen durchziehen sie in größeren Abständen und bieten dem Blick einigen Wechsel dar. Dennoch ist die Landschaft recht einförmig. Damit aber ist nicht gesagt, daß der menschliche Fleiß nicht auch daran etwas ändern könne. Ich hielt mich südlich von Buenos Aires drei Tage lang unweit des Städtchens Tandil in den Estanzias der Herren Santa Marina auf und

[1]) L'Argentine au XXe siècle, par Albert S. Martinez et Maurice Lewandowski, avec une préface de M. Émile Levasseur, membre de l'Institut. Paris, Librairie Armand Colin. Ouvrage couronné par l'académie française. Troisième édition. Letzte Seite.

habe mich davon überzeugt, daß dies sehr wohl möglich ist. Die Bodenkultur ist dort am ältesten, und das Beispiel lehrt, was aus dem Campo, dem flachen Lande, werden kann. Die Herrenhäuser, deren die Familie mehrere besitzt, liegen inmitten weitläufiger Parks. Hübsche Gartenanlagen und Obstplantagen umgeben sie in nächster Nähe. Baumalleen führen zu ihnen hin und ins Feld hinaus. Dann aber haben die Herren Santa Marina beizeiten mit Anpflanzungen großen Stils begonnen. Meist bestehen sie aus den schnell wachsenden Eukalypten, aber auch Koniferen und verschiedene Arten von Gehölz, die in der Gegend erfahrungsmäßig gut gedeihen, werden eingemischt. In der Regel ist längs eines Weges, einer Wasserrinne oder eines Drahtzaunes ein nicht allzu breiter, aber langgedehnter Gehölzstreifen angelegt. Er gibt dem weidenden Vieh Schutz gegen Sonnenbrand und Wind und erzeugt überdies für das Auge die Illusion ausgedehnter Wälder, die den Horizont zu begrenzen scheinen, und die sehr angenehm wirken. Unausgesetzt wird mit solchen Pflanzungen fortgefahren. Dadurch findet sich allmählich auch mehr Wasser für die Lagunen ein, die den Herden zur Tränke dienen. Die Fruchtbarkeit und Ertragfähigkeit des ganzen Landes muß wachsen. Es ist dort nicht mehr Pampa, d. h. nicht eben, sondern hügelig, und im Hintergrunde erhebt sich die Sierra de Tandil, uraltes zackiges Granitgestein, das ehemals vielleicht vom Meere umspült oder von Gletschern geschoben wurde und die weltberühmten Wackelsteine enthält, kolossale Steinblöcke, die auf einer ganz kleinen Basis oft auf schräger Gleitfläche ruhen, durch Menschenkraft zum Wanken gebracht, aber doch nicht vom Fleck geschafft werden können.

In blauer Ferne ragen diese Felsberge über die Waldlinien heraus. Auf näher gelegenen hohen Punkten erheben sich Waldstücke, die zwar gleichfalls künstlichen Ursprungs sind, aber natürliche Formen haben, und da auch der Ackerpflug hier schon vielfach in Arbeit gewesen ist, so hat man oft ein Bild, wie es einem Herrensitz unfern des Fußes unserer Mittelgebirge entspricht. Schließt man das Auge und läßt in der Phantasie die Zukunft emporsteigen, dann sieht man ein Land mit enger beieinander gelegenen Herrensitzen, auf denen die Landlords ein Dasein führen, wie etwa ihre Kollegen in England oder in reicheren Teilen von Mittel- und Norddeutschland.

Wer aus Erfahrung weiß, wie schwer bei uns zu Lande der Landwirt arbeiten muß, um dem Boden eine leidliche Rente abzuringen, den interessiert natürlich vor allem die Frage, wie es kommt, daß die Landwirtschaft hier, nach allen Aussagen der Beteiligten, nicht nur reichen, sondern auch verhältnismäßig leichten Gewinn ergibt.

Der Argentinier verlangt, um einen landwirtschaftlichen Betrieb für lohnend anzusehen, einen Ertrag von 10—12 % auf das Jahr, ganz abgesehen von dem Kapitalzuwachs, der ihm durch die fortdauernde Steigerung der Grund- und Bodenpreise mühelos in den Schoß fällt und ihn zum vermögenden Manne macht. Bei uns gehört, wer an 4 % denkt, bereits zur Klasse der begehrlichen Agrarier.

Nach ihrer Art kann man die argentinischen Betriebe in drei Gruppen teilen. Die einfachste Form ist die der Viehaufzucht, um das Jung- und

Magervieh herdenweise an diejenigen Estanzieros zu verkaufen, die sich mit dem Fettmachen und dem Wiederverkauf beschäftigen. Das Vieh bleibt Sommer und Winter über im Freien; für eine Ernährung im Stalle ist nicht zu sorgen, sondern nur für die Bewachung und für die allmähliche Verbesserung der Rasse. Aufmerksame Auswahl des Geländes ist natürlich erforderlich; es müssen für besonders trockene und die allerdings sehr seltenen nassen Jahre geeignete Weiden, sodann aber für den Sommer Lagunen ohne zu starken Salzgehalt als Tränken vorhanden sein. Ein Anlagekapital ist außer dem Landkauf nur noch für Drahtzäune und Windmotoren notwendig; sowie für die Einrichtungen zur Unterbringung und Ernährung der Peone, der berittenen Hirten, von denen einer oder zwei auf eine Herde von 1000 Haupt Rindvieh kommen. Die mageren Flächen werden zur Schafzucht benutzt, die sich namentlich im Süden Patagoniens mehr und mehr ausbreitet und dort höheren Ertrag geben soll, als die Aufzucht von Vieh. Der Bodenpreis in den entlegenen Provinzen, wo das Land von der Kultur noch nicht gestreift worden ist und nur als natürliche Weide ausgenutzt werden kann, geht bis auf 1 Peso Papier, also etwa 1,80 Mark, für den preußischen Morgen hinab. Als Mindestfläche für den Anfang gilt die Legua, die 2500 Hektar, also ungefähr 10000 Morgen mißt. Das Anlagekapital braucht also nicht allzu groß zu sein.

Natürlich ist ein so primitiver Betrieb der Einwirkung von Naturgewalten am meisten ausgesetzt. Anhaltende Dürre, Krankheiten, plötzlich auftretende starke Nachtfröste können große Verluste verursachen und vielversprechende Anfänge vernichten.

Sicherer ist die zweite Art der Landwirtschaft, nämlich Ländereien aufzukaufen, die schon eine gewisse Kultur haben, namentlich Alfalfaland, zum Fettmachen des Magerviehs. Der einzige Feind, der dort droht, sind, abgesehen von der Dürre, welche die Alfalfa ziemlich gut erträgt, die Heuschreckenschwärme, die in kurzer Zeit alle Vegetation der Weiden und Felder vernichten. Dafür stellen sich in solchen Gegenden auch die Bodenpreise erheblich höher; sie schwanken, wo die Absatzmöglichkeit gut ist, zwischen 50 und 60 Mark für den Morgen. In den entlegeneren Gebieten sinken sie bis zu 25 Mark hinab. Eine aufsteigende Bewegung ist aber jetzt schon überall im Gange.

Der Getreidebau, der in besseren Ländereien, die von den großen Exportplätzen Rosario, Buenos Aires und Bahia Blanca nicht allzuweit entfernt sind, sich mehr und mehr ausbreitet, ist natürlich größeren Gefahren ausgesetzt. Der Schaden, den die Heuschrecke hier anrichtet, ist verhältnismäßig bedeutender; sodann kommt der Hagelschlag hinzu, der oft arge Verheerungen anrichtet. Hin und wieder kehren Großgrundbesitzer, die es mit dem Getreidebau versucht haben, wieder zur billiger zu betreibenden Viehaufzucht zurück.

Der kostspieligste, aber im Falle des Gelingens auch ertragreichste Betrieb ist die Aufzucht von edlem Rassevieh. Ich besuchte bald nach meiner Ankunft die im südlichen Teil der Provinz Buenos Aires gelegenen wohlbekannten Estanzien La Belén und Baranca des Herrn Cobo, der ehedem eine in Eng-

land für eine halbe Million Peso aufgekaufte wertvolle Stammherde dorthin verpflanzt und seitdem außerordentlich vermehrt hat. Hier müssen natürlich die Aufsicht, die Sonderung und Paarung der einzelnen Viehsorten und die Pflege mit ganz anderer Sorgfalt betrieben werden als dort, wo nur Schlachtvieh produziert wird. Freilich leben auch hier die größeren Herden ganz im Freien. Stallgebäude sind nur für die wertvolleren Tiere hergestellt, zumal für die Herren Patriarchen, die Stiere, die noch aus rein englischem Blut abstammten. Großartige, in Zement und Wellblechbau errichtete Schuppen waren auch für die Schafherden vorhanden. Die an die Corrals sich anschließenden Badeeinrichtungen für das Vieh, die Kanäle, in denen die Stiere entlang getrieben werden, um sich zu kühlen und zu reinigen, sind bedeutende, kostspielige Anlagen. Für die Peone waren ganz neue kasernenartige Gebäude mit Kasinoräumen errichtet, — kurz und gut, die ganze Anlage ist wohl das Großartigste, was man in dieser Art sehen kann. Eine Herde von etwa vierzig Zuchtstieren war bereits für die landwirtschaftliche Abteilung der Weltausstellung vorbereitet, und die Prachttiere wurden uns einzeln vorgeführt. Es waren sehr schöne Exemplare darunter, einzelne ganz weiße, an denen nicht ein farbiges Haar zu entdecken war. Das Gewicht der meisten wird sich um 20—25 Zentner gedreht haben. Auffallend waren die geraden und breiten Rücken, wie auch der tadellose Bau im allgemeinen.

Unwillkürlich regte sich in uns sofort der Zweifel an der Rentabilität der Estanzia, die etwa 60 000 Morgen groß war. Trotzdem versicherte der an der Spitze stehende Verwalter, daß die Betriebskosten nicht 25 Prozent der Bruttoeinnahme überschritten. Die ersteren betrugen nach seiner Angabe durchschnittlich 250 000 Peso, die letztere eine Million. Diese erstaunlichen Ziffern werden glaubhaft, sobald man erfährt, daß oft für einen Zuchtstier 10 000, 15 000, ja 20 000 Peso Papier, also bis zu 36 000 Mark gezahlt werden. Ja, ein besonders schöner Stier soll den Preis von 40 000 Peso, also 72 000 Mark, erreicht haben[1]). Derartige Preise können natürlich nur dort bezahlt werden, wo sich die guten Eigenschaften des einen Rassetieres auf Herden übertragen, die nach Tausenden zählen, wie es hier auf den Estanzias der Fall ist. Auf der der Familie Santa Marina, die 6 Leguas, also 15 000 Hektar oder 60 000 Morgen groß war, standen zur Zeit 8000 Stück Rindvieh, 1000 Schafe, und Pferde in unbestimmter Zahl. Zu ihrer Bewachung waren 25 Peone angestellt, wie der Mayordomo meinte, eine viel zu hohe Zahl. Diese Estanzia gehört aber keineswegs zu den größten.

Der Grund und Boden gewinnt bei Rasseviehzucht natürlich an Wert. Die Weiden müssen durchweg schon in Kultur sein, die Verbindungen gut, die Entfernung von den Großstädten Buenos Aires und Rosario nicht bedeutend. Das sind erschwerende Bedingungen, und so wurde denn auch der

[1]) Als ein interessantes Kuriosum will ich anführen, daß eine deutsche Milchkuh, die allerdings das etwas fabelhaft klingende Quantum von 35 Litern Milch am Tage geliefert haben soll, auf der Weltausstellung mit nicht weniger als 3600 Mark bezahlt worden ist. Gutes Milchvieh kann also lohnenden Absatz finden.

Wert des Morgens bei La Belén und Baranca nach unserem Gelde auf nahe an 250 Mark berechnet, also auf einen Preis wie in Mittel- und Norddeutschland. Wir hörten, daß der Besitzer, dem die bisher ausgezeichnet geleitete Verwaltung wegen andauernder Kränklichkeit schwer zu fallen begann, beabsichtige, seine Estanzien an eine Aktiengesellschaft zu übergeben, die sich mit einem Grundkapital von 10 Millionen Peso bilden sollte.

Solche Großbetriebe sind in Deutschland selbstverständlich unmöglich; denn wo fänden sich die Flächen für das Zusammenhalten von 5- oder 10 000 Haupt Rindvieh, die die Anschaffung von Zuchtstieren für 20-, 30- oder 40 000 Mark lohnend erscheinen lassen. Die Käufer für so wertvolle Exemplare würden zu selten sein.

Pferdeherden waren gleichfalls vielfach sichtbar, aber natürlich nicht in derselben Zahl; denn es fehlt der Massenexport. Auf vielen Estanzien werden sie nur für den Bedarf der Peone, der Beamten und der Herrschaft gehalten. Der Verbrauch ist ein ziemlich großer; denn auf Schonung und Pflege wird wenig gegeben. Das Pampa- und Camppferd lebt wie das Vieh ganz im Freien ohne andere Nahrung, als die es draußen findet. Selbst in der Winterkälte wird abends nach dem Ritt dem warmen Pferde der Sattel vom Rücken genommen und es mit einem aufmunternden Handschlag zur nächsten Koppel entlassen, die nach wochenlanger Dürre und zur Winterszeit keine allzu reichliche Mahlzeit verspricht. Und doch ist es ein ganz prächtiges Tier, mittelgroß, meist gut gebaut, mit kurzen, kräftigen Beinen, gutmütig im Temperament, nicht scheu oder nervös und vor allem ausdauernd und genügsam. Auch seine Gelehrigkeit ist bedeutend; bei freundlicher Behandlung versteht es sehr bald, was der Reiter von ihm verlangt. Seine Gangart ist leicht und elastisch, wie es der etwas gedrungene Bau gar nicht vermuten läßt. Der in Argentinien beliebte kurze Galopp — der galopito — ist für den Reiter sehr angenehm.

Es war ein hübsches Bild, wenn die freien Pferde auf der Weide sich neugierig in Bewegung setzten, um bei den Besichtigungsfahrten unsere Wagen und die Reiter der Gesellschaft in flotter Gangart zu umkreisen oder zu begleiten, irgendein stattlicher Hengst als Führer voran.

Eine Ausnahme in Zucht und Behandlung machen natürlich die Gestüte für Rassepferde; doch hatte ich nicht die Gelegenheit, ein solches zu besuchen.

Die Ergiebigkeit der argentinischen Landwirtschaft erklärt sich eben aus der Einfachheit der Betriebe und den geringen Unkosten. Alles vollzieht sich im Freien, nicht nur die Viehaufzucht, sondern auch die Ernte. Unter freiem Himmel wird gedroschen, aufgesackt oder gepreßt und sofort verfrachtet oder zum Verkauf bereit gestellt. Der Aufbau und die Unterhaltung weitläufiger Wirtschaftshöfe erübrigt sich vollkommen; sie fehlen auch tatsächlich ganz. Nur Schuppen für Maschinen und für einige Vorräte sind vorhanden, sowie die Wohnungen für Beamte und Hirten.

Der Kapitalswert der argentinischen Landwirtschaft an benutzten Bodenflächen, Vieh, permanenten Einrichtungen (Bauten), Maschinen und Werkzeug ist nach dem Stande von der ersten Hälfte des Mai 1908 auf rund

16 Milliarden Mark berechnet worden[1]). Seitdem ist er ohne Zweifel wieder gewachsen.

Die Schwierigkeit für den Europäer, einen landwirtschaftlichen Großbetrieb in Argentinien zu gründen und mit Erfolg zu führen, soll hauptsächlich in der Behandlung der Leute liegen. Sie sind zwar nach allgemeinem Urteil keineswegs störrischen Charakters, aber doch ganz anders geartet als bei uns. Die Einsamkeit auf den oft weit voneinander entfernten Estanzias läßt die Menschen sich mehr zusammenschließen. Das Verhältnis wird kollegialischer als auf unseren Landgütern. Der Mayordomo auf der Santa Marinaschen Besitzung konnte weder schreiben noch lesen, war aber doch ein Kavalier von tadellosen gesellschaftlichen Formen und beanspruchte auch stillschweigend dementsprechend geachtet zu werden. Der Leibkutscher Domingo, Don Domingo genannt, war halb Kutscher, halb Freund und stellte sich auch so zu den Besuchern des Hauses, ohne daß einer von diesen darin eine Anmaßung empfunden hätte. Don Domingo, der schon lange im Dienste der Santa Marinas steht, besaß bereits ein Guthaben von 90000 Peso, also rund 160000 Mark, auf der Bank, eine Herde von tausend Stück Vieh und eine Käserei bei Tandil. Trotzdem lenkte er unverdrossen und mit unglaublichem Geschick sein Viergespann vor dem Jagdwagen über Stock und Stein und durch Gräben und Wasserrinnen hinweg. Gerade als wir auf der Estanzia verweilten, brannte seine nicht versicherte Käserei nieder, die der „niño", sein kleiner Junge, aus Unvorsichtigkeit angesteckt hatte. Wir fühlten uns natürlich gedrungen, ihm unser Beileid auszudrücken, aber stolz versicherte uns Don Domingo, dergleichen käme ja doch leicht vor — von solchen Kleinigkeiten rede man nicht, und dann schwang er die Peitsche über den vier flotten Braunen.

Um sich in den Verkehr mit dem Campvolke einzuleben, würde jeder Landwirt aus Deutschland gut tun, auch wenn er sein Fach zu kennen glaubt, noch eine Lehrzeit in Argentinien durchzumachen. Junge Leute gebildeter Familien aus England, Belgien und Hamburg trafen wir auf dem Lande, die zu dem gleichen Zwecke sich dort aufhielten und mit den anderen lebten wie die Peone. Auf tüchtige jüngere Söhne alter Landadelsfamilien, die daheim nur ein schmales Erbe zu erwarten haben, müßte meines Erachtens der Versuch einen bedeutenden Reiz ausüben, in Argentinien sich zum Großgrundbesitzer und Landlord emporzuarbeiten.

III.

Noch sind die Aussichten gute; denn es harrt noch viel brauchbarer Boden der Benutzung. Nach der Berechnung des „Argentine year book" sind von dem Gesamtareal Argentiniens 104300000 Hektar ackerbaufähig, 100000000 Hektar Weide- und der Rest = 90712000 Hektar Unland. Von den 104 Millionen Hektar, die auf den Ackerbau entfallen, soll aber höchstens ein Fünftel, nach anderen sogar nur ein Achtel bisher unter den Pflug genommen sein, so daß noch ein gewaltiges Areal zur Gründung von Latifundien zur Verfügung

[1]) Martinez und Lewandowski, L'Argentine, letzte Seite.

steht. Solche aber werden noch für lange Zeit hinaus das erste Entwicklungsstadium der argentinischen Landwirtschaft bilden müssen. In der einheimischen Bevölkerung fehlt eine hinreichend zahlreiche Schicht zur Gründung eines ausreichenden Bauernstandes. Der einzelne fremdländische Klein-Grundbesitzer wird, abgesehen von der unmittelbaren Nähe der großen Städte, schon darum schwer vorwärts kommen, weil der Absatzverkehr einstweilen nur mit großen Mengen rechnet und rechnen muß. Anders stehen die Aussichten für den kleinen Besitzer, der sich innerhalb einer gut angelegten und gut geleiteten Kolonisation niederläßt. Kolonien, die von Regierung und Volk lebhaft gewünscht werden, sind zum Teil schon mit großem Erfolge angelegt worden, und sie würden vielleicht weit zahlreicher sein, wäre nicht der Ruf Argentiniens als gesegnetes Land noch ein gar zu junger.

In der spanischen Kolonialzeit galt es für arm. Als die napoleonische Epoche in Spanien vorüber war, König Ferdinand VII. den Thron seiner Väter bestiegen hatte und er sich anschickte, die inzwischen vom Mutterlande abgefallenen Kolonien wieder zu erobern, ward ein Heer von 10000 Mann Kerntruppen unter dem besten der spanischen Generale, Morillo, dazu bestimmt, die Rebellen am la Plata zur Unterwerfung zu zwingen. Als aber gleichzeitig in Venezuela und Kolumbien die Revolution ausbrach, da erhielt das Geschwader noch auf hoher See Gegenbefehl und ging dorthin, weil jene Kolonien für ungleich wertvoller galten. Zumal die große zentrale Ebene von Argentinien, die Pampa, wurde bis in die neue Zeit hinein für eine anbauunfähige Wüste gehalten. In San Luis, das etwa den Mittelpunkt dieses weiten Landstriches bezeichnet, sagten mir angesehene Leute, sie hätten noch vor zehn Jahren nicht daran gedacht, daß der Boden der Umgegend etwas tauge. Man habe damals noch dicht an der Stadt den Hektar mit 4 Peso[1]), in weiterer Entfernung sogar nur mit 1 Peso bezahlt. Zufällige Versuche hätten dann die große Ergiebigkeit überall dort erwiesen, wo etwas für Bewässerung getan würde, und heute schon ist der Preis des Hektar von 4 auf 100—120 und von 1 bis auf 60 und 70 Peso gestiegen. Das Gebiet von San Luis ist die Hauptalfalfagegend der Republik und hat die Spekulation mächtig angezogen. Der frühere Irrtum ist leicht erklärlich. Ihm kann auch der Fremde, der heute das Land durchreist, noch leicht verfallen. Der Boden hat, wo er noch nicht bearbeitet ist, eine ziemlich stark getönte graue Farbe. Feiner Staub, den der Einheimische mit einem richtigen Instinkt „Erde" nennt, dringt in alle Räume des dahinrollenden Eisenbahnzuges. Nach langer Dürre, wie wir sie erlebten, bedeckt nur eine karge Grasnarbe die weiten Flächen, auf denen im lichten Dorngestrüpp hin und wieder ein mageres Stück Vieh umhersteht. „Wüste" ist man geneigt zu sagen. Auffallend jedoch bleibt, daß da, wo an der Bahnlinie oder an einer kleinen Lagune einmal das Erdreich abgegraben oder abgebrochen ist, die Bodenfarbe bis tief hinab ganz gleichmäßig erscheint. Kommt man dann an einer Ansiedlung, einem Rancho oder einem Lager von Einwanderern oder auch Eisenbahn-

[1]) 7 Mark 20 Pf.

arbeitern vorbei, wo die Narbe aufgerissen und das Erdreich mit Spaten oder Pflug bewegt worden ist, so staunt man, die Spuren einer kräftigen Vegetation zu finden. Es ist jedenfalls kein Sand, mit dem man es zu tun hat, sondern vielleicht eine Art Löß, wie er Zentralasien zum Teil eine so große Fruchtbarkeit verleiht.

Mit Recht werden von der Provinzialregierung, deren Bereich ganz oder zum Teil in die Pampa reicht, wie denen von San Luis, Mendoza und Cordoba, große Anstrengungen gemacht, um das Land nach und nach mit einem Bewässerungssystem zu überziehen. In den Tälern der Sierra de Cordoba, die östlich parallel mit den Anden, aber von diesen ganz unabhängig, das Gebiet der Republik durchzieht, werden große Staubecken mit gewaltigen Kosten erbaut, die in der trockenen Zeit das Wasser für die Befruchtung des Bodens hergeben. Die Gebirge steigen mit den höchsten Spitzen bis gegen 3000 Meter an, sind hier noch stark bewaldet und liefern Wasser genug. Das Becken von Cordoba, der „dique de San Roque", soll das größte Bassin der Welt sein. Es füllt das Herzstück eines Sterns von Bergtälern aus, die dort, wo der aus gewaltigen Quadern aufgeführte, bis zum Überfall 33 Meter hohe Staudamm liegt, sich an einem Punkte vereinigen. Nicht weniger als 2600000 cbm Wasser nimmt der entstandene künstliche See auf, dessen Abfluß zugleich für Mühlen benutzt wird. Auch die elektrische Kraftstation der Stadt liegt dort.

Immer weiter dehnt sich das Netz der Berieselung aus und verwandelt die Einöde in fruchtbare, wohlangebaute Landstriche. Als ich diese Verhältnisse kennen lernte, faßte die Hoffnung für Südwestafrika in meinem Herzen Fuß. Konnte ich unsere Kolonien auch nicht selbst sehen, so habe ich doch viel von dort durch Offiziere gehört, die im Lande gearbeitet und gefochten haben. Manches davon erinnert an die Kultur-Bedingungen und -Hindernisse der Pampa. Die Bewässerungsfrage wird auch dort die entscheidende Rolle spielen.

Eines freilich wird nicht zu erreichen sein, das ist die Leichtigkeit des Absatzes, wie Argentinien sie besitzt. Für die Energie und den Unternehmungsgeist der Bevölkerung spricht es, daß die Republik 1909 bereits 23740 km Eisenbahnen im Betrieb hatte, 3,70 für je 1000 Einwohner, beinahe das Doppelte von dem, was die übrigen südamerikanischen Staaten besitzen. Allerdings sind die Erbauer der Mehrzahl nach englische Gesellschaften, in der Provinz Santa Fé eine französische, aber die Regierung hat es doch verstanden, sie heranzuziehen und ihre Unternehmungen zu Nutz und Frommen des Landes zu ermöglichen. Sie selbst hat übrigens mit eigenem Bau, zumal im Norden und im äußersten Süden begonnen und besitzt jetzt schon rund 3500 km [1]). Für ihren Betrieb wird nahe Tucuman eine großartige Materialwerkstatt hergestellt, deren Eröffnung bevorsteht.

Wichtiger aber sind noch die großen Ströme und die Hafenanlagen. Der Wohltäter des Landes ist der Parana, der das Gebiet der Republik auf

[1]) Näheres in The Argentine year book 1909, S. 207 ff. London und Buenos Aires.

eine Strecke von fast 1300 km durchströmt. Sein Wasserreichtum erklärt sich leicht durch das gewaltige Becken, aus dem er ihn bezieht, und das an vier Millionen Quadratkilometer, also etwa das achtfache der Ausdehnung Deutschlands mißt. Dabei hat der Parana die löbliche Eigenschaft, fast durchweg in einem Bette dahinzufließen, dessen Wände ganz senkrecht in das Wasser abfallen, so daß die Ufer gewissermaßen natürliche Quais bilden. Die Wassertiefe ist unmittelbar am Rande noch eine sehr große. Sie mißt bei Rosario 24—25 Fuß und bleibt ähnlich bedeutend bis weit nach oberhalb. Seitdem einige Schwierigkeiten im Unterlaufe, namentlich bei der an der Mündung gelegenen Insel Martin Garcia durch Baggerung beseitigt worden sind, können Schiffe von 10000 Tonnen bis nach Rosario de Santa Fé hinaufgehen. Solche von 6000 Tonnen kommen bis Parana. Darüber hinaus befahren ansehnliche Flußdampfer noch den Strom und seine großen Nebenflüsse auf einer Strecke von 2000 km. Der Gesamtschiffsverkehr, Rosario mitgerechnet, wird gegenwärtig auf $4^1/_2$ Millionen Tonnen veranschlagt und ist in schnellem Anwachsen begriffen. Von der Mächtigkeit des Stromes wird man sich am ehesten eine Vorstellung machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß seine Wassermasse etwa die $1^1/_2$fache derjenigen des Mississippi ist. Die Regierung hat übrigens die Verpflichtung übernommen, die Wassertiefe bis Rosario hin, auf einer Breite der Fahrrinne von 100 Metern beim tiefsten Pegelstande der Ebbe im La Plata, mindestens auf 5,80 Meter zu erhalten.

Wie schnell unter diesen Umständen der Handelsverkehr in neuerer Zeit hat wachsen müssen, dafür liefert den besten Beweis das Emporkommen von Rosario, das fast noch überraschender ist als das der Hauptstadt. Es wurde erst 1814 von weitsichtigen Männern gegründet[1]), welche die günstige Lage des Ortes erkannten, wo die senkrechten Erdwände sich so hoch aus dem tiefen Wasser erhoben, daß sie ohne weiteres zum Beladen großer Schiffe benutzt werden konnten. Heute zählt Rosario an 200000 Einwohner und bleibt im schnellen Wachstum. Den 8 km langen, mit einfachen Schuppen, Speichern, Kränen und Gleitflächen versehenen natürlichen Quais sind jetzt $4^1/_2$ km nach den neusten Regeln erbaute, mit modernen Depots und Ladevorrichtungen versehene durch eine holländische Firma von französischen Ingenieuren hinzugefügt worden. Als man diese großartige Erweiterung beschloß, nämlich vor rund zehn Jahren, betrug der Schiffsverkehr 1600000 Tonnen, und man hatte errechnet, daß er in vierzig Jahren auf 3 Millionen steigen würde. Daraufhin wurde der Neubau entworfen. Das überraschte Geschlecht hat aber noch erleben müssen, daß diese 3 Millionen schon heute, nach nur zehn Jahren, erreicht sind; und die Erweiterung der neuen Quais auf 6 km Länge ist schon in Angriff genommen. Als wir die jetzt zum Anlegen benutzten 12 km hinabfuhren, war die ganze Ausdehnung von Schiff an Schiff dicht besetzt, zwei gewaltige Hamburger Dampfer darunter. Rosario ist der Ladeplatz, nicht nur für die Ernten der Provinzen Santa Fé, Cordoba und Entre

[1]) Andere Nachrichten geben 1725 an, was sich vielleicht so erklärt, daß damals schon eine kleine Ansiedlung bestand, die dann später zur Stadtgründung benutzt wurde.

Rios, sondern auch für den Zucker von Tucuman und das Quebrachoholz von Catamarca.

An erster Stelle steht als Hafenplatz natürlich Buenos Aires. Zumal nimmt fast der gesamte Import seinen Weg durch den Hafen der Hauptstadt. Ursprünglich fehlte ihm die Gunst der Lage am tiefen Wasser, wie sie Rosario besitzt. Größere Schiffe mußten draußen auf der Außenreede bleiben und durch kleine Fahrzeuge entladen werden. Seit 1880 aber ist mit der Anlage tiefer Fahrtrinnen und großartiger Hafenanlagen begonnen worden, deren Beschreibung den Raum dieser Skizze weit überschreiten würde. Vier Bassins und 10½ km Quai, an denen entlang sich dicht gedrängt die Depotspeicher für Millionen von Tonnen Ware hinziehen, bilden den eigentlichen Hauptstadthafen. Kleine gesonderte Anlagestellen, die aber immerhin recht ansehnlich sind, befinden sich an der Mündung des Riachuelo, der dicht südlich Buenos Aires in den La Plata fällt, und an anderen benachbarten Punkten. Aber jetzt schon ist wieder alles zu klein; überall wird noch vergrößert und, wo Raum ist, Neues angelegt, wobei erfreulicherweise auch deutsche Unternehmer rege beteiligt sind. Der Wettbewerb um gewaltige Erweiterungsbauten, die gerade jetzt vergeben werden, dauerte auch in der Zentenarfeierzeit fort. Die gesamte Handelsbewegung in Aus- und Einfuhr ist schon auf 15 Millionen Tonnen jährlich zu veranschlagen. Buenos Aires gilt schon als der zwölfte Hafenplatz der Welt nach seiner Handelsbedeutung. Man hofft aber, daß es bald einige Vorderleute überholt haben wird.

Allein mit Buenos Aires und Rosario ist die Reihe der guten Häfen nicht abgeschlossen. An der Meeresküste ist der von La Plata, der neuen Provinzialhauptstadt, die sich von der Bundeshauptstadt getrennt hat, zu nennen. Erst vor 28 Jahren gegründet, soll La Plata heute schon an 90 000 Einwohner zählen. Dann folgt Bahia Blanca im Süden der Provinz Buenos Aires an der alten Grenze Patagoniens. Es spielt eine Rolle wie Rosario im Norden am Parana, namentlich seit der dort gelegene Kriegshafen auch der Benutzung durch die Handelsflotte zugänglich gemacht worden ist. Bahia Blanca hat eine große Zukunft, weil es in nicht allzu ferner Zeit der östliche Ausgangspunkt einer neuen transandischen Bahn nach dem Stillen Ozean sein dürfte. In der Höhe vor Bahia Blanca sind die Cordilleren niedriger und weit leichter zu überschreiten, als durch den Paß von Uspallata, durch den heute die Bahn von Buenos Aires nach Chile hinüberführt.

Am Parana sind, oberhalb von Rosario, noch Parana, Santa Fé und Corrientes als größere Häfen, neben ihnen aber auch eine ganze Reihe kleinerer zu nennen. Alle sind durch das Eisenbahnnetz schon gut mit dem Hinterlande verbunden.

Diese Ausfuhrmöglichkeit geradeswegs zum Weltmeer sichert neben seinem glücklichen Klima Argentinien für die fernere Zukunft den Vorrang vor anderen noch dünn bevölkerten Gebieten des Erdballs, die nach ihrer Bodenbeschaffenheit Gleiches für die Ernährung der Menschheit leisten könnten, wie das südliche Rußland, Turkestan, das südliche Sibirien. Heute steht es nur noch mit den Vereinigten Staaten in Konkurrenz.

IV.

Die Landwirtschaft ist aber nicht die einzige Reichtumsquelle für Argentinien. Es fehlt keineswegs ganz an Mineralschätzen. Bei San Luis am Südfuß der Cordillere von Cordoba liegen die wertvollen Wolframminen, die im Interesse Krupps von einer deutschen Gesellschaft ausgebeutet werden. Bekanntlich ist Wolfram ein außerordentlich schweres Metall und daher zur Geschoßfabrikation besonders geeignet; doch ward es bisher nur in zu geringen Mengen gefunden, um allgemeine Anwendung möglich zu machen. Sodann ist die Umgegend reich an Halbedelsteinen, die man ehedem unbeachtet gelassen hat, heute aber zu verwerten beginnt.

Bei Mendoza steht der Weinbau seit einiger Zeit in hoher Blüte. Ein sorgfältig angelegtes Bewässerungssystem, das von eigenen Inspektoren gehütet wird, hat den Boden dafür benutzbar gemacht. Östlich und südlich der Stadt, am Fuße der Vorcordillere entlang, dehnen sich unabsehbare Weinfelder aus, an die Beauce im Herzen Frankreichs erinnernd. Sie sind aufs beste gepflegt. Ordnung und Sauberkeit herrschen ringsum; kaum hin und wieder liegt noch ein Bodenstück unbenutzt da. Mendoza besitzt heute schon die größten Keltereien der Welt; die Üppigkeit der Produktion soll eine erstaunliche sein. Photographien von Trauben, die ich sah, erinnern an die Trauben von Kanaan, die zwei Männer an einer über die Schultern geworfenen Stange tragen mußten. Im ganzen sollen in dem Weinbaudistrikt von Mendoza an 3 Millionen Hektoliter Wein erzeugt werden, der einstweilen noch zum eigenen Verbrauch in Argentinien bleibt. Zurzeit wird durchweg ein recht trinkbarer Land- und Tischwein gekeltert. Ob feinere Sorten erzielt werden können, ist ungewiß, weil bisher die ganze Produktion immer noch jung und frisch hat verkauft werden müssen, da die Nachfrage zu lebhaft war. Es scheint, daß die Vorliebe für den Weinbau in und bei Mendoza jedermann ergreift, welchem Berufe er auch bis dahin angehört haben mag. Ingenieure, Eisenbahnbeamte, Gelehrte, Philologen, Kaufleute, Handwerker usw. gehen nach einiger Zeit zum Weinbau über, um ihn im Nebenamt zu betreiben oder, wie es meist geschieht, ganz dazu überzugehen. Wie in Argentinien jedermann, der etwas auf sich hält, zugleich auch Großgrundbesitzer ist und im Sommer eine Zeitlang auf seiner Estanzia lebt, so hat bei Mendoza jeder Mann von Stande auch sein Weingut, das ihn reich machen oder zum mindesten für seine alten Tage versorgen soll.

Die Weinkultur ist der Bodenbeschaffenheit nach noch sehr ausdehnbar, soweit die Bewässerungsanlagen erweitert werden können. Wenn irgendwo, so wird die Wahrheit des alten Koranspruchs: „vom Wasser sind alle Dinge lebendig" in Argentinien deutlich sichtbar.

Sehr erfreulich ist es, daß in diesem emporstrebenden Kulturzweige unsere deutschen Landsleute eine hervorragende, wenn nicht führende Rolle spielen. Auch erfolgt die Bearbeitung fast nur mit deutschen Maschinen. Die Fässer kommen der Mehrzahl nach noch aus Frankreich; doch hat auch darin Deutschland den Wettbewerb bereits mit guten Aussichten aufgenommen. Tüchtige

deutsche Weinbaukenner finden in und bei Mendoza ohne Zweifel noch einen guten Platz.

In der Provinz Cordoba steht die Landwirtschaft voran, dafür spricht schon die Anlage der großen landwirtschaftlichen Schule auf der Höhe über der Stadt, deren wohlgepflegte Versuchsfelder sich weithin ausdehnen. La Rioja und Catamarca liefern aus ihren Wäldern das wegen seiner Härte und Dauerbarkeit so geschätzte Quebrachoholz. Bei Tucuman beginnt unter dem Einfluß der Nähe des tropischen Klimas die Plantagenkultur. Als ich auf der Eisenbahnfahrt von Cordoba her früh vor Tucuman erwachte, war ich erstaunt, keinen Fußbreit Landes mehr unbepflanzt zu finden. Wir sahen uns inmitten von Zuckerrohrfeldern, die das ganze Land dicht bedecken. Dampfschornsteine ragten von Zeit zu Zeit darüber hinaus. Sie gehörten den „ingenios", den Zuckerfabriken an, deren es bei Tucuman eine stattliche Anzahl gibt. Die Stadt bildet den Mittelpunkt für die Zuckerindustrie, die freilich wegen des geringeren Zuckergehaltes im Rohr noch nicht die Resultate ergibt, wie weiter nördlich in der Gegend von Salta. Sie soll sich auch nur durch den auf europäischen Zucker gelegten hohen Einfuhrzoll halten können. Mag dem sein, wie ihm wolle; jedenfalls beschäftigt sie heute Tausende von fleißigen Händen und gewährt dem Lande reichen Gewinn. Daneben wird Tabak gebaut. Tucuman ist die kleinste, aber zugleich die am dichtesten bevölkerte Provinz von Groß-Argentinien. Es leben dort 12—13 Menschen auf dem Quadratkilometer. Auch in den Zuckerfabriken, zu deren größten die der Tornquistkompanie gehörende von La Florida zählt, ist die deutsche Leitung vorherrschend. Die Raffinerie der Kompanie liegt zu Rosario am Nordrande der Stadt, ein ausgedehntes Etablissement mit einer Jahresproduktion von 130000 Tonnen, das aber gerade im Umbau war, da es noch um ein Drittel für die diesjährige Kampagne erweitert werden sollte. Es verarbeitet übrigens neben dem einheimischen auch deutschen Rohzucker, da das Land selbst davon noch nicht hinreichend große Mengen liefert. Die Betriebsdirektoren waren auch hier Landsleute.

Es fehlen in Argentinien nur Kapitalien und Arme, um immer neue Erwerbsquellen zu eröffnen. Manches gigantische Projekt ruht einstweilen noch, bis beide sich eingefunden haben werden. Das führt auf die Frage europäischer Kolonisation zurück. Allgemein ist die Klage, daß diese noch nicht rege genug sei. Zumal ist der Wunsch nach deutscher Einwanderung lebhaft, da der Bevölkerungsüberschuß unserer Heimat die suchenden Blicke fesselt. Erfreulich war es für uns Reisende, zu sehen, daß die deutschen Kolonien durchweg sich großen Ansehens erfreuen, daß sie geachtet, geschätzt und zu Wohlstand gekommen sind. In allen aber herrschte nur eine Stimme über das gute Verhältnis zu den argentinischen Behörden und über deren Entgegenkommen. Freundlicher Aufnahme scheint jeder einwandernde Deutsche sicher zu sein.

Trotzdem ist die Frage nach der besten Art der Kolonisation nicht leicht zu beantworten. Daß diese bisher nicht noch größere Ausdehnung angenommen hat, als es der Fall ist, wird von den meisten Autoren, die darüber geschrieben haben, dem Vorherrschen des Großgrundbesitzes zu-

geschrieben. Wer sich heutzutage gegen den Großgrundbesitz wendet, kann ja im allgemeinen des Beifalls der Menge sicher sein, als käme alles Unheil nur von da her. Allein es wird darüber vergessen, daß auch der Großgrundbesitz nichts Willkürliches, sondern aus bestimmenden natürlichen Gründen hervorgegangen ist, und daß er da, wo er besteht, eine unentbehrliche Entwicklungsstufe darstellt. In Argentinien hat er sich historisch aus der Entstehungsart ergeben. Dorthin wendeten sich in der Kolonialzeit nicht, wie nach den jetzigen Vereinigten Staaten von Amerika, die Familien der Pilgrimväter, die, durch irgendein Leid in der Heimat gedrängt, sich drüben jenseits des Ozeans eine neue Wohnstätte suchten, welche der verlassenen im Mutterlande möglichst ähnlich sein sollte, sondern kühne Soldaten und Abenteurer, die da kamen, um das Land für Spanien und für ihren König zu erobern. An Ansiedlung im großen Maßstabe dachte man gar nicht. Es fehlte dem Mutterlande dazu auch der Bevölkerungsüberschuß. Dieses zu bereichern galt es, nicht seine Bewohner auf den fremden Boden hinüberzuziehen.

Nun hielt man, wie schon gesagt, die weiten Pampas von Argentinien für arm und dem einzelnen Ansiedler nicht lohnend; sie mußten zudem erst erobert werden. Die sie beherrschenden Indianer lebten in großen Stammesgemeinschaften unter eigenen Dynastien, von denen mehrere durch außerordentliche Führerbegabung zu hohem Ruhme gelangt sind. Sie befolgten im Kriege eine bestimmte Taktik, waren gefährliche Gegner und haben mehrfach ganze Städte der christlichen Eindringlinge erstürmt und zerstört, ihre Bewohner in Gefangenschaft geschleppt. Es sind nicht, wie in Nordamerika, Guerillakämpfe gegen die einzelnen Stämme, sondern förmliche Kriege gegen die Indianervölker geführt worden. An der Spitze der Gauchos, die diese ausfochten, standen die ersten Estanzieros, die es gewagt hatten, sich im Lande anzusiedeln. Aus ihren Eroberungen ergab sich ihr Grundbesitz. In den fünf Jahrzehnten der inneren politischen Kämpfe, die sich hauptsächlich um die große Frage drehten, ob Unitarismus oder Föderalismus das herrschende Prinzip der neuen Staatengründung sein sollte, spielten die Pampabarone, die Caudillos, eine große Rolle. Sie haben sich aber auch in der Verteidigung der Republik gegen äußere Feinde verdient gemacht. Ihre Existenz ist keineswegs etwas Zufälliges und Ungerechtfertigtes. Der einzelne Ansiedler wäre nimmermehr Herr der Pampa geworden.

Nun vergesse man nicht, daß bis auf die letzten Jahrzehnte der Viehreichtum die einzige Einnahmequelle für das Land war und er den alleinigen Ausfuhrartikel hergab. Man fährt aber nicht bis nach dem La Plata, um von einem fleißigen Kolonisten eine Kuh oder ein Rind zu kaufen. Der Export war anfangs lediglich für Häute, Wolle und Fleischextrakt in großen Mengen möglich. Dazu mußte Vieh zu Hunderten und Tausenden von Häuptern aus einer Hand gekauft werden. Dann kamen die Saladores, die Einsalz-, und die Frigoríficos, die Gefrieranstalten hinzu. Wer einen Blick in diese großartigen Betriebsstätten geworfen hat, begreift, daß hier täglich nur mit Herden von Rindern oder Schafen gerechnet werden kann. Mit dem Aufkauf im kleinen können sie sich bei ihrem Massenbedarf unmöglich befassen. Für sie

ist der Großgrundbesitz heute noch eine Notwendigkeit. So entstandene Großbetriebe können auch nicht einer nationalökonomischen Theorie zuliebe plötzlich beseitigt werden.

Weniger ist der Massenbetrieb beim Körnerbau eine Notwendigkeit, obgleich alle Hafeneinrichtungen auch darin auf Ausfuhr ungeheurer Vorräte berechnet sind.

Das am Ende herrenlos gebliebene und das neuerdings eroberte Land, noch an 96 Millionen Hektar[1]), wurde Regierungsland, und dort könnte mit einer neuen Bodenverteilung begonnen und die Kleinsiedlung begünstigt werden; die Landesgesetze greifen hier auch regelnd ein. Es werden nicht mehr die Kolonisationsgesellschaften selbst, sondern die von ihnen herangezogenen Kolonisten die wirklichen Inhaber. Sie erhalten nach einiger Zeit die Besitztitel, und die Gesellschaften haben sich mit ihnen abzufinden. An einzelne Erwerber dürfen nach einem Gesetz von 1903 keine zusammenhängenden Flächen größer als eine Quadratlegua, 2500 Hektar, mehr verkauft werden. So soll dem Festhalten großer Bodenflächen zu Spekulationszwecken entgegengewirkt werden. Aber es scheint, als sei es auch für solche Maßregeln noch zu früh. Gerade aus dem doppelten Verhältnis der Gesellschaften zur Regierung und zu den Kolonisten sollen sich mit der Zeit rechtliche Schwierigkeiten ergeben, welche schwer zu überwinden sind. Es ist dabei mit Provinzial- und Bundesregierung zu rechnen und mit einer Änderung in den Rechtsanschauungen beim Regierungswechsel, der mindestens alle sechs Jahre mit der Präsidentenwahl einzutreten pflegt. Praktiker behaupten, daß es für eine Kolonisationsgesellschaft jedenfalls besser sei, Land aus Privatbesitz zu kaufen, um von hindernden Bedingungen frei zu sein, wenn sie es auch teurer bezahlen müsse.

Private Kolonisationsgesellschaften sind übrigens in allen Teilen der Republik tätig. Die gar zu großen Latifundien von zehn, zwanzig und mehr Leguas beginnen sich selbständig zu zergliedern, sei es durch Erbteilung, sei es durch Verkauf, weil der Vorteil, den der Besitzer davon hat, zu einleuchtend ist. In den hauptsächlich getreidebauenden Provinzen, wie Buenos Aires, Cordoba, Santa Fé und Entre Rios entwickelt sich schon ein Kleinbesitz, der ganz ansehnliche Bodenflächen einnimmt. Es entstehen dort die Landgüter von 25—100 Hektar, die vom Eigentümer selbst bewirtschaftet werden, die sich aber nicht im Lande zerstreuen, sondern in Kolonien zusammenhalten, um gemeinsam ihre Produkte verwerten zu können. Eine dieser Kolonien bei Bahia Blanca, im Süden der Provinz Buenos Aires, führt den Namen des deutschen Handlungshauses Tornquist, nach ihrem kürzlich verstorbenen Begründer. Leider fehlte mir die Zeit, diese Kolonie zu besuchen.

Fragt man sich, wo eine deutsche Kolonisation im großen Stile den geeigneten Platz fände, so fällt der Blick in erster Linie auf das zuletzt von der Republik erworbene Patagonien, das heute noch ganz dünn oder gar nicht bevölkert ist, aber weite Strecken fruchtbaren Landes besitzt. Die südlichen Küstenstriche sind freilich schon von den englischen Schafzüchtern der Falklands-

[1]) The Argentine year book 1909, S. 161.

inseln besetzt. Weiter nördlich haben die besten Teile des Ufergebiets auch schon ihre Besitzer gefunden. Schweizer und Walliser sind dort angesiedelt. Australische, nordamerikanische, italienische Emissäre haben das Land bereist. Aber man darf nicht vergessen, daß Patagonien doppelt so groß wie das Deutsche Reich ist. Da bleibt noch Raum für viele, und eine Ansiedlung deutscher Ackerbauer in großer Zahl ist möglich. Am meisten scheinen sich dazu die schönen und fruchtbaren Täler am Osthange der Anden zu eignen, die dort wasserreich und bewaldet sind. Die Nähe des ganz deutschen Valdivia in Chile verspricht auch gute Beziehungen nach dem Stillen Ozean hin. Ein deutscher Burenkrieger, Dr. Vallentin, besitzt dort schon eine Konzession. Es ist in den letzten Zeiten so viel darüber geschrieben worden, daß hier näher auf den Gegenstand nicht eingegangen werden soll. Er würde zu gründlicher Behandlung eine zweite selbständige Studie in Anspruch nehmen, zu der ich mich zunächst nicht berechtigt halte, da ich Patagonien nicht selbst gesehen habe.

Am aussichtsreichsten würde ohne Zweifel die Vereinigung einer Schiffahrtsgesellschaft und einer Eisenbahnbaugesellschaft mit der Kolonisationsgesellschaft sein, da dann die Erschließung des gewählten Kolonisationsgebietes und seine Verbindung mit der Heimat am besten gewährleistet wäre. Der unzutreffenden Voraussetzung, daß solche Kolonisten dem Deutschtum verloren gehen und das Vaterland daher kein Interesse an der Förderung der Kolonisation auf fremdem Boden habe, würde zugleich der Boden entzogen werden. Wohl schwindet bei vereinzelten Kolonisten gelegentlich schon in der zweiten Generation der Gebrauch der Muttersprache, da die Kinder inmitten fremder Umgebung aufwachsen. Ich habe indessen überall eine lebhafte Anhänglichkeit an die alte Heimat und die Erinnerung an die deutsche Abstammung gefunden, und wenn die handelspolitischen Beziehungen zwischen Argentinien und Deutschland sich immerhin so lebhaft gestaltet haben, wie es heute der Fall ist, wenn Deutschland in hohem Ansehen steht, so darf nicht übersehen werden, wieviel die eingewanderten Deutschen ihrerseits dazu beigetragen haben. Ohne sie, die die Kenntnis von dem Gewerbefleiß und der Intelligenz ihres Heimatlandes in Argentinien verbreiteten, würden wir wohl kaum so viel deutsche Maschinen bis hinauf an den Urwaldrand nördlich von Tucuman gefunden haben, wo jetzt die großartigen Ateliers der Regierung für Eisenbahnmaterial im Entstehen begriffen sind. Ohne die vorausgewanderten Kolonisten hätten wir wohl auch kaum so viel Deutsche in leitenden Stellungen gefunden.

Bei einer Kolonisation im großen Stil kann auch mehr geschehen, um das Deutschtum im besten Sinne in den Kolonisten zu erhalten und ihre direkten Beziehungen zum Vaterlande zu pflegen. — —

Sehr erfreulich ist die deutsche Einwirkung im argentinischen Heerwesen. Allem Friedensphilistertum zum Trotz hat sich in Argentinien in den leitenden Kreisen die Einsicht Bahn gebrochen, daß ein junger emporstrebender Staat auch wehrfähig und waffentüchtig sein müsse, wenn er seine kulturellen Wege in Ruhe und Sicherheit will verfolgen können. Er braucht darum wahrlich noch keine kriegerische Politik zu verfolgen. Eine tüchtige, ganz auf nationaler

Basis beruhende Wehrverfassung ist in der Republik im Entstehen begriffen. Wenn sie dabei deutsche Vorbilder gewählt hat, so kann uns das nur freuen und ehren. Die Einwirkung der zahlreichen nach Deutschland zu ihrer Vervollkommnung entsandten argentinischen Offiziere und der deutschen Instrukteure, die nach dem La Plata entsandt worden sind, wurde in den Tagen der Zentenarfeier in der Haltung und im Auftreten der Truppen deutlich sichtbar. Alle Kreise der Bevölkerung hatten ihre Freude daran und begleiteten die militärischen Schauspiele mit lebhaften Sympathiebezeigungen. Auch darin liegt ein starkes Band, das zur Zeit die beiden Völker verbindet.

Gewiß werden den zur Zeit am La Plata-Strom herrschenden fetten Jahren auch wieder magere folgen. Mißernten bleiben in bestimmten Perioden nicht aus. Die Steigerung der Grund- und Bodenpreise kann durch Übertreibung zum Stillstande kommen, ja vielleicht für einige Zeit einem Rückschlage weichen müssen. Aber das sind die Wellenbewegungen, die im Leben keines unternehmenden Mannes und keines aufstrebenden Volkes ausbleiben. Sie gehen vorüber und dienen mitunter nur dazu, die Energie des Charakters zu stählen.

Im großen und ganzen ist Argentinien ein reich gesegnetes Land, und sein so siegesgewiß der Zukunft vertrauendes Volk hat alle Aussicht, ans Ziel zu kommen und das „große" Volk zu werden, das es vor einem Jahrhundert werden zu wollen ankündigte.

Auf fruchtbarem Boden in mildem Klima lebend, in glücklicher Mischung neben manchen Schwächen die guten Eigenschaften der tüchtigsten Völker der Erde in seinem Nationalcharakter vereinigend, sind ihm von Gott die Anlagen zu einer günstigen Entwicklung gegeben, und es ist nicht zu bezweifeln, daß es in derselben geistig und materiell dereinst die Grenzen ausfüllen wird, die es in kühnen Strichen für sich entworfen hat. Wir Deutschen haben alle Ursache, mit mehr Aufmerksamkeit, als es bisher vielfach geschehen ist, zu verfolgen, was am La Plata vorgeht. Uns verbinden mit dem argentinischen Volke nur freundliche Berührungspunkte; ein reger Austausch wird beiden zustatten kommen.

Unlängst ist wieder ein neues deutsches Unternehmen in Buenos Aires ins Leben getreten. Seine Geburtsstunde fiel in die Zentenarfeier. Das war die Eröffnung der großen elektrischen Zentralstation. Durch die glänzende festliche Beleuchtung der Hauptstadt wurde sogleich eine siegreich bestandene Kraftprobe an sie gestellt. Möge es von guter Vorbedeutung für die beiderseitigen Beziehungen sein, daß diese Probe gelungen ist; möge deutsches Licht der jugendlichen großen Republik auch in anderer Art noch eine nützliche Leuchte auf ihren Bahnen nach aufwärts sein.

Schloß Sonneborn.

Novelle

von

Sophie Hoechstetter.

Herr v. Wulffen fuhr in einem schlechten Einspänner, den er mit vieler Mühe in dem talgelegenen Städtchen ausfindig gemacht, durch eine sanfte Thüringer Landschaft die Berge hinan. Das Pferd, welches den Abendweg noch leisten mußte, hatte Herrn v. Wulffen zu Ehren erst von einem Acker hereingeholt werden müssen. Der Bursche, der es lenkte, war von einem verdrießlichen Geschäft abberufen worden und saß nun mißmutig auf dem Bock. Das Pferd beeilte sich nicht. Herr v. Wulffen hatte somit Gelegenheit, die Landschaft um sich recht gründlich zu betrachten.

Er war ein Mann von vielleicht achtundzwanzig Jahren; sein herbes und brünettes Gesicht zeigte weder Ungeduld noch schlechte Laune. Er nahm die augenblickliche Lage mit Fassung. Denn Herr v. Wulffen hatte solche Fahrten nun schon gründlich kennen gelernt. Im Auftrag einer jüngeren, fürstlichen Dame, die viel Selbständigkeitsbedürfnis besaß, jedoch nur über beschränkte Mittel verfügte, reiste er umher, ein Schloß zu suchen. Angesichts der geringen Kaufsumme, die zu Gebote stand, kamen nur abgelegene Edelsitze in Betracht.

Eine Zeitungsannonce hatte Herrn v. Wulffen auf das Ziel seiner jetzigen Fahrt gelenkt. Das glückliche Eiland, Schloß Sonneborn, befand sich acht Kilometer von der nächsten Bahnstation, acht Kilometer, welche die fürstliche Dame mittels eines Automobils, das sie glücklicherweise schon besaß, leichter überwältigen konnte, als es jetzt der arme Schimmel tat.

Herr v. Wulffen fand, ein Schloß, das den Namen Sonneborn trug, müsse beglücken können. Auch gefiel ihm die Landschaft, durch die er fuhr. Langsam und in allmählichem Aufstieg zog sich die Waldstraße den Berg hinan, und Herr v. Wulffen dachte befriedigt, das Automobil würde die Steigungen glänzend nehmen können.

Zuweilen, bei einer Biegung, bot die Straße weite Ausblicke über bewaldete Bergkuppen, hinter denen die blaue Ferne schimmerte.

Der Wagen hatte endlich die Höhe erreicht. Nun wurde das Pferd wieder munterer, der Bursche reckte sich auf, und nach einer Viertelstunde fuhr man in einen bebuschten Hohlweg ein: das Dorf Sonneborn breitete seine Gehöfte aus.

Herrn v. Wulffen schwebte etwas vor von einem netten, reinlichen Gasthaus unter grünen Linden. Nicht sehr erfreut war er, als der Wagen vor einem düsteren Gebäude hielt, das nach Verfall und Verkommenheit aussah und seinem Namen „Zum Herzog August" eine schlechte Repräsentation verlieh.

Herr v. Wulffen war ein gründlicher Mann. Noch während er auf dem Hof stand und zusah, wie der Bursche das Gepäck ins Haus trug, legte er es sich zurecht, daß früher die direkte Straße nach der Residenz durch Sonneborn geführt haben müsse oder aber hier in der Nähe große Jagden waren. Vielleicht hatte der Herzog August das Gasthaus manchmal besucht. Es war lange her, daß August Aemil über Gotha geherrscht — und nun lag die Herberge ihres Glanzes entkleidet.

Herr v. Wulffen konnte ein großes Zimmer des Oberstockes bekommen. Darin befanden sich ein Federturm, Bett genannt, ein langer Tisch und einige Stühle. Der Raum war nicht dazu angetan, Herrn v. Wulffen zu erheitern. Er entlohnte seinen Kutscher, gab ihm ein Schmerzensgeld für die unangenehme Fahrt und ging dann aus, das Schloß zu besehen.

Er schritt die holperige Dorfstraße hinunter. Er sah bald einen umfriedeten Weiher, in dessen Linsengrün die Enten ihre Bahnen zogen. Schöne alte Buchen und Rüstern hingen ihre Zweige auf das Gewässer hinunter. Sie bogen sich über eine Mauer, und diese Mauer war wohl des Schloßhofes Grenze. Eine Querwand schloß auch nach der Dorfstraße zu ab. Sie hatte die landesüblichen, gerundeten Tore der Thüringer Siedelung, eine Einfahrt und ein kleines Seitenpförtchen.

Das Seitenpförtchen ließ sich aufklinken, und nun stand Herr v. Wulffen auf einem weiten, grünen Rasenplan. Und er sah das Schloß.

Im ersten Moment dachte er, nur guter Wille kann das Gebäude mit jener Titulatur belegen. Denn Herr v. Wulffen war sich seines fürstlichen Auftrags bewußt, und ihm schien, als könnte das graue Bauwerk nicht mehr zur Wohnung Lebendiger dienen. Doch dieses Erschrecken währte nur ganz kurz. Dann merkte Herr v. Wulffen, vor ihm lag, trotz aller Verwahrlosung nicht seine edle Ursprünglichkeit verleugnend, ein feines, stilles, graues Schloß früher Gotik. Seine Formen enthüllten sich immer mehr beim Näherkommen, und nun erkannte der Beschauer, daß die alte Rüster, die er von weitem für eine Stütze von Ruinen gehalten, nur eine schöngegliederte Seitenfront beschattete.

So merkwürdig still war es hier. So ganz verlassen lag alles. Herr v. Wulffen blickte um sich: da führte eine kleine Allee von Kastanien nach einem Empirelusthaus mit weißen Säulen; rechts vom Schloß, wiederum hinter Mauern, zeigten sich die einst regelmäßigen Taxushecken eines französischen Gartens. Den Hintergrund des Schlosses aber bildete eine hohe Steinwand mit einem gotischen Wehrgang, über den von jenseits alte Linden ihre schweren Kronen erhoben.

Ein feierlicher Raum, dachte Herr v. Wulffen. Und er schritt langsam auf das Portal des Schlosses zu. Das stand offen. Ein rostiger Klingelzug hing daneben. Es rasselte sein alter, verkrümmter Draht zwar mächtig in den Haltern, als Herr v. Wulffen daran zog, aber die Glocke, die wohl doch einst ihn geziert, gab keine Töne mehr. Herr v. Wulffen trat ein. Kühner geworden ging er durch die Halle. Es blieb alles still. Da stieg er die Turmtreppe nach oben, wiederholte hier sein Klopfen an den Pforten, und mit Entschluß klinkte er endlich eine Tür auf.

Er sah in ein weites Zimmer. Es hatte Rokokomöbel. Und in einem der alten Lehnstühle am Fenster saß ein weißhaariger Herr. Er schlummerte. Er hörte den Ankömmling nicht. Herr v. Wulffen blieb unschlüssig einen Moment stehen, wie aus Furcht, ein Geräusch zu machen. Das ist wohl der Ahnensaal, dachte er, flüchtig über die Ölbilder an den Wänden sehend. Doch da erkannte er, es war eine Galerie von Bildnissen der Ludwige des königlichen Frankreichs.

Herr v. Wulffen machte leise die Tür hinter sich zu. Er wunderte sich flüchtig, daß ein so alter Herr noch seinen Besitz verkaufen wollte. Auch auf seinem Rückzug begegnete Herr v. Wulffen niemandem. Ein sonderbares Haus. Und Herr v. Wulffen stand wieder draußen auf dem weiten Wiesenplan.

Nun war die Sonne schon gesunken. Ein leichtes Dämmern schien den Raum noch zu erweitern. Die Zikaden riefen. Durch die stille, reine Luft des Maiabends drang ihr surrendes Singen. Und plötzlich hob sich ein anderer Ton in die Stille. Ein klarer, sanfter, melancholischer Flötenton. Ein unsichtbarer Künstler blies ein süßes, einfaches und doch erregtes Lied. Das klang und verklang, wie ertrunken im Frieden des Abends. Herrn v. Wulffen wurde es sonderlich ums Herz. Er fühlte mehr, als er es wußte, hier war es seltsam schön. Oder hier wohnten seltsame Geschehnisse, die dem Ganzen etwas gaben vom Reiz und der Melancholie des Schicksals.

Albrecht v. Wulffen klinkte wieder das morsche Pförtchen auf und schritt die Dorfstraße weiter. Er wollte sehen, ob auch noch Baumgärten und dergleichen um das Schloß lagen. Und erfüllt von dieser verlassenen Siedelung ging er ziellos auf der Straße weiter, bis er an eine neue Mauer kam; die war von ein paar Totenkreuzen überragt, und fern hinter ihr stand der Kirchturm.

Der Abgesandte einer fürstlichen Dame, die ein romantisches Schloß begehrte, mußte empfänglich sein für alle Dinge der Vergangenheit, sonst wäre er nicht mit dem Auftrag bedacht worden.

Und da Herr v. Wulffen immer noch nicht wußte, wie denn der Besitzer des Schlosses hieß, fiel ihm ein, der kleine Kirchhof würde gewiß die Totensteine der Herren des Sonneborns bergen. So trat er ein.

Aber was er zuerst auf dem Kirchhof erblickte, war etwas Lebensvolles. Eine dunkelgekleidete, vornehme Frau saß da auf einem liegenden Leichenstein. Sie war untätig. Sie hatte die Hände auf den Knien liegen und sah gelassen über den Kirchhof hin, dessen Gras schon hoch stand und über den halbversunkenen Hügeln wucherte. Und Herr v. Wulffen lächelte. Wunderliches Sonneborn, dachte er. Dieses Gesicht, das er da ihm abgekehrt im Profil

sah, gab es gewiß nur einmal auf der Welt. Es mußte die Gräfin Leyden sein, deren Bild und deren Bücher er kannte. Ja, warum sollte die Gräfin Leyden sich nicht ebensogut in Sonneborn befinden als er, Albrecht Wulffen? Es konnte noch mehr Damen geben, die den Sonneborn kaufen wollten.

Wäre er der Gräfin in einer Weltstadt begegnet, im D-Zug oder auf einer Kurpromenade, so würde er sich nie erlaubt haben, sie anzusprechen, auf Grund dessen, daß er ihre Bücher gelesen und sie nach einem Bild erkannte.

Aber hier, in Sonneborn, schien ihm alles anders. Da war sie ihm eine Bekannte aus seiner Welt. Und er trat näher, zog den Hut, und so fest war er überzeugt, Bild und Gestalt müßten eins sein, daß er mit dem Titel eines Buches der Gräfin Leyden grüßte:

„Und der Lebende hat recht", sagte er zu ihr und über den Kirchhof hin.

Ein kurzer Blick aus schönen, weichen Augen traf ihn, und dann antwortete eine ruhige Stimme:

„Das haben Sie sehr hübsch gesagt. Ich gehe manchmal hierher, es zu fühlen."

Albrecht v. Wulffen verbeugte sich und nannte seinen Namen.

„Ist es sehr unbescheiden, Gräfin, daß ich Sie erkenne?"

Die Gräfin Leyden, eine Dame von vielleicht fünfundvierzig Jahren, stand langsam auf.

„Woher wissen Sie denn von mir?" fragte sie.

Aber Herrn v. Wulffens Antwort wurde unterbrochen durch das Näherkommen eines jovial und blühend aussehenden Mannes, dem nur der lange, schwarze Rock das pastorliche Aussehen verlieh.

„Ist's nicht zu kühl, Gräfin?"

„Nein, Pastor Hart. Aber darf ich bekannt machen —"

Herr v. Wulffen war entschlossen, sich nicht verabschieden zu lassen. Ihm graute es, jetzt schon den Federturm, genannt Bett, im „Herzog August" zu besteigen. Er überstürzte sich ein wenig und sagte:

„Gnädigste Gräfin, Herr Pastor, dürfte ich Sie wohl um eine Auskunft bitten? Ich bin hier auf eine Ausschreibung hin, das zum Verkauf stehende Schloß zu besehen. Ich fand darin nur einen alten Mann, der schlief. Wohin muß ich mich wohl wenden?"

Die Gräfin und der Pastor sahen einander an, erschrocken beinahe, schien es Wulffen. Nun, wenn sie Konkurrenten waren, wurde das am besten gleich festgestellt.

„Ist dies ein mißfälliges Vorhaben?" fragte er rasch.

„Verzeihen Sie", antwortete die Gräfin. „Sie sahen wohl, Ihre Rede rief eine kleine Bestürzung hervor. Dies zu erklären, geht nicht in zwei Worten. Haben Sie etwas Zeit — —„

„Dann kommen Sie vielleicht ins Pfarrhaus", fügte der Pastor hinzu.

Wulffen warf einen fragenden Blick auf die Gräfin.

„Ich habe dort ein freundliches Sommerasyl gefunden", sagte sie. „Ich arbeite in der Stille von Sonneborn. Mögen Sie also mitkommen, Herr von Wulffen?"

„Ich danke gehorsamst."

Er war ganz aufgefrischt. Im Pfarrgarten stand eine Fliederlaube, die suchte man auf. Die Pastorin brachte Johannisbeerwein. Der junge Mann dachte, sie kleidet sich wie die Waise aus Lowood, ehe sie den Onkel in Madeira beerbte und sich Sir Edward Fairfax-Rochester endgültig anvermählte. Im Hoftheater zu Gotha hatte ihn gestern dieses Stück erfreut.

Der Pastor fragte dreimal, ob er rauchen dürfe, es sei wegen der Mücken. Und dann entbrannte er ein Kraut, das wie die Beeren des Weins im Pfarrgarten gewachsen schien.

„Und nun will ich Ihnen unser unfreundliches Erschrecken von vorhin erklären", sagte die Gräfin. „Der alte Mann, den Sie schlafend fanden, ist Herr Hébert von Sonneborn, der Besitzer des Schlosses. Eine Zwischenfrage: Wissen Sie etwas von dem Uhrmacher Raundorff, Herr von Wulffen?"

Der junge Mann besann sich einen Moment. „Mir ist es dunkel, als wäre das ein angeblicher Nachkomme Ludwig Capets?"

„Ganz richtig. Und Sie haben vielleicht auch schon die Galerie von bourbonischen Ludwigen im Schloß bemerkt? Nun also, die Geschichten vom Uhrmacher Raundorff bereiten dem alten Herrn da drüben Übelbefinden. Wie konnte ein Prinz königlichen Blutes ein Uhrmacher sein? Ein Waffenschmied allenfalls noch, wenn denn seine Arme durchaus eine Beschäftigung haben müssen — aber ein Uhrmacher? Sie werden dem Herrn von Sonneborn nicht näher treten, ohne dies von ihm selbst zu hören. Und doch teilt der alte Herr in gewissem Sinne die Ansicht des verachteten Uhrmachers Raundorff; er hält sich, nein er ist der Sohn jenes Prätendenten Hébert, der in Paris wenig Glück machte und in England starb — jenes Hébert, der sich für Louis XVII. ausgab.

„Seit fast fünfzig Jahren wohnt er nun hier und träumt von einer neuen Restauration der Bourbonen."

Herr v. Wulffen erinnerte sich für einen Moment, daß ihn die Eisenbahn in diese Gegend gebracht; er bedachte, im zwanzigsten Jahrhundert zu leben — und dann hörte er wieder aufmerksam zu.

„Man könnte ja den Alten ruhig in seinem Wahn lassen. Das Traurige ist nur, er bestärkt auch seine Enkelkinder, besonders den Enkelsohn darin. Er hat diesem Burschen von siebzehn Jahren nicht mal eine Erziehung gegeben. Er versteht nichts, als die Flöte zu blasen. Dieses kann er sehr schön."

Herr v. Wulffen fühlte sich auf dem Boden der Wirklichkeit und bestätigte: „Ja, das hörte ich auch."

Die Gräfin machte eine Pause. Sie trank ein wenig von dem Johannisbeerwein, lächelte und sagte:

„Lieber Pastor, es wird mir immer ganz magenschwach, wenn ich an diese Bourbonen denke."

„Sollte es sein," fragte Herr v. Wulffen mit unschuldiger Miene, „daß Sie, gnädigste Gräfin, und Sie, Herr Pastor, fürchten, der Wahn verkauft sich mit, und ich hefte morgen eine weiße Lilie an meinen Mantel?"

„Nein, jetzt kommen wir erst zum ernsthaften Teil der Sache", sagte die Gräfin. „Dieser Großvater will jetzt, er ist über siebzig Jahre alt, mit den

Kindern nach Paris. Zu dem Zweck möchte er den Sonneborn zu Geld machen. Nun stellen Sie sich vor: das Einzige, was diese Menschen besitzen, ist der Sonneborn, das Schloß, in dem sie wohnen, die verpachteten Acker, die sie wenigstens ernähren. Und nun will der alte Tor die sichere Heimat verkaufen, mit den Kindern nach Paris reisen und Schritte für seine Sache tun. Sie begreifen, Herr v. Wulffen, daß wir erschraken, als Sie von Ihren Kaufabsichten sprachen. Denn seit der Alte sein Schloß ausbietet, hat es noch keinen Besichtiger gefunden."

„Man müßte den Alten entmündigen lassen."

Der Pastor sagte: „Er ist für alle Leute im Dorf ein normaler Mann, einige Schrullen hat jeder Alter. Von seinem Bourbonenplan hat er nur mir früher schon erzählt und jetzt der Gräfin. Wir können sein Vertrauen nicht mit einem Antrag auf Entmündigung erwidern."

Die Gräfin nahm wieder das Wort:

„Da Sie uns ansprachen wegen des Schlosses, Herr v. Wulffen, hielt ich es für richtig, Ihnen dies zu erzählen. Es ist für Sie freilich das Schicksal dieser fremden Menschen ein fernes. Ich denke nur, man schafft nicht gern Heimatlose."

Der junge Wulffen saß still. Nach einer Weile erst antwortete er: „Ich danke für Ihr Vertrauen, gnädigste Gräfin — ich verstehe Ihre Beweggründe ganz. Aber ich bin im Auftrag der Prinzessin zu Bentheim hier; sie hat mich selbst bei dem Besitzer schon annonciert, es ist mir also nicht möglich, ohne ihn gesprochen zu haben, wieder zu reisen."

„Nein, dann natürlich sind Sie gebunden."

Die drei Menschen in der Fliederlaube des Pfarrgartens schwiegen. Eine kleine Beklommenheit lag über Herrn v. Wulffen. Und doch war er in gewissem Sinn neugierig auf die Sonderbaren, die er morgen kennen lernen sollte.

„Ich kann ja," sagte er endlich, „ich kann ja der Prinzessin alles schildern, und gewiß genügte das Schloß auch gar nicht ihren Ansprüchen."

Der Pfarrer wurde abgerufen. Er entschuldigte sich und ging.

„Ist denn der Enkel nicht verständig genug," sagte Wulffen zu der Gräfin, „daß er dem Großvater abreden könnte?"

„Der Enkel ist siebzehn Jahre und spielt die Flöte."

„Und die Enkelin?"

„Vielleicht sehen Sie die Enkelin selbst — ich bin noch nicht dazu gekommen, mit ihr die Bourbonen- und Verkaufsfrage zu besprechen."

Der Pastor kam zurück und reichte Wulffen eine Depesche. „Sie wandert schon länger durch das Dorf als Sie, Herr v. Wulffen. Man nahm nun an, Sie hätten sich zu dem Seelsorger gewendet."

Die Depesche war von der Prinzessin; sie teilte mit, daß die Bilder von Sonneborn ihr außerordentlich gefielen und sie unbesehen kaufen wolle.

„Was fangen wir nun mit all unserer Humanität an?" sagte die Gräfin. „Aber nicht wahr, lieber Pastor, wir haben, wie Martha im Evangelium, getan, was wir konnten."

„Und das Schicksal findet den Weg, wie Christine von Schweden sagte", antwortete der Pastor zitatenfest. Denn er wollte nicht zurückstehen hinter seinem literarischen Sommergast.

Herr v. Wulffen war dem Turm, genannt Federbett, zu sehr früher Stunde wieder entstiegen. Wenigstens kam ihm die Zeit höchst morgendlich vor, als seine Uhr neun zeigte.

Er sah ein zierliches Krüglein mit Wasser und eine goldgeränderte Kompottschale — ach, er wußte nun schon, in den Gasthäusern, die verkäufliche Schlösser flankieren, gilt es nicht für fein, daß man so viel Wasser zur Toilette verbraucht.

Herrn v. Wulffen kam alles Gestrige ein wenig unwahrscheinlich vor. Hätte ihm nicht die Gestalt der Gräfin Leyden so eindrucksvoll vor Augen gestanden, so würde er fast die bourbonische Geschichte für einen Traum gehalten haben.

Er beschloß, sich nun gleich durch den Augenschein zu überzeugen, und machte sich von neuem auf den Weg nach dem Schloß.

Diesmal empfing ihn eine ältere Dienerin. Sie schien von seinem Kommen unterrichtet. Der alte Herr liege freilich noch zu Bett, sagte sie, und der junge Herr wäre in die Stadt gegangen. Aber das Fräulein Clorinde befände sich oben. Und Herr v. Wulffen wurde hinaufgeführt in den saalartigen Raum, auf dessen Schwelle er schon gestern gestanden.

Bei seinem Eintritt erhob sich ein sehr junges, schmales, schlankes Mädchen. Sie hatte ein loses Leinenkleid an, und ihre Bewegungen waren noch kindhaft und herb.

„Der Großvater läßt sich entschuldigen", sagte sie ohne Befangenheit. „Er ist etwas müde noch. Sie interessieren sich für das alte Schloß, sagte er mir, und ich soll es Ihnen zeigen."

Herr v. Wulffen war erstaunt. Er hatte gedacht, verwilderte und befangene Kinder in diesen Enkeln zu finden. Und nun stand da ein feines, zartes, junges Fräulein vor ihm, das mit einer sanften, aber sehr sicheren Stimme und der natürlichen Freiheit eines Kindes aus gutem Hause zu ihm sprach.

„Sie kommen von weit," fuhr sie fort, „sagt mir der Großvater. Sie reisen durch Thüringen? Sie haben gewiß schon merkwürdigere Dinge gesehen als dieses Schloß. Aber da Sie nun hier sind —"

„Ich danke tausendmal für den gütigen Empfang", erwiderte Herr v. Wulffen. Er hatte plötzlich die Empfindung, als wüßte Fräulein Clorinde nicht, daß er den Auftrag besaß, das Schloß zu kaufen. Sie behandelte ihn wie einen Gast.

Er beschloß, sich zunächst passiv zu verhalten. Sie aber begann sogleich, ihm die Merkwürdigkeiten des Raumes zu zeigen.

„Da sind die Bilder der Ludwige von Frankreich. Sie sind nicht alt und nicht besonders gut gemacht. Mein Großvater ließ sie nach Originalen kopieren.

„Die Möbel hier gehörten schon immer zum Sonneborn. Aber vielleicht interessiert Sie noch das Gebäude? Ich will Sie führen. Es ist alt. Ganz frühe Gotik. Doch das sehen Sie selbst."

Und Herr v. Wulffen ging hinter dem jungen Mädchen durch die Räume des gotischen Schlosses. Er schenkte ihnen nicht sehr viel Aufmerksamkeit, nicht mehr, als die Höflichkeit gebot. Er kannte die Bauart jener Zeit, er wußte ungefähr, was an Gemächern, Treppen, Korridoren in diesem Schloß zu erwarten war.

Viel mehr fesselte ihn seine junge Führerin. Er dachte, ist es denn möglich, daß dieses Kind mit den schönen, ja fast edlen Zügen und der herben Anmut des Wesens auch diesem unsinnigen Gedanken der Bourbonenabkunft lebt?

Nein, die Gräfin mußte sich täuschen — vielleicht war es doch nur ein Altershahn des Großvaters.

Clorinde führte den Gast hinunter in den französischen Garten.

„Der Großvater meinte, Sie wollten auch den Garten besehen", sagte sie und lächelte ein wenig. Dieses Lächeln machte das blasse Gesicht so weich.

„Es ist ein süßes Kind", hatte die Gräfin von ihr gesagt. Nein, es war ja ein kleines Wunder von Reiz, was da in dem alten Sonneborn lebte. Und Herr v. Wulffen sah wiederum nur zerstreut über den französischen Garten hin, denn er mußte das junge Mädchen ansehen, das da vor ihm über die Wege schritt. Und er dachte, wie konnte so etwas hier erwachsen und in der Gesellschaft eines wunderlichen Großvaters und des unsichtbaren Flötenspielers so fein und stolz werden — und so gelassen im Umgang mit einem Fremden, wie wenn sie jeden Tag als Herrin Gäste empfinge?

Und er fragte plötzlich:

„Lebten Sie immer hier, gnädiges Fräulein?"

„Fast immer", sagte sie. „Nur einmal bin ich einige Zeit in der Schweiz gewesen. Das gute Fräulein, das mich unterrichtete, mußte nach Hause und wollte, daß ich bei ihr bliebe. Aber der Großvater rief mich bald wieder."

„Sie sind gerne hier? Ist es nicht sehr einsam?"

„Oh, da ist doch der Garten und sind die Wiesen und ist der Wald. Das bleibt immer neu. Sie wissen das vielleicht nicht so, wenn Sie aus der Stadt sind. Und da ist die alte Bibliothek."

„Sie lesen gerne?" fragte er und dachte, wie pädagogisch klingt die Frage.

„Ja, von fernen Zeiten lese ich gerne. Wie die Völker zogen und die Gedanken erwachten, das ist schön. Und wie dann die Kunst erwachte. Die Kunst, die Steine zu gliedern und schöne Bauwerke zu schaffen."

„Und schöne Gärten," sagte Wulffen; „wer legte diesen wohl an?"

„Der Großvater. Er kam sehr jung hierher, kam aus Frankreich. Wir sind Emigrierte" — sie lächelte — „ich meine, der Großvater war Emigrant. Jetzt ist er ja lange ein Thüring, wie mein Bruder und ich Thüringer sind."

Wulffen stand betroffen. Es war ersichtlich, der Großvater hatte die Enkelin nicht in seinen Plan eingeweiht. Und es wurde Wulffen, als beginge er eine Unwahrheit, wenn er noch länger mit dem jungen Mädchen sprach, ohne seine Absichten kund zu geben.

Er wäre gerne noch geblieben und hätte noch mehr von ihr erfahren mögen. Aber er kam sich vor wie einer, der ein Vertrauen enttäuschen will. So verabschiedete er sich mit der Bitte, wiederkommen zu dürfen.

„Ach Gräfin, das ist eine schreckliche Sache." Mit diesen Worten begrüßte Herr v. Wulffen die Gräfin am übernächsten Abend.

„Sie sehen mehr geärgert als erschreckt aus, Herr v. Wulffen", meinte sie. „Aber erzählen Sie mir, wie weit steht nun alles?"

Herr v. Wulffen nahm den gebotenen Gartenstuhl.

„Ja, nun habe ich also die Prätendenten des französischen Throns mehrfach gesprochen. In ihre unsichtbaren Königsmäntel gehüllt, mit den Mienen großer Herren standen sie da und sagten so beiläufig, sie gedächten nach Paris oder Versailles überzusiedeln. Sie bäten, daß morgen der Notar käme.

„Ich habe Aufschub verlangt — aber der Alte zeigte mir lächelnd einen Brief der Prinzessin, die ebenfalls um möglichste Beschleunigung ersucht.

„Was kann ich nun noch machen? ‚Mischief thou art afoot, take what course thou wilt.'"

„Telegraphieren Sie der Prinzessin, sie müsse den Besitz selbst besehen, Sie würden den Kauf nicht auf Ihre Verantwortung nehmen."

Herr v. Wulffen lächelte melancholisch.

„Gnädigste Gräfin, diese Telegramme sind schon vergeblich gewechselt. Ich fuhr gestern sogar mit dem Burschen, dem Ludwig, ‚weh ihm, daß er ein Enkel ist', in die Stadt, um die Antwort auf meine dringende Depesche selbst zu erwarten. Aber die Prinzessin ist begeistert von den Bildern, und der Preis von zwanzigtausend Mark läßt nichts zu wünschen übrig."

„Und Sie denken über die Menschen im Sonneborn nun wie ich?"

„Ja leider", sagte Herr v. Wulffen. „Ein alter Mann, der plötzlich zum Don Quichote wird, ist ein trauriges Schauspiel. Und ein Siebzehnjähriger, der nur schön ist, die Flöte spielt und edle Gesten hat, ach — für Märchen gefällt uns das ja sehr. Aber was soll in Paris aus dem Burschen werden?"

„Ja, das ist ganz verfahren", sagte die Gräfin. „Und was soll aus der jungen Clorinde werden — das bedrückt mich am meisten."

Der Schatten einer Befangenheit flog über das Gesicht des jungen Mannes.

„Ich kam auch deshalb zu Ihnen, Gräfin. Die junge Clorinde, wie Sie sagen, weiß von allem nichts. Es wird heimlich vor ihr gehalten. Der Großvater will sie mit der fertigen Tatsache erfreuen und überraschen."

Die Gräfin hob fast mit einem Ruck das Gesicht.

„Ah, da ahnt der Alte die Vernunft und den Widerstand. Und er will sie nicht zu Worte kommen lassen. Das ist fein ausgedacht. Aber dies wird dem lieben Großvater nicht gelingen. Vielleicht hat doch die Enkelin noch einen Einfluß, wenn sie unterrichtet ist. Da will ich einmal zu ihr gehen."

„Darf ich Sie den kleinen Weg begleiten, Gräfin?"

Die Gräfin Leyden lächelte halb. Es schien dem jungen Mann ein starkes Anliegen, daß sie sogleich zu Clorinde ging. Er wollte warten und zusehen, daß es sich auch wirklich vollzog.

Sie holte ihren breitrandigen Hut herbei, sie hatte dann auch ein Buch in der Hand, vielleicht als Vorwand zu dem Besuch der kleinen Clorinde.

Und Herr v. Wulffen blieb so lange auf dem grünen Wiesenplan des Sonneborns stehen, bis er die Gräfin im Schloß verschwinden sah.

Dann bog er ab durch die Allee von Kastanien, die zu dem Lusthaus ging. Von dort führte ein Weg um die hohe Steinwand hinüber in den Wald. Er ging eine Strecke, bis er zu einem Aussichtspunkt, einer Lichtung kam. Weit, weit in der Ferne sah man von hier aus die Wahrzeichen des Gothaischen Landes, die Drei Gleichen.

Hier hatte er gestern durch einen Zufall die junge Clorinde getroffen. Sie hatte da gesessen und hinaus ins Land gesehen. Und er hatte sich neben sie gesetzt im trockenen Gras der Halde. Und der junge Wind eines strahlenden Maitages hatte um sie beide geweht. Worte? Oh, es waren nicht viele gewesen. Und doch Worte von ihr, die ihn irgendwo verwundeten.

Er dachte, das junge Jahr und alles Werden hat sich verkörpert in diesem Kind. Alles eigene Jugendsehnen war da wieder in einer anderen, zarteren Form.

Man ist durch viele Dinge gegangen, nicht wahr — manches, was jung und gut gewesen, ließ uns das Leben verlieren.

Und da kam es einmal wieder, kam wieder in einem stolzen, feinen und schönen Kind, das Clorinde hieß.

Vage Gedanken, vage Hoffnungen gingen durch sein Herz. Er dachte, ich will nicht grübeln, nicht über all das Wirre und Sonderbare nachsinnen, was da liegt. Der Augenblick ist so schön, und dieses Augenblickes Süße will ich fühlen — —

Die Gestirne waren schon lange heraufgezogen, als Wulffen wieder auf der Dorfstraße stand und dem „Herzog August" zuging. — —

Auf seinem Zimmer fand er ein Billett der Gräfin. Sie teilte ihm mit, daß es ihr heute unmöglich gewesen, Clorinde allein zu sprechen, morgen aber müsse sie in der Stadt sein. Sie konnte die Angelegenheit also erst am übernächsten Tag erledigen.

Ja, da war nun nichts zu tun. Wulffen las die Depeschen seiner Auftraggeberin wieder. Er fühlte, er handelte nicht ganz nach deren Wünschen. Aber das verlor an Wichtigkeit. Er dachte, viel notwendiger, als die Prinzessin ein Schloß braucht, muß die Clorinde eine Heimat haben.

Herr v. Wulffen sah vom Fenster aus Bekannte: den struppigen Schimmel, der ihn herauf nach Sonneborn gebracht hatte, und den jungen Burschen, der heute ganz vergnügt auf dem Bock des Fuhrwerks saß. Der Wagen bog nach dem Schloß ein, und es dauerte nicht lange, so kam er mit zwei Insassen wieder: dem alten und dem jungen Herrn von Sonneborn. Die fuhren wohl nach der Stadt zum Notar. Es wäre sonst eine so lustige Sache, ein Schloß zu kaufen, dachte Wulffen. Ein altes, verfallendes Schloß in grünen Wäldern zu finden und ihm eine Auferstehung zu geben.

Aber dies hier war eine traurige Geschichte.

Er würde nie wieder hierher kommen mögen; er würde dann immer in untätigem Mitleid an die Kinder dieses Hauses zu denken gezwungen sein, die irgendwo in der Fremde einen dunklen, unsicheren Weg gingen.

Während er aber dies dachte, ging er schon selbst einen Weg: hinüber nach dem Schloß. Er sagte sich, als ein gewissenhafter Abgesandter müsse er sich doch noch genauer orientieren, ob denn das kleine Schloß auch wirklich genügend Räume hatte für die gastfreie Prinzessin. Auch war es seine Pflicht als Mensch, der kleinen Clorinde endlich nahe zu legen, sie möchte doch den Großvater in der Heimat halten.

Es war ein heller Nachmittag. Das Schweigen lag wie eine frohe Erwartung über dem sonnenbestrahlten Wiesenplan. So licht und vornehm war alles. Herrn v. Wulffens Augen sahen nicht mehr, daß die Zeit, die Winde, der Regen eine lange Arbeit an den Mauern getan und sie zu öder Wohnstätte gemacht. Er sah nur die feinen Linien, die freie, schöne Anlage des Ganzen — und er setzte sich untätig, fast willenlos auf eine Bank in der Nähe des Teiches und sah über den grünen Wiesenplan.

Und das Schweigen des Sommertags senkte sich wie eine lustvolle Last über ihn. Er wußte nicht mehr, ob er wachte und in einer Wirklichkeit war, oder in einem fernen, hellen Träumen. Er mußte denken, hier hat die kleine Clorinde als Kind gespielt. Da strich der Sonnenwind durch ihr loses Haar. Und sie war fein und ein scheues Kind — und sie kannte gewiß viele kleine Tiere und hielt Freundschaft mit ihnen. Wo sie jetzt nur war? Kam sie nicht, wenn er doch hier wartete? Ach aber, es braucht keine Worte, wenn man einander gut ist. Und nicht wahr, kleine Clorinde, wir sind einander gut. Es muß das gar nicht gesagt werden, es ist so unnötig, da Worte zu machen — —

Nun warf das Schloß schon einen steilen, mächtigen Schatten über den grünen Wiesenplan. Und Herr v. Wulffen erwachte aus seinen Träumereien. Es war vielleicht gut, daß die kleine Clorinde nicht wirklich zu ihm gekommen — der Sommertag kann ein Verführer sein, kann zum Verführer werden — — —

Der Abend neigte sich über das Land. Albrecht Wulffen stand untätig an seinem Fenster im „Herzog August" und starrte auf die Dorfstraße hinaus.

Der Schimmelwagen war noch nicht seinen Weg zurückgelangt. Der Alte sollte ein guter Zecher sein, hatte Wulffen vom Pastor gehört. Vielleicht saß er diesen Abend in einer Schenke der Stadt und trank auf das Glück von Frankreich. Vielleicht war die Enkelin in Sorge um sein Heimkommen — war drüben allein in Sorge.

Man mußte sie beruhigen. Sie hatte ja niemanden. Sie war ganz allein.

Und wieder befand sich Herr v. Wulffen auf dem Gang nach dem Schloß. Er sah von weitem die alte Dienerin bei einer Bauersfrau auf der Steinbank vor dem Gehöft sitzen. Er grüßte nicht erst dorthin, sie hätte sonst gedacht, sie müsse mitkommen und ihm Bescheid weisen. Und er wußte doch Bescheid im Schloß. Er stieg die Treppe hinauf und klopfte an die Tür des Bourbonensaals. Die war nur angelehnt und öffnete sich gleitend unter seinen Fingern. So trat Wulffen ein. Niemand war hier. Aber es reizte Wulffen

plötzlich, in diesem verlassenen Raum zu verweilen. Es reizte ihn, sich in einen der alten, tiefen Stühle zu setzen und zu warten — — —

Zu warten? Hier stand die Zeit still. Hier lebte nur die Vergangenheit. Die dunklen Schatten, die — immer mehr sich aus Ecken und Winkeln lösend — das ganze Gemach zu erfassen schienen, wurden ihm wie zu Gestalten vergangener Zeit.

Wohl, hier lebten auch Wünsche. Aber diese Wünsche hatten keine Zukunft und keine lebendige Seele. Sie irrten zurück in eine Vergangenheit, die einst ein Schicksal war, ein totes, für immer begrabenes Schicksal, das nur mit Gespensterarmen noch nach Lebenden griff.

Die Toten steigen aus ihren Särgen und führen einen gaukelnden Tanz auf: Masken der Vergangenheit, Zerrbilder des einst Gewesenen. Wer sie berührt und sie umfassen will, wird Staub über seine Hände rieseln fühlen und verwelkte Kränze halten.

So alte Räume, dachte Wulffen, mein Gott, was verbergen sie an Schicksalsvollem. Wie viele Menschen haben in ihnen den Tod erlitten, wie viele Wünsche sahen sie kommen und sterben. Das alles geht, aber die alten Mauern stehen noch, stehen und reden.

Auf was warte ich hier? Oh, er wußte es wohl. Er wußte es wohl und wartete durch die rinnende Stunde, bis er den Schritt hörte, auf den er wartete; langsam, leise kam Clorinde durch die anderen Zimmer, deren Türen offen standen, dem Saale zu.

Er lächelte. Er dachte, ich war nun wirklich so eingesponnen in meine Gedanken, daß ich mir einbilde, ich müsse ein altes, schweres Gewand rauschen hören.

Er erhob sich. „Fräulein Clorinde", rief er. Er sah ihre schmale Gestalt als dunklen Umriß unter der Tür.

„Wie gut, daß es so dämmerig ist", sagte sie.

„Warum denn?"

„Sie würden mich sonst auslachen. Der Großvater hat so viel gekramt in den Tagen und ein Brokatkleid von einem toten Fräulein von Sonneborn gefunden. Da wollte er, ich müßte es anziehen und ihn heute abend darin erwarten."

Wulffen hielt ein wenig den Atem an. Nun wurde er in dem seltsamen Kleid erwartet. Und es war ihm wunderlich, daß die junge Clorinde da kam in dem raschelnden Gewand, kam wie die Vergangenheit dieses Hauses, an die er so intensiv gedacht. Und er fühlte es plötzlich ganz anders: die Vergangenheit bleibt ewig jung.

Er sah Clorinde im Dämmern vor sich; sah ihr zartes, bräunliches Gesicht und ihre liebe, leichte Gestalt.

Und er vergaß, daß er mit dem Vorsatz, ernste Dinge zu sprechen, hierher gekommen. Er fühlte nur eine seltsame Erregtheit in sich, die seine Hände zittern machte und das Blut rascher zum Herzen gehen ließ.

„Oh es ist schön, plötzlich in den leeren Räumen jemanden zu finden", sagte Clorinde unbefangen. „Mit Ihnen kann man gut sprechen. Und ich weiß, Sie haben den Sonneborn auch lieb."

„Sehr lieb", sagte er.

Sie raschelte ein wenig mit ihrem Kleid, das in steifen Falten hing. „Ich habe noch nie so etwas Prächtiges an mir gehabt", lachte sie und setzte sich in feierlicher Haltung auf einen Stuhl.

„Erzählen Sie mir etwas, Herr von Wulffen, aus der Welt draußen —"

„Erzählen Sie mir lieber von Sonneborn, Fräulein Clorinde."

„Oh," sagte sie, lebhaft beginnend und dann sanfter werdend, „Sie müßten einmal hier sein, wenn es Winter ist. Wenn alles so im tiefen Schnee liegt und die Nebel der Abenddämmerungen kommen. Da klingen manchmal von den fernen Dörfern herüber die Glocken — klingen über den Schnee hin, wie Rufe durch Dämmerung und Stille.

„Man weiß dann nicht mehr, daß draußen noch die Welt ist und es viele Dinge gibt. Man hört nur die Stimmen von alten Glocken über der schlafenden Erde."

Wulffen saß wieder in dem tiefen Stuhl.

Er hörte Clorinde sprechen. Er dachte, wie müßte es gut sein, immer einen so feinen, sanften Menschen um sich zu haben. Da ginge in uns selbst das zum Schlafe, was nicht schön und was nicht gut ist. Das wäre, wie die erste Jugend gewesen ist: menschengläubig und bereit zu allem, was die Züge des Edlen trägt.

Und er fühlte sich, als werde er heimgeführt, heimwärts in den Feiertag des Herzens.

Der Flötenspieler klopfte bei Herrn v. Wulffen an und trat ein. Er hatte einen braunen Samtanzug an, wie ihn die italienischen Arbeiter tragen; er machte eine stolze Verbeugung und blickte lächelnd im Zimmer umher.

„Sie werden Ihre Wohnung verbessern, Herr von Wulffen. Mein Großvater läßt Sie um Ihr Kommen bitten, wenn es Ihnen gefällig wäre. Der Notar ist schon da, es soll nun alles aufgenommen werden."

Herr v. Wulffen blickte den jungen Ludwig an.

„Freuen Sie sich denn so sehr, von hier fortzugehen?" fragte er. „Glauben Sie nicht, dem Großvater wird das sehr schwer fallen?"

Ludwig Hébert v. Sonneborn lächelte wieder. Er hat dieselbe Gesichtsbildung wie Clorinde, dachte Wulffen, nur einen anderen Ausdruck. Und Haltung besitzt dieser Bursche — er ist doch wirklich ein Freigeborener.

„Mein Großvater wollte doch immer schon nach Paris. Er hat nur gewartet, bis ich nicht mehr so ganz jung war. Man muß doch sein Herz nicht an ein altes Haus hängen, wenn man in einem anderen Land Dinge zu tun hat."

Daß über diese Dinge Ludwig sehr verworrene Ansichten hatte, wußte Herr v. Wulffen. Er folgte ihm daher, ohne weitere Fragen an ihn zu richten.

Der Notar wartete schon. Er hatte den Katasterbrief vor sich, der Alte eine Menge von Blättern mit Aufschreibungen. Alles Inventar, alle Möbel und Geräte von Sonneborn waren da aufgezeichnet und sollten noch taxiert

werden. Wein stand auf dem Tisch, und der Notar sprach ihm fleißig zu. Es war ja für ihn auch eine etwas langweilige Situation, des alten Herrn Hébert v. Sonneborn Kommentare zu all den Dingen anzuhören.

Diese Aufschreibungen, die viele Stunden währten, ermüdeten auch Herrn v. Wulffen. Er saß zuletzt ganz apathisch dabei und dachte, er solle sich nun doch eigentlich freuen, daß er den Auftrag der Prinzessin so gut erledige.

Endlich sagte der Notar:

„Und nun ist es wohl alles. Ich werde die ganze Sache ins Reine schreiben lassen, dann muß ich die beiden Herren auf meine Kanzlei bitten."

„Und wann kann das sein?" fragte der Großvater.

„Sehr bald, wenn es nötig ist, morgen; wenn es bis übermorgen Zeit hätte, wäre es mir lieber."

Der Großvater griff nach seinem Weinglas.

„Stoßen wir an, gratulieren Sie mir. Wenn ein Mann fast sein ganzes Leben fern vom Vaterland gelebt hat und kann endlich heim, dann ist es Glück, meine Herren, Glück."

Und mit zitternden Händen hob der Alte sein Glas, mit hastigen Gebärden trank er den Wein auf sein Glück.

Herrn v. Wulffen tat die lärmende Freude des alten Mannes weh. Er wünschte sich weit weg von diesem Handel.

Und so ging er mit dem Notar aus dem Schloß, verabredete noch einmal den Termin der Kaufsunterzeichnung und ließ dann den Beamten allein in den „Herzog August" gehen.

Er, Wulffen, wollte noch ein wenig im Freien bleiben. Er umschritt die hohe Steinwand, die das Schloß von der Waldwiese trennte — und es reizte ihn plötzlich, über eine halbverfallene Treppe auf den Wehrgang zu steigen. Diese Mauerkrone oben mußte wohl einen Aussichtsplatz bilden.

Die Steine schwankten ein wenig unter seinen Tritten; es war mehr ein Springen als ein Gehen, was ihn hinauf zu der Mauerzinne brachte.

Ein Baum beschattete sie, überwuchs sie halb. Am Eingang der Runde konnte Wulffen sehen, daß die Bekrönungssteine innen zu Sitzen ausgearbeitet waren.

Wulffen trat näher. Da merkte er, die junge Clorinde saß hier oben. Ihr blasses Gesicht mit den bräunlichen Schläfen war dem Eindringling zugewandt.

„Oh, Verzeihung," sagte Wulffen, „ich wußte Sie nicht hier. Darf ich ein wenig bleiben?"

Ein Zug von Hochmut, wie er sonst nur reiferen Menschen eigen ist, legte sich über den roten Mund.

„Sie sind ja auch wohl hier schon der Herr," antwortete Clorinde.

Ihm ward nicht wohl bei diesen Worten. Er fühlte sie wie einen Vorwurf, auch dafür, daß er zu ihr geschwiegen vom Zweck seines Hierseins.

„Ihr Großvater," sagte er langsam, „will doch fort von hier. Er will nach Paris. Und Ihr Bruder will es auch. Es ist dies nicht gut, ich weiß es selbst. Aber was kann ich tun? Ich mache den Kauf nicht für mich. Sie gehen nicht gerne von hier?" fügte er nach einem Zögern hinzu.

Clorinde schwieg. Sie hatte den Kopf mit der Last lichtbrauner Haare gesenkt.

Eine jähe Welle ging über Albrecht Wulffen hin. Er dachte, dich möchte man behüten und beschützen. Und, um die Stille nicht zu einem erneuten Schweigen werden zu lassen, redete er mit sanfter Stimme weiter:

„Es ist aber auch nicht gut, wenn Sie hier immer in der Einsamkeit bleiben. Für Ihren Bruder ist es nicht gut. Ein Jüngling muß sich doch mit dem Leben messen, und er muß sich die Fähigkeiten erwerben, dem Leben zu begegnen. All dies ist ihm hier verschlossen."

Clorinde sah auf. Es kam etwas wie Vertrauen in ihr Gesicht.

„Es wird ihm überall verschlossen bleiben. Seit seiner Kindheit lebt er nur dem Gedanken, daß er ein Bourbon ist. Ich habe nicht begriffen, daß dies ein Lebensverhängnis bedeutet. Ich habe gedacht, es leben viele junge Leute auf dem Lande so wie er, und eine Erinnerung zu haben, ist doch schön. Nun hat die fremde Gräfin mit mir gesprochen. Sie ist sehr gut. Und gewiß weiß sie alles besser, als wir hier es wissen."

Albrecht Wulffen sah sich plötzlich ganz nahe bei Clorinde stehen.

„Kind," sagte er, „lassen Sie sich dadurch nicht betrüben. Ihr Bruder Ludwig kann noch sehen und lernen. Man muß ihm nur das wirkliche Leben zeigen. Es ist reicher als die Vergangenheit, und es sich selbst zu schaffen, ist stolzer als einer Idee, an der man gar nicht persönlich beteiligt ist, nachzuhängen."

„Wir haben keine Freunde," sagte sie herb. „Das alte Schloß ist unser einziger Freund, und den verraten sie nun."

Herr v. Wulffen sah auf Clorinde.

„Ich bat gestern die Gräfin, doch mit Ihnen zu sprechen, daß Sie vielleicht den Großvater beeinflussen," sagte er.

„Er hört nicht auf mich — er will fort. Was kann da mein Wünschen, mein Bitten nützen."

Nein, diesem Wahn gegenüber nützte wohl keine Stimme, das fühlte Wulffen selbst. Er schwieg. Etwas griff ihm ans Herz. Er dachte, fast ist's, als sollte ich selbst von der Heimat fort.

„Sie haben dem Großvater abgeredet, Herr v. Wulffen," fragte plötzlich Clorinde.

„So sehr es in meinen Möglichkeiten lag."

Sie sah ihn nachdenklich an.

„Dann sind Sie gut."

„Ich bin Ihnen gut," antwortete er.

„Und Sie können mir doch nicht helfen. Niemand kann da wohl helfen."

„Wer weiß, vielleicht wird alles noch anders," sagte er gegen die eigene Überzeugung, nur in dem starken Wunsch, es möchte so kommen. „Die Gräfin ist Ihnen Freundin. Sie können ihr alles Vertrauen geben. Gehen Sie zu ihr. Tun Sie es. Ich aber will morgen noch einmal mit dem Großvater sprechen, der Verkauf ist ja noch nicht gerichtlich abgeschlossen."

Sie nickte dankbar. Und er fühlte plötzlich, daß er nun gehen müsse. Ja, es war notwendig, daß er nun ging.

Er sprang die Treppen wieder hinunter. Er ging hinaus in den Abend und wanderte die Dorfstraße entlang. Und dann trat er, ohne Gedanken, nur in dem Bedürfnis nach Abgeschlossenheit, über die vergraste Schwelle des alten Kirchhofs.

Hier blühte nun alles. Im letzten Abendschein stand der Flieder, standen die Sträucher der gelben Johannisbeere. Und über manchem der halbversunkenen Hügel wiegten sich weiße Narzissensterne, im leichtesten Lufthauch schwankend. Der Duft all des jungen Grüns, der noch das Geheimnis der mütterlichen Erde auszustreuen schien, erfüllte den Abend wie mit Verheißungen.

Albrecht Wulffen setzte sich auf die breite, liegende Grabplatte — hier hatte er die Gräfin Leyden zuerst gesehen. Er dachte, es lag irgend etwas Ergreifendes um sie, dem man nicht recht Worte geben konnte. Dieses stille Verharren an der Stätte des Todes war wie ein Beruhen in sich. Er empfand etwas wie Sehnsucht danach, weil er sich selbst unruhigen Herzens wußte.

Er dachte, warum betört mich dieses Kind, das ich eben verließ. Warum will es mir ein Schmerz erscheinen, daß ich sie allein lassen muß. Und wie könnte ich ihr helfen? Der Gedanke ging durch seinen Sinn. Und er merkte kaum, daß langsam der Abend seine Schatten über den Totengarten breitete.

Und Albrecht Wulffen saß ein wenig zusammengesunken auf dem Stein über einem Grab und dachte: wie süß müßte es sein, ihren Mund zu küssen. Und wie müßte es gut sein, ihre reichen Haare zu streicheln. Ach, sie sollte doch nicht traurig sein.

Aber nun gingen sie ja fort von hier, fort in eine ungewisse Zukunft — fort in ein schwankendes Leben, dessen Lauf niemand ermessen konnte.

Wie seltsam der Abend war. Ja vielleicht — dieser Flötenton, der in seinem Lockruf wieder durch die Weite klang, machte so traurig.

Und Wulffen konnte plötzlich den Klang der Flöte nicht mehr ertragen; er sprang eilends auf, er klinkte das Pförtchen hinter sich ein und lief in einem jähen Bedürfnis nach Menschen hinunter in den Pfarrhof.

Die Pastorin trat ihm entgegen. Er verglich ihre Erscheinung nicht mehr mit den Kostümen der Waise aus Lowood. Er war der Pastorin gut, denn es hatte sich herausgestellt, daß sie immer drüben im Schloß ein wenig nach dem Rechten sah.

„Wie hübsch, daß Sie kommen, Herr von Wulffen. Mein Mann und ich müssen den Abend noch ins Dorf. Und die Gräfin plaudert gerne in den Dämmerstunden. Nun ist sie nicht allein."

Wulffen fand die Gräfin Leyden in der Fliederlaube; sie gab ihm herzlich die Hand und sagte: „Jetzt wollen wir uns wünschen, daß alles besser ausfällt, als wir denken. Ich bin drüben gewesen und fand den alten Mann ganz beseligt. Er tat sehr geheimnisvoll. Vielleicht hat er ja wirklich noch Verwandte in Paris, noch irgendeine reale Zugehörigkeit."

„Mir ist nicht wohl bei dieser Sache," antwortete zögernd der junge Mann. „Ich komme mir vor, als überliste ich den Großvater, trotzdem er es ja war, der seinen Besitz ausschrieb und auf sofortige Abmachungen drängte."

Er sprach noch eine Weile weiter. Sein Sprechen verriet eine fast übergroße Anteilnahme an den Bewohnern des Sonneborns.

Die Gräfin ließ ihn ausreden. Dann sagte sie mit ihrer schönen, weichen Stimme: „Ich habe Freunde in Paris, meine beste Freundin sogar ist für die nächsten Monate dort. Ich werde sie unterrichten und werde es der jungen Clorinde ans Herz legen, zu ihr zu gehen. So brauchen wir für das Kind nicht so sehr zu bangen."

Wulffen ging spät. Dann stand er unschlüssig vor dem Pfarrgarten.

Der Flieder duftete betäubend durch die Nacht. Und fern, von den Wiesen herüber, zirpten noch die Grillen. Zikadenruf und Sterne. Kleinstes und Unermeßliches. Und doch eine Einheit. Und die Freude aller, die vor uns gewesen. In solchen Nächten war meine Mutter jung, dachte er, und hat nach den vertrauten Bildern der Gestirne hingesehen, und vielleicht klangen ihr die Töne der Mainacht in eine Sehnsucht. Und alles geht vorbei, um immer wieder zu kommen in unser aller Herzen.

Er fuhr sich über die Stirne. Er fühlte sich so wach. Und es war wohl schon die Mitternacht.

Wulffen ging durch die Dorfstraße. Aber nicht nach dem „Herzog August" zu. Ehe er recht wußte, was er wollte, stand er vor der Schloßmauer. Und ohne Gedanken trat er durch das kleine Pförtchen ein und war auf dem Wiesenplan, den das Sternenlicht nur schwach erhellte.

Und er horchte. Stimmen hatten ihn hereingelockt — Stimmen, die aus dem erleuchteten Zimmer des ersten Geschosses kamen. Man sah das Licht durch das Blättergewirr schimmern.

Mein Gott, da oben feierten sie ein Freudenfest.

Der Großvater sprach laut und erregt. Und dann kam Gläserklingen. „Singe, Louis, singe doch!" rief der Großvater.

Mit einer etwas rauhen, in der Mittellage gebrochenen Stimme begann der Flötenbläser zu singen:

France adorée
Douce contrée —
Puissent tes fils, te revoir ainsi tous!
Enfin j'arrive
Et sur la rive
Je rends au ciel, je rends grâce à genoux.
Je t'embrasse, oh terre chérie —
Dieu, qu'un exilé doit souffrir!
Mois, désormais, je puis mourir:
Salut à ma patrie.

Wulffen klang das wohlbekannte Lied des Béranger wie eine Trauerklage. Er dachte nicht daran, daß er hier ein Eindringling war, er dachte nicht, daß es sonderbar scheinen mußte, wenn er wie ein Horcher um diese Fenster lief. Er trat in den französischen Garten.

Ob sie wohl schläft? Ob Clorinde schläft? Sie sollte nicht das Lied hören, während sie schon den Abschied fühlte, während ihr schon das Heimweh im Herzen brannte.

Er ging durch den Garten, die schwarzen Taxuswände entlang. Und er fühlte diesen Garten plötzlich wie etwas Lebendiges. Die Gebüsche wurden wie zu Gestalten, die näher zu kommen schienen, während er es doch war, der sie durchschritt.

Er wußte ja, warum er in den Garten getreten, er wußte, was er erwartet hatte — als er Clorinde fand. Zusammengekauert auf einer steinernen Bank fand er sie, und da wußte er, warum er nicht hatte schlafen wollen in dieser Nacht. Er sah, daß sie weinte.

Und eine Welle floß über seine Seele. „Clorinde," sagte er.

Sie antwortete nicht. Sie regte sich nicht. Vom Schloß herüber kam Gläserklang. Und durch die Büsche strich der Nachtwind und machte sie erschauern, machte ihren Duft herber und heftiger.

Der junge Mann stand ohne Gedanken. Es war nun gut, daß er hier sein konnte. Es mußte so sein, daß er bei Clorinde war. Und so stark war sein Teilnehmen an ihrem Kummer, daß er meinte, sie müsse es fühlen ohne Worte, sie müsse wissen, daß er hier wartete — — —

Wie lange dieses seltsame Zusammensein gewährt hatte, wußte er später nicht mehr. Und da — da kam es:

Ein schriller Schrei drang plötzlich durch die Nacht. Ein aufstöhnender, grell endender Schrei.

Er kam aus dem Schloß. Er wiederholte sich nicht.

Wulffen sah in das angstverzerrte Gesicht Clorindes.

Sie war aufgesprungen — nun stand sie, den Atem angehalten, horchend. Eine Sekunde lang.

Und dann lief sie, wie ein Schatten gleitend, an ihm vorbei durch die Laubgänge des Gartens. Wulffen folgte ihr. Er dachte nichts bei diesem Laufen. Er fühlte erst, daß er gewußt hatte, was geschehen war, als er oben in dem Bourbonensaal stand.

Da war Wein auf dem Tisch. Kerzen brannten flackernd. Der junge Ludwig stand wie ein Erstarrter und sah mit Augen, in denen das Entsetzen lag, auf den Großvater hin.

Des Großvaters Körper aber lag seitlich über die Armlehne des Stuhles gefallen — das Hemd war aufgerissen, der Mund stand geöffnet wie zu einem Wort: der Großvater war tot. — —

Im Taumel seiner Freude war er nun in ein anderes Land gegangen — in ein Land, das keinen enttäuscht. — —

Und es war — viel später wohl — daß Wulffen die junge Clorinde in seinen Armen hielt. Es war, daß er in ihr Weinen hinein zärtliche Worte sprach, und daß sein Mund sich zu ihren Haaren herabneigte, wenn er sprach.

Müde und übernächtig kam Wulffen am anderen Mittag aus dem „Herzog August" wieder ins Schloß. Er hatte sich umgekleidet und ein wenig geruht.

Der Pastor und die Gräfin waren noch in der Nacht herbeigeeilt. „Gott ist gütig," hatte der Pastor gesagt. „Dieses arme Leben ist befreit — und die Entzauberung blieb ihm erspart." —

Wulffen trat wieder in den bourbonischen Saal. Friedlich und durch den Tod verschönt und veredelt lag der alte Mann da.

Die Bilder der Bourbonen sahen mit ihren gleichgültigen Gesichtern von den Wänden.

Und die beiden Kinder, des Toten einzige Nachkommen, hatten sich zusammengefunden; sie saßen Hand in Hand, zwei Verstummte — zwei Hilflose, Verwirrte, die sich in der Unbegreiflichkeit dieses Erlebens aneinander hielten, die zum ersten Male bewußt das gramvolle Bild des Todes sahen.

Und in Wulffens Gesicht kam ein sonderbarer Zug, in seine Augen ein flackerndes Aufleuchten. Er sah nach Clorinde.

Er wußte nicht, daß die Gräfin ihm gegenüber in einer Fensternische gestanden hatte. Sie kam plötzlich auf ihn zu.

„Herr von Wulffen, kann ich etwas mit Ihnen sprechen?"

„Verzeihung, Gräfin, ich sah Sie nicht." Er folgte ihr erstaunt aus dem Raum. „Die Kinder," sagte er draußen — „so allein?"

„Der Schmerz will gelebt sein wie die Freude," antwortete die Gräfin. „Und sie sind ja beieinander. Es ist auch nicht lange, daß ich sprechen wollte, Herr von Wulffen. Aber gehen wir einen Augenblick ins Freie."

Sie schritten die Treppe hinunter. Dann bog die Gräfin in die kleine Kastanienallee ein, die zu dem Lusthaus führte.

Wulffen trat an die Seite der Gräfin und sah sie fragend an. Sie erwiderte den Blick mit einem Aufleuchten ihrer blauen Augen.

„Lieber Herr von Wulffen, vielleicht sind Sie mir in dieser Stunde böse für das, was ich nun sage — aber Sie werden einmal erkennen, daß es das Richtige ist." Sie machte eine Pause.

„Und was ist das Richtige, Gräfin?"

Sie reichte ihm die Hand, sah ihn fest und frei an und sagte:

„Lassen Sie Clorinde mir. Sie können Sie bei mir immer finden. Später, wenn es Zeit ist."

Albrecht Wulffen schwieg errötend.

„Ich will das Kind mit mir nach Hause nehmen, sobald es angeht, daß man die Geschwister trennt," fuhr die Gräfin fort. „Und Sie, mein lieber junger Freund, Sie sollen für den Bruder Ludwig sorgen, es werden sich Wege finden lassen. Melden wir uns als Vormünder für die Kinder."

Es war dem von einem heißen Gefühl Verwirrten plötzlich eine Erleichterung, sich aussprechen zu können.

„Woher wissen Sie von mir, Gräfin?" fragte er.

„Oh, man fühlt es Ihnen an. Sie selbst wissen nicht, wieviel die Situation tat. Ihr Leben gehört einer weniger stillen Welt an als diese ist. Clorinde muß erst das Leben sehen."

Er beugte sich herunter und küßte die Hand der Gräfin.

Und dann gingen sie miteinander über den grünen Wiesenplan, langsam, schweigend, in Gedanken.

In Gedanken der Zukunft.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Julius von Eckardt.

(Schluß.)

XXII.

An einem der ersten Tage meiner amtlichen Besuchstournee in Tunis hielt mein Wagen an dem Tor des Weingartens, in welchem der „Kardinal-Erzbischof und Primas von Afrika" residierte. In der Tür empfingen mich zwei Mönche, die der Kirchenfürst zu meiner Begrüßung gesendet hatte; der eine von ihnen stellte sich als Landsmann (Bayer) vor und redete mich deutsch an. In dem Hauptsaal seines großen, fürstlich eingerichteten Hauses empfing mich Kardinal Lavigerie, ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit langem weißen Bart, dessen gebieterische Erscheinung durch das breite, bis an die Füße reichende Purpurgewand ein außerordentlich stattliches Ansehen gewann. Die Rolle, welche Lavigerie in der Geschichte der französischen Besitznahme Tunesiens gespielt hat, ist so bedeutend gewesen, daß sie im Zusammenhang erzählt werden muß.

Zu Bayonne als Sohn bürgerlicher Eltern geboren, war der nachmalige Kirchenfürst, nachdem er zuerst Professor an der Sorbonne, dann seit 1863 Bischof von Nancy, 1867 Erzbischof von Algier und 1881 apostolischer Vikar von Tunis gewesen, 1882 zum Kardinal und 1884 auch zum Erzbischof von Karthago und Primas von Afrika ernannt worden, und seitdem unausgesetzt bestrebt, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit in das damals so gut wie unabhängige Tunesien zu verlegen. In kirchlicher wie in weltlicher Beziehung hatte bis zum Ausgang der siebziger Jahre der italienische Einfluß in der Regentschaft vorgeherrscht. Wie die Mehrzahl in tunesische Dienste getretener europäischer Beamter italienischen Ursprungs war, so waren auch die Kleriker des Landes — an deren Spitze ein apostolischer Vikar stand — Italiener. Dieser Umstand, der Ehrgeiz des italienischen Generalkonsuls Maccio und die zwischen diesem und dem französischen Residenten Rachtan bestehende Feindschaft hatten zu der Katastrophe von 1881 den Anstoß gegeben.

Auf die einzelnen Etappen der Politik, durch die Frankreich sich zum anerkannten und uneingeschränkten Herrn Tunesiens machte, wird an anderer

Stelle näher eingegangen werden. Genug, daß das beste Teil der Arbeit, durch welche Frankreich in Tunesien akklimatisiert und der italienische Einfluß an die Wand gedrückt wurde, Lavigerie besorgt hatte. Von nur höchst mäßigem kirchlich-religiösem Eifer erfüllt (er galt für einen entschiedenen Gegner der römischen Zelanti), jeder Zoll ein politischer Mann, an Geist, Landeskenntnis und diplomatischem Geschick der französischen Beamtenschaft weit überlegen und nebenher im Besitz reicher, ihm von französischen Freunden zur Verfügung gestellten Geldmittel, hatte der Kardinal einen Einfluß zu erwerben gewußt, der demjenigen des Gesandten mindestens die Wage hielt. Seine Ratschläge waren bei den Verhandlungen mit der tunesischen Regierung ebenso maßgebend gewesen wie bei den Auseinandersetzungen mit den Italienern, deren schwache Seiten er so geschickt zu schonen wußte, daß er als ihr Freund erschien. Dem greisen apostolischen Vikar, dem bis zum Jahre 1881 die geistlichen Angelegenheiten unterstellt gewesen waren, und auf dem Geldsorgen und Verbindlichkeiten lasteten, deren Vatikan und Quirinal sich nicht annehmen wollten, setzte Lavigerie eine so reichliche Pension aus, daß der alte Mann ihm dabei behilflich war, Landesbischof zu werden und die eine der beiden katholischen Kirchen in die Hände zu bekommen. Im Handumdrehen war dieses vielfach notleidend gewesene Gotteshaus mit tüchtigen, aller Landessprachen kundigen französischen Geistlichen besetzt, und die zweite, einstweilen den italienischen Kapuzinern gelassene Kirche unter Lavigeries Einfluß gebracht worden. Den Prior wußte der kluge Franzose dadurch zu gewinnen, daß er ihn während seiner zeitweiligen Abwesenheit von Tunis nominell mit der Stellvertretung in der Diözese betraute. Noch einfacher war die Methode, nach welcher der Kardinal das zahlreiche, durch kirchlichen Eifer und reichliche Geldmittel glänzende maltesische Element in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte. Er übertrug dem reichsten und angesehensten Manne dieser Kolonie, einem Bankier, die Besorgung seiner Geldgeschäfte und die Verwaltung seiner städtischen Häuser. Arabern und Mauren hatte der „Papass franças“ bereits früher für den mächtigsten und ehrwürdigsten aller Rumi (die Europäer werden von den Einheimischen „Römer“ genannt) gegolten. Von fürstlicher Freigebigkeit, war Lavigerie stets bei der Hand, wo es die Stillung von Notständen galt; als eifrigster Feind dessen, was aus alter Zeit an Überresten der Sklaverei übrig geblieben war, gewährte er flüchtigen Weibern und Dienern bereitwillig Schutz und Unterkunft. Die Mönche des von ihm auf der Stätte der alten Byrha begründeten Missionshauses waren die beliebtesten Ärzte, Kranken- und Armenpfleger der weiten karthagischen Ebene; wegen ihrer weißen Mäntel und roten, der arabischen Kopfbedeckung nachgebildeten Mützen galten diese sprachkundigen „frères blancs“ den Beduinen der Umgegend für halbe Landsleute. Als Landwirt und Weinbauer im großen Stil beschäftigte der reiche und tätige Kirchenfürst Hunderte von Arbeitern der verschiedensten religiösen Bekenntnisse, ohne sich jemals auf Torheiten der kirchlichen Propaganda einzulassen, und als Mann von Bildung übte er auf die von seinen Mönchen und Nonnen geleiteten Schüler einen so verständigen Einfluß aus, daß die Italiener die Überlegenheit dieser Anstalten über ihre Institutionen nicht in

Abrede stellen konnten. Das auf diese Weise gewonnene Prestige wußte Lavigerie auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Auf der Höhe von Karthago ließ er eine Kathedrale bauen, die die übrigen Kirchenbauten der Landschaft an Umfang und Stattlichkeit weit übertraf; die beiden ihm gehörigen Paläste aber waren die einzigen europäischen Bauwerke, die diese Bezeichnung verdienten.

In dem größeren dieser beiden Paläste hatte der Kardinal seinen ständigen Sitz genommen, und hier war es, wo er mich empfing. Nach Art geistlicher Herren gewohnt, sich vornehmlich selbst zu hören, sprach er sich bei dieser ersten Begegnung so reichlich aus, daß ich der Mühe einer Antwort auf seine Fragen nahezu überhoben war. Nachdem er mir einige freundliche Worte gesagt und die Hoffnung ausgesprochen hatte, es werde die mir durch einen Landsmann vermittelte Bewillkommnung als Unterpfand seiner freundschaftlichen Gesinnung angesehen werden, setzte Lavigerie in offenbar präparierter Rede auseinander, daß er sich voll und ganz auf den Boden der durch die Berliner Afrika-Konferenz geschaffenen Verhältnisse gestellt habe, daß er Deutschlands dominierende Stellung im Südosten des schwarzen Weltteils bereitwillig anerkenne, und daß er überzeugt sei, Fürst Bismarck werde dem an der Grenze des deutschen Besitzes bestehenden französischen Missionshause seinen Schutz nicht vorenthalten. Unter den Genossen dieses Hauses befinde sich zudem ein Deutscher, der P. Blum. Auch im übrigen lasse sich annehmen, daß unsere Politik mit den Absichten im Einklang stehe, die er, der Kardinal, seinerseits verfolge, und die sich vornehmlich auf Unterdrückung des Sklavenhandels und Bekämpfung der Elefantenjagd gerichtet hätten. Sklaven- und Elefantenjäger seien als die gefährlichsten Feinde aller Kultur in Afrika anzusehen. — Über diesen Gegenstand ließ der Kardinal sich so gründlich und in so anziehender Weise aus, daß die für den Abgang des Zuges nach Tunis bestimmte Stunde da war, bevor zu einem andern Thema übergegangen werden konnte. Von der Bedeutung des Mannes hatte ich einen so entschiedenen Eindruck gewonnen, daß ich seine Aufforderung, behufs Befestigung unserer Bekanntschaft in Bälde wiederzukommen, bereitwillig annahm.

Unvergeßlich ist mir die abendliche Rückfahrt in die etwa zwei Meilen entfernte Stadt geblieben. Um den Bahnhof von El Marsa wogte es von Spaziergängern und Reitern, deren bunte Trachten die im Abendrot schimmernde Landschaft auf das anmutigste belebten, das Meer spielte in tausend unvergleichlichen Farben, und die auf dasselbe herabsehenden Berge zeigten ein geradezu zauberhaftes Dunkelviolett. Hinter den beiden Gipfeln des Buguenin (der lebhaft an den Vesuv erinnerte) ragte die silbergraue Masse des Djebel-Arsari hervor, weiter nach Osten wie ein majestätisches Gewölk die hochragenden Gebirgsgruppen des Zaguan (mons Zagitanus). Die aus der blaugrünen Flut emportauchende Spitze von Zimbra gab den Herrlichkeiten Capris kaum etwas nach; jenseits des grauen Salzsees, an dem der Zug vorbeieilte, aber lag Tunis ausgebreitet, dessen weiße Mauern und Minarets vom roten Abendschein übergossen wurden. Und damit nirgends die großen Schatten des Altertums fehlten, das den Stätten des alten Karthago die

historische Weihe verleiht, wurden zur Rechten des Beschauers die Ausläufer des mächtigen, sieben Meilen langen Aquädukts sichtbar, den Kaiser Hadrian vom Zaguan zur Hauptstadt seiner afrikanischen Provinz hatte führen lassen. So mächtig sind die Bogen dieses gigantischen Bauwerks gespannt, daß die Kamele der unter ihnen hinwegziehenden Karawanen wie Zwerge erscheinen, und daß der mit vier Pferden bespannte Wagen bequem durch sie seinen Weg nehmen konnte! — In die ruhig daliegende Stadt und meine einsame Behausung zurückgekehrt, war ich durch die empfangenen Eindrücke so lebhaft bewegt, daß ich statt an den Arbeitstisch auf das flache Dach des Hauses ging, um über das tunesische Häusermeer hinweg „letzten Sonnenblick" zu schauen. Noch war die europäische Verunstaltung der Stadt so wenig bemerkbar, daß kein spitzes Dach das Auge beleidigte, und daß man im Osten die Byrha von Karthago und das hinter ihr glitzernde blaue Meer, im Westen die Kasbah (Zitadelle) der Stadt ungehemmt wahrnehmen konnte.

Als ich andern Morgens über einem Bericht saß, der der Unterredung mit dem Kardinal gelten sollte, wurde der italienische Generalkonsul gemeldet. Die am Montag Vormittag fällige Post war noch nicht eingetroffen, und von dem freundlichen Nachbar zu einem Morgenbesuch die Veranlassung genommen worden, der sich bis zur Mittagsstunde ausdehnte. Im übrigen der anspruchsloseste aller Menschen, fand der Kollege meine Hamburger Zigarren unwiderstehlich. Das Gespräch wandte sich der Persönlichkeit des Kirchenfürsten zu, den ich tags zuvor kennen gelernt hatte, und mit dem Signor Malmusi in Beziehung stand. Trotz oder wegen der gespannten Beziehungen, die zwischen Vatikan und Quirinal bestanden, und ohne Rücksicht darauf, daß Italien zu der französischen Oberherrschaft über Tunesien in einem nichts weniger als freundlichen Verhältnis stand, legte Lavigerie Gewicht darauf, mit dem Vertreter dieser unliebsamen Macht auf bestmöglichem Fuße zu stehen. Seiner Versicherung nach war der Kardinal in politischer wie in nationaler Beziehung auf möglichste Abschwächung der zwischen den beiden lateinischen Staaten bestehenden Gegensätze bedacht und von der Überzeugung durchdrungen, daß Frankreich und Italien ebenso zueinander gehörten wie Papsttum und moderner Staat. Trotz gelegentlicher heftiger Zusammenstöße mit der „gottlosen" Pariser Regierung (so erzählte Malmusi) arbeite der Kardinal mit der ihm eigentümlichen Zähigkeit an der Aussöhnung Leos XIII. mit der republikanischen Staatsform und habe es durchzusetzen gewußt, daß die Kirche mindestens in Tunesien als Verbündete der französischen Sache behandelt und respektiert werde. Auch die beschränktesten unter den aus Paris entsendeten Beamten hätten nicht in Abrede stellen können, daß Lavigerie der Trikolore größere Dienste geleistet habe, als irgendeiner der in Tunis tätig gewesenen militärischen oder diplomatischen Agenten der Republik. Weiter erzählte Malmusi, daß der Kardinal nur mit einem französischen Machthaber der letzten Zeit auf feindlichem Fuß gestanden habe, mit dem General Boulanger, der dem Namen nach noch gegenwärtig Oberkommandierender in Tunesien sei, seit mehreren Wochen indessen in Paris weile und nicht wieder zurückkehren werde. Trotz einer gewissen persönlichen Liebenswürdigkeit sei dieser General ein

homme impossible, mit dem weder Lavigerie noch der General-Resident Cambon hätten auskommen können und der die Schuld daran trage, daß das zwischen Militär und Zivilbeamten Frankreichs bestehende Verhältnis außerordentlich viel zu wünschen übrig lasse.

Lavigerie war der bedeutendste Mann, den ich in Afrika kennen gelernt habe. Er ist mir stets als der Typus eines wirklichen, diese Bezeichnung vollauf verdienenden Kirchenfürsten erschienen. Zunächst und vor allem Kirchen*politiker*, war er von jedem Fanatismus frei und einer der wenigen französischen Prälaten, die von Wesen und Bedeutung des Protestantismus eine deutliche Vorstellung besaßen. In gelegentlichen Gesprächen über kirchliche und religiöse Dinge urteilte er mit bewunderungswürdiger Freiheit über die Vergeblichkeit direkter Missionsbestrebungen unter den Bekennern des Islam, über das Halbheidentum der Malteser und ihre Bigotterie usw. *Seine* Missionsbestrebungen waren wesentlich humaner Natur. Durch Bekämpfung der Sklaverei, werktätige Armenpflege, Beschützung von Frauen und unschuldig Verfolgten wurde der Christianisierung ungleich wirksamer vorgearbeitet als durch propagandistische Predigten und übereilte Bekehrungen, die ihren eigentlichen Zweck niemals erreichten.

XXIII.

Der Sommer 1887 schien uns noch heißer als sein Vorgänger zu sein. Ob wir es an den landesüblichen Vorsichtsmaßregeln gleich nicht mangeln ließen, fehlte doch noch viel, damit wir uns für akklimatisiert ansehen durften. Periodisch wiederkehrende Fieber belehrten meine Frau und meine Töchter darüber, daß unter dem 37. Breitengrade lebende Europäer wohl daran täten, dem Beispiel der Eingeborenen Folge zu leisten und nicht nur die Mittagszeit, sondern, soweit irgend möglich, auch die Sonnenuntergangsstunde nicht im Freien zuzubringen. Was es mit der verzehrenden Glut der südlichen Sonne auf sich haben könne, sollte ich selbst erst in diesem dritten an der afrikanischen Nordküste verbrachten Sommer erfahren.

Wie alljährlich wurde auch dieses Mal der Jahrestag des Sturmes auf die Bastille (14. Juli), das „Fest der Republik" gefeiert. Frühmorgens fand eine Parade der in der Landeshauptstadt stehenden Truppen statt, der der Bey, die höheren Beamten und die Vertreter des Auslandes von einem festlich geschmückten Zelte aus zusahen. In engem Uniformsfrack und dreieckigem Hut anderthalb Stunden lang in einem halbgeschlossenen glutheißen Raum dazusitzen, bedeutete an und für sich eine Pönitenz. Für mich wurde sie dadurch erhöht, daß das über uns gespannte Zeltdach einen Riß erfahren hatte, durch den ein Sonnenstrahl auf meinen Platz fiel. Ich hatte das nicht gleich bemerkt und, dem Beispiel meiner Nachbarn folgend, den unbequemen Dreimaster wiederholt abgenommen, um mir mit ihm frische Luft zuzufächeln, als der städtische Polizeivorsteher auf mich zutrat und mir einen anderen Platz anwies. „Wenn Sie entblößten Hauptes nur noch einige Minuten der Sonne ausgesetzt bleiben, so setzen Sie sich einer Gehirnentzündung oder einem Schlaganfall aus, der Ihnen das Leben kosten kann." Ich folgte

dem mir erteilten Rat und hatte Grund, dafür zu danken. Als ich nach Beendigung der Zeremonie um 9 Uhr in meine Wohnung zurückkehrte, wurde ich von einem zwölf Stunden lang andauernden Kopfweh befallen, wie ich es nie früher und nie später durchzumachen gehabt habe. Gleichzeitig mit mir war ein seit fünfzehn Jahren in Tunis lebender Krämer erkrankt, der um dieselbe Stunde baarhäuptig seinen an der sonnigen kleinen Piazza belegenen Laden verlassen hatte, auf dem Wege zu einem nahen Nachbarn ohnmächtig niedergestürzt war und erst nach längerem Leiden mit dem Leben davon kam.

Nach Beendigung der von aller Welt als schwere Last empfundenen Feier des 14. Juli (der zweite Teil desselben, das Abendfest in der Residenz war mir meines Unwohlseins wegen erspart geblieben) trat die Mehrzahl höherer Beamten den Urlaub an, den kein richtiger Franzose wo anders als in seiner Heimat zubrachte. Zu Ende des August nahm auch der Kardinal Abschied, um seine in der Oase von Biskra belegene Herbst- und Winterresidenz zu beziehen. Der Besuch, den ich dem für mehrere Monate scheidenden Kirchenfürsten machte, ist mir in besonders lebhafter Erinnerung geblieben. „Ich halte für meine Pflicht," sagte der Kardinal beim Abschiede, „Ihnen als einem homme de bien ein Wort vertraulicher Warnung mitzugeben. Von einem Mann, den ich nicht erst zu nennen brauche, und der in Paris einen nur allzu bedenklichen Einfluß besitzt, wird auf einen Friedensbruch hingearbeitet, der uns ebenso gefährlich werden kann wie Ihnen. Es handelt sich um eine in der Stille vorbereitete Konspiration, deren Absicht auf ein Bündnis mit Rußland gerichtet ist, dessen Spitze gegen Sie gewendet werden soll. Ich sehe mit schwerer Sorge in die Zukunft, obgleich ich sie vielleicht nicht mehr erleben werde. Mein Haus habe ich bestellt, — wenn Sie mich begleiten wollen, werde ich Ihnen meine künftige Grabstätte zeigen." Mit diesen Worten führte mich der Kardinal in einen Raum des untersten Stockwerks seines Palais an ein frisch gemauertes, mit Wappen und Inschrift ausgestattetes Grab. „Hier werde ich meine letzte Ruhestätte finden!" „Sie wissen," fuhr er lateinisch fort, „was Hiob sagt: ‚Der Mensch lebt eine kurze Zeit mit großer Sorge.' Tenez vous pour averti, — vous êtes un homme de bien", wiederholte er beim Abschiede.

Der Gebrauch, den ich noch am nämlichen Tage von dieser Hinweisung auf die Pläne Boulangers machte, braucht nicht erst angegeben zu werden. In Tunis hatte die Agitation „für den Mann, der nicht näher bezeichnet zu werden braucht", längst begonnen, während von einer Wendung in der auswärtigen Politik Frankreichs nichts Direktes verlautete. Im Vordergrunde des öffentlichen Interesses standen während der folgenden Wochen und Monate unaufhörlich wiederkehrende Reibungen zwischen Italienern und Franzosen, indessen der Winter 1887/1888 ein gesellschaftlich ungewöhnlich belebter war. Bälle und Abendgesellschaften folgten einander in kaum unterbrochener Reihenfolge — seit meiner Dorpater Studentenzeit hatte ich an so zahlreichen Lustbarkeiten nicht mehr teilgenommen. Verstärkter Zug kam in sie, als ein deutscher Fürst aus regierendem Hause, Prinz Bernhard von Weimar, auf einige Wochen nach Tunis kam und sich auf dem deutschen Konsulat feiern ließ.

Da geschah's, daß ich am 9. März 1888, einem strahlend schönen Tage, nach Erledigung der Post (die nichts von Bedeutung gebracht hatte) einen mehrstündigen Spaziergang unternahm, um meinem Gaste die Umgebung der Stadt und die vornehmlichsten Aussichtspunkte zu zeigen. Auf dem Heimwege, es mochte 4 oder 4½ Uhr nachmittags sein, bemerkte ich, daß die auf dem Dache des Konsulatsgebäudes befindliche Flagge auf Halbmast gezogen war. Der Schrecken darüber beschleunigte unsere Schritte, aber noch bevor wir das Haus erreicht hatten, verkündigte der von einer vergeblichen Ausschau zurückkehrende Kawaß Alleila, daß unser geliebter greiser Herr sein ruhmvolles Leben beschlossen habe. Eine halbe Stunde, nachdem wir die Stadt verlassen hatten, waren gleichzeitig ein Telegramm des Reichskanzlers und eine Botschaft Massicaults eingetroffen, um mir das schmerzliche Ereignis mitzuteilen. Unmittelbar darauf war, wie der Kawaß berichtete, die „ganze Stadt" auf dem Konsulate erschienen, um ihr Beileid auszusprechen. Binnen weniger Stunden hatte meine Frau Hunderte von Menschen — darunter zahlreiche ihr unbekannte Personen — empfangen müssen. Einer der ersten war der General-Resident gewesen, der mir sagen ließ, er habe ein von ihm beabsichtigtes Fest um zwei Wochen hinausgeschoben und wünsche darüber Rücksprache zu nehmen. Der Anteil, den er und andere Franzosen unserer Bekanntschaft an dem Tode des ehrwürdigen Oberhauptes unserer Nation nahmen, war ein echter und wahrhaft menschlicher. Hinter die Empfindung, daß eine große geschichtliche Figur aus der Welt gegangen sei, traten der nationale Gegensatz und die Erinnerung an das Jahr 1870 mindestens für den Augenblick zurück: der Tod Kaiser Wilhelms stellte sich auch denen, die von ihm besiegt und niedergeworfen worden waren, als Erlebnis der gesamten Zeitgenossenschaft dar.

Bald darauf, in der zweiten Hälfte des Mai 1888, mußte ich auf einige Wochen nach Deutschland reisen, das ich vor nahezu drei Jahren verlassen hatte. Nachmittags um drei Uhr hatte der Dampfer, der mich nach Livorno bringen sollte, die Reede von Goletta verlassen, und bereits in der Frühe des nächsten Morgens war die Einfahrt in die Bucht von Cagliari erreicht. An wilder Großartigkeit übertrifft dieser Golf alles, was ich von Küstenbildungen gesehen habe. Steil aus der Meeresflut steigen dunkelfarbige, völlig vegetationslose Felsmassen empor, die trotz der Nähe der größten Stadt Sardiniens den Eindruck vollendeter Einöde machen, und deren finsterer Trotz Menschen und menschliche Niederlassungen ablehnen zu wollen scheint. Den gleichen Eindruck eines Ernsts, der von Traurigkeit kaum zu unterscheiden ist, macht die im Fond des Meerbusens belegene Stadt. Schwermütig blicken große dunkle Häuser und hochragende Kirchen auf enge, nur mäßig belebte Gassen herab, die vom Hafen an einen 250 Fuß hohen Berg zu dem ehemaligen Kastell hinaufführen. Es war Markttag, zu dem zahlreiche Bauern auf Eseln und in kleinen Karren zur Stadt gekommen waren, aber nichts von der Munterkeit zeigten, die italienischem Volkstreiben sonst eigentümlich zu sein scheint. Männer wie Frauen waren schwarz oder doch dunkelfarbig gekleidet, viele von ihnen staken in Ziegenpelzen, die mit der rauhen Seite nach außen getragen werden und als Schutzwehren gegen die in dieser Erdgegend heimischen bösen

Fieber angesehen werden. Selbst die phrygisch zugeschnittenen Zipfelmützen der Fischer und Bootleute zeigten statt des munteren neapolitanischen Rot ein freudloses Schwarz, das zu den freudlosen und grämlichen Mienen dieser wegen ihrer Ärmlichkeit bekannten Bevölkerung zu stimmen schien. Eine Anzahl kommerzieller Zusammenbrüche und die Zahlungseinstellung einer der größten Banken der Stadt hatten — wie man mir sagte — die traurige wirtschaftliche Lage dieser weltvergessenen Erdgegend und ihrer Insassen noch unter das gewohnte Niveau herabgedrückt und eine zeitweilige Stockung der Geschäfte herbeigeführt. Die Sprache, die geredet wurde, blieb auch meinen, an italienische Laute leidlich gewöhnten Ohren völlig unverständlich. Zu mehr als der Hälfte mit spanischen Elementen versetzt, klingt sie rauh und ungefällig; Scherzworte und Gesangsweisen, die auf italienischen Märkten sonst niemals fehlen, schienen hier unbekannt geblieben zu sein. Ärmlich und verkommen sahen auch die Läden und die auf die Straßen herausseheuden Werkstätten aus; Bäume und Blumenschmuck fehlten in den von mir durchwanderten Teilen der Stadt so gut wie vollständig. Da der Dampfer eine zehnstündige Rast hielt, hatte ich Zeit, bis in die entfernteren Quartiere vorzudringen, auf der steil emporsteigenden Hauptstraße, dem Korso, den höchsten Punkt der Stadt zu gewinnen und unter den ziemlich kläglich dreinschauenden Pinien des Promenadenplatzes eine reichliche Stunde zu verbringen. Dem Auge bot sich hier eine in ihrer Weise großartige, aber nirgends erfreuliche Aussicht dar. So weit der Blick reichte, Felsen und Felsplatten, aus denen nur hier und da menschliche Behausungen und grotesk gestaltete Cactus(Opuntien)-Hecken emporragten, die zur Einfriedigung der hier und da sichtbar werdenden braunverbrannten Weideplätze und Felder dienten, — nirgend Spuren einer kräftigen, geschweige denn üppigen Vegetation, nirgends erfrischendes, die dunkle Färbung der Landschaft belebendes Grün. Da es seit Wochen nicht geregnet hatte, waren die spärlichen Rinnsale der weiten Hochebene versiegt, Wiesen und Felder verschmachtet, die vor der unteren Stadt belegenen Lagunen halb ausgetrocknet. Und das in einer Jahreszeit, zu der selbst die karthagische Landschaft noch Überbleibsel der winterlichen Vegetation zu zeigen pflegt! Den gleichen Eindruck von Öde und Erstarrung hatte ich allein auf Malta empfangen, wo die hellere Färbung des Gesteins aber immer noch wohltuender wirkte als die einförmige Bräune dieses Inselllandes, das nicht mit Unrecht als der „mindest angerührte" Teil Europas bezeichnet worden ist.

Als die Sonne sich zum Sinken neigte, kehrte ich auf den Dampfer zurück, der sich wenig später in Bewegung setzte und bei Einbruch der Dunkelheit den Golf verlassen hatte. Daß das Kap Carbonara umschifft und die Westseite Sardiniens gewonnen sei, gewahrten wir erst, als zu unserer Linken die Leuchtfeuer sichtbar wurden, an denen vorüber die Fahrt nach Norden ging. Während des gesamten folgenden Tages bot sich das nämliche Bild dar. Steil aus dem Meere aufsteigende Felswände verwehren jeden Blick in das Innere des unwirtbaren Eilandes, dessen buchtenlose Ostküste nur an einzelnen Punkten für Leuchttürme, einsame versprengte Dörfer, Klöster und Kirchen Raum läßt und sich festungsartig gegen die Außenwelt abzuschließen scheint.

Man hat den Eindruck einer Küstenfahrt, die als eigentliche Seereise nicht anzusehen ist. Noch bevor die Einfahrt in die Straße von Bonifacio gewonnen ist, werden die steilen Höhen Korsikas sichtbar, das sich wie eine Fortsetzung der kaum dreiviertel Meilen südlich belegenen Nachbarinsel ausnimmt und ihr an düsterem Ernst nichts nachgibt. Stundenlang fortgesetzt, wirkte der Anblick dieses einförmigen Bildes abspannend und ermüdend. Die Aussicht darauf, binnen weniger Stunden wieder das eigentliche Europa zu betreten, wurde von Stunde zu Stunde verlockender und steigerte sich zu wahrhaftem Entzücken, als wir am andern Morgen Elbas und wenig später der italienischen Festlandsküste ansichtig wurden. Um neun Uhr vormittags war Livorno endlich erreicht, und der Blick konnte sich wieder an grünen, von der Maisonne beschienenen Gärten, Wiesen und Bäumen erfreuen. An und für sich nicht eben malerisch, nahm die Umgebung Livornos sich jetzt wahrhaft paradiesisch aus. Mit gutem Grunde raten Kenner Italiens den Reiselustigen, das Land jenseits der Alpen nicht im Herbst, sondern im Frühling aufzusuchen, wo Italien wirklich Italien ist und dem Beschauer Reize darbietet, die sich während der Jahreszeit der abnehmenden Tage erraten, aber nicht voll genießen lassen. Derselbe Weg nach Florenz, der mir von der Augustfahrt des Jahres 1885 das Bild ersterbenden Lebens zurückgelassen hatte, machte jetzt mir, wo Berg und Tal, Wiese, Feld und Gehölz in frischem Grün prangten, einen wahrhaft berückenden Eindruck. Daß ich mich den Reizen der tunesisch-karthagischen Landschaft und der großartigen Stille der nordafrikanischen Halbwüste mit voller Seele hingegeben hatte, tat dem Entzücken keinen Eintrag, welches das Wiedersehen mit dem lang entbehrten europäischen Frühling weckte. Und wie anders nahm sich jetzt Florenz aus, das, rings von junger Lenzespracht umgeben, in die hellen Fluten desselben Arno strahlend hinabsah, der damals den Eindruck eines hoffnungslos dahinsiegenden, schmutzigen Rinnsals gemacht hatte. Auch die Menschen, denen man am Ufer des verjüngten Stromes begegnete, schienen heiterer und mutiger drein zu schauen, als sie es unter der erbarmungslosen Glut der Augustsonne getan hatten. Art läßt nicht von Art! Wer die Wonne nordischer Frühlingsauferstehung kennen gelernt und in das Gemüt aufgenommen hat, wird im Süden nur schwer die Empfindung los, daß die Natur ihm abweisend zuruft, sie habe mit Menschen, menschlichem Hoffen und Fürchten nichts zu schaffen und sei allein um ihrer selbst willen da. Und was weiß der nordische Frühling nicht alles zu sagen? Nordisch aber ist der Eindruck, den Mittelitalien dem Wanderer macht, der nach mehrjährigem Aufenthalt in Afrika seinen Boden betritt.

XXIV.

Aus dem zweitägigen Aufenthalt in Florenz wurde ein fünftägiger. Neben dem eigenen Verlangen, die Gelegenheit zur genauen Bekanntschaft mit der herrlichen Stadt nicht zum zweiten Male unbenutzt zu lassen, war dafür der Wunsch Karl Eduard von Lipharts maßgebend, des seit zwanzig Jahren am Arno heimisch gewordenen Oheims meiner Frau, der der achtzigsten Wiederkehr seines Geburtstages entgegensah. Der Name dieses merkwürdigen Mannes

ist seinerzeit in den Kreisen deutscher und italienischer Kunstkenner und Gelehrter so häufig genannt worden, daß bei ihm ein Augenblick verweilt werden darf: als Repräsentant eines längst ausgestorbenen, seinem Wesen nach dem 18. Jahrhundert angehörigen Typus war der alte Herr während der letzten Dezennien seines Lebens Gegenstand des höchsten Interesses aller gewesen, die ihn hatten kennen lernen dürfen.

K. E. v. Liphart war im Jahre 1808 als jüngerer Sohn eines der vornehmsten Majoratsherren Livlands zu Dorpat geboren worden. Der Großvater hatte seinerzeit für den reichsten und den gebildetsten Edelmann des Landes gegolten, der Vater in der berühmten Colmarer Erziehungsanstalt („Kriegsschule") des alten Fabeldichters Pfeffel seine Bildung erhalten und nicht nur die Luft des alten vorrevolutionären Frankreichs, sondern auch diejenige des Schreckensjahres 1793 zu atmen bekommen. Unter der Führung ihrer Lehrer hatten der fünfzehnjährige Livländer und seine Gefährten um den auf dem Colmarer Marktplatze aufgepflanzten Freiheitsbaum tanzen müssen, um ihrem Direktor den Ruf eines guten Patrioten zu sichern und den blinden alten Dichter der Verfolgungssucht Saint Justs und der übrigen, in den Elsaß entsendeten Pariser Konventskommissarien zu entziehen. Die jungen Leute hatten die Jakobinermütze tragen und in die Carmagnole einstimmen müssen, bevor es Pfeffel möglich wurde, die Erlaubnis zur Heimbeförderung seiner Zöglinge zu erlangen. „Der Wagen, in welchem wir den Rhein passierten", so hat der alte Herr häufig erzählt, „war für lange Zeit der letzte, den man über die Grenze ließ." Der „Philosophie" Voltaires und den liberalen Grundsätzen des Aufklärungszeitalters war der Zögling Pfeffels trotz dieser unliebsamen Jugendeindrücke treu geblieben. Auf seinem fürstlich ausgestatteten Herrensitze Rathshof bei Dorpat hatte er vornehmlich künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen gelebt, nebenher aber sein Vermögen zu vergrößern gewußt und als livländischer Landmarschall eine gewisse Rolle gespielt. Von den Führern der liberalen Landtagspartei der vierziger Jahre ist mir häufig erzählt worden, wie merkwürdig es sich ausgenommen habe, den hochbetagten, seinen Gewohnheiten nach dem ancien régime angehörigen Herrn mit den gebieterisch dreinschauenden großen blauen Augen im Kreise enthusiastischer, junger Reformer dasitzen und ihren Reden zuhören zu sehen. „Ich bin", hatte er bei solcher Gelegenheit einmal lächelnd gesagt, „ich bin mit allem einverstanden, was Sie zugunsten unserer Bauern tun wollen. Ein Amendement, meine Herren, müssen Sie mir indessen gestatten: nicht selbst arbeiten zu müssen, um täglich eine Flasche Bordeaux zu haben." — Als Sohn dieses Vaters war Karl Eduard von Liphart geboren und erzogen und bei Lebzeiten seines gelehrten Großvaters von diesem besonders ausgezeichnet worden. Früh hatten seine Neigungen sich den Wissenschaften zugewendet, während das praktische Leben und die in seinem Stande herkömmliche Beschäftigung mit Landwirtschaft ihm so vollständig fern blieben, daß er es niemals dazu bringen konnte, sein Vermögen selbst zu verwalten. Mit einem staunenswürdigen Gedächtnis und der Fähigkeit zu eisernem Fleiß ausgestattet, hatte er sich zunächst den Naturwissenschaften und insbesonderem der Anatomie zugewendet und auf diesen

Gebieten sehr erhebliche Kenntnisse erworben. Der berühmte Chirurg Pirogow, der in den dreißiger Jahren der Dorpater Universität angehörte, hat in seinen „Aufzeichnungen eines alten Arztes" Liphart den kenntnisreichsten Menschen genannt, der ihm jemals vorgekommen sei. Den vornehmen, ausschließlich sich selbst lebenden Herrn, konnte der eifrige Mediziner gleichwohl auch als Student nicht verleugnen. Weder damals noch später regte sich bei ihm der Trieb zu selbständiger Produktion, niemals kam ihm in den Sinn, seine Kenntnisse anderen nutzbar zu machen oder an einen Beruf zu denken. Gewohnt, ausschließlich seinen Neigungen zu folgen, gab er die naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien vor Abschluß des Kursus auf, als das Interesse für Literatur, Sprachwissenschaft und Kunstgeschichte sich bei ihm zu regen begann. Da diese Disziplinen an der Dorparter Hochschule nur unzureichend vertreten waren, wandte Liphart sich nach Berlin, wo er mehrere Jahre lang seine Zeit zwischen Kollegienbesuch, fleißigem Privatstudium und gelegentlichem Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft teilte. In seinen Lebensgewohnheiten durchaus bescheiden, von stolzer Verachtung für Mode und Salontreiben erfüllt und weder gewillt noch gewohnt, seinem heftigen Temperament Zügel anzulegen, verriet er gleichwohl durch die souveräne Sicherheit seines Auftretens den geborenen Aristokraten. Bescheiden, ja schüchtern, wenn er Männern von höherer wissenschaftlicher oder geistiger Bedeutung gegenüber trat, bewegte Liphart sich unter Fürsten und Grafen mit dem Selbstgefühl eines Mannes, dem (wie man in Kurland sagt) „niemand wagt". Grafen und Fürsten zählte er freilich unter seinen nächsten Verwandten. Eine seiner Schwestern war an einen Fürsten Lieven (Sohn des russischen Kultusministers der Jahre 1828—1833), eine zweite an ihren Vetter, den Grafen Stackelberg (Sohn des Kongreßbotschafters von 1814), eine dritte an einen anderen Grafen Stackelberg verheiratet — er selbst hatte eine Gräfin Bylandt zur Frau. Lieber als diese Damen und Herren — mit denen er stets auf freundlichstem Fuße verkehrte — war ihm indessen sein bürgerlicher Schwager Ferdinand David (mein Schwiegervater), mit dem er sich eng befreundet hatte, als der spätere Leipziger Konzertmeister noch dem Rathshofschen Hausquartett angehörte. In Berlin verkehrte Liphart je nach Gelegenheit und Zufall in der Hofgesellschaft, auf der russischen Botschaft, im Mendelssohnschen Hause und bei den Gelehrten, denen er durch Einführungsbriefe „von einflußreicher Seite", vornehmlich aber durch seine originelle Erscheinung (er wurde gewöhnlich für einen Engländer gehalten) und lebhafte Unterhaltung empfohlen war. — Von Berlin siedelte Liphart in den dreißiger Jahren nach Bonn über, um A. W. Schlegels Bekanntschaft zu machen und dessen Vorlesungen zu hören. „Diese Bekanntschaft", so erzählte er mir an dem ersten Abend, den ich in Florenz bei ihm zubrachte, „wurde mir in der Folge recht fatal. Der berühmte Mann, dem ich mit Ehrfurcht nahte, empfing mich mit einer Devotion, die mich in die peinlichste Verlegenheit versetzte, und der er während der ganzen Zeit meines Bonner Aufenthalts treu blieb. Den Grund davon habe ich erst später erfahren! Sie werden es nicht glauben wollen, aber es ist so — Herr von Schlegel fühlte damals ein dringendes Bedürfnis nach einem russischen Orden, und da er aus dem ihm übergebenen

Einführungsbriefe ersehen hatte, daß ich mit den Lievens und Stackelbergs verwandt sei, glaubte er, ich könne ihm zur Erfüllung seines Wunsches behilflich sein. Daß er trotz seiner Eleganz und Vornehmtuerei von zweifelhaften Manieren war, hatte ich freilich schon bei meinem ersten Besuch wahrgenommen."

Auf den Aufenthalt in Deutschland folgte eine mehrjährige Reise nach Italien, auf der Liphart die ausgezeichnete Kunstkennerschaft erwarb, die ihm von den Sachkennern in aller Herren Ländern nachgerühmt wurde. Vornehmlich für die ältere italienische Malerei interessiert, wendete er seine Aufmerksamkeit gleichzeitig der Kupferstecherei zu, indem er einen großen (wie seine Freunde meinten, allzu großen) Teil seines Vermögens in eine Sammlung von Blättern steckte, die in der Folge eine gewisse Berühmtheit erwarb.

Mit Kunstschätzen aller Art beladen, kehrte er sodann in die Heimat zurück, um sich der Erziehung seiner Söhne zu widmen. Sein Dorpater Wohnhaus wurde in ein Museum verwandelt, das neben sorgfältig ausgewählten Bildern und Statuen u. a. eine Anzahl in ihrer natürlichen Größe abgeformter Gipsabgüsse des Parthenon enthielt, wie sie in dem von Kunstinteressen wenig berührten alten Livland noch niemals gesehen worden waren. Das Liphartsche Haus „bei der hölzernen Brücke" galt für das merkwürdigste des ganzen Landes. So reiche Sammlungen hatte nicht einmal Winckelmanns Freund, der Landrat von Berg, aufzuweisen gehabt, als er in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts aus Rom zurückgekehrt war, um eine von dem gefeiertsten Kunstkenner der Zeit ausgewählte Sammlung von geschnittenen Steinen, Gemmen usw. vor den Augen seiner verwunderten Landsleute auszubreiten. Unter Verzicht auf jede Berufstätigkeit und jeden Anteil am öffentlichen Leben verbrachte der „Doktor Faust" (wie die akademische Jugend den merkwürdigsten Mann der Universitätsstadt nannte) nahezu zwei Jahrzehnte in Dorpat. Vornehmlich mit der Ordnung seiner Erwerbungen und mit literarischen Studien beschäftigt, verkehrte er gleich lebhaft mit den allwinterlich in der Embachstadt versammelten Adelsfamilien und mit den Koryphäen der Universität, — von den einen wie von den anderen als Sonderling angestaunt, dem man seine absprechenden, in schroffster Form vorgetragenen Urteile ebensowenig übel nehmen durfte wie seine Gleichgültigkeit gegen die landesüblichen, professionellen und aristokratischen Verkehrsformen. Der Reichtum und die Mannigfaltigkeit seiner Interessen wurden allein durch widerspruchsvolle Eigentümlichkeit seines Wesens übertroffen. Der eifrige, der orthodox-konfessionellen Richtung ergebene Lutheraner war mit einer streng katholischen Frau verheiratet und erzog seine Kinder in der Kirche Roms, — der bis in die Fingerspitzen aristokratische Sohn des Rathshofschen Hauses sprach nicht selten Meinungen aus, die das Entsetzen der hochkonservativen Damen und Herren seiner Verwandtschaft und seines Umgangskreises bildeten, — der ausgezeichnete Kunstkenner und Kritiker entbehrte jeder Spur von Menschenkenntnis und konnte über Dinge, die außerhalb seiner Sphäre lagen, mit der Naivetät eines Kindes, — unter Umständen mit der Befangenheit

eines eingefleischten Junkers urteilen. Zu der unsträflichen Reinheit seines Privatlebens standen die Sentenzen, die er über sittliche Fragen abgab, nicht selten in greifbarem Gegensatz. Ohne es zu wissen und zu wollen, legte er an Personen, die ihm gewohnt und genehm waren, oder die er für seinesgleichen ansah, einen anderen Maßstab der Beurteilung wie an gewöhnliche Sterbliche. Gegen Unterschiede des Ranges und der gesellschaftlichen Stellung war er keineswegs so gleichgültig, wie er selbst glaubte: dem Manne der alten Schule war ein Respekt gegen „hohe" und „höchste" Herrschaften anerzogen worden, den er niemals völlig verleugnete. Nicht der Verderbtheit Ludwigs XV. und seines Hofs (so hörte ich ihn einmal sagen), sondern der Ausdehnung der Korruption auf das Bürgertum sei der Verfall Frankreichs zuzuschreiben gewesen. — Gleiche oder doch ähnliche Nachsicht bewahrte Liphart denjenigen, die seine Sympathie zu erwerben wußten, weil sie Anlage für ein gewisses Kunstverständnis bekundeten, und weil sie von seinen absprechenden, für Fernerstehende nur allzu häufig unbegreiflichen Verdikten die gehörigen Abzüge zu machen verstanden. Weil ihm der Begriff der Pflicht niemals aufgegangen war, laborierte der sonst so vortreffliche Mann an dem Wahne, daß Geschmack die höchste aller sittlichen Eigenschaften des Menschen sei. Das aber bedingte eine Unsicherheit des Urteils, für welche die Schärfe seines kritischen Vermögens keinen Ersatz bot.

Das letzte Dezennium von Lipharts Dorpater Aufenthalt war in meine Studienzeit (1856—1859) gefallen. Respektvoll und neugierig sahen wir Studenten zu dem singularen Mann hinauf, von dem es hieß, daß er den gestrengen Herrn Kurator bei Gelegenheit ebenso rücksichtslos anlasse, wie die gefeiertesten unserer Lehrer, — zu dessen Leseabenden sich die Spitzen aller vier Fakultäten drängten, und der nicht verschmähte, die Vorlesungen des alten Neue (Professors der griechischen Sprache und Literatur) mit der Pünktlichkeit eines Examinanden zu besuchen, — den man das einemal mit dem frivolsten aller Junker, Baron X, das anderemal mit Alexander von Oettingen oder einem der übrigen Träger unserer Orthodoxie vertraulich über den Markt schreiten sah. „Die Blinden von Genua kannten seinen Schritt", die weltfremdesten kurischen und polnischen Füchse die hagere Gestalt, die im grünen Bisampelz, die Mütze von Affenfell nachlässig in den Nacken des edelgeformten Kopfes gerückt, den Hakenstock über den linken Arm gehängt, — ihren Weg zu dem Hause an der „hölzernen Brücke" nahm. Der Bekanntschaft des für uns junge Leute unnahbaren alten Herrn war ich erst gegen das Ende meiner Studienzeit teilhaft geworden. Lipharts ältester Sohn war unserer Verbindung beigetreten und hatte mich dem Vater als Freund des ihm bekannten Seniors der Livonia, Arthur von Oettingen, vorgestellt. Irgend jemand hatte dem Kenner aller alten und neuen Literaturen davon gesprochen, daß Oettingen und ich Französisch könnten und französische Dichter studierten. Das war genügend gewesen, damit Liphart uns vorschlug, ihn regelmäßig am Mittwoch Abend aufzusuchen und „mit ihm Französisch zu treiben", d. h. seines Unterrichts gewürdigt zu werden, — einer Gunst, die wir mit Fug und Recht als unverdiente Auszeichnung ansahen und dankbaren Herzens annahmen.

Der erste dieser denkwürdigen Mittwochabende ist mir unvergeßlich geblieben. In einem mit Gipsabgüssen geschmückten Vestibül von dem vertrauten Diener und Leibphotographen des „Dr. Faust" empfangen, wurden wir durch eine Reihe halbdunkler Säle geführt, von deren Wänden weiße Riesengestalten auf uns herabsahen: hier die mächtige Figur des Jason, dort die Pferde vom Fries des Parthenon, — in einem zweiten saalartigen Gemach prangten Bilder von Meistern, deren Namen wir zum ersten Male hörten, der Kopf der Juno Ludovisi, ein prachtvoller Abguß der Sophokles-Statue usw. Dieselbe lautlose Stille, die in diesen Räumen geherrscht hatte, empfing uns in dem hellbeleuchteten mächtigen Saale, in dem Frau von Liphart an einem einsamen Teetisch saß, eine kleine schwarzgekleidete Dame, von südlichem Typus, mit „ausländischer" Sprechweise und dunklen, und wie wir meinten, katholischen Augen. Wenig später trat der Herr des Hauses ein, — trotz eines eng anschließenden wattierten Seidenrocks, ungeheurer Filzschuhe, einer über das halbkahle Haupt gestülpten Samtkappe und eines mächtigen grauen Plaid über Kälte klagend und auf das „unmögliche" Klima seines Vaterlandes scheltend. Wir kamen während der Teestunde über die Befangenheit nicht hinaus, die sich überall da einstellt, wo eine allgemeine Unterhaltung nicht möglich ist, weil Herr und Frau des Hauses verschiedenen Welten angehören und auf Überbrückung derselben ein für allemal verzichtet haben.

Nach Beschluß der Mahlzeit führte Liphart uns in sein Studierzelt, einen hohen von Galerien eingefaßten Raum, in dem seine reichhaltige Bibliothek aufgestellt war. Wo die langen Bücherreihen Platz dafür ließen, waren Kupfer und Radierungen aufgehängt, — auf der Mitte des mächtigen Tisches, um welchen wir Platz nahmen, ragte ein Bronzeabguß des Adoranten empor, der auf die rings aufgehäuften Skripturen seinen Schatten warf. „Womit beginnen wir unsere Studien?" fragte unser Amphitryo, — „ich denke mit dem Horaz." Und damit holte er eine alte holländische Ausgabe der Oden hervor, um mit vollendeter Meisterschaft das unsterbliche „Diffugere nives, redeunt jam gramina campis arboribusque comae" (IV, 7) vorzutragen und sodann die Übersetzungen zu verbessern, um die wir uns wechselweise abmühten. Daß es dabei nicht ohne Scheltworte derbster Art abging, durfte uns nicht anfechten, wo wir einen Lehrer vor uns hatten, dessen vollendete Herrschaft über den Stoff die höchste Bewunderung erweckte, und dessen Enthusiasmus auch die stumpfsten Schüler mit fortgerissen hätte. Hinweisungen auf grammatische Feinheiten des Französischen wechselten mit Exkursen über Verskunst und Denkungsweise des Dichters und seiner Zeitgenossen, denen wir staunend zuhörten, die wir aber unterbrechen zu müssen glaubten, als die Uhr zwei geschlagen hatte. Da das ganze Haus in tiefem Schlafe lag, geleitete der Herr desselben uns mit einem Lämpchen bis an die Haustür: die Befriedigung darüber, sich einmal voll ausgeben zu können, hatte bei dem seltenen Manne keine Ermüdung aufkommen lassen.

Der folgende Mittwochabend gehörte der Lektüre eines England gewidmeten Abschnitts aus Villemains „Etudes" an und gab zu Ausführungen über englische und französische Literatur- und Sittengeschichte Gelegenheit,

die unser Staunen erregt hätten, wenn das Wissen unseres Meisters uns nicht längst als unbegrenztes erschienen wäre. Daß der Vortragende sich nicht an den Stoff band, sondern alles, was mit ihm in Verbindung gebracht werden konnte, in seinen Bereich zog, erschloß uns Quellen der Belehrung, zu denen wir selbst niemals den Weg gefunden hätten. Liphards springende Manier erforderte freilich ein Maß von Aufmerksamkeit, das nur mit Zusammenfassung aller Kräfte aufgebracht werden konnte. Schüler, die es daran fehlen ließen, liefen Gefahr, mit des Lehrers reizbarer Laune unerwünschte Bekanntschaft zu machen. Uns gelang es, ihn bei Humor zu erhalten und aus den bei ihm verbrachten Stunden Belehrungen und Anregungen unvergänglicher Art nach Hause zu tragen. Jeder neue Mittwochabend brachte neue Überraschungen mit sich. Als wir einmal bei Gelegenheit der Lektüre eines französischen Klassikers auf Spanien und die Spanier zu reden kamen, schob Liphart die vor ihm liegenden Bücher beiseite, um die Schlegelsche Calderonübersetzung hervorzuholen und uns durch den Vortrag des „Arztes seiner Ehre" davon zu überzeugen, daß das ihm beigelegte Epitheton eines Dramenvorlesers allerersten Ranges ein durchaus verdientes sei. Jetzt konnten wir verstehen, was uns sonst schier unbegreiflich erschienen war, — daß die Glieder des theologischen Leseabends es sich gern gefallen ließen, wenn Liphart die gelehrte Lektüre gelegentlich beiseite schob, um seinen Gästen ein Shakespearesches Lustspiel vorzutragen. Einer gewissen Anstrengung bedurfte es übrigens auch bei diesen Vorlesungen. Liphart markierte die handelnden Personen lediglich durch Modulation seines nicht eben klangvollen Organs, vermied jedes eigentliche Pathos, verlas gleichgültige Partien mit gedämpfter, bis zur Tonlosigkeit gesenkter Stimme, — erzielte aber gleichwohl durch Feinheit der Charakteristik und Wärme der Empfindung die tiefstgehenden Wirkungen.

Länger als bis in die ersten Wochen des Jahres 1858 konnten die im Spätherbst des Vorjahres inaugurierten „französischen" Abende bedauerlicherweise nicht fortgesetzt werden. Oettingen bereitete seinen Abgang von der Universität vor, mich nahmen Examennöte in Anspruch, und nur ausnahmsweise durften wir uns den Luxus außerhalb unserer Dachstuben verbrachter Abende gestatten. Ein gewisser Zusammenhang mit dem Manne, dem wir so tief verpflichtet waren, blieb uns gleichwohl gegönnt. Unvergeßlich ist mir der letzte Besuch geblieben, den ich dem Liphartschen Hause als Student machen durfte. Im Dezember 1858 (Oettingen hatte Dorpat bereits verlassen) beschied der alte Herr mich und ein paar andere ältere Kommilitonen zu sich (irre ich nicht, so gehörte Ernst v. Bergmann der Zahl derselben an), um die Zukunft seines Sohnes zu beraten, dem ein Studentenstreich das consilium abeundi zugezogen hatte. Wir sollten eine „Entscheidung" treffen, die der Vater selbst nicht auf sich nehmen wollte. „Soll ich meinen Reinhold nach Paris in die école centrale oder nach Erlangen schicken, wo mein Freund Harnack (Theodosius Harnack, der streng-kirchliche Vater des vielgenannten Theologen Adolf Harnack) sich des Jünglings annehmen könnte?" lautete die uns gestellte Frage. Wir optierten für Erlangen, und dabei behielt es sein Bewenden.

Im Frühjahr 1859 begleitete Liphart den Sohn nach Erlangen, wenige Monate später verließ ich die Universität, und es vergingen Jahre, bevor ich dem verehrten Lehrer des Winters 1857/58 wieder begegnen durfte. Als das geschah, hatte er Dorpat verlassen, um die geliebte Embachstadt nur noch ein (oder zwei) Mal als Gast auf kurze Zeit wiederzusehen. Eine im Jahre 1862 unternommene, ursprünglich auf einige Monate angelegte Reise nach Deutschland und Italien dehnte sich zu Jahrzehnte langer Niederlassung in Florenz aus. Die nächste Veranlassung dazu hatte der Umstand geboten, daß Lipharts jüngster Sohn sich zum Maler ausbilden wollte, das übrige hatte sich aus Verhältnissen ergeben, von denen der berufslose Mann sich auch dieses Mal leiten ließ.

Auf dem bei Florenz belegenen königlichen Lustschlosse Quarto lebte seit Anfang der sechziger Jahre die Großfürstin Maria Nikolajewna, in erster Ehe mit dem Herzog Maximilian von Leuchtenberg, nach dessen Tode mit dem Grafen Grigori (Grischka) Strogonow verheiratet (November 1856). Der St. Petersburger Herrlichkeiten und der reichlich genossenen Freuden des Salonlebens müde geworden, hatte die schönste, gestrengste und temperamentvollste der drei Töchter des Kaisers Nikolaus I. sich mit ihren jüngeren Kindern im Arnotal niedergelassen, um fortan der Natur und ihren künstlerischen Interessen zu leben. Personen der großfürstlichen Umgebung hatten Ihrer Kaiserl. Hoheit von dem in Florenz lebenden merkwürdigen livländischen Baron erzählt, der einer der vorzüglichsten Kunstkenner und zugleich eines der größten Originale seiner Zeit sein sollte. Liphart, der trotz strenger Loyalität gegen das Kaiserhaus und mehrfacher Beziehungen zu Mitgliedern desselben höfischem Treiben und höfischer gêne durchaus abgeneigt war, suchte die ihm gewordene Einladung nach Quarto unter schicklichen Vorwänden abzulehnen: unter anderem erwähnte er, daß er keinen Frack besitze und mangels eines solchen hofunfähig sei! Die Neugier der Großfürstin wurde durch diese noch nicht dagewesene Entschuldigung erst recht gereizt. Sie gab zur Antwort, daß Herr von Liphart mit wie ohne Frack auf Quarto willkommen sein werde, und daß sie die frühere Einladung wiederhole. Diese Botschaft wurde in so verbindliche Formen gekleidet, daß ein Sträuben gegen den Inhalt derselben nicht wohl möglich war, und daß der Geladene sich fügen mußte. Die unter so eigentümlichen Verhältnissen eingeleitete Bekanntschaft verwandelte sich schon nach den ersten Berührungen in herzliche Freundschaft. Liphart wurde nicht nur zum Freunde, sondern zeitweise zum Genossen des großfürstlichen Hauses, in dem er mitunter Wochen und Monate verbrachte. Der Offenheit und Liebenswürdigkeit, mit der die Kaisertochter ihre wechselvolle Vergangenheit vor dem neuen Freunde ausbreitete und seinen Rat in großen und kleinen Dingen einholte, vermochte er, dem alle Eigenschaften des damoiseau fehlten, nicht zu widerstehen, der hohen Frau aber war ein Mann von der geistigen Bedeutung — und von der vertrauensvollen Rücksichtslosigkeit Lipharts noch nicht vorgekommen. Bei der Auswahl künstlerischer Anschaffungen mußte er ebenso aushelfen wie bei der Erziehung der großfürstlichen Kinder; zeitweise wurde von ihm sogar die Leitung des Unterrichts übernommen, den Lehrer

seiner Wahl dem jüngsten der Leuchtenbergschen Söhne, dem (im Kriege von 1877 gefallenen) Prinzen Sergey erteilten. Galt es die Besichtigung einer der Florentiner Galerien, so verstand sich von selbst, daß Liphart die Führerschaft übernahm; entschloß man sich zu Besuchen benachbarter Städte oder Landschaften, so traf er die erforderlichen Anordnungen, — sollte ein einsamer Winterabend mit Lektüre ausgefüllt werden, so wählte er die Bücher aus, der Mehrzahl alter und neuer Kultursprachen gleich mächtig (das Russische war dem Livländer de l'ancienne trempe freilich fremd geblieben), griff er heute zu Voltaireschen Romanen und Lehrgedichten, morgen zum Dante oder Tasso, ein drittesmal zu neuen Erscheinungen der englischen oder deutschen Literatur. Ob die Großfürstin allein war oder ob sie hohe Gäste bei sich sah, machte dabei keinen Unterschied, Liphart wurde als Mitglied der Familie angesehen, von den jüngeren Angehörigen derselben „Onkelchen" genannt und in die Lage gebracht, die Leiden und Freuden seines eigenen Hauses mit der Großfürstin und deren näheren Freunden bis ins einzelne zu besprechen. Unsere Kaiserin Friedrich, die als Kronprinzessin wiederholt nach Quarto gekommen war, hat mir bei Gelegenheit erzählt, daß sie über Lipharts neun Schwestern und deren Familien so genauen Bescheid wisse, als habe sie dieselben persönlich kennen gelernt. Daß die Grundanschauungen, von denen der orthodoxe Lutheraner und die nichts weniger als rigoristische Fürstin ausgingen, durchaus verschieden waren, scheint die Harmonie des in Quarto versammelten Kreises niemals gestört zu haben. Die Gewohnheiten der großen Welt sorgten dafür, daß die im Interesse bequemen Zusammenlebens notwendigen Zugeständnisse zur rechten Zeit und am rechten Orte Platz griffen.

Der im Jahre 1876 erfolgte Tod der Großfürstin bezeichnete einen Abschnitt im Leben des inzwischen zum Greise gewordenen Mannes, ließ dessen äußere Verhältnisse jedoch unberührt. Liphart hatte zu lange in Italien gelebt, als daß er in die nordische Heimat hätte den Rückweg finden können, — seine Gemahlin zog als gute Katholikin den Aufenthalt in der Heimat ihrer Kirche jedem anderen vor, die Kinder waren selbständig geworden, die alten Freunde verstorben oder versprengt. Danach behielt es bei der Niederlassung in Florenz sein Bewenden. Selbst als Lipharts älterer kinderloser Bruder, der Majoratsherr, um die Mitte der achtziger Jahre verstarb und der alte Herr als Erbe eines nach Quadratmeilen zu berechnenden Grundbesitzes einen Augenblick die Verpflichtung fühlte, sich den Sassen und Hintersassen der Neuhausenschen und Rathshofschen Güter in seinen neuen Eigenschaften zu zeigen, konnte der dazu erforderliche Entschluß nicht aufgebracht werden. Noch bevor er die deutsche Grenze überschritten hatte, kehrte der neue Majoratsherr an das Arnoufer zurück und fand sich mit den neuen Verhältnissen durch Erteilung einer Generalvollmacht an einen seiner Brüder ab[1]). — An der gewohnten Lebensweise wurde durch diesen Wechsel der Verhältnisse nichts geändert. Nach wie vor bewohnte er, dem trotz sonstiger Rüstigkeit jede Treppe den Atem kostete, den engen und unbequemen zweiten Stock des Hauses an der via Romana, in dem ich ihn vor drei Jahren besucht hatte, — nach wie vor fungierte sein

[1]) Lipharts ältester Sohn war im Jahre 1870 verstorben, sein ältester Enkel noch Student.

ebenso gewandter wie despotischer italienischer Bedienter Carlo als Major domus, Kammerdiener und Lakai, — nach wie vor machte Liphart die gewohnten nachmittäglichen Spazierfahrten in einem Fiakerwagen, dessen Führer der vorgespannten mageren Mähre und des traurigen Gefährtes durchaus würdig war. Als ich bei unserer ersten, ziemlich mühseligen gemeinsamen Fahrt des Rathshofer Marstalls und des dortigen Wagenparks scherzende Erwähnung tat, versicherte er seufzend, daß eignes Gefährt für ihn „zu teuer und zu unbequem sei".

Die mit dem verehrten Gönner verbrachten Junitage des Jahres 1888 standen in bezug auf Ausgiebigkeit in nichts hinter denen zurück, die mir dreißig Jahre früher in dem Hause an der „hölzernen Brücke" gegönnt gewesen waren. Die Jahre hatten ihn milder und toleranter gemacht, seiner geistigen Frische und Regsamkeit aber nicht den geringsten Eintrag getan. Auf den Besuch des Pitti, der Uffizien und der übrigen Kunstsammlungen hatte er bereits seit Jahr und Tag Verzicht leisten müssen:

Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen,

hieß es bei ihm, wie weiland bei dem würdigen Tieffenbacher. Da er den Platz jedes Gemäldes und die für dasselbe zweckmäßigste Beleuchtung genau anzugeben, ästhetischen Wert und geschichtliche Bedeutung der einzelnen Kunstwerke mit vollendeter Sicherheit zu bestimmen wußte, war er nichtsdestoweniger der denkbar geeignetste Führer durch die Herrlichkeiten seiner zweiten Heimat geblieben. Noch genußreicher erschienen mir freilich die Fahrten durch die Stadt und deren Umgebung, zu denen das köstliche Frühlingswetter einlud, und die über ganze Nachmittage und Abende ausgedehnt wurden. Vor jedem bewerkenswerten Bauwerk ließ Liphart halten, um dessen Eigentümlichkeiten, seine ältere und neuere Geschichte zu erläutern und durch Exkurse auf verwandte Gebiete fruchtbar zu machen. Unsere erste Ausfahrt war seiner Lieblingsstätte, der Piazza Michel Angelo, die zweite den Höhen von Fiesole gewidmet, dann kamen der Boboligarten und die Cascinen an die Reihe. In den Baumgängen dieses Parks sind wir wohl eine Stunde auf- und niedergegangen. Das ebene Terrain der zum Denkmal des Rajah von Holapore führenden Allee erlaubte dem an diesem Tage besonders wohl aufgelegten „Halbinvaliden" ungewohnte Freiheit der Bewegung.

Wenn ich an diesen letzten gemeinsam verbrachten Abend und an die Fülle der durch ihn gebotenen Belehrungen und Anregungen zurückdenke, erscheint Liphart mir als der ausgiebigste Mensch, dem ich jemals begegnet bin. Selbst über Dinge, die von seinem Interessenkreise weit ablagen, wie z. B. die politischen, war er so genau unterrichtet, daß man ihm stundenlang zuhören konnte. Mit den intimsten Vorgängen am Hofe des Kaisers Nikolaus I. war er ebenso genau bekannt wie mit den neuesten Entwicklungen des italienischen Staatslebens. Von den einen hatte die Großfürstin ohne jeden Rückhalt erzählt, von den anderen war ihm durch die in Quarto verkehrenden vornehmen Italiener Kunde geworden. Dabei reichte sein Gedächtnis in Zeitabschnitte zurück, die unsereinem unvordenklich erschienen. Als Knabe hatte er den Kaiser Alexander I. in Rathshof begrüßen dürfen und an einer der

Andachtsübungen teilgenommen, die Frau v. Krüdener in St. Petersburg abhielt, als jüngerer Mann den greisen Feldmarschall und einstigen Gouverneur von Paris, Fürsten Fabian v. d. Osten-Sacken, bei dessen einziger Schwester, der Pastorin v. Oldekop, kennen gelernt, in dem Berlin der dreißiger Jahre mit Alexander v. Humboldt verkehrt, in München mit Döllinger, in London mit Carlyle Berührungen gehabt. Von all diesen historisch gewordenen Personen erzählte er so lebensvoll, als seien sie ihm gestern begegnet, und so anspruchslos, als habe zwischen ihnen und unseren gemeinsamen Dorpater Bekannten kein eigentlicher Unterschied bestanden. — Daß ferner Literatur- und Bücherkenntnis keine Grenzen zu haben schien, ist bereits erwähnt worden. Der Zufall wollte, daß er bei meinem Eintreffen in Florenz mit der Lektüre eines Spezialwerks über Voltaire beschäftigt war, während ich um dieselbe Zeit eine Geschichte der Niederlande studierte. Auf beide Materien ging Liphart mit einer Ausführlichkeit ein, die den Glauben hätte wecken können, sie gehörten dem Kreise seiner nächsten Interessen an. Und dabei bildete die Beschäftigung mit Kunst und Kunstgeschichte nach wie vor den Mittelpunkt seiner Tätigkeit; auf moderne Kunstgeschichtler ließ er sich freilich nicht mehr ein.

Am Abende von Lipharts achtzigsten Geburtstage nahmen wir Abschied und — ohne es zu wissen — einen Abschied fürs Leben. Im Februar 1891 verstarb er nach kurzer Krankheit, um neben seiner gleichzeitig aus dem Leben gegangenen Frau auf dem florentinischen protestantischen Kirchhofe begraben zu werden. Daß der merkwürdige, in seiner Weise einzige Mann lediglich in der Erinnerung derjenigen fortlebt, die ihn persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, ist von ihm selbst und von den Umständen verschuldet worden, die den Gang seines Lebens bestimmten. Ihre Wurzeln gehörten einem Zeitalter an, in dem die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit für die obrste Aufgabe des Menschen galt und die Begriffe der Pflicht und des Berufs erst an zweiter Stelle — oder gar überhaupt nicht in Betracht kamen. Was Talleyrand von seiner Zeitgenossenschaft gesagt hat, galt in gewissem Sinne noch von *der* — um ein halbes Menschenalter jüngeren — Generation, aus der Liphart hervorgegangen war: „Wer nicht vor der großen Revolution gelebt hat, weiß nicht, was es heißt, *das Leben genießen*." Für das Verständnis des Zeitalters der Restauration und der vermeintlichen Austilgung der revolutionären Hinterlassenschaften taugt die Bekanntschaft eines Mannes, wie Karl Eduard v. Liphart es war, mehr als eine ganze Bibliothek.

XXV.

Der längere Aufenthalt, den ich in Florenz genommen, nötigte mich zu einer Beschleunigung meiner Fahrt nach Berlin, wo ich während der letzten Tage der Regierung Kaiser Friedrichs anlangte. Daß die damals weitverbreitete Meinung von einem wenigstens teilweisen Erfolge der Behandlung Mackenzies auf einem Wahn beruhe, erfuhr ich bereits am Abende des ersten an der Spree verbrachten Tages. Als ich meinen alten Kameraden Ernst v. Bergmann am 13. Juni aufsuchte, traf ich ihn in einem Gespräch mit seinem Kollegen Gerhardt an, das die unmittelbar bevorstehende Auflösung des Kaisers zum Gegenstande hatte. Wenige Stunden zuvor war Bergmann von dem

Kronprinzen aufgesucht und davon unterrichtet worden, daß die Atmungsorgane des Kranken den Dienst zu versagen begonnen hätten; den Vorschlag, uneingeladen nach Potsdam zu gehen und die Möglichkeit eines operativen Eingriffs zu untersuchen, hatte er abgelehnt, dem Fürsten Bismarck (wie er hinzufügte) übrigens schon einige Tage zuvor gesagt, daß der Monarch den laufenden Monat nicht überleben werde. Das Geheimnis des kaiserlichen Krankenzimmers wurde so streng gehütet, daß selbst nahe Freunde Kaiser Friedrichs ohne nähere Kunde von seinem Ergehen blieben. Zu diesen Freunden gehörte unter anderen Georg v. Bunsen, der mir wenige Tage vor der Katastrophe erzählte, die Türen Potsdams seien auch für ihn eng geschlossen; die Möglichkeit einer längeren Fristung der Krankheit hielt auch er nicht für ausgeschlossen. Nahezu in dem nämlichen Sinne hatte sich der Minister v. Puttkamer ausgesprochen, den ich am Vormittage des 9. Juni besuchte, und der mich mit den Worten empfing: „Merkwürdigerweise finden Sie mich noch hier und in meiner früheren Stellung." Vielleicht um die nämliche Stunde wurde der Erlaß über Puttkamers Verabschiedung unterzeichnet, der dem Minister am Abende desselben Tages zuging, weiteren Kreisen übrigens nicht sofort bekannt wurde. Der Zufall wollte, daß ich am nächsten Morgen (10. Juni) vor der Tür des Auswärtigen Amtes stand, um mich nach der Empfangsstunde des Unterstaatssekretärs zu erkundigen. Inmitten der Antwort, die der gleichfalls vor der Tür stehende, uns wohlbekannte Portier des Amts mir erteilte, fuhr er plötzlich auf: „Da kommt ja der Fürst gegangen, zu Fuß, allein und so rasch, wie ich das noch nicht gesehen habe." In der Tat war es Bismarck, der an uns vorüber ging und die Wilhelmsstraße in der Richtung zu den Linden durchmaß. Mit dem bekannten Kürassierrock und einer Feldmütze bekleidet, den Säbel unter dem Arm tragend und außerordentlich frisch aussehend, eilte der Reichskanzler so raschen Schritts vorüber, daß er unserer Grüße nicht gewahr wurde. Wie ich in der Folge erfuhr, war die Nachricht von der Entlassung des vieljährigen Kollegen ihm kurz vorher zugegangen, und unter dem ersten Eindruck derselben hatte er sich auf den Weg gemacht, um Puttkamer einen mehrstündigen Besuch abzustatten.

Das Auswärtige Amt zeigte auch während dieser für die gesamte Zukunft Deutschlands entscheidenden Tage das gewohnte, unbewegliche Gesicht. Die neuen Chefs, die ich vorfand (Herbert Bismarck war Staatssekretär, der frühere Generalkonsul Graf Berchem Unterstaatssekretär, Herr Reichardt Direktor der zweiten Abteilung geworden), taten, als hätten sie immerdar auf den nämlichen Plätzen gesessen; die kleinen Angelegenheiten, die es zu ordnen galt, wurden in gewohnter Weise erledigt, die Unterhaltungen gerade so geführt, als habe man sich noch tags zuvor gesehen.

Das Ableben des Kaisers wurde mir erst in Hamburg bekannt, wohin ich gegangen war, bevor ich die Rückreise in den Orient antrat. An dem Tode des Monarchen, der bei seinem letzten Hamburger Besuche (1877) das Bild der Gesundheit und frohsinnigen Liebenswürdigkeit geboten hatte, nahm man auch hier den wärmsten und patriotischsten Anteil. Den Althamburgern, die mit dem Eintritt ihrer Stadt in den Zollverein vollen Frieden noch nicht geschlossen hatten, war der „Kronprinz" als angeblicher Freihändler besonders

wert gewesen; während der Jahre der Krisis hatte man sich in gewissen Kreisen mit dem phantastischen Gedanken getragen, bei ihm einen Rückhalt gegen die Bismarcksche „Vergewaltigung" zu suchen oder durch Verschleppung der Sache bis zum Thronwechsel Zeit zu gewinnen.

Hamburg hatte sich seit meinem letzten Besuch (1885) nicht unwesentlich verändert. Den Senat fand ich noch in seiner früheren Behausung vor, die Zusammensetzung dieser Körperschaft war aber eine andere geworden. Von drei Bürgermeistern meiner Zeit waren zwei verstorben (Weber † 1886, Kirchenpauer † 1887); der überlebende dritte Mann dieses Triumvirats, der sich trotz seines hohen Alters als Lobredner der neuen Zeit und des Zollvereins gab, bedeutete wenig mehr als den Ehrenpräsidenten des Senats, indessen Versmann nicht nur als tatsächlicher, sondern auch als der anerkannte Leiter des Gemeinwesens die erste Stelle einnahm. Kaum jemals früher oder später ist mir die Überlegenheit dieses Mannes über seine Umgebung so deutlich entgegengetreten wie bei Gelegenheit eines Gesprächs in diesen ersten Junitagen des Jahres 1888. Weil die auf den Zollanschluß folgenden Jahre in kommerzieller Rücksicht besonders lohnend gewesen waren, glaubten die meisten Hamburger — und nicht zuletzt die ehemaligen Hauptgegner dieser Staatsveränderung — den Beweis dafür erbracht zu sehen, daß der Verzicht auf die Freihafenstellung ihrer Stadt für diese durchaus gewinnbringend gewesen sei und eine neue Ära geschichtlichen Aufschwungs bedeute. Als ich meine Verwunderung über diesen jähen Wandel der Meinungen zum Ausdruck brachte, gab Versmann zur Antwort, die geschäftliche Gunst der letzten Jahre beruhe auf Ursachen allgemeiner Natur, die sich auch ohne die eingetretenen zollpolitischen Veränderungen geltend gemacht hätten und weder für noch gegen diese bestimmtes Zeugnis ablegten. Wie in dergleichen Fällen herkömmlich, werde aus dem post hoc ein propter hoc gemacht und ein Urteil antizipiert, das allein auf Grund vieljähriger, mindestens ein Dezennium umfassender Erfahrungen werde gewonnen werden können. Daß die Dinge bisher günstig verlaufen seien, habe ihm, dem in erster Reihe verantwortlichen Miturheber, begreiflicherweise zu besonderer Befriedigung gereicht — Bürgschaften für die allendliche Gestaltung der Zukunft Hamburgs indessen nicht geliefert. „Der Zollanschluß war politisch unvermeidlich, seine handelspolitische Wirkung vermag zurzeit noch niemand zu übersehen." So konnte allein ein von der Befriedigung über die eigenen Erfolge unberührt gebliebener, wahrhaft staatsmännischer Kopf urteilen.

Wenige Tage, nachdem ich Hamburg verlassen hatte, ging der erteilte Urlaub zu Ende, und ich mußte die Rückreise nach Tunis antreten. Ich nahm den Weg über Leipzig, um meinen alten Gönner Gustav Freytag noch einmal zu sehen und mit ihm, Roscher und Zarncke bei dem vortrefflichen Direktor der Kreditanstalt Wachsmuth zu Mittag zu essen; Simson, der Präsident des Reichsgerichts, der sein Erscheinen gleichfalls zugesagt hatte, war in elfter Stunde nach Berlin berufen worden, um an der Bestattung Kaiser Friedrichs teilzunehmen. Von den Gästen der Wachsmuthschen Tafel habe ich keinen wieder gesehen — auch Freytag nicht.

Ein russisches Reformprogramm aus dem 18. Jahrhundert.

Die Instruktion Kaiserin Katharinas II. vom Jahre 1767.

Von

Felix Salomon.

Die Vorgänge in Rußland seit dem Ausgange des Krieges mit Japan haben unsere Blicke immer wieder auf unsere östlichen Nachbarn gelenkt; wir haben die Stürme, die das Riesenreich in seinen Grundlagen erschütterten, mit Staunen verfolgt; jetzt beobachten wir nicht ohne Anteilnahme die Bemühungen, zu geordneten Zuständen zu gelangen. Mit unserem Interesse an Rußland ist unser Bedürfnis nach Orientierung gewachsen; die Tagespresse und eine rasch anschwellende populäre Literatur sind den Wünschen des Publikums in anerkennenswerter Weise entgegengekommen. Die Wissenschaft schwieg, so lange die stärkste Erregung andauerte und keine Muße zum Nachdenken gegeben war; heute, wo ein Stadium verhältnismäßiger Ruhe eingetreten zu sein scheint, möchte ich in ihrem Namen Gehör erbitten und zu einem Rückblick auf die Vergangenheit auffordern; ich will ein Dokument aus Rußlands Geschichte vorlegen, das auch noch für unsere Gegenwart von Interesse ist, insofern es Maßstäbe liefert, um das, was wir miterleben, zu beurteilen.

Im Lichte der geschichtlichen Entwicklung liegen die Dinge so, daß die „Revolution" in ihrem letzten Ursprunge nicht jüngsten Datums ist: sie stellt den Ausläufer einer sehr alten Bewegung dar, die von lange her darauf ausging, eine Reform des russischen Staatswesens herbeizuführen. Im Laufe der Jahrhunderte wechselten Mittel und Wege: heute wirkt das russische Volk bei der Regelung seiner Geschicke mit, früher suchte das Zarentum in verschiedener Weise den Reformen die Richtung zu weisen. Unter den Inhabern des russischen Thrones, die sich um Reformen bemühten, spielt Kaiserin Katharina II. eine eigentümliche Rolle. Ein Reformprogramm aus ihrer Feder, das bei uns bisher nur in Bruchstücken und zusammenhanglos bekannt geworden[1]), soll in folgendem in seinen wichtigsten Bestandteilen wiedergegeben

[1]) A. Brückner, Katharina II. Berlin 1883. S. 434—438.

und in seiner Bedeutung besprochen werden. Es verlohnt sich, es der Vergangenheit zu entreißen, als Geistesprodukt einer bemerkenswerten Persönlichkeit und einer eigenartigen Zeitepoche, sowie als Dokument, das in manchem wohl veraltet, in vielem aber doch so modern klingt, als enthielte es stille Mahnungen an unsere Nachbarn im Osten. Wir beginnen damit, Katharinas Bestrebungen in ihren geschichtlichen Zusammenhang einzureihen.

1. Die geschichtlichen Zusammenhänge.

Katharinas Regierung zählt nicht zu den zentralen Regierungen in der russischen Geschichte; sie schließt sich an Vorangegangenes an und bringt Begonnenes zum Abschluß; Katharina bewegt sich auf den von Peter dem Großen gebahnten Wegen. Der Mann, der das Schicksal für das neue Rußland geworden ist, begegnet uns, sobald wir nach einem Ausgangspunkte forschen. Wie verschieden ist sein Tun beurteilt worden! Voltaire und die Rationalisten haben ihn als den Fürsten, der ohne Respekt vor dem Überkommenen die Vernunft zur Herrschaft gebracht, in den Himmel gehoben; die Slavophilen haben ihn in die Hölle verdammt, weil er dem alten nationalen Rußland das Grab gegraben habe. Die unparteiische Forschung erkennt heute, daß das Wirken des einzelnen hier wie überall von geschichtlichen Kräften bedingt gewesen ist; diese waren stärker als selbst die Willkür des stärksten Autokraten. Peter übernahm ein bestimmtes Erbe, mit dem er sich abzufinden hatte; dieses Erbe barg das Kernproblem des modernen Rußlands in sich. Peter übernahm ein Reich ohne natürliche Grenzen, dem ein unaufhaltsamer Drang nach Ausdehnung inne wohnte und das diesem Drange entsprechen mußte, falls es nicht von neidischen Nachbarn beschnitten und zerstückelt werden wollte. Dieses Reich beherbergte eine Bevölkerung, deren Grundstamm eine unverwüstliche Lebenskraft und ein Kolonisationstalent sondergleichen besaß; was dem Reiche aber fehlte, das waren die Einrichtungen und Organe, um der Großräumigkeit Herr zu werden, und um zwischen den mit jeder weiteren Expansion des Staatsgebietes wachsenden Ansprüchen des Staates und zwischen den Bedürfnissen der Bevölkerung eine Harmonie darzustellen. Mit anderen Worten: das Reich ermangelte einer durchgreifenden Regierung, einer geeigneten Verwaltung und Rechtsprechung, einer hinreichenden wirtschaftlichen Unterlage; es ermangelte aber auch des geeigneten Menschenmaterials, um die Ämter zu füllen und die Verantwortlichkeiten zu tragen, da Erziehung, Gesittung und Bildung alles zu wünschen übrig ließen. Nicht persönliche Schuld oder das Versäumnis einzelner hatte diesen Zustand herbeigeführt, sondern ein historischer Vorgang, unter dem Rußland seitdem hat leiden müssen. Die Schuld lag daran, daß Rußlands natürlicher Werdegang durch die Invasion und Festsetzung der Tataren in brutalster Weise unterbrochen worden war. Die Tataren hatten die Verbindungen mit Westeuropa unterbrochen und alles das, was in Westeuropa den modernen Staat herbeigeführt hatte, gehemmt. Als dann nach qualvollen Zeiten das Tatarenjoch sich lockerte und endlich abfiel, als das Russentum sich reckte und streckte, als das gewaltige Kolonisationswerk begann,

aus dem Rußland am Ende als die größte kontinentale Macht hervorgegangen ist, da vermochte der Prozeß der Staatsbildung mit der Schnelligkeit der Gebietserweiterung nicht Schritt zu halten. Das Zarentum verstand es, seine politischen Ansprüche geltend zu machen, den Zusammenhang zu wahren, das für das Heer und die Landesverteidigung Nötige zu beschaffen, später seinerseits auch zur Gebietserweiterung zu schreiten, um verlorenes Stammgebiet zurückzugewinnen und um den Durchbruch nach den Küsten vorzubereiten; es verstand es nicht, politisch durchzugreifen und kulturell fördernd zu wirken. Das Zarentum vermochte nicht einmal den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Volksganzen zu wahren; die Einführung der Leibeigenschaft war nicht der Ausdruck zarischer Allgewalt, sondern des Verzichts auf zarische Rechte; der Zar lieferte aus Unfähigkeit, seinen Willen bis unten hin geltend zu machen, die Bauern den Besitzern von Grund und Boden aus. Die Folge war ein schreiendes Mißverhältnis zwischen der Größe des Staatsgebietes und der in ihm herrschenden Kultur; Ausländer, die im 17. Jahrhundert Rußland besuchten, gewannen den Eindruck, daß sie in eine Provinz Asiens kämen. Angesichts dieser Zustände unternahm es Peter der Große, Abhilfe zu schaffen; das Problem war ihm gegeben, er hatte es nicht zu suchen, indessen die Art, in der er es zu lösen meinte, bleibt sein ganz persönlicher Besitz. Er vollzog den Übergang vom Alten zum Neuen mit der Energie seines Willens und verlieh dem neuen Rußland, das er schuf, den Stempel seiner geistigen Eigenart. Peter, ein halber Barbar, hatte keinen einzigen originellen Gedanken, aber einen Scharfsinn sondergleichen; er lernte auf seinen Reisen nach Westeuropa und mühte sich, das Gelernte für Rußland zu verwerten; sein Genie betätigte sich in der Nachahmung, sein Rußland ward mit demselben Ungestüm nach westeuropäischen Vorbildern umgewandelt, mit dem der Lehrmeister sich selbst umzubilden gesucht hatte.

Die Anregung zum petrinischen Reformwerk bestand ganz und gar nicht in einem fertigen Programm; Peter bezweckte zunächst nichts anderes, als die Politik seiner Vorgänger fortzusetzen und einen Krieg zu führen, der Rußland in den seit langem erstrebten Besitz der Ostseeküste bringen sollte. Der Krieg führte nach schweren Mühen und mannigfachen Wechselfällen zum Siege, und die Frucht des Sieges war eine Ausdehnung des russischen Staatsgebietes nach dem Westen, die Rußland zu einer europäischen Großmacht machte. Die Großmacht galt es zu fundamentieren; da griff Peter die ungelösten alten Aufgaben auf, er erfaßte sie zusammen mit den neuen Bedürfnissen und ging daran, in großem Stile Neues zu organisieren. Der alles beherrschende Gedanke war der Staats- und Machtgedanke; Rußland sollte sich neben den alten Großmächten ebenbürtig behaupten können; alles das sollte in das Reformwerk Aufnahme finden, was der westeuropäischen Regierungspraxis entsprechend die Regierungsorgane stärkte und kräftigte. Mit einer Behördenreform wurde begonnen, die eine bessere Aufsicht und ein besseres Durchgreifen ermöglichte, alles sollte sich in musterhafter Ordnung vollziehen. Peter entwarf folgendes Bild: „Wie bei einer Uhr ein Rad von dem andern sich muß treiben lassen, also muß in der großen Staatsuhr ein Kollegium das andere treiben, und

sofern alles in einer akkuraten Proportion und genauen Harmonie steht, kann nichts anderes folgen, als daß der Zeiger der Klugheit dem Lande glückliche Stunden zeigen werde.“ Die westeuropäischen Herrscher besaßen, um ihrem Willen Gehör zu verschaffen, ein ausgebildetes Beamtentum, das in Rußland fehlte. Peter bemühte sich um Ersatz; er stellte denen, die sich im Staatsdienste auszeichneten, den Adel in Aussicht, als Mittel, um anständige Elemente für das Beamtentum zu gewinnen. Regierung und Beamtentum in Westeuropa waren aber doch nur die Träger und Vollstrecker der Macht, hinter denen die eigentliche Triebkraft der Macht entdeckt werden mußte. Peter erkannte sie in dem wirtschaftlichen Kräftezustande und dem Unternehmungsgeiste der Bevölkerung; er fand, daß hier in bezug auf Rußland das meiste zu tun übrig bliebe, damit es rasch mit den westeuropäischen Staaten wetteifern könnte. Der merkwürdigste Teil seiner Reformen hat in den Bemühungen um die wirtschaftliche Hebung und die kulturelle Förderung seines Volkes bestanden. Er wollte aus seinen ungebildeten und rohen Russen etwas anderes machen; er wollte sie, die noch den Stempel der Tatarenzeit auf der Stirne trugen, europäisieren; er wollte das Volk, das nur eine extensive Art der Bewirtschaftung kannte, zu einer intensiven Kultur anhalten und anregen. Um dies zu erreichen, ging er mit einer Rücksichtslosigkeit vor, die keine Grenzen kannte. Er kleidete seine Russen in westeuropäische Kleider, er steckte ihnen die Pfeife in den Mund, er schrieb ihnen die Umgangsformen und die Bildungsmittel vor; und er schrieb sie nicht nur vor, sondern er sorgte auch für die Durchführung seiner Befehle. Die wirtschaftspolitischen Maßnahmen waren im Stile des westeuropäischen Merkantilismus gehalten; Zar und Zarin gaben das Beispiel der Betriebsamkeit. Peter betätigte sich selbst als Großhändler, die Zarin errichtete eine Tüllfabrik und eine Fabrik zur Bereitung von Stärkemehl. Die Verordnungen erstreckten sich bis aufs Kleine und Kleinste; zum Beispiel wurden die Untertanen belehrt, wie sie Bier brauen und Sparöfen anfertigen könnten. An allem vermochte allerdings auch er nicht zu rütteln; die Leibeigenschaft blieb sanktioniert in der Weise, in der das Staatswohl am wenigsten litt; im ganzen aber drang sein Wille durch, weil die Wucht der Persönlichkeit, die dahinter stand, empfunden wurde. Als er seine Augen schloß, herrschte in Rußland eine ganz andere Atmosphäre als zuvor; die von ihm auf dem Sterbebette aufgenommene Totenmaske zeigt die ruhigen Züge des Siegers.

Unter Peters nächsten Nachfolgern fehlte es an großen Persönlichkeiten und an hervorstechenden Ereignissen; das Neue ließ sich nicht mehr rückgängig machen, es drängte sich langsam und sicher durch, blieb aber noch in stillem Kampfe mit dem Alten. Der Augenschein lehrte, worin das petrinische Werk am solidesten begründet war; Rußland behauptete die europäische Geltung und die Großmachtstellung nach außen. Indessen war in den inneren Zuständen eine Harmonie nach wie vor zu vermissen; manches war sogar schlimmer geworden als zuvor. Der Kulturfirnis, dessen die oberen Gesellschaftsschichten teilhaftig wurden, diente dazu, die Kluft zwischen ihnen und den unteren Schichten zu erweitern; das Raffinement im Leben der Reichen und Mächtigen

trat in einen entsetzenerregenden Kontrast zu dem Elend der Leibeigenen; die Leibeigenschaft entwickelte damals die schlimmsten Formen. Die Verwaltung, der Peter die Gleichmäßigkeit eines Uhrwerkes hatte verschaffen wollen, versagte; der wirtschaftliche Aufschwung war kärglich. Ein Kernübel war der Mangel von Normen, die das in andere Bahnen gewiesene Volksleben regulierten. Rechtspflege und Gesetzgebung waren ganz uneinheitlich und rückständig; Strafrecht und bürgerliches Gesetz verlangten nach Revision und Kodifikation; alles war schwerfällig, unübersichtlich, verrottet. Die Willkür, die sich eingeschlichen hatte, war um so schlimmer, als der Strafkodex barbarische Strafen aufwies. Es war nicht anders: Rußland als Großmacht ruhte noch wenig auf den Segnungen westeuropäischer Kultur; es ruhte noch immer vorwiegend auf der rohen Volkskraft und der Massenhaftigkeit seiner Ländergebiete. Um das petrinische Reformwerk zu einem harmonischen Abschluß zu bringen, mußte das Kultur- und Erziehungswerk des Russentums von anderen Händen wieder aufgenommen und zu besserem Ende geführt werden. Das hat sich Katharina vorgenommen.

Katharina, die Tochter des preußischen Gouverneurs von Stettin, des Prinzen von Anhalt-Zerbst, war durch Vermittlung Friedrichs des Großen als fünfzehnjähriges Mädchen nach Rußland gekommen; sie ging dorthin, um von dem Großfürsten Peter als Braut angenommen zu werden. Was sie in ihrem Brautstande und in den wenigen Jahren ihrer Ehe durchmachte, was sie erlebte und erlitt, wie es kam, daß sie über die Leiche ihres Gemahls hinweg den Weg zu selbständiger Betätigung fand, alles das gehört nicht hierher; ihre Memoiren bieten einen merkwürdigen Einblick in diese Zeiten. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß Katharina die Gedankengänge, die in die Instruktion einmünden, frühzeitig aufgenommen hat. Schon als Großfürstin begann sie mit intensivem Eifer zu lesen und zu studieren, um sich über die Verhältnisse des fremden Reiches, in das das Schicksal sie verschlagen hatte, zu unterrichten; dabei verfuhr sie von vornherein in der Weise, daß sie die Dinge von zwei Seiten anfaßte: sie mühte sich, in die Wirklichkeit der russischen Zustände eingeweiht zu werden, und sie studierte Schriften, die sie über Mittel und Wege, um zur Besserung zu gelangen, erleuchten sollten. Ein scharfer, durchdringender Verstand und eine gute Beobachtungsgabe erleichterten ihr die Arbeit, aber auch das Weibliche in ihr drängte in der Politik zur Betätigung, je weniger ihr das Eheleben genügen konnte. Sie hatte ein weiches Gemütsleben, das ihr Gemahl in jeder Weise verletzte, und eine anschmiegende Natur, die er abstieß; da regte sich in ihr das Verlangen, für das Volk, in dessen Mitte sie gestellt war, zu sorgen und ihm das Verständnis für seine Bedürfnisse zu zeigen. Wir lesen in den tagebuchartigen Aufzeichnungen der Großfürstin: „Mag man mir auch die Hände binden, um mich zu verhindern, Böses zu tun, aber ich will die Arme frei haben, um Gutes tun zu können“ [1]). Als Zarin forderte sie alsbald Berichte aus allen Landesteilen ein; gleichzeitig setzte sie ihre Lektüre fort, um für Reformen, mit denen sie sobald als möglich beginnen

[1]) Brückner, Katharina II. S. 38.

wollte, aus der westeuropäischen Literatur Anregungen zu entnehmen. Zwei Autoren machten stets den stärksten Eindruck auf sie: Montesquieu und Beccaria. Der Marchese di Beccaria hatte ein Buch „über die Vergehen und die Strafen" geschrieben; er war einer der Pioniere der Reform des Strafrechtes im modernen humanen Geiste. Von Montesquieu las sie die Abhandlung „über den Geist der Gesetze" mit jugendlicher Begeisterung und Empfänglichkeit. Sie meinte, dies sei ein Buch, das den Fürsten als Gebetbuch dienen müßte. Einmal schrieb sie an einen Vertrauten: „Wäre ich Papst, so würde ich Montesquieu heilig sprechen"[1]). Sehr bald klärte sie sich über das nächste Ziel: Eine Reform der Gesetzgebung erschien ihr als das nächste und dringendste Bedürfnis[2]). Ihre Vorgänger hatten mehrmals zu gleichem Zwecke einen Anlauf genommen, ohne jemals über das Stadium der Vorbereitung hinauszugelangen; sie hoffte das große Werk unter ihren Auspizien besser vorwärts zu bringen. Ihre Vorgänger hatten, an alte Traditionen anknüpfend, den Gedanken aufgenommen, eine Kommission aus Vertretern der verschiedenen Bevölkerungsschichten zu berufen, die die Wünsche und Anliegen des Volkes vorbringen sollten, aber solche Kommissionen waren immer wieder erfolglos auseinandergegangen; Katharina dachte sich etwas besonderes aus, um der Kommission, die sie berufen wollte, einen Rückhalt zu verschaffen: sie wollte ihr die Früchte ihres Nachdenkens und ihrer Studien in Form einer Instruktion zur Verfügung stellen[3]). Wohl verstanden, sie wollte nicht anordnen und befehlen, sondern nur anregen und Richtlinien weisen; sie wollte die Reformbewegung sowohl in bezug auf den Inhalt als auch auf den Geist aus dem alten Gesichtskreise herausheben. Sie schrieb die Instruktion nicht auf einmal, sondern nach und nach nieder; gelegentlich legte sie einzelne Abschnitte Männern vor, deren Urteil ihr von Wert war. Als die Angehörigen der Kommission, die auf den Sommer 1767 berufen waren, in Moskau eintrafen, war das Manuskript fertig. Sie ließ verschiedene Kommissionsmitglieder Einblick nehmen, ersuchte auch um deren Ansicht und gestattete, daß diese mehr als die Hälfte des Manuskriptes strichen. In dieser verkürzten Form wurde die Instruktion in Druck gegeben, datiert vom 30. Juli 1767, um an alle Kommissionsmitglieder verteilt zu werden. Eine Anzahl von Exemplaren wurde besonders angefertigt, mit deutscher Übersetzung neben dem russischen Texte versehen, und davon wurde eines an Katharinas Alliierten Friedrich den Großen nach Sanssouci abgesandt, ein anderes an die Berliner Akademie der Wissenschaften. Diese bisher unbenutzte Gabe der Zarin liegt unseren Ausführungen zugrunde[4]).

[1]) Brückner, S. 432. — B. v. Bilbassoff, Geschichte Katharinas II. I[1], 373.

[2]) Katharina an den Fürsten Wjasemsky (Bilbassoff I[2], 581 ff.).

[3]) Brückner, S. 427 ff.

[4]) „Ihrer Kaiserlichen Majestät Instruction für die zu Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuche verordnete Commission." Gedruckt zu Moskau in der Kaiserlichen Universitätsbuchdruckerei 1767. Das Druckwerk, das in Deutschland sonst schwer oder kaum zugänglich sein wird, ruht im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin (Rep. XI, Rußland A). Dank der Güte des Herrn Generaldirektors der preußischen Staatsarchive, Wirkl. Geh. Oberregierungsrates Dr. Koser, und des Herrn Direktors des Geh. Staatsarchivs, Geh. Archivrates Dr. Bailleu, habe ich es nach Leipzig gesandt erhalten; beiden Herren wiederhole ich hier meinen Dank. Auskunft über das

2. Der Inhalt der Instruktion[1]).

Katharina appelliert zuerst an das Gemütsleben ihrer Untertanen; auf dem Titelblatte der Instruktion lesen wir ein Gebet: „Herr mein Gott, vernimm mich, gib mir Verstand, mein Volk zu richten nach Deinem heiligen Gesetze und nach der Wahrheit". In gleicher Stimmung beginnt die Instruktion mit dem Hinweise, eine gute Gesetzgebung ergebe sich aus den Lehren des Christentums:

„Die christliche Religion lehrt uns, einer dem andern so viel Gutes zu tun, als uns möglich ist. Wenn wir diese Vorschrift unserer Glaubenslehre als eine in dem Herzen eines ganzen Volkes eingepflanzte oder noch einzupflanzende Regel ansehen, so können wir keinen anderen als diesen Schluß machen: Es muß überhaupt eines jeden ehrlichen Menschen Wunsch sein, sein Vaterland auf der allerhöchsten Staffel der Wohlfahrt, des Ruhmes, der Glückseligkeit und der Ruhe zu sehen, besonders aber einen jeden seiner Mitbürger durch Gesetze, die dessen Wohlstand nicht einschränken, sondern ihn vor allen dieser Regel zuwiderlaufenden Unternehmungen decken, gewahrt zu wissen."

An diese gefühlsmäßigen Erwägungen reiht sich die verstandesmäßige Arbeit im Gedankengange Montesquieus: Katharina empfiehlt, die Gesetzgebung solle sich der Eigenart des russischen Reiches so nahe wie möglich anpassen. Sie schildert diese Eigenart: Rußland ist eine europäische Macht; das Reich ist von weiter Ausdehnung; der Ausdehnung entspricht seine Regierungsform, der Absolutismus. Sie bemerkt zur Erläuterung:

„Ein weitläufiges Reich setzt eine souveräne Gewalt in derjenigen Person voraus, die dasselbe regiert. Die Geschwindigkeit der Entscheidungen in Anbetracht der von weither kommenden oder zu versendenden Sachen muß die aus der Entfernung der Orte entstehende Langwierigkeit ersetzen. Eine andere Regierungsform, es sei welche es wolle, würde für Rußland nicht allein schädlich sein, sondern auch zuletzt die Ursache seines Umsturzes werden."

Sie meint nun den Einwand zu hören, daß der Absolutismus einem geordneten Rechtszustande und Reformen im Wege stände; hatte doch Montesquieu die absolute Regierungsform absprechend und als eine solche geschildert, in der der Wille des Monarchen allein maßgebend sei. Sie widerlegt diese Meinung durch eine Definition dessen, was sie als Endzweck einer souveränen Regierung betrachte:

„Keineswegs die Menschen ihrer natürlichen Freiheit zu berauben, sondern ihre Handlungen zur Erlangung der höchsten Wohlfahrt anzuleiten. Das Augenmerk und der Endzweck souveräner Regierungen ist der Ruhm der Bürger, des Reiches, und des Regenten. Aus diesem Ruhm entsteht bei einem unter einer souveränen Regierung lebenden Volke der Geist der Freiheit, der in solchen Reichen zu eben so großen Taten Anlaß geben und die Wohlfahrt der Untertanen in eben dem Maße fördern kann, als die Freiheit selbst."

Original der Instruktion gibt Bilbassoff, „Katharina II. im Urteile der Weltliteratur" (aus dem Russischen übersetzt von Th. Schiemann), Bd. 1, S. 80—83. Bilbassoff bemerkt: „Die Geschichte der Instruktion . . . ist noch nicht geschrieben:" meine Absicht ist es nicht, diese Geschichte zu geben, sondern nur auf das Wesentliche des Inhalts der Instruktion und auf deren allgemeine Bedeutung zu verweisen.

[1]) Ich übertrage den Text in das moderne Deutsch.

Sie will als absolute Herrscherin den großen Postulaten des Jahrhunderts, die an ihr Ohr gedrungen sind, der Gleichheit und der politischen Freiheit in der Auslegung, die sie ihnen gibt, Gehör verschafft wissen:

Die Gleichheit aller Bürger besteht darin, daß sie sämtlich denselben Gesetzen unterworfen sind. Diese Gleichheit erfordert gute Einrichtungen, die den Reichen verwehren, die, die weniger Vermögen als sie besitzen, zu unterdrücken, und die Würden und Ämter, die ihnen nur als obrigkeitliche Personen anvertraut sind, zu ihrem eigenen Vorteil anzuwenden. Die allgemeine oder politische Freiheit besteht nicht darin, daß einer alles, was ihn gelüstet, tun kann; in einem Staate, d. h. in einer Versammlung von Menschen, die in einer Gesellschaft leben, in der es Gesetze gibt, kann die Freiheit in nichts anderem bestehen als in dem Vermögen, dasjenige zu tun, was man wollen soll und nicht gezwungen zu sein, dasjenige zu tun, was man nicht wollen soll. Man muß sich eine deutliche Vorstellung von der Freiheit machen: Die Freiheit ist das Recht, alles das zu tun, was die Gesetze erlauben. Wenn irgendwo ein Bürger etwas, was die Gesetze verbieten, tun könnte, so würde das schon keine Freiheit mehr sein, weil andere die gleiche Macht haben würden, dasselbe zu tun. Die politische Freiheit der Bürger ist die Ruhe des Gemütes, die aus der Meinung entsteht, daß ein jeder unter ihnen seine eigene Sicherheit genießt. Damit aber die Menschen zu dieser Freiheit gelangen können, müssen die Gesetze so beschaffen sein, daß kein Bürger Ursache habe, sich vor dem andern zu fürchten, sondern daß sich alle vor dem Gesetze fürchten."

Ihre Ausführungen kommen darauf hinaus: Rußland solle unter den Auspizien des Absolutismus zu einem Rechtsstaate werden; es soll es in dem Sinne werden, daß alle den gleichen und alle zweckmäßigen Gesetzen unterworfen werden; die Herrschaft des Gesetzes soll der Willkür der Regierenden und der Unterdrückung der niederen Klassen durch die höheren ein Ende machen. Je mehr nun aber das Gesetz gelten soll, desto genauer gilt es, dessen Wirkungskreis abzustecken; das Gesetz darf sich nicht auf Dinge, die gesetzlich nicht faßbar sind, erstrecken. Zur richtigen Absteckung des Wirkungskreises der Gesetze empfiehlt Katharina das Studium des Volkscharakters und der nationalen Eigentümlichkeiten; ihr Verlangen, die Gesetzgebung solle sich den russischen Verhältnissen anpassen, wird hier spezialisiert: Sie will unterschieden wissen zwischen Mißständen, die in Gebräuchen wurzeln, und Vergehen, die dem Strafrecht unterliegen. Wo das Übel in der Denkungsart wurzelt, ist erziehlich vorzugehen und „damit die Ausrede wegfalle, es könne nichts Nützliches geleistet werden, weil die Gemüter noch nicht dazu aufgelegt wären", mahnt sie: „Nehmt euch die Mühe, sie dazu vorzubereiten, eben dadurch werdet ihr schon Großes ausrichten können!" Die Gebräuche zu verändern, dient das Beispiel; dem Einreißen der Laster Einhalt zu tun, dienen die durch die Gesetze zu verhängenden Strafen.

Hiermit betritt Katharina das spezielle Gebiet des Strafrechtes, dem ein weiter Raum gewährt wird; eine Reform des Strafrechtes ist eines der Hauptthemen der Instruktion. Katharina geht von den verschiedenen Gattungen der Verbrechen aus und erörtert die jeder Gattung am gerechtesten entsprechenden Strafen. Sie dringt sogar noch tiefer und forscht: Woher haben die Strafen ihren Ursprung, und auf was für einem Grunde beruht das Recht, Menschen zu bestrafen? Grausamkeiten sind ihr zuwider. Sie stellt die These auf:

„Von allen Gesetzen, in denen die Gesetzgebung auf das äußerste geht, findet man Mittel sich zu befreien; die Mäßigung regiert den Menschen und nicht die Überschreitung des Maßes." Eine andere These lautet:

„Die Größe der Strafen muß sich nach dem gegenwärtigen Zustande und den Umständen, in denen ein Volk sich befindet, richten. In dem Verhältnisse, in dem der Verstand der in einer Gesellschaft lebenden Menschen sich aufklärt, vermehrt sich bei einem jeden Bürger die Empfindlichkeit; wo aber die Empfindlichkeit zunimmt, da muß die Schärfe der Strafe abnehmen."

Strafen, die den menschlichen Körper verunstalten, sollen abgeschafft werden; die Todesstrafe soll nur in wenigen Fällen zulässig sein. Zur Begründung verlautet:

„Es ist nicht die außerordentliche Schärfe noch die Zerstörung des menschlichen Lebens, die auf die Herzen der Bürger einen sonderlichen Eindruck macht; man hat sich viel mehr von einer lange anhaltenden Strafe zu versprechen." — Zusammenfassend betont Katharina: „Die politische Freiheit triumphiert, wenn die Gesetze wider die Verbrecher eine jede Strafe aus der besonderen Eigenschaft des Verbrechens herleiten. Denn so ist in der Strafe nichts Willkürliches, da sie nicht von dem Eigenwillen des Gesetzgebers, sondern von der Natur der Sache selbst abhängt; es ist nicht der Mensch, der dem Menschen Gewalt antut, sondern seine eigenen Taten."

Es gibt für den Gesetzgeber aber noch höhere Aufgaben, als ein Verbrechen gerecht zu bestrafen, es gilt der Ausübung des Verbrechens zuvorzukommen. Sie lehrt:

„Dem Verbrechen vorzubeugen ist die Absicht und der Endzweck einer guten Gesetzgebung, die nichts anderes ist als eine Geschicklichkeit, die Menschen zu der vollkommensten Glückseligkeit zu bringen. Man versuche es durch auserlesene und für die Gemütsart des Volkes sich schickende Grundlehren der Religion, der Philosophie, der Sittenlehre, durch das rechte Maß der Strafen und Belohnungen, durch eine richtige Anwendung der Ehrenregel, durch Strafen, die Schande nach sich ziehen, endlich durch allerhand Vorteile, die den Genuß einer ununterbrochenen Wohlfahrt und eines ruhigen Lebens versprechen."

Die Kommission soll sich des weiteren um die Behandlung des Angeklagten vor Gericht kümmern; auch hier ist vieles verbesserungsbedürftig. Der Gebrauch der Tortur wird als der gesunden Vernunft zuwider bezeichnet; die Gewalt des Richters soll allein in der Anwendung der Gesetze bestehen, damit man an der Freiheit und Sicherheit der Bürger nicht zweifle. Im einzelnen bespricht Katharina die Handhabung des Haftbefehles, das Verfahren, um ein Verbrechen festzustellen, den Unterschied zwischen Untersuchungshaft und Gefängnis, und die Verteidigung des Angeklagten, die stets gut verbürgt werden müßte. Sie verweist auf die Wichtigkeit, die Glaubwürdigkeit der Zeugen genau festzustellen, und warnt vor zu häufiger Anwendung des Eides: „Den Eid durch öfteren Gebrauch allzu gemein zu machen, ist nichts anderes, als die Kraft desselben schwächen." Um das Vertrauen zu den Gerichten zu erhöhen, sollen billigerweise etliche Richter mit dem Angeklagten eines Standes sein. Das Urteil wünscht sie so klar als möglich abgefaßt zu sehen, in der Art, daß es die ausdrücklichen Worte des Gesetzes in sich schließt. Sie wünscht, daß man sich an den Wortlaut der Gesetze halte; sind die Gesetze dem Buch-

staben nach zu verstehen, so hat die Redaktion des Gesetzbuches für eine leichte Verständlichkeit Sorge zu tragen. Sie empfiehlt:

„Die Gesetze müssen in der gemeinen Sprache geschrieben sein. Ein Gesetzbuch, das alle Gesetze in sich enthält, muß ein mittelmäßig großes Buch sein, das man wie einen Katechismus für einen geringen Preis kaufen kann. Wenn hingegen ein Bürger die Folgen, die seine Handlungen für seine Person und Freiheit nach sich ziehen, nicht selbst einzusehen imstande ist, so wird er wie ein Sklave von einer gewissen Anzahl von Leuten, die die Gesetze unter ihre Verwahrung genommen und sie nach Gefallen auslegen, abhängen. Je mehr Menschen das Gesetzbuch lesen und verstehen werden, desto weniger Verbrechen wird es geben. Deswegen muß man befehlen, daß in allen Schulen die Kinder dergestalt im Lesen unterrichtet werden, daß abwechselnd Kirchenbücher und Bücher, die von Gesetzen handeln, gebraucht werden."

An die Besprechung der gemeinen Verbrechen reiht Katharina die Behandlung von Übelständen, die zu ihrer Zeit besondere Aufmerksamkeit hervorgerufen haben werden. In diesem Zusammenhange kommt sie unter anderem auf den Zweikampf zu sprechen:

„Vom Zweikampf ist nicht ohne Nutzen dasjenige, was viele behaupten und andere schon geschrieben haben, zu wiederholen, nämlich: das beste Mittel, diesem Verbrechen vorzubeugen, besteht darin, daß man den angreifenden Teil, ich meine denjenigen, der zum Zweikampfe Anlaß gibt, bestraft; hingegen denjenigen, der zum Streite keine Ursache gegeben, und seine Ehre zu verteidigen sich gezwungen gesehen, für unschuldig erklärt."

Der Abschnitt über das Strafrecht schließt mit einer Zusammenfassung der Mittel, um dem Verbrechen vorzubeugen. Katharina wiederholt bereits Gesagtes, um es um so wirksamer einzuprägen, und fügt folgende Sätze hinzu:

„Wollt ihr dem Verbrechen vorbeugen, sorget, daß die Gesetze nicht sowohl gewissen Ständen, als vielmehr all und jedem Menschen im besonderen günstig seien. Sorget, daß die Menschen sich vor den Gesetzen und sonst vor niemandem fürchten. Sorget, daß Vernunft und Wissenschaft sich unter den Menschen mehr ausbreiten. Ein gutes Gesetzbuch ist nichts anderes als das Mittel, dem schädlichen Mutwillen, anderen seinesgleichen ein Übel anzutun, ein Ziel zu setzen. Man kann eine Sache nicht zu oft sagen, von welcher die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes abhängt."

Es folgt der zweite Hauptteil, der Abschnitt über die bürgerliche Gesetzgebung. Katharina wiederholt den Appell an das Gefühl, daß jeder für seines Mitmenschen Wohlergehen nach Vermögen Sorge tragen müsse, und den Appell an den Verstand, daß diejenige Regierung die beste sei, die der Beschaffenheit des Volkes, um derentwillen sie eingerichtet sei, am gemäßesten sei. Die Beschaffenheit des Volkes bedingt ein Verhältnis der Über- und Unterordnung; „es muß solche geben, die regieren und befehlen, und andere, die gehorchen." Infolgedessen gliedert sich die Bevölkerung nach Ständen; es ist Katharinas Hauptanliegen, das Verhältnis dieser Stände untereinander zu regeln, um ein Werk sozialer Ausgleichung zu verrichten. Ihre Ausführungen in diesem Teil sind zusammenhangsloser als im ersten; augenscheinlich ist hier besonders vieles gestrichen worden [1]; wir stellen nach Möglichkeit das Zusammengehörige zusammen,

[1] Vgl. die interessanten Angaben Brückners über den Urtext der Instruktion in bezug auf die Leibeigenen. S. 439—440.

um den Ideenkreis Katharinas zu rekonstruieren. Unter den Ständen steht der Adel voran; der Adel, an den Katharina sich wendet, ist der von Peter geschaffene Ämteradel, eine Staffel, die durch Tugenden und Verdienste erreicht wird; das Zarentum als Schöpfer dieses Standes hat auch das Recht, dessen Wirkungskreis abzustecken. Katharina tut dies, indem sie die des Adels würdigen Verdienste anführt: Der Kriegsdienst bleibt die vornehmste Beschäftigung; daneben soll der Adel sich der Rechtspflege annehmen, auch eine Beschäftigung mit dem Handel wird als angemessen hingestellt. Auf den Adel folgt der Mittelstand, ein im Rußland Katharinas noch wenig geläufiger Begriff. Darum hält es Katharina für richtig, ihn zu definieren:

„Zu dieser Gattung Menschen sind alle diejenigen zu rechnen, die, ohne Edelleute oder Bauern zu sein, sich mit den Künsten, der Wissenschaft, der Seefahrt, dem Handel und dem Handwerke beschäftigen. Außerdem gehören hierher alle diejenigen unadligen Herkommens, die in den von uns und unseren Vorfahren errichteten geistlichen oder weltlichen Schulen und Erziehungshäusern erzogen worden sind; ferner die Kinder der Kanzleibedienten."

Dem dritten Stande wird als Arbeitsgebiet zugewiesen die Pflege der guten Sitten und die Arbeitsamkeit; mit anderen Worten: das Gebiet des Unterrichtswesens, des Handels und der Industrie. Es bleiben die Bauern übrig, die bei weitem überwiegende Mehrzahl des russischen Volkes; hier wird das schwierigste Problem des Zeitalters berührt: die Frage der Leibeigenschaft. Katharina tritt an deren Behandlung auf Umwegen heran. Sie geht vom Staatswohle aus; das Staatswohl verlangt eine Vermehrung der Bevölkerung; sie schreibt:

„Rußland hat nicht nur nicht genug Einwohner, sondern faßt noch überaus große Länder in sich, die weder bewohnt sind noch bearbeitet werden. Man kann also nicht genug Aufmunterung ersinnen, um die Vermehrung des Volkes im Reiche zu fördern."

Daraus erwächst der Wunsch alles das, was bei der bisherigen Regelung der bäuerlichen Verhältnisse dem Bevölkerungswachstum im Wege steht, beseitigt zu sehen; in diesem Sinne empfiehlt sie folgende Maßnahmen. Erstens: Sanitäre Vorkehrungen, um der Verbreitung der gefährlichen Seuchen, die von Amerika gekommen sind und verheerend sich in Rußland verbreiten, entgegenzutreten. Zweitens: Eine bessere Regelung der bäuerlichen Abgaben an die Gutsbesitzer.

„Es wäre höchst notwendig, dem Adel Gesetze vorzuschreiben, daß er bei Bestimmung der zu bezahlenden Abgaben mit mehr Überlegung zu Werke ginge und solche Abgaben von den Bauern fordere, die ihn am wenigsten von seinem Hause und seiner Familie entfernten. Dadurch würde der Ackerbau in Aufnahme kommen, und das Volk würde sich im Reiche vermehren; denn je glückseliger die Menschen in einem Reiche leben, desto leichter vermehrt sich die Zahl der Einwohner. Wo die Menschen deswegen nur arm sind, weil sie unter harten Gesetzen leben, wo sie ihre Ländereien nicht so sehr für den Grund ihres Unterhaltes als für eine Gelegenheit der Unterdrückung halten, da kann sich das Volk nicht vermehren." Und weiter: „Es fehlt den Menschen selbst an hinlänglichem Unterhalt; wie könnte es ihnen in den Sinn kommen, davon noch ihren Nachkommen mitzuteilen? Sie haben selbst in ihren Krankheiten keine hinlängliche Pflege; wie können sie Geschöpfe erziehen, die sich in

einer beständigen Krankheit, d. h. in der Kindheit befinden? Sie vergraben ihr Geld in die Erde, weil sie sich scheuen, es im Handel und Wandel umgehen zu lassen, sie fürchten für reich gehalten zu werden, weil sie besorgt sind, der Reichtum möchte ihnen Verfolgung und Bedrückung zuziehen."

Drittens regt Katharina an, die wüsten Ländereien zu verteilen. Das System, eine Belohnung auf eine höhere Kinderzahl zu setzen, hält sie für unzweckmäßig; es käme mehr darauf an, fleißigen und arbeitsamen Hauswirten die Mittel, sich und die Ihrigen zu ernähren, zu erleichtern. „Schließlich soll in der Gesetzgebung im Auge behalten werden, daß auch die Mäßigkeit des Volkes zu dessen Vermehrung manches beitrüge."

Hiernach kommt sie zur Behandlung der Leibeigenschaft; ihr widmet sie folgende durch geschichtliche Exkurse unterbrochene Sätze:

„Wir müssen vermeiden, Leute zu Leibeigenen zu machen, es sei denn, daß die äußerste Notwendigkeit dazu zwänge; auch alsdann nicht um eigenen Nutzens willen, sondern zum Besten des Reiches. Dergleichen Fälle werden vielleicht sehr selten vorkommen." „Die Untertänigkeit mag von einer Art sein, wie sie wolle, es ist nötig, daß die bürgerlichen Gesetze auf der einen Seite den Mißbrauch der Leibeigenschaft abwenden, auf der anderen die Gefahren, die aus ihr entstehen können, verhüten." „Peter der Erste gab im Jahre 1722 ein Gesetz, daß man Leuten, die nicht bei vollem Verstande wären und die ihre Untertanen quälten, Vormünder setzen solle. Dem ersten Punkte dieses Gesetzes wird nachgelebt, warum der zweite nicht erfüllt wird, ist unbekannt." „Die Gesetze können dadurch etwas Gutes stiften, daß sie dem Leibeigenen ein Eigentum bestimmen." „Es ist sehr nötig, daß man denjenigen Ursachen zuvorkomme, die so oft zur Empörung der Sklaven gegen ihren Herrn Anlaß gegeben haben. Ohne Erkenntnis dieser Ursachen ist es unmöglich, ähnliche Vorfälle durch Gesetze zu verhindern, obwohl die Ruhe der einen wie der anderen davon abhängt."

Im Interesse des Friedens im Reiche hat Katharina dann noch ein besonderes Anliegen; sie empfiehlt die religiöse Toleranz:

„In einem so großen Reiche, dessen Herrschaft sich über so viele verschiedene Völker erstreckt, würde es für die Ruhe und Sicherheit der Untertanen höchst schädlich sein, wenn man die verschiedenen religiösen Übungen derselben verbieten oder nicht erlauben wollte. Die Verfolgung reizt die Gemüter der Menschen; die Glaubensfreiheit dagegen erweicht die erhärtetsten Herzen, beugt die Halsstarrigkeit und erstickt die der Ruhe des Reiches und der bürgerlichen Eintracht nachträglichen Zänkereien."

Alle diese Betrachtungen führen Katharina auf die Erkenntnis zurück, der sie schon einmal Ausdruck gegeben hatte, daß ihr Reformwerk, um wirksam zu sein, das Schwergewicht auf die Pflege der Gesinnung legen müsse; daher gipfelt die Instruktion in einem Abschnitt über die Erziehung der heranwachsenden Generation. Die wesentlichen Anweisungen Katharinas lauten:

„Es ist unmöglich, einem zahlreichen Volke eine allgemeine Erziehung zu geben und alle Kinder in eigentlich dazu bestimmten Häusern zu erziehen; daher wird es nützlich sein, einige allgemeine Regeln festzusetzen, die allen Eltern statt eines Rates dienen können: 1. Ein jeder Vater ist verbunden, seinen Kindern die Furcht Gottes als den Anfang aller Weisheit beizubringen. Gleichfalls ist er verpflichtet, ihnen die Liebe zum Vaterland einzuflößen und sie zu gewöhnen, den eingeführten bürgerlichen Gesetzen und der Landesobrigkeit, die nach Gottes Willen für ihr Wohl auf Erden sorgt, die schuldige Ehrfurcht zu erweisen. 2. Ein jeder Vater enthalte sich in Gegenwart seiner Kinder nicht allein aller Handlungen, sondern auch aller Reden, die auf Ungerechtigkeit und Gewalttätigkeit hinausgehen. Er verstatte auch

nicht, daß die, welche um seine Kinder sind, ihnen dergleichen böse Beispiele geben. 3. Ein jeder Vater muß sowohl den Kindern als denjenigen, welche diese warten, verbieten, daß sie lügen, geschähe es auch nur im Scherze, denn Lügen ist das schädlichste aller Laster."

Diesen Ermahnungen fügt Katharina eine bereits vorher von ihr im Druck veröffentlichte Instruktion für den Schulunterricht bei:

„Man muß der Jugend die Furcht Gottes einflößen, ihr Herz in rühmlichen Neigungen stärken und ihnen Grundsätze, die sich für ihren Stand schicken, beibringen. Man muß bei ihr die Lust zur Arbeit und einen Abscheu vor dem Müßiggange als der Quelle alles Übels und aller Ausschweifungen erwecken, sie zu einem anständigen Betragen sowohl in Worten als in Werken, d. i. zur Höflichkeit, Wohlanständigkeit, zum Mitleid gegen Dürftige und Unglückliche, erziehen und sie von aller Frechheit abhalten. Man muß sie in allen Teilen der Wirtschaft und in allem, was in dieser Nutzen schaffen kann, unterrichten, sie von Verschwendung abhalten, besonders aber ihr eine Neigung zur Ordnung und Reinlichkeit nicht allein in Ansehung ihrer selbst, sondern auch in Anbetracht alles dessen, was sie umgibt, einpflanzen. Mit einem Worte: man muß sie zu allen Tugenden und Eigenschaften, die eine gute Erziehung geben kann, und durch welche sie mit der Zeit zu rechtschaffenen Bürgern, nützlichen Gliedern des Gemeinwesens und einer Zierde desselben werden kann, anhalten."

Der sonstige Inhalt der Instruktion ist von geringerem allgemeinen Interesse.

Am Ende ruft der Absolutismus sich noch einmal in Erinnerung, um das Beispiel milder Gesinnung zu geben. Katharina empfiehlt eine nachsichtige Handhabung der Zensur:

„Man muß sich wohl in acht nehmen, die Untersuchungen zu weit zu treiben, indem zu befürchten ist, daß andernfalls der Verstand Zwang und Unterdrückung leide. Es kann daraus nichts anderes als Unwissenheit entstehen; man vernichtet die Gaben des menschlichen Verstandes und beseitigt die Lust zum Schreiben."

Sie empfiehlt auch Nachsicht, wo es sich um das Vergehen der Majestätsbeleidigung handle. Die Instruktion schließt mit einem Herzenserguß:

„Alles dieses kann unmöglich den Schmeichlern gefallen, die täglich allen irdischen Regenten vorsagen, daß ihre Völker ihretwegen erschaffen sind. Wir aber halten dafür und schätzen es uns zum Ruhme, zu sagen, daß wir unseres Volkes wegen erschaffen sind, und dieser Ursache wegen sind wir verbunden, von den Sachen so zu reden, wie sie sein sollen. Denn Gott verhüte, daß nach Beendigung dieser Gesetzgebung ein Volk auf Erden gerechter und folglich blühender sein möge als das unsrige. Die Absicht unserer Gesetze würde alsdann nicht erfüllt sein, ein Unglück, welches ich nicht zu erleben wünsche."

3. Die Aufnahme der Instruktion. Kritik und Beziehung zur Gegenwart.

Die Instruktion fand bei Friedrich dem Großen begeisterte Aufnahme; der große König antwortete in zuvorkommendsten Worten[1]. Die Akademie der Wissenschaften ernannte Katharina zu ihrem Ehrenmitgliede; sie tat es auf eine Meldung des preußischen Gesandten in Petersburg, daß Katharina

[1] Brückner, S. 441—442.

eine Ehrung von seiten einer wissenschaftlichen Körperschaft gern annehmen würde[1]). Dem war wirklich so; Katharina dankte in verbindlicher Weise und mit einem persönlichen Bekenntnis[2]).

Die Kommission dachte anders als das Ausland; im Verlaufe ihrer Sitzungen wurde es immer deutlicher, daß Katharinas Unternehmungen auf einen wenig fruchtbaren Boden fielen. Die Geschichte der gesetzgebenden Kommission soll hier nicht erzählt werden[3]); nur das Ergebnis sei erwähnt: Die von Katharina ausgehende Reformbewegung ist im wesentlichen am Widerstande der Bevölkerung gescheitert. Alle waren mit einer Revision der Gesetzgebung einverstanden, aber jeder dachte nur an seine eigenen Interessen; der Egoismus der einzelnen Stände versperrte den Weg für durchgreifende Maßnahmen. Am meisten entgegenkommend waren einzelne Vertreter des Adels; am reaktionärsten waren die jüngst emporgekommenen sozialen Elemente, der Dienstadel und der Mittelstand; besonders sie lehnten eine Milderung der Strafen, erst recht eine Linderung der Leibeigenschaft ab. Katharina nahm die Dinge, wie sie waren, und wich zurück; die Kommission ward aufgelöst; Katharina erklärte sich zufrieden, ihre Erfahrungen gemacht zu haben und meinte: „Die gesetzgebende Kommission hat mir Licht und Kenntnis gegeben über das ganze Reich; von da ab wußten wir, mit wem wir es zu tun hatten, und für wen wir sorgen mußten". Ihre Regierungstätigkeit nahm von da an einen anderen Gang; es wurde noch Vieles und Wesentliches geleistet, bevor die französische Revolution einen Stillstand und eine Reaktion heraufführte; die innere Politik wurde auch dann nicht vernachlässigt, als Katharina sich zur Vollstreckerin des politischen Testamentes Peters des Großen in der auswärtigen Politik machte und durch neue Gebietserwerbungen Rußlands Stellung in der Welt endgültig sicherte. Katharina förderte planvoll das Standesbewußtsein von Adel und Mittelstand und gewann neben einem selbstbewußteren Adel einen wirtschaftlich gestärkteren Mittelstand als soziale Stützen der Großmacht; auch manches, was in der Instruktion enthalten war, ist später ausgeführt worden: Katharina ließ sich die Hebung des Volksunterrichts besonders angelegen sein, und im Bereiche der Justiz wurden mannigfache Verbesserungen vorgenommen. Das Beste aber, was in der Instruktion niedergelegt war, blieb unerfüllt.

[1]) Friedrich an Finckenstein. 14. Januar 1768. Geheimes Staatsarchiv. „Vous aurez appris par la dépêche du Comte de Solms de l'ordinaire dernier, comme quoi l'on a fait entrevoir à l'Impératrice de Russie, que l'Académie des Sciences pourrait bien, pour l'envoy qu'Elle lui a fait . . . Lui demander la permission de l'admettre au nombre de ses membres, et que cette idée avait paru faire plaisir à l'Impératrice. Mon intention est donc, que vous devez diriger cette affaire auprès de l'Académie en sortes que celle-ci en écrive à l'Impératrice en termes très flatteurs, et où d'ailleurs il n'y ait rien par rapport aux courtoisies qui sache blesser la délicatesse des Russes."

[2]) Katharina an die Akademie. Petersburg 4. März 1768. Geheimes Staatsarchiv. „Très flattée de cette marque de votre estime, je l'accepte. Mais, Messieurs, ma science se réduit à savoir, que tous les hommes sont frères: ma vie se passera à étudier l'art d'agir en conséquence. Si j'ai eu jusqu'ici quelques succès, ne les attribuez qu'à ces vérités."

[3]) Vgl. Brückner, S. 439 ff.

Die Kritik der Instruktion weist auf eine Reihe von Aufgaben, die der russischen Spezialforschung obliegen mögen, und die ich nicht zu lösen beabsichtige; uns kommt es nur auf die Beantwortung der Frage an, worin der allgemeine Wert und die geschichtliche Bedeutung unseres Dokumentes zu finden sind. Der Wert liegt nicht in der Originalität der Ideen; Katharina selbst hat einen Anspruch auf Originalität abgelehnt. „Ich habe nie einen schöpferischen Geist zu haben geglaubt", bekannte sie in späteren Jahren[1]; in bezug auf die Instruktion schrieb sie an Friedrich[2]: „Eure Majestät wird nichts Neues darin finden, nichts, was Sie nicht schon wüßten; Sie werden sehen, daß ich es wie der Rabe in der Fabel gemacht habe, der sich mit Pfauenfedern schmückte. Nur die Anordnung ist von mir und hier und da eine Zeile oder ein Wort; zusammen vielleicht zwei oder drei Bogen, schwerlich mehr." Eine Bescheidenheit, deren Äußerungen allerdings übertrieben sind; Katharina hat nach ihren eigenen Angaben an anderer Stelle die Vorarbeiten für die Instruktion sehr ernst genommen und dabei den Stoff ganz persönlich angefaßt; wir lesen in einem Rückblick aus ihrer Feder: „Zwei Jahre hindurch las und schrieb ich...; ich folgte ausschließlich meinem Verstande und meinem Herzen"[3]. Der Wert der Instruktion ist auch nicht in dem praktischen Blick in bezug auf das Einzelne zu finden noch in der praktischen Verwendbarkeit in damaliger Zeit; abgesehen von dem momentanen Widerstande, auf den Katharina im russischen Volke stieß, überschätzte sie überhaupt die Kraft der Gesetzgebung und die Wirksamkeit eines Appells an Herz und Vernunft. Sie arbeitete, wie uns Aufzeichnungen in ihrem Tagebuche beweisen[4], in einem beseligenden Optimismus; sie meinte: „Hat man die Wahrheit und die Vernunft zu Bundesgenossen, so kann man diese dem Volke entgegenhalten, Vernunftgründe werden die Menge stets überzeugen." Ein anderes Mal notierte sie: „Es ist sehr leicht, das Vertrauen der Nation zu erwecken; man braucht nur das Volkswohl im Auge zu haben und Gerechtigkeit zu üben; macht man sich diese beiden Dinge, welche untrennbar sind, zur Richtschnur der Handlungen, hat man kein anderes Interesse als dieses, so ist alles leicht. Ist die Seele edel, so ist alles zu erringen." Dies war ein Optimismus, der mit den Tatsachen nicht im Einklange stand; er förderte die Arbeit, aber führte notwendig zu Enttäuschungen. Der Wert der Instruktion liegt darin, daß Katharina ein neues Thema anschlug, das irgendwann und irgendwie erledigt werden mußte, falls Rußland wirklich europäisiert und das Petrinische Reformwerk zu harmonischem Abschluß gebracht werden sollte; das Thema lautete: wie ließ sich zwischen den russischen Zuständen und dem europäischen Geistesleben eine Brücke schlagen? Katharina wünschte die Segnungen des Zeitalters der Aufklärung dem Rußland ihrer Zeit zuteil werden zu lassen; sie spielte die Rolle der Vermittlerin zwischen dem russischen Volke und den Führern der westeuropäischen Literatur; der Versuch, die Gaben der Aufklärung den russischen Verhältnissen anzu-

[1]) Brückner, S. 632.
[2]) Brückner, S. 434.
[3]) Brückner, S. 431.
[4]) Brückner, S. 38.

passen, war Katharinas selbständige Leistung und reiht die Instruktion in die Reihe der denkwürdigen Kundgebungen des aufgeklärten Absolutismus ein. Unser Dokument stellt demnach vor allem einen wertvollen Beitrag zur allgemeinen Geschichte des aufgeklärten Absolutismus dar; im Zusammenhange der russischen Geschichte bedeutet es einen Hinweis auf ein erstrebenswertes Ziel, ein Vermächtnis an die Zukunft.

Ein Vermächtnis an die Zukunft! Dies führt uns auf die Beziehungen der Instruktion zu unserer Gegenwart. Wie steht es heute mit dem, was Katharina als Aufgabengebiet gestellt hat? Wie steht es mit der Herrschaft von Recht und Gesetz, wie mit der Überbrückung der Kluft zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen? Was gilt das Rechtsbewußtsein in Rußland und was das soziale Empfinden? Wer möchte den Bescheid geben, daß alles zum besten sei; es ist unbestreitbar, daß trotz des Fortganges der Reformen unter Katharinas Nachfolgern und trotz Aufhebung der Leibeigenschaft Rußlands Europäisierung noch immer nicht vollendet ist. Dazu kommt, daß der Absolutismus vor Vollendung der Mission, die er übernommen, abgetreten ist; das russische Volk muß jetzt eigene Initiative besitzen. Sollte sich nicht heute das Vermächtnis Katharinas im Zusammenwirken von Regierung und Volk allmählich verwirklichen lassen? Das Verhalten der panslawistischen Organe in Rußland gegen uns wird uns nicht hindern, jeden Sieg der Humanität in Rußland mit unseren Sympathien zu begrüßen.

Die Einwirkung Luthers auf Italien im 16. Jahrhundert.

Von
Paolo Zendrini (Mailand).

I.

Das Jahrhundert der Renaissance ist eine von den wenigen, und neben der Zeit Karls des Großen und der Gegenwart die wichtigste von den Perioden, in denen Deutschland und Italien nach vielhundertjährigen Kämpfen zur friedlichen Lösung einer großen geschichtlichen Aufgabe sich die Hand reichten. Waren erst die Römer, dann die Deutschen als Eroberer über die Alpen gedrungen, so ergoß sich jetzt der Strom der humanistischen Bildung von Italien aus über die nordischen Länder; und keines ist von ihm tiefer und nachhaltiger befruchtet worden als Deutschland. Hier sind durch das Studium des Altertums die Keime der großen religiösen Bewegung, der Reformation, genährt worden. Seitdem Italien zum zweiten Male der Mittelpunkt des Abendlandes geworden war, fand sich hier eine Menge Deutscher ein, die Weib und Kind verließen oder ihrer Zelle den Rücken kehrten, um an der Bildung Anteil zu haben, die von den begeisterten Lehrern des Lateinischen und Griechischen dargeboten ward. Daß diese Bildung oft zu einem Gegensatze gegen die Kirche führte, kümmerte niemanden mehr. Traf doch mit der Wiederbelebung der klassischen Studien die Opposition, welche von den Konzilien ausging, ungefähr zusammen, und konnte sich doch auch die Kurie nur dadurch retten, daß sie mit der Bildung, welche ihrem Wesen und ihren Ansprüchen geradezu entgegenstand, halb und halb in Gemeinschaft trat. Nunmehr waren es nicht mehr Könige, sondern Privatleute, welche die Römerzüge unternahmen. Unzählige Deutsche haben sich damals nach Italien auf den Weg gemacht, um teilzunehmen an den Schätzen, die so lange verschüttet gewesen waren; und es ist eine rhetorische Unwahrheit des Äneas Sylvius, wenn er von den Deutschen behauptete, sie lernten eher reiten als reden und wären für die Geisteskultur nur schwer zu gewinnen. Hat doch Johann v. Dalberg, der Schützer der Universität Heidelberg, eine rheinische gelehrte Gesellschaft ähnlich der berühmten platonischen des Lorenzo de' Medici gegründet. Und Nicolaus von Cusa, Georg Peurbach, Johannes Regio-

montanus fanden in Italien auch für den Betrieb der ersten Studien Förderung. Daß nebenbei die gleichzeitig neu erwachende Kunsttätigkeit gar manchen anzog, braucht eben nur erwähnt zu werden.

Überaus merkwürdig ist nun das Verhältnis, in welches Deutschland zu Italiens geistiger Entwicklung trat. Es nahm an ihr teil, aber auf eine durchaus verschiedene Weise. Während dort die Renaissance mit dem vorhandenen christlichen Geiste sich zusammenschloß, trat sie hier in Ermanglung eines solchen an dessen leere Stelle. Dort nehmen fromme Schulbrüder die neuen Kulturmittel auf und verwerten sie zur Jugendbildung: hier ergötzen sich eitle Poeten am Klang der antiken Versmaße und vergöttern eine elegante Diktion. Dort werden die neuentdeckten Alten zu Lehrmeistern, die Bibel in den Grundsprachen zu lesen und eine bessere Theologie anzubahnen: hier lernt man aus ihnen anstatt des Evangeliums im besten Falle eine platonische, im häufigsten eine epikureische Philosophie und verspottet von ihr aus die christlichen Lehren, ja beginnt die Unsterblichkeit der Seele zu leugnen.

Wenn in Italien die heidnische Richtung, die man einschlug, sich von der Kirche trennte, sich ihr entgegensetzte, so geschah etwas Ähnliches auch in Deutschland. Auch in Deutschland trat die Freigeisterei, welche niemals ganz unterdrückt werden kann, in die literarischen Kreise ein und bildete sich hier und da zu einem entschiedenen Unglauben aus; daneben aber entwickelte sich eine tiefere, aus unbekannten Quellen entsprungene Theologie. Und so führte die Entwicklung des Jahrhunderts jenseits und diesseits der Alpen zu einer Opposition wider die Kirche. Hier, in Italien, war sie negativ und ungläubig; dort war sie positiv und gläubig. Hier hob sie den Grund der Kirche auf: dort stellte sie ihn wieder her. Hier war sie spöttisch, satirisch und unterwarf sich der Gewalt: dort war sie voll Ernst und erhob sich zu dem kühnsten Angriff, der je auf die römische Kirche gemacht worden war.

Als nun die Kunde von dieser befreienden Tat nach Italien drang, brachte ihr das italienische Volk im großen und ganzen nicht die gleiche Empfänglichkeit entgegen, wie das deutsche dem Humanismus. In der gebildeten Klasse war allerdings auch in Italien die Zahl der Männer und Frauen nicht klein, die im Innern mit den deutschen und schweizerischen Reformatoren sympathisierten. Aber den meisten von ihnen fehlte es an der Tiefe des religiösen Interesses und an dem Mut ihrer Überzeugung, wie sie zu einem entschiedenen Anschluß an die reformatorische Bewegung nötig gewesen wären; und bei der Masse des Volkes war der überlieferte Aberglaube viel stärker als das Bedürfnis einer lebendigen Religion. Hatten doch schon diese beiden Ursachen zu dem raschen Fall Savonarolas geführt, der vollständig nur zu erklären ist aus dem eigentümlichen Charakter der Frömmigkeit, welche seine Predigt geweckt hatte, und mit welcher er eine Zeitlang sein neues Staatswesen erfüllt zu haben schien. Hier ist vollends die Kluft in die Augen springend, die den italienischen von den deutschen Reformatoren trennt. Diese wandten sich an das Erlösungsbedürfnis des menschlichen Herzens, Savonarola an die Phantasie eines leicht entzündlichen Volkes. Es ist ein Gegensatz, der auf die tiefste Eigentümlichkeit der Nationalitäten zurück-

geht. Denn der Südländer scheint für die Religion überhaupt schwer zugänglich zu sein, außer von seiten der Phantasie; noch in unseren Tagen zeigen die Zustände in Italien, daß es einen phantasielosen Gottesdienst nicht erträgt. Darin lag nun die Stärke der reformatorischen Predigt Savonarolas wie ihre Schwäche. Es erklärt sich daraus die dämonische Gewalt, die er über die Gemüter besaß, die wunderbare Raschheit der sichtbaren Erfolge, der glühende Enthusiasmus, der im Laufe weniger Monate das ganze Aussehen einer Stadt verändert. Aber auch der Enthusiasmus hat seine Zeit. Nicht lange vermag er sich auf künstlicher Höhe zu halten, die Flamme verzehrt sich rasch in sich selbst, die Mittel, so wirksam einen Augenblick, nutzen sich ab, unaufhörlich müssen sie erneuert werden, sie steigern sich zum Fanatismus, zum Wahnsinn; schließlich tritt doch der unvermeidliche Rückschlag ein, und der Vergötterte selbst muß erfahren, wie geringe Kraft der durch ihn geweckten Flamme innewohnt.

Man hat viel darüber gestritten, ob Savonarola wirklich zu den „Vorläufern der Reformation", wie der Ausdruck in den Kompendien lautet, zu zählen sei oder nicht. Der Streit gehört nicht in die Geschichte, man sollte ihn der Eifersucht der Bekenntnisse überlassen. Er wäre wohl auch gar nicht entstanden, wenn man immer zu unterscheiden wüßte zwischen Vorläufern der Reformation und Vorläufern der Lehre Luthers. Es ist wohl ein reformatorischer Drang in Savonarolas Verkündigungen unverkennbar; er hat die Ahnung, daß eine Wendung in den Schicksalen der Kirche nahe sei. Aber bei ihm ist doch nirgends ein erlösendes Wort, ein greifbarer Anfang, eine klare Einsicht in das, was der Kirche nottut. Auf dem Denkmal, das dem deutschen Reformationswerk zu Worms errichtet worden ist, hat man neben Petrus Waldus, neben Wicleff und Huß, neben dem Franzosen, Engländer und Böhmen auch dem Italiener Savonarola seine Stelle angewiesen. Dadurch ist, wie vorauszusehen war, aufs neue heftige Fehde entbrannt. Das Ordenshaupt der Dominikaner selbst hat sich gedrungen gefühlt, im Namen des Ordens und der katholischen Kirche Protest einzulegen gegen den öffentlichen Frevel, einen der Ihrigen in Verbindung zu setzen mit den Häuptern der deutschen Ketzerei. Diese Ausführung ist auch in der Tat völlig berechtigt, nur beweist sie nicht, was sie beweisen soll. Sie ist ganz im Recht gegen protestantischen Übereifer, der in Savonarola einen Lutheraner vor Luther erblicken wollte und wo nicht dessen Schriften Gewalt antat, doch mit gefärbten Gläsern in ihnen las. Allein Luther selbst fühlte sich zu dem „heiligen Mann" hingezogen und erkannte den protestantischen Geist, der aus dessen Schriften wie aus seinem Leben sprach, und wenn auch er den Irrtum teilte, Savonarola für einen Apostel seiner Rechtfertigungslehre zu halten, so bleibt dennoch das bekannte Wort des deutschen Reformators bestehen: „Er erlitt den Tod, weil er Rom, den Abgrund alles Verderbens, reinigen wollte. Aber siehe, er lebt, und sein Gedächtnis ist im Segen. Christus kanonisiert ihn durch uns, sollten gleich die Päpste und Papisten miteinander darüber zerbersten."

Wie dem auch sei: Luthers Lehre fand in Italien dieselben Verhältnisse vor, die Savonarolas Versuch vereitelt hatten. Dem katholischen Gläubigen

war sie zu kühn, den Philosophen und Freigeistern zu beschränkt; jenen Ketzerei, diesen ein neuer Aberglaube. Die Gläubigen verharrten in der Kirche, die Denker im Unglauben. Eine durchgreifende reformatorische Bewegung hätte unbedingt einen volkstümlichen Charakter tragen müssen; doch die leitenden Geister Italiens, Männer wie Machiavelli und Guicciardini, besaßen zur naiven Masse des Volkes so gut wie gar keine Beziehungen, und diese keine zu ihnen. Schon hierdurch treten sie in den entschiedensten Gegensatz zu Luther. Luther und Machiavell! Man findet sich plötzlich in eine andere Welt versetzt. Jener fühlte mit dem gemeinen Mann; einem Machiavelli war dies nicht gegeben. Für den eigentlichen Kern der Volksseele, die Mystik in ihren verschiedenen Äußerungen, besaß Machiavelli wenig und Luther sehr viel Verständnis; trotz des hohen Ranges, den man dem ersteren nach Geist und Charakter zusprechen muß, war er im Grunde religions- und vaterlandslos; Religion und Vaterland aber sind gerade die beiden maßgebenden Faktoren der modernen deutschen Zivilisation. Sie sind im besten Sinne mystische Faktoren. Ebenso steht den so überaus deutsch-gewissenhaften Seelenkämpfen Luthers bei jenem die Tatsache bezeichnend gegenüber, daß er manches in seinen Schriften nur „γυμναστικῶς", also zur bloßen Übung und ohne eigene innere Überzeugung behauptete. Das feurige Herz Luthers schlug nicht in Machiavelli, dem Freidenker und Bekämpfer der päpstlichen Theokratie, den wir hier als Vertreter der gesamten italienischen Renaissancekultur betrachten. Der eine ist Weltmann, der andere ist Volksmann. Das Merkmal einer vorwiegenden Verstandesrichtung war Machiavellis ganzer Geistestätigkeit und der von ihm eingeleiteten Geistesbewegung aufgeprägt. Die kosmopolitische, dogmatische und zum Teil experimentelle Richtung Machiavellis war nicht geeignet, ihn dem Herzen der großen Mehrzahl näher zu bringen; in Luther dagegen erkannte das deutsche Volk Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein.

Fragt man Machiavelli nach der vornehmsten Ursache des kirchlichen Verfalls, so antwortet er nicht etwa: Das Salz ist dumm geworden, die Kirche tut im Lehren und Mahnen nicht ihre Schuldigkeit, sondern er klagt geradezu die Kirche als die Lehrmeisterin aller dieser Greuel an. „Ja", sagt er, „wir Italiener sind vorzugsweise irreligiös und böse; aber wir sind es, weil die Kirche und ihre Vertreter uns das übelste Beispiel geben." Noch bezeichnender ist das Urteil, das Guicciardini, der langjährige Beamte und klassische Geschichtschreiber der nachmaligen mediceischen Päpste, ein Menschenalter später über die kirchlichen Zustände und sein eigenes Verhältnis zum deutschen Reformator abgibt:

„Keinem Menschen mißfällt mehr als mir der Ehrgeiz, die Habsucht und die Ausschweifung der Priester, sowohl weil jedes dieser Laster an sich hassenswert ist, als auch weil jedes allein oder alle sich wenig ziemen bei Leuten, die sich zu einem von Gott besonders abhängigen Stande bekennen, und vollends weil sie unter sich so entgegengesetzt sind, daß sie sich nur in ganz absonderlichen Individuen vereinigt finden können. Gleichwohl hat meine Stellung bei mehreren Päpsten mich gezwungen, die Größe derselben zu wollen um meines Vorteils willen. Aber ohne diese Rücksicht hätte ich Martin Luther geliebt wie mich selbst, nicht um mich loszumachen von den

Gesetzen, welche das Christentum, wie es gewöhnlich verstanden wird, uns auferlegt, sondern um diese Schar von Nichtswürdigen in ihre gebührenden Grenzen gewiesen zu sehen, so daß sie entweder ohne Laster oder ohne Macht leben müßte"[1]).

Ein Mann wie Luther, von innerlich erlebter Religion, erfüllt mit den Begriffen von Sünde und Rechtfertigung, wie sie in dem Buche deutscher Theologie bereits vor ihm ausgesprochen waren, darin bestärkt durch die Schrift, die er mit durstendem Herzen in sich aufgenommen, konnte an nichts in der Welt größeren Anstoß nehmen als an der kühlen Skepsis seiner italienischen Zeitgenossen. „Die Italiener", so spricht er sich aus, „verhöhnen durchweg die Religion. — Sie lachen uns aus, weil wir der Heiligen Schrift vollen Glauben schenken"[2]). Zwar hat er selbst noch wahrnehmen können, daß es an Italienern nicht fehlte, welche in der schwierigsten Lage sich seine Lehre anzueignen und sie zu bekennen den Mut hatten, welche als deren Opfer hingerichtet wurden, wie Girolamo Galateo in Venedig, oder als Flüchtlinge ihrem Vaterlande den Rücken kehrten. Doch über die Kreise der Geistlichkeit, der Mönche, Gelehrten und Patrizier drangen die neuen Meinungen nicht zu den Massen des Volkes hinaus. Im stillen wuchsen und gediehen die kleinen italienischen Gemeinden, aber es mangelte ihnen ebensosehr die mächtige Persönlichkeit, an die sie sich hätten anlehnen können, die es verstanden, das Volk zu bewegen, die Lehre der Stillen und Guten aus dem verschwiegenen Gemach auf den Markt hinauszuführen, wie der äußere Zusammenhang. In Ferrara wie in anderen Städten gaben lokale Tendenzen den Ausschlag. Man wagte sich nicht in die Öffentlichkeit, man besprach sich insgeheim mit einer geringen Anzahl von Freunden. Unter so vielen begabten Männern und Frauen gingen die Ansichten weit auseinander; zu viele wollten führen, zu wenige folgen. Dem Papste offen in seiner geistlichen oder weltlichen Macht zu widerstreiten, fühlte sich niemand unter ihnen bewogen; es gab zu viel Reformatoren und zu wenig Reformierte. Was bei den italienischen Reformatoren am meisten auffällt, ist diese Abgeschiedenheit vom Volke. Man hält sie für wahnsinnig, weil sie die Kultur des Cinquecento zum hölzernen Kreuze von Luther zurückführen wollen.

Aus dem Zeugnis vieler unter ihnen geht hervor, daß sie mit dem vollständigsten Unglauben beginnen: „Ihr wißt", sagt Olympia Morata, „wie ich zurückschrak vor alledem, was mit dem Christentum zusammenhängt; ich glaubte nicht an Gott und sah die Welt als ein Spiel des Zufalls an." Als man mitten in dem katholischen Heidentum versuchte, das Evangelium in Italien einzuführen, rief es bei vielen mehr humanistisches Verstandesinteresse als religiöse Überzeugung hervor, wie ja die leitenden Geister des Landes ihrer ganzen Bildung und Lebensstellung nach nicht Theologen, sondern Philologen, Humanisten, Literaten waren. All diese edlen Menschen sind schlechthin überzeugt, daß es genüge, gegen die Welt recht zu haben, ohne sie mit offener Stirn zu bekämpfen; sie sind so wenig darauf bedacht, ihren

[1]) Ricordi politici e civili, XXVIII; vgl. CCCXLVI.

[2]) Itali rident universe religionem (Tischreden, Leipzig 1888, Anm. 25, S. 7). Itali irrident nos quod omnia scripturae credimus (ibid. Anm. 95, S. 32).

Glauben ins Volk zu bringen, daß einige nur danach trachten, die Heilige Schrift ins Altgriechische zu übersetzen, wie wenn sie eher die Alten als ihre Zeitgenossen bekehren wollten. Olympia schreibt ihre Paraphrasen der Psalmen nur in griechischer Sprache. In der Welt Homers sucht sie das Echo, das Italien der Reformation verweigert. Wenn man eine Kirche ausschließlich aus makellosen und versöhnlichen Leuten hätte bilden können, so hätten sie eine gegründet; da sie aber weder Begeisterung noch Schrecken hervorriefen, folgte ihnen niemand. Da die Künstler meistens aus den niederen Volksklassen stammten, ist es bezeichnend, daß in der Menge von Protestanten, die uns in der italienischen Reformationsgeschichte begegnen, kein einziger Künstler vorkommt.

Italien stand in bezug auf die Reform der Kirche noch auf demselben Standpunkt, wie Deutschland kurz vor Luther, unter dem Einfluß von Erasmus und Reuchlin, wie Frankreich bis zum Tode Heinrichs II.: sie lag in den idealen Bestrebungen, war aber noch nicht zur Wirklichkeit geworden. Je schärfer sich in der italienischen Renaissance die Intelligenz ausgebildet hatte, desto mehr hatte sie sich vom praktischen Leben abgewandt. Nun fehlt es den religiösen und politischen Revolutionen, die von Literaten geführt werden, an Grund und Festigkeit, weil solche Anführer sich einbilden, daß man die menschlichen Revolutionen auf dieselbe Art zustande bringe, mit der man ein Buch verfaßt, daß es genüge, gewisse Gedanken in beredter Weise niederzuschreiben, um sie zu verwirklichen. Haben sie den Irrtum bekämpft, so glauben sie, daß er zu bestehen aufgehört; haben sie die Wahrheit ausgedrückt, so zweifeln sie nicht daran, daß ihre Herrschaft begonnen habe. Aus Italien verbannt, brachten die italienischen Reformatoren in den protestantischen Ländern gelehrte Werke hervor, welche die katholische Theologie in einer toten Sprache wunderbar widerlegten; doch keiner forderte zum Bürgerkrieg, zur Tat, zur Gewalt auf. Luther wollte sie in sein Ungestüm mitreißen. Das entsprach nicht ihrem Temperamente. Vielen erschien die Reformation wie eine geheime Lehre, die nur den oberen Zehntausend zugänglich sei. Stubengelehrte wie Pellegrino Morato, vor der Welt katholisch, ihrem innersten Gefühl nach evangelisch, glaubten das Evangelium ohne Lärm und Aufsehen in Italien einführen zu können. Weit entfernt, sich an die Menge zu wenden, fürchten sie sich vor dieser am meisten: „Da ich überzeugt bin", sagt Celio Calcagnini, „daß es gefährlich sei, diese Fragen vor der Menge und in öffentlichen Reden zu behandeln, finde ich es sicherer, die Mehrzahl mit Worten hinzuhalten, aber meine Gedanken für wenige zu bewahren." — Welch ein Gegensatz zu Luther!

Was aus einer Partei werden kann, die gar keine Wurzel in der Nation hat, das beweisen die damaligen italienischen Protestanten nur zu gut. Von der Inquisition verfolgt, verbergen sie zuerst ihren Namen bei der Herausgabe ihrer Werke, dann verlassen sie das Vaterland, verlieren ihre Sprache; was sie hervorbringen, gehört zur Literatur der fremden Länder, die ihnen Obdach gewähren; sie begründen nicht eine Literatur von Flüchtlingen, wie die Franzosen d'Aubigné, Bayle und andere, die das Vaterland im Herzen mit sich führten.

Den Ausländern verdächtig, ohnmächtig in ihrem Lande, verschwinden sie, nachdem sie ihren Eifer in toten Sprachen ausgehaucht haben, ohne auch nur eine Sekte zu gründen; die Menschheit weiß nichts mehr von ihnen. Fast nie zeigen sie Sehnsucht nach dem fernen Italien. Das Heimweh, das im Mittelalter einem Dante so schwer auf dem Herzen lastete, ist ihnen unbekannt, sei es, daß das Vaterland für sie selbst als Gegenstand der Hoffnung nicht mehr existiert, oder daß sie unter der Gleichgültigkeit und Verderbnis ihrer Landsleute zu sehr haben leiden müssen. Eine traurige Zeit für die Verbannten, wenn im Vaterland nur noch Gräber zu beklagen bleiben!

Bezeichnend ist die versöhnende, latitudinarische Tendenz der italienischen Reformatoren. Der Universalitätsgeist, den die italienischen Humanisten in alles bringen, treibt sie dazu, Luther mit Calvin zu versöhnen. In Italien glauben sie an die Einheit der reformierten Kirche; sobald sie ihr nahekommen und ihre Spaltungen gewahren, suchen sie sie zu beseitigen, geraten aber darüber auch mit der neuen Kirche, der sie sich zugewandt haben, in Konflikt. Gewiß ist in den Italienern dieser Epoche eine große Tendenz: Suchen, Vordringen, erhabene Ahnung. Wer will sagen, wohin sie gelangt sein würden? Allein auch die protestantische Kirche zeichnete ihnen eine Linie vor, die sie nicht überschreiten durften. Wehe dem, der sich darüber hinaus wagte. Sätze wie die des piemontesischen Reformators Curione, daß das Reich Gottes größer sei als das Reich des Teufels, also auch die Zahl der Erwählten größer als die der Verdammten; daß alle Wahrheit von Gott sei, gleichviel wer sie ausspreche, Moses, Plato, Paulus oder Cicero; daß auch die Heiden, die keine Kunde von Christo haben, dennoch unter gewissen Bedingungen selig werden könnten, — wie bedenklich mußten sie auch den Theologen des Nordens erscheinen!

Was aber der italienischen Reformation den eigentümlichsten Reiz verleiht, ist das Fortleben des wunderbaren Kunstsinnes der Renaissance auch in der neuen Religion; der Schönheitssinn dieser Reformatoren wird durch keine theologische Düsterkeit getrübt; er verwahrt sich sowohl gegen die Rauheit der nordischen Länder, in denen die Verbannten Zuflucht suchen, als gegen die Schrecken des Märtyrertums in der Heimat. Der Tod von Olympia Morata in Heidelberg ist von einem märchenhaften Reiz; kein bewußtes Kunstwerk könnte etwas Schöneres und Rührenderes ersinnen. Bei den anderen Glaubenshelden tritt eine ähnliche Verklärung ein. Bei Fannio, Paleario, Algeri, Carnesecchi kommt die Begeisterung des Märtyrers mit künstlerischer Einbildungskraft zum Ausdruck. Man höre, wie der neapolitanische Student Pomponio Algeri, nachdem er die Sache der Reformation mit jugendlichem Eifer ergriffen hat und im Alter von dreißig Jahren in Rom zum Feuertode verurteilt worden ist, aus dem Gefängnis des leoninischen Quartiers an seine Freunde in Padua schreibt:

„Ich habe Honig gefunden im Rachen des Löwen, angenehme Ruhe in dem schauerlichen Abgrunde, das strahlendste Licht des Lebens in dem Schlunde der Hölle. Das Gefängnis ist hart für den Verbrecher, aber sanft für den Unschuldigen. Es träufelt Tau und gibt in reichem Maße die Milch, welche die Seele erquickt. Indes lasset nicht ab, für mich zu beten. Ich grüße mit heiligem Kusse Silvio

Pergola und Fusto, meine Lehrer, sowie Fedele von Petra und eine Persönlichkeit mit Namen Lelia, die ich, obgleich fern von ihr, kenne. Ich grüße auch den Syndicus der Universität und alle diejenigen, deren Namen in dem Buche des Lebens eingeschrieben sind."

Als er in einem Hof neben der Engelsburg zum Scheiterhaufen geführt ward, bestieg er ihn wie einen Altar. Seine Standhaftigkeit inmitten der Flammen war für die Kardinäle, die dem Schauspiele beiwohnten, ein Gegenstand der Bewunderung, ja des Schreckens.

Es hat solchen Menschen wahrlich nicht an dem nötigen Heldenmut gefehlt, um ein weniger gleichgültiges Volk mit sich fortzureißen.

II.

Fragen wir, in welcher Grundansicht sich die evangelisch gesinnten Italiener berührten, so ist das hauptsächlich dieselbe Lehre von der Rechtfertigung, welche in Luther der ganzen protestantischen Bewegung ihren Ursprung gegeben hatte. Selbst in dem lebenslustigen Neapel ward sie, und zwar von einem Spanier, dem kaiserlichen Sekretär und päpstlichen Kammerherrn Juan de Valdés, verbreitet. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Cuença in Kastilien geboren, ein Zwillingsbruder des Alfonso de Valdés, der als Geheimsekretär Karls V. bei dem Augsburger Reichstage von 1530 in Beziehungen zu Melanchthon trat, hatte Juan sich bereits literarisch bekannt — freilich durch seinen Dialog „Mercur und Charon" auch der Inquisition verdächtig — gemacht, als er 1531 sein Vaterland verließ und nach Neapel kam. Hier stand er nicht im praktischen kirchlichen Leben; er hat kein geistliches Amt bekleidet, keine Sekte gestiftet; aus einer liberalen Beschäftigung mit dem Christentum ging sein großer Einfluß hervor. Mit Wonne dachten seine Freunde an die schönen Tage, da sie an der Chiaia und dem Posilipp mit ihm die erhabensten Gespräche geführt hatten, dort bei Neapel, „wo die Natur in ihrer Pracht sich gefällt und lächelt". Valdés war sanft, angenehm, nicht ohne Schwung des Geistes. „Er schien von Gott", so schreibt Jacobo Bonfadio an Pietro Carnesecchi, „zum Lehrer für edle und hervorragende Menschen bestimmt zu sein, war aber von solcher Freundlichkeit und Herzensgüte, daß er selbst den Niedrigsten und Ungebildetsten mit seinen Gaben diente und allen alles war, um alle für Christus zu gewinnen. Ein Teil seiner Seele reichte hin, seinen schwachen magern Körper zu beleben: der größere Teil, der ungetrübte helle Verstand, war gleichsam zum voraus gelöst von den irdischen Banden und immer zur Betrachtung der Wahrheit erhoben." Dies Lob scheinen allerdings die Schriften von Valdés nicht hinlänglich zu rechtfertigen. Als mystischer Theolog besitzt er weder die Lieblichkeit von Gerson noch die Glut der heiligen Theresia. Sein Einfluß erklärt sich nur durch jenen eigentümlichen persönlichen Reiz, dessen unwiderstehliche Wirkung auf die Zeitgenossen in so manchen Fällen für die Nachwelt ein Geheimnis bleibt.

Literarische Vereinigungen wie der Valdés-Kreis in Neapel haben in Italien auf wissenschaftliche und künstlerische Entwicklung einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Bald um einen Fürsten, bald um einen ausgezeichneten

Gelehrten, bald um irgendeinen literarisch-gesinnten, bequem eingerichteten Privatmann her, zuweilen auch in freier, gleicher Geselligkeit bildeten sie sich: am wertvollsten pflegten sie zu sein, wenn sie frisch und formlos aus dem unmittelbaren Bedürfnis hervorgingen. Während es bis kurz zuvor der Ton der italienischen Gesellschaft gewesen war, das Christentum zu bezweifeln, zu leugnen, erhob sich in Neapel in geistreicheren Männern, in einer Schar frommer Laien und Kleriker, welche die Bildung ihrer Zeit besaßen, ohne sich an dieselbe verloren zu haben, eine Rückwirkung dagegen. Es ist so natürlich, daß sie sich zusammenfanden. Der menschliche Geist bedarf der Beistimmung, wenigstens liebt er sie immer: unentbehrlich aber ist sie ihm in religiösen Überzeugungen, deren Grund das tiefste Gemeingefühl ist. Es fehlte viel, daß die Richtung dieser Männer, wie man leicht aus den früheren Beziehungen des Valdés zu Clemens VII. schließen könnte, dem Protestantismus zuwidergelaufen wäre: sie war ihm vielmehr in gewissem Sinne gleichartig — in der Absicht, dem allgemeinen Verfalle der Kirche durch Erneuerung der Lehre und des Glaubens entgegenzutreten, wovon auch Luther und Melanchthon ausgegangen waren. Sie bestand aus Leuten, welche später sehr verschiedene Ansichten entwickelt haben: damals begegneten sie sich in der nämlichen allgemeinen Gesinnung.

Neben Valdés bildete der Kapuzinergeneral Bernardino Ochino den Mittelpunkt des Kreises. Ein Mann von ganz ähnlichem Entwicklungsgang wie Luther, um seiner Seelenrettung willen jung ins Kloster geflüchtet, von den unbefriedigenden guten Werken immer mehr zu Christus und seinem Heil hinübergetrieben und namentlich durch Valdés auf den festen Grund der Glaubensgerechtigkeit gelangt, hatte er jahrelang sich bemüht, das positive Evangelium ohne Polemik gegen das Papsttum zu verkündigen. Auf das eindringlichste trug er es in dem Beichtstuhl und auf der Kanzel vor. „Ich eröffnete ihm mein Herz", sagt Bembo, „wie ich es vor Christo selber tun würde: mir kam es vor, als hätte ich nie einen frommeren Mann gesehen". Zu seinen Predigten strömten die Städte zusammen: die Kirchen waren zu klein; die Gelehrten und das Volk, beide Geschlechter, alt und jung, alle wurden befriedigt. Seine rauhe Kleidung, sein bis auf die Brust herabhängender Bart, seine grauen Haare, sein bleiches mageres Gesicht und die Schwäche, die von seinem hartnäckigen Fasten herrührte, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen.

Auch andere Männer, welche in der Geschichte der Reformation in Italien eine Stelle einnehmen, finden wir in jener Vereinigung in Neapel. Marcantonio Flaminio aus Imola, ein empfindsamer, liebenswürdiger Geist, lebte dort seit 1538. Als feiner Stilist anerkannt, gab er dem aus dem Kreise des Valdés hervorgegangenen Büchlein „Von der Wohltat Christi" die klassische Form, in welcher es seinen Weg durch ganz Italien machte. Man höre, wie entschieden er die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben verkündigt:

„Das Evangelium," sagt er in einem seiner Briefe, „ist nichts anderes als die glückliche Neuigkeit, daß der eingeborne Sohn Gottes, mit unserm Fleisch bekleidet, der Gerechtigkeit des ewigen Vaters für uns genug getan hat. Wer dies glaubt,

geht in das Reich Gottes ein: er genießt die allgemeine Vergebung: er wird von einer fleischlichen Kreatur eine geistliche, von einem Kind des Zorns ein Kind der Gnade: er lebt in einem süßen Frieden des Gewissens."

Ein Lutheraner könnte sich hierüber kaum anders äußern.

Bei dem Adel und den Gelehrten von Neapel hatte Valdés außerordentlichen Einfluß: lebhaften Anteil an dieser religiös-geistigen Bewegung nahmen auch die Frauen. Unter anderen Julia Gonzaga Isabella Manrique de Bresegna und Italiens Geisteskönigin, Vittoria Colonna. Wie schön tröstet Vittoria eine Freundin über den Tod ihres Bruders, dessen friedfertiger Geist in den ewigen, wahren Frieden eingegangen: sie müsse nicht klagen, da sie nun mit ihm reden könne, ohne daß seine Abwesenheit, wie sonst so häufig, sie hindere, von ihm verstanden zu werden. „Selig ist die Seele," sagt sie an einer anderen Stelle, „welche die Frucht und Wurzel dieser Welt verachtet und mit ihrem Herrn nun andere himmlische und ewige Lust genießt". — Die Liebe Gottes führt uns aus einem düsteren Wintertag zu einem warmen, grünen Frühling, sie verscheucht alle Nebel und erweckt in uns selige Gedanken, welche sich in heiliger Reihe leuchtend aneinanderschließen. Aussprüche, die einen leichten protestantischen Anhauch haben; nicht um Bußübungen, sondern um die Reinheit der Seele handelt es sich. Eine Zeitlang hielt die blinde Liebe der Welt diese ihre ruhmbegierige Seele gefangen, jetzt schmachtet sie in Tränen zum Herrn empor: „Nicht darf ich mehr den Parnaß noch Delos anrufen, nach anderer Quelle strebe ich, und andere Berge ersteige ich, die der Fuß des Menschen nicht ohne Hilfe von oben erklimmt". Tiefe Frömmigkeit und Entsagung verbinden sich hier zum harmonischen Ausdruck. Wie den ersten Christen, wird auch ihr das Jenseits die Wahrheit, das Diesseits ein Trugbild.

Bei ihrem Freunde Michelangelo fand Vittoria eine gleichgestimmte Religiosität, die wesentlich in ernster Einkehr in sich selber bestand. Das jüngste Gericht Michelangelos wie die Gedichte Vittorias riefen die Menschen ab von dem Irrpfad der Sünde und wiesen auf das Jenseits als auf das einzig sichere Ziel des Lebens, als auf die einzige Sorge hin, die das menschliche Herz hienieden erfüllen sollte. Daher die unermeßliche Wirkung, die beide hervorbrachten; die allgemeine Bewunderung, die sie erregten. Vittorias rime sacre — „Heilige Gedichte" — entsprechen der religiösen Stimmung der Zeit. Wie vollkommen sie auch aus dem Herzen der Dichterin strömen mochten, so ist doch die Anregung nicht zu verkennen, die sie von der allgemeinen Um- und Einkehr ihrer Zeitgenossen empfing. Den Weg der Gnade in jedem Sinne zu finden, ist auch die Sehnsucht, das Trachten des greisen Michelangelo. Die heftigen Leidenschaften seiner jüngeren Jahre sind in ihm erstorben, er wünscht die Ruhe, den Frieden, die Gegenwart Gottes, wenn ich so sagen darf, herbei. Die Vermittlerin zu diesem Höchsten wird ihm Vittoria, in immer neuen Weisen feiert er darum ihre Huld, Güte und Frömmigkeit. In ihnen beiden lebt nur eine Seele, die himmelwärts getrieben wird.

Wenn man nur nicht damit die Vorstellung verbindet, als ob erst durch den Einfluß dieser Frau Michelangelo zum Christentum bekehrt worden sei. Die religiöse Wendung, die sich in seinen letzten Lebensjahren vollzieht, hat ihre Wurzeln in viel früherer Zeit. Sie geht auf Jugendeindrücke zurück, sie wurzelt in seiner Natur. Condivi bezeugt uns den Eindruck, welchen die Predigt Savonarolas auf den empfänglichen, strengdenkenden Künstler geübt hatte; nach langen Jahren noch war ihm die lebendige Stimme des Bruders von San Marco gegenwärtig und seine Schriften eine beliebte Lektüre. Gedichte, in denen sich persönliche Konflikte mit den Päpsten widerspiegeln, Ausdrücke einer freieren religiösen Denkart, in denen der Dichter sich über die herkömmlichen Begriffe von Himmel und Hölle hinwegsetzt, sind jedenfalls diesem Einflusse zuzuschreiben.

„Das Kriegsgetümmel und die in Rom herrschende Ruchlosigkeit," klagt er, „lassen wahres Verdienst nicht aufkommen. Aus Kelchen werden Schwerter und Helme gemacht, Kreuz und Dornen werden zu Lanzen und Schilden. Christus selbst hat die Geduld verloren, und — möge er nie wieder nach dieser Stadt kommen, wo man ihn (das Sakrament) zu unsinnigen Preisen verkauft. Was nützt mir die Aussicht auf jenes Leben, wenn das jetzige Treiben die Hoffnung auf ein künftiges Leben überhaupt zerstört?"

Auch der Platoniker hatte seinen Savonarola nicht vergessen und las fleißig im Alten und Neuen Testament. Wie er als Jüngling hingerissenen Herzens der Predigt des Mönchs lauschte, so wird er als Greis von den Lehren der italienischen Reformation ergriffen. Ihm wie der Mehrzahl seiner Freunde genügte der träge Werkdienst, das öde Formwesen der damaligen Kirche nicht; darüber hinaus trachteten sie nach einem reineren Glauben, strengerer Moral, die eigene, innere Heiligung war ihr Hauptziel. Weiter wollten sie nicht gehen; selbst bei diesen hochgebildeten und nicht gemein angelegten Naturen herrscht eine echt italienische Rücksicht auf das Zweckmäßige und Althergebrachte vor; eine Anerkennung der Überlieferung, die dem germanischen Geiste durchaus fremd und widerstrebend ist. Gewiß hatten auch in den Mitgliedern des Valdés-Kreises einige Meinungen Wurzel gefaßt, welche in Deutschland herrschend wurden: sie suchten die Lehre auf das Zeugnis der Schrift zu gründen, in dem Artikel von der Rechtfertigung streiften sie nahe an die lutherische Auffassung. Allein, daß sie diese auch in allen anderen Stücken geteilt hätten, kann man nicht sagen: allzu tief war das Gefühl der Einheit der Kirche, die Verehrung für den Papst ihren Gemütern eingeprägt, und gar manche katholische Gebräuche hingen zu genau mit der nationalen Sinnesweise zusammen, als daß man sich so leicht von ihnen entfernt hätte.

Die Absonderung von der Kirche hielten diese frommen Leute für das äußerste Übel. Isidoro Clario, ein Mann, der mit Hilfe protestantischer Arbeiter die Vulgata verbessert und dazu eine Einleitung geschrieben hat, welche einer Expurgation unterworfen worden ist, mahnte die Protestanten in einer eigenen Schrift von einem solchen Vorhaben ab. „Mein Verderben", sagt er, „könne groß genug sein, um zu einem Abfall von dem geheiligten Verein

zu berechtigen. Sei es nicht besser, dasjenige, was man habe, zu restaurieren, als sich unsicheren Versuchen, etwas anderes hervorzubringen, anzuvertrauen? Nur darauf solle man sinnen, wie das alte Institut zu verbessern und von seinen Fehlern zu befreien sei." Auch Luther hatte ja von vornherein seine Absichten keineswegs auf Trennung von Rom gerichtet. Seine Thesen von 1517 sind ein Versuch der Reform, welcher durchaus innerhalb der kirchlichen Lehrgrenzen sich vollzieht und der, wenn er Entgegenkommen an der entscheidenden Stelle gefunden hätte, schon damals in der katholischen Kirche zur Abschaffung eines Mißbrauches geführt haben würde, den sie selbst ja doch späterhin abgestellt hat. Nur der schlechtbegründete und einseitige Widerspruch, den der Wittenberger Reformator fand, führte ihn Schritt für Schritt weiter und verwandelte die Bewegung in Deutschland aus einer innerkirchlichen in eine gegenkirchliche. In Italien hat sich dieser Prozeß als ein die Nation umfassender nicht vollzogen; jedenfalls bleibt die Bewegung hier viel länger als in Deutschland in dem Stadium einer innerkirchlichen Reformation.

In den Schriften des Valdés tritt allerdings ein geistiger Zusammenhang mit der Theologie der Reformation in Deutschland klar zutage. Für ihn ist Ausgang und Mittelpunkt seines religiösen Denkens die „Gerechtigkeit durch den Glauben". Daß er unbeschadet seiner Selbständigkeit in theologischen Dingen dieses Prinzip von Luther herübergenommen hat oder doch nicht ohne dessen, wenn auch nur mittelbaren, Einfluß dazu gekommen ist, gerade dies als Mittelpunkt hinzustellen, wird man nicht bestreiten können. Aber da zeigt sich auch zugleich der oben angedeutete Unterschied. Valdés zieht nicht die Konsequenzen in bezug auf das Kirchentum seiner Zeit, wie diese einen Luther bald in den schroffsten Gegensatz zur katholischen Kirche geführt haben und führen mußten: die Menschen will er reformieren, nicht die Kirche. Aber wer will eine notwendige, in der Sache liegende Folgerung unterbinden? Kommt sie nicht bei Valdés zur Auswirkung, so bei seinen von ihm beeinflußten Gesinnungsgenossen.

Katholische Schriftsteller sagen von Valdés, er habe mehr Seelen gemordet, als den Landsknechten Bourbons Leiber zum Opfer gefallen seien. Über Ochinos Predigten verhandelte man in Neapel wie über die wichtigsten Staatsangelegenheiten. Über die Heilige Schrift, über die Lehre von der Rechtfertigung, über die Macht des Papstes nach Entstehung und Umfang, über das Fegfeuer und den Heiligendienst fing man an zu disputieren, und bis in die Kreise der Handwerker hinein bildeten diese Fragen die beliebtesten Gegenstände der Unterhaltung.

„Wir sind Zeugen eines wunderbaren Schauspiels": schrieb damals von Monte Cassino aus der fromme Benediktiner Folengo über die Dinge in Neapel, „Frauen, die doch mehr zur Eitelkeit als zum ernsten Nachdenken geboren scheinen, Männer aus dem Volke, Soldaten — sie sind dermaßen von der Erkenntnis der göttlichen Geheimnisse ergriffen, daß, wo etwas laut wird von Vervollkommnung im christlichen Leben, es meist von ihnen herrührt. O, es ist wahrlich ein goldenes Zeitalter! In Kampanien, wo ich jetzt schreibe, ist kein Prediger so gelehrt, daß er nicht aus der Unterredung selbst mit gewissen Frauen Weisheit und Heiligkeit lernen könnte. Dieselbe Beobachtung habe ich in meiner Vaterstadt Mantua gemacht. Barmherziger

Gott, welch reiches Ausströmen des heiligen Geistes! Welch eine Frömmigkeit unter diesen demütigen, mit der Krone Christi geschmückten Dienerinnen! Ich höre, in einer großen Anzahl von Städten ist es ihre größte Freude, sich im stillen zu Gebetsvereinen zu versammeln, die Kranken zu besuchen, mit zarter Hand die schrecklichsten Wunden zu verbinden. Bei solchen Nachrichten fühle ich mich von Begeisterung hingerissen und frage mich, welche Wunderdinge uns diese staunenswerten Offenbarungen des Glaubens und der Liebe verheißen mögen".

Man steht hier vor einem der bedeutendsten Augenblicke in der Geschichte der Reformation in Italien. Was sie sonst vermissen läßt, das scheint ihr hier beschieden zu sein: sie beginnt über die Kreise der Gelehrten und Gebildeten hinaus zu wachsen, volkstümlich zu werden; die bis dahin bloß den Theologen vorbehaltenen Fragen treten aus dem Bereiche der Schulen hinaus in die Öffentlichkeit. Ein Bericht der Inquisition scheint fast zu übertreiben, wenn er dreitausend Menschen, darunter viele Schullehrer zählen will, die den neuen Lehren anhingen. Doch auch eine mindere Anzahl, wie tief mußte sie auf Jugend und Volk wirken! Allein schon stand der Bewegung ein zwiefacher tödlicher Schlag bevor. Denn im Sommer 1541 starb Valdés, und am 21. Juli 1542 erging die Konstitution „Licet ab initio". durch welche Papst Paul III. die Inquisition nach spanischem Muster organisierte. Nun brachen in Italien allenthalben die Verfolgung und der Schrecken aus. Der Haß der Faktionen kam den Inquisitoren zu Hilfe. Wie oft griff man, nachdem man lange vergebens eine andere Gelegenheit gesucht, sich an seinen Gegnern zu rächen, zu der Beschuldigung der Ketzerei. Nun hatten die altgläubigen Mönche gegen jene ganze Schar geistreicher Leute, die durch ihr literarisches Bemühen auf eine religiöse Tendenz geführt worden — zwei Parteien, die einander gleich bitteren Haß widmeten —, die Waffen in den Händen und verdammten ihre Gegner zu ewigem Stillschweigen. Furchtbar waren diese Maßregeln besonders in einem Momente, da die Meinungen noch nicht ganz entwickelt waren und viele die tieferen Lehren des Christentums mit den Einrichtungen der bestehenden Kirche zu vereinigen suchten. Die Schwächeren gaben nach und unterwarfen sich: die stärker Gearteten dagegen ergriffen nun erst eigentlich die entgegengesetzten Meinungen und suchten sich der Gewalt zu entziehen.

Einer der ersten von ihnen war Bernardino Ochino. Schon eine Zeitlang wollte man bemerkt haben, daß er seine klösterlichen Pflichten minder sorgsam erfülle: im Jahre 1542 ward man auch an seinen Predigten irre und zitierte ihn nach Rom. Er war bereits bis Bologna, bis Florenz gekommen, als er aus Furcht vor der eben errichteten Inquisition über die Alpen zu den Protestanten zu fliehen beschloß. Nicht übel läßt der Geschichtschreiber seines Ordens ihn, wie er auf den St. Bernhard gekommen, noch einmal stillstehen und sich aller der Ehre, die ihm in seinem schönen Vaterlande erwiesen worden, der Unzähligen erinnern, die ihn voll Erwartung empfingen, mit Spannung hörten und mit bewundernder Genugtuung nach Hause begleiteten: gewiß verliert ein Redner noch mehr als ein anderer an seinem Vaterlande. Aber er verließ es, obwohl in so hohem Alter, und ging nach Genf. Noch immer waren indes seine Überzeugungen nicht fest; er ist in ganz außerordentliche Verirrungen gefallen. Von der Schweiz

nach Deutschland, nach England, nach der Schweiz zurück warf ihn der Sturm der Zeit und die nimmermüde Verfolgung; zuletzt wird der Achtundsiebzigjährige um einiger theologischer Skrupel willen, die der orthodoxe Protestantismus schon nicht mehr erträgt, von den Zürchern inmitten des Winters verjagt; von Deutschland nach Polen, von Polen nach Mähren flüchtend, von der Pest verfolgt, die ihm unterwegs drei seiner Kinder entreißt, sinkt endlich der müde Greis in einem einsamen Grenzdorf zu Boden.

Andere Mitglieder des Kreises in Neapel, die weder nachgeben wollten noch zu entfliehen vermochten, haben mit dem Tode für ihre evangelische Überzeugung gebüßt. So der päpstliche Protonotar Pietro Carnesecchi. Er kannte Valdés schon seit dessen Aufenthalt in Rom zur Zeit Clemens VII.

„Aber als Theologen," sagt er in den Verhören, welchen ihn die römische Inquisition unterwarf, „habe ich ihn erst in Neapel kennen gelernt. Aus unserer fleischlichen Freundschaft wurde dort eine geistliche, sofern sein ganzes Dichten und Trachten in dem christlichen Leben und dem Studium der Heiligen Schrift aufging. Was mich aber zu ihm hinzog und ihm mein ganzes Vertrauen gewann, war der Umstand, daß Bernardino Ochino, welcher damals unter allgemeiner Bewunderung in Neapel predigte, ihn in so hohem Grade schätzte."

Nichts gewährt einen klareren Einblick in Wesen und Bestrebungen der Valdésschen Vereinigung als die Geständnisse, welche die römische Inquisition Carnesecchi ausgepreßt hat. Da die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben hier das Kennzeichen und der Mittelpunkt war, wie sie schon längst in Deutschland gewissermaßen die Fahne bildete, unter der man stritt, so ist die Frage, wie sie zu diesem Artikel gestanden haben, bei allen Personen, über welche Auskunft verlangt wird, die erste. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Carnesecchi sich selbst für einen guten Katholiken gehalten hat. Er hat, seit er einmal zur Erkenntnis der evangelischen Rechtfertigungslehre gekommen war, an ihr festgehalten bis zum Tode, aber er hat darin nichts gefunden, was von der katholischen Kirche scheide. Er braucht freilich das Wort „katholisch" immer im Sinne von christlich, nicht im Sinne von römisch. Wichtig ist, was Carnesecchi über Luther und seine Stellung zu diesem ausgesagt hat. Es handelte sich im Verhör um ein Gespräch, welches er mit dem Bischof Soranzo über Luther gehabt hatte. Er sagte: „Wir hielten ihn für einen großen Mann, für gelehrt und beredt, auch für ehrlich in seinem Vorgehen, der keinen getäuscht hat, wo er sich nicht selbst getäuscht." Weiter gefragt, wie er selber zu Luthers Lehre stände, antwortete er, manchen Lehren Luthers habe er beigestimmt, nicht allen. Nur das habe nie seinen Beifall gehabt, daß Luther oder irgendeiner sich von der katholischen Kirche getrennt habe, denn solche Separation könne ihren Grund nur haben im Hochmut, und der vertrage sich nicht mit der Liebe noch mit dem Geiste Christi. Gefragt, was er unter dieser Separation von der Kirche verstehe, antwortete er, sie bestehe in zwei Dingen: einmal in der Verschiedenheit des Glaubens, zum andern in dem Ungehorsam, daß Luther nicht vor den Konzilien habe erscheinen noch ihren Entscheidungen sich habe unterwerfen wollen. Gefragt, ob sie unter sich Luther den „großen oder heiligen Vater," den „guten Greis,"

den „besten Lehrer" oder ähnlich genannt hätten, stellte er dies in Abrede; doch habe, wie er wisse, späterhin der Bischof Soranzo Luthern gern seinen „lieben guten Alten" (il suo buon vecchio) genannt.

Der Prozeß endete mit dem Todesurteil; am 3. Oktober 1567 ward Carnesecchi in Rom enthauptet und verbrannt.

III.

Während Carnesecchi von der Inquisition ergriffen wurde, mußten andere Anhänger der lutherischen Lehre, um diesem Schicksal zu entgehen, das Brot der Verbannung wählen und nördlich der Alpen eine Zufluchtstätte suchen. Unter diesen verdient niemand in so hohem Grade unser Interesse wie Olympia Morata aus Ferrara und ihre Gönnerin, die edle, den Goethe- und Tasso-Verehrern wohlbekannte Herzogin Renata.

Unter den Beschützern von Kunst und Wissenschaft stand im 16. Jahrhundert das Haus Este in Ferrara obenan, und neben seinem üppigen Hof strahlte die 1391 vom Papst zum Studium generale erhobene uralte Gelehrtenschule. Herzog Herkules II., Sohn von Alfons I., hatte sich mit Renata von Frankreich, der Tochter Ludwigs XII., vermählt. Die Geschichte dieser Fürstin, gewiß einer der anziehendsten Gestalten des an berühmten Frauen so reichen Frankreichs, ist um so schwieriger zu schreiben, je mehr religiöse Ansichten dabei ins Spiel kommen; je seltsamer die Erscheinung einer Frau ist, welche, Tochter eines französischen Königs, Gattin eines Lehnträgers der Kirche, vom katholischen Glauben sich abwandte, um sich in die Reihen der Protestanten zu stellen und ihre Umgebung zu diesen Meinungen herüberzuziehen. Der ganze Schönheitskultus und Bildungsdrang der Renaissance lebten in Renata; das Lernen war ihr ein Spiel, Latein, Griechisch, Philosophie, Theologie waren ihr bekannte Wissenschaften, und das schöne Wort, welches Goethe in „Torquato Tasso" Renatas Tochter Eleonore in den Mund legt:

Wohin sich das Gespräch der Edeln lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen —

fand schon bei der Mutter volle Geltung. Eine Schar blühender Kinder umgab sie: Anna, Alfons, Lucretia, Eleonore und Ludwig. Die körperlichen Reize, die der Mutter fehlten, traten bei den Kindern um so mehr hervor. Renata versäumte nichts, was ihrer Erziehung förderlich sein konnte, und ließ sie vom zartesten Alter an literarisch unterrichten. Wohl ebenso schön als richtig sagt Eleonore bei Goethe:

Und was man ist, das blieb man Andern schuldig.
Die Kenntnis alter Sprachen und des Besten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter.
Doch war an Wissenschaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich;
Und soll sich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.

Weiter aber heißt es (III, 2):

Eleonore! Glücklich?
Wer ist denn glücklich? . . .
Was half denn unsrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntnis jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er sie vor dem fremden Irrtum schützen?
Man nahm uns von ihr weg; nun ist sie tot,
Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei.

Diese letzten Verse deuten darauf hin, daß neben der klassisch-humanistischen Richtung auch die reformatorische bedeutenden Einfluß auf Renata ausübte. Schon die Tradition ihres Hauses führte sie auf diese Bahn; im Umgang mit der freigesinnten Margaretha von Navarra wurden die Sympathien genährt, die sich dann unter dem persönlichen Einfluß Calvins in festere Überzeugung verwandeln sollten. Renatas eigenem inneren Wesen entsprachen die Lehren der Reformation weit mehr als der katholische Pomp. Zu ihr wandten sich die verbannten französischen Reformierten, die 1534 in Italien Zuflucht suchten; auch die bekannten Dichter Clément Marot und Léon Jamet hielten sich bei ihr auf, und im Jahre 1536 war an Renatas Hof eine lebhafte evangelische Bewegung im Fluß. Calvin selbst kam im Frühling jenes Jahres aus Basel, um die Herzogin zu besuchen, und übte zweifellos während der wenigen Wochen seines Aufenthaltes in Ferrara großen Einfluß aus. Wahrscheinlich gewann er die Herzogin schon damals für die evangelischen Grundsätze; jedenfalls knüpfte sie nach einigen Jahren einen geheimen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihm an.

Zu den ausgezeichneten Humanisten, die sich um das Fürstenpaar in Ferrara versammelten, gehörte Fulvio Pellegrino Morato aus Mantua. Die Steuerbücher im estensischen Archiv bezeichnen ihn als Professor der Grammatik; um 1539 wurde er Lehrer der natürlichen Söhne von Alfons I. und jener Laura Dianti, die mit ihrem hohen Gönner in einem herrlichen Gemälde des venezianischen Malerfürsten im Louvre — früher „Tizian und seine Geliebte" genannt — dargestellt sein soll. Moratos Stellung hinderte ihn nicht, freundschaftliche Beziehungen mit evangelisch gesinnten Italienern zu pflegen. Wahrscheinlich erwachte sein Interesse für die neue Lehre schon zu der Zeit, da Luthers Schriften sich zum erstenmal in Ferrara verbreiteten und öffentlich verkauft wurden, so daß sich der Papst zu einer schweren Klage beim Herzog veranlaßt sah. Die Wandlung in Moratos religiösen Anschauungen erhellt besonders aus seiner Freundschaft und seinem Briefwechsel mit dem piemontesischen Reformator Curione sowie aus einem in der Bibliothek in Modena aufbewahrten Gedicht, das in den beiden Schlußversen die lutherische Rechtfertigungslehre ausspricht:

Predestinato è quel del ciel herede
Che salvarsi per Christo sol ha fede.

Freilich hielt Morato, wie alle evangelisch gesinnten Italiener, vor der Epoche der römischen Gegenwirkung seine Überzeugungen sorgfältig geheim. Während seine Vorlesungen den Beifall der Zuhörer erfuhren, erfreute er sich

einer beglückten Häuslichkeit im Kreise seiner aufblühenden Kinder, unter denen bald Olympia (1526 in Ferrara geboren) durch ihre früh sich entfaltenden Talente der Gegenstand seiner besonderen Sorgfalt wurde. Ausgestattet mit allen Reizen geistiger und leiblicher Schönheit, wuchs sie in der Atmosphäre der Renaissance empor. Der Vater lehrte sie Latein; ein deutscher Freund, Kilian Sinapi (aus Genf gräcisiert) — welcher an der Universität griechische Sprache lehrte, während sein Bruder Johann als Professor der Medizin und Leibarzt der Herzogin in Ferrara lebte —, machte sie mit der Sprache von Hellas vertraut und blieb ihr fürs ganze Leben ein treuer, kindlich verehrter Freund. Die gelehrige Schülerin machte erstaunliche Fortschritte und vermochte sich bald mit Leichtigkeit in beiden Sprachen auszudrücken.

Frühe wurde der Glanz dieses jungen Talents auch außerhalb des Vaterhauses bemerkt; schon um die zwölfjährige Olympia sammelten sich die gelehrten Freunde ihres Vaters. Der wärmste Verehrer scheint Celio Calcagnini gewesen zu sein, der bald eine neue Diotima, bald eine Aspasia in ihr sieht. So wurden die alten Griechen und Römer ihre vertrautesten Freunde, und ergötzlich ist in den Briefen, die uns aus jener Zeit erhalten sind, Olympias geheimes, aber sehr erklärbares Entsetzen vor den prosaischen Sorgen des Haushalts zu lesen. Anfangs vermochte sie sich ihnen nicht zu entziehen, da ihr Vater in beschränkten Verhältnissen lebte; doch die Herzogin Renata erlöste sie aus diesem Kampfe zwischen Alltäglichkeit und Ideal und ernannte sie zur Studiengenossin ihrer ältesten, hochbegabten Tochter Anna. Ein glänzendes Leben begann für Olympia an der Seite der jugendlichen Fürstentochter. Aus dieser Zeit stammen ihre ersten größeren Versuche: eine griechische Dichtung zum Preise des Mucius Scävola, eine Vorlesung über die Paradoxen. Nicht ohne Schüchternheit trug sie diese Aufsätze vor und eröffnete damit jene Turniere der Redekunst, die später der Reformator Curione aus der Erinnerung schildert:

„Da hörten wir sie, deklamierend in Latein, improvisierend in Griechisch, wie sie bald die anscheinenden Widersprüche der größten Redner auflöste, bald die zahlreichen Fragen beantwortete, die an sie gerichtet wurden. Man glaubte eine jener gelehrten Jungfrauen Griechenlands oder Roms vor sich zu sehen."

Von ihren ersten Gedichten ist uns eine griechische Hymne geblieben, eine Art von Siegesgesang, mit dem sie ihre Rückkehr zum ausschließlichen Dienst der Musen feiert:

„Nimmer hat das gleiche Ziel die Herzen der Sterblichen angezogen, nimmer hat Jupiter den Söhnen der Menschen dieselben Neigungen verliehen. Und auch ich, als Weib geboren, ich habe die Attribute meines Geschlechts verlassen, Leinwand, Spindel, Faden und Körbchen. Ich liebe nur die blumengeschmückten Auen, die den Musen geheiligt sind, den Doppelgipfel des Parnaß, gekrönt mit freudigen Chören!"

Im Jahre 1541 traf in Moratos Hause ein Freund ein, der dazu bestimmt war, auf Olympias spätere Entwicklung einen entscheidenden Einfluß auszuüben und fürs ganze Leben mit ihr in freundschaftlicher Verbindung zu bleiben: Celio Secondo Curione. Zu Cirie in Piemont geboren (1503), hatte Curione in Turin mit Eifer und Erfolg alte Sprachen, Geschichte und Juris-

prudenz studiert: etwa zwanzig Jahre alt, wurde er durch einen Augustinermönch, Hieronymus Niger, mit Schriften Luthers, Zwinglis und Melanchthons bekannt, die auf ihn und zwei gleichgesinnte Freunde solchen Eindruck machten, daß sie beschlossen, nach Deutschland zu reisen, um die reinere Theologie an der Quelle kennen zu lernen. Unterwegs machten sich die drei Freunde durch unvorsichtige Gespräche verdächtig, wurden auf Befehl des Kardinalbischofs Bonifacius von Ivrea im Aostathal verhaftet und in einem benachbarten Kastell gefangengehalten. Nach zweimonatiger Haft wurde Curione auf Verwendung angesehener Verwandten freigegeben und in ein Kloster des heiligen Benignus gebracht, wo er seine Studien fortsetzen sollte. Aber hier war seines Bleibens nicht lange. Er sucht in der Stille für seine evangelischen Überzeugungen Propaganda zu machen, eifert gegen den anstößigen Reliquiendienst, flieht aus dem Kloster, besucht Rom und andere Städte Italiens, nimmt für einige Jahre seinen Aufenthalt in Mailand, mit Studien und Unterricht beschäftigt, geht von da, um den Kriegsunruhen auszuweichen, nach Casale in Montferrat, später nach Piemont, nach Savoyen, an den Gardasee, nach Pavia, wo er drei Jahre lang an der Universität lehrt und mit dem evangelisch gesinnten Augustinermönch Agostino Mainardi verkehrt. Überall ist Curione mit dem ihm eigentümlichen Feuer tätig für Verbreitung und Verteidigung evangelischer Grundsätze, kommt aber auch mehrmals durch sein mutiges Auftreten in Lebensgefahr, aus der er nur wie durch ein Wunder gerettet wird. So tritt er einmal einem predigenden Dominikanermönch, der sich Schmähungen gegen Luther erlaubt, mutig entgegen und straft ihn öffentlich Lügen. Die Inquisition wird auf ihn aufmerksam; er wird in Ketten gelegt; der Scheiterhaufen scheint ihm gewiß. Da weiß er durch List zu entkommen. Auch in Pavia schützt ihn nur die stete Begleitung seiner zahlreichen Schüler und Freunde vor den Schergen der Inquisition. Da er sich aber bald nicht mehr sicher fühlt, sucht er eine Zuflucht in Venedig und weilt dann eine Zeitlang am Hofe der Herzogin Renata zu Ferrara. Hier eröffnet er seinem Freunde Morato die Lehren, die er selbst aus den Werken der deutschen Reformatoren geschöpft hat, und findet bald in dem Herzen dieses Humanisten vollen Einklang mit seiner eigenen religiösen Überzeugung.

Doch zu Olympias Herzen brach sich dieser neue Lebensodem, der im Vaterhause wehte, nur sehr langsam Bahn. Es ist noch zu weit von der Weisheit eines Homer und Plato zu der göttlichen Torheit eines Paulus. Zwar zeigen einige ihrer Arbeiten aus jener Zeit, daß sie sich von der verdorbenen Gestalt des Papsttums entschieden abwandte. Aber sie hatte, wie die meisten italienischen Philosophen der Renaissance, in ihrem unbestimmten Pantheismus die alte Leuchte ausgelöscht, ohne einen neuen Leitstern zu sehen; noch jahrelang dauerte das Ringen ihrer Seele nach Gewißheit. Das heitere Hofleben gefiel ihr, sie gestand später, nahe daran gewesen zu sein, den Sinn für das Hohe und Göttliche ganz zu verlieren: „O, wie nötig war mir die Prüfung! Ich hatte keinen rechten Sinn für Göttliches, das Lesen der Bibel flößte mir nur Widerwillen ein; wenn ich länger am Hofe geblieben wäre, so wäre es um mein ewiges Heil geschehen."

Bald schloß sich der Traum ihres sonnenhellen Jugendlebens. Das erste Leid, das sie traf, war ein schweres Erkranken ihres Vaters. Während sie ihn zu Hause pflegte, löste sich am Hofe ihr Freundeskreis auf. Anna von Este wurde 1548 von Ferrara abberufen, um ihrem Gatten, dem berühmten Herzog Franz von Guise, an den Hof von Frankreich zu folgen. Sie schied, von ganz Ferrara bedauert, wo sie wegen ihrer Milde und Tugend die größte Verehrung genoß. Morato starb nach wenigen Wochen, und während Olympia daheim im Kreise der Ihrigen ihrer Trauer lebte, bereitete sich am Hofe ein Sturm gegen sie vor. Vielleicht hatte Jerome Bolsek, ein entlaufener französischer Karmelitermönch, eine Intrige gegen sie angezettelt. Welcher Art die Verleumdungen waren, durch die er ihr das Herz der Herzogin, wie es scheint, für immer entzog, das ist uns nicht möglich zu ermitteln. Verlassen und schutzlos kehrte die Waise ins Trauerhaus zurück. In dieser Zeit bitterer Kränkung lernte sie ihre Augen erheben zu dem Gott ihres Vaters; sie lebte sich in eine innere Welt, in die Ewigkeit des Gemütes ein, verachtete den bisher geliebten Tand der Erde, bekam Licht auf den Weg, der vor ihr lag, und Kraft, diesen Weg zu gehen, eine Kraft, die sie bis zum Tode nicht mehr verlassen hat. Mutter und Geschwister forderten die wachsame Sorge ihrer Liebe, und während sie sich stillen Mutes anschickte, diese Pflichten zu erfüllen, widmete sie jede freie Stunde der Forschung in den heiligen Schriften. Während ihr Gemüt mehr und mehr einen unverlierbaren Halt gewann, gestaltete sich nach außen ihre Zukunft immer trüber. Die Strömung der Gegenreformation, welche mit der Gründung des Jesuitenordens (1541) und der Einführung der Inquisition (1552) begonnen hatte und immer mehr sich ausbreitete, machte sich auch in Ferrara geltend, dessen Fürst durch sein Abhängigkeitsverhältnis vom Papst in religiöser Hinsicht gebunden war. Fannio da Faenza, ein edles und tiefes Gemüt, durchdrungen vom Eifer für die reformatorischen Grundsätze, wurde in Ferrara ergriffen, um dort in Ketten den Ausgang einer Anklage der Ketzerei zu erwarten. Es gelang Olympia, zu dem Gefangenen zu dringen und aus seinen Ermahnungen und Aufschlüssen über die Schrift neuen Mut für die Zukunft zu schöpfen. „Nun habe ich keinen Sinn mehr", schreibt sie an Curione, „für die vergänglichen Güter; ich seufze nur noch nach dem ewigen Heiligtum."

Zu dieser Zeit war ein gewisser Andreas Grunthler aus Schweinfurt nach Ferrara gekommen, um auf der Universität Medizin und Philosophie zu studieren. Durch seinen Lehrer Sinapi kam er Olympias Hause näher. Ihr Geist, ihre Moral, ihre Schönheit zogen ihn unwiderstehlich an; seine hingebende Liebe fand bald Erwiderung, und Ende 1550 wurde ihre Vermählung in Ferrara gefeiert. Doch die starre Haltung des Hofs gegen die aufstrebende Reformation verleidete Grunthler den Aufenthalt; er verließ Ferrara im Frühling 1551 und nahm außer Olympia ihren jüngsten Bruder, den achtjährigen Emilio, mit sich. Durch die Tiroler Täler wandten sich die schlichten Reisenden nach Augsburg, wohin ihnen ihr berühmter Name als Herold vorangegangen war. Das Haus Fugger empfing sie mit der schmeichelhaftesten Zuvorkommenheit. Olympia knüpfte ihre lieben alten Verbindungen

wieder an, vor allem mit Curione, der nach einem kurzen Aufenthalt in Lucca sich der Verfolgung der Inquisition entzogen hatte und als Professor der lateinischen Sprache in Basel lebte. Nach einem Aufenthalt in Würzburg bei Johann Sinapi wurde Grunthler als Arzt in seine Vaterstadt Schweinfurt berufen. Fünf Monate nach ihrem Abschied von Italien betrat Olympia diesen Ort. Kein Kreis von bewundernden, geistig ebenbürtigen Freunden umgab sie hier, nur selten drang ein Klang aus der Welt der Wissenschaften in die unbeachtete deutsche Stadt — nur wenige Glaubensgenossen sprachen zu ernster Unterredung in ihrer bescheidenen Wohnung ein. So erscheint diese Zeit in recht traurigem Gegensatz zu den glanzvollen Szenen ihrer Jugend. Zwischen häuslichen Beschäftigungen und Besuchen bei Armen gehörten die wenigen Mußestunden dem stillen Zimmer, in dem sie die kostbare Bibliothek ihres Vaters aufgestellt hatte. Oft las die kleine Familie abends die Schriften der Alten, die Heilige Schrift, die Werke der Reformatoren und schloß mit dem Gesange eines deutschen Kirchenliedes oder eines der Psalmen, die Olympia ins Griechische übertragen und Grunthler in Musik gesetzt hatte. Olympia las mit Entzücken Luthers Schriften und sandte sie 1553 ihrer Freundin Lavinia della Rovere mit einem begeisterten Hinweis auf die Tröstungen der lutherischen Rechtfertigungslehre:

„Wenn mir Deutschland," schreibt sie, „nicht als Trost die Lektüre frommer Bücher böte, deren ich in Italien beraubt war, so könnte ich mich nicht darein finden, von denen, die ich liebe, in solcher Trennung zu leben; vor allem von Dir, Lavinia, die ich unaufhörlich im Herzen trage, und deren ich beständig in meinen Gebeten erwähne. Dein ewiges Heil ist der Gegenstand meiner innigsten Bitten, und ich fürchte immer, daß Du nach Deiner Gewohnheit Dich von den Sorgen dieses Lebens zerstreuen und aufreiben lässest. Ich schicke Dir einige Schriften des Doktors Martin Luther, die mir sehr gut getan haben, in der Hoffnung, daß sie auch Dich stärken und trösten werden. Widme Dich, ich beschwöre Dich, diesen heiligen Studien, bitte den Herrn, Dich mit seinem Lichte zu erhellen, und er wird es Dir gewähren. Glaubst Du, daß unser Gott ein Gott der Lüge sei, und daß er denen, die seinen Namen anrufen, so viele Verheißungen gegeben habe, um sie in der Stunde des Kummers zu verlassen? Er ruft alle zu sich, die da Leid tragen, er stößt niemanden zurück. Darum gib den alten Irrtum auf, der uns so lange irregeleitet hat, als ob wir wissen müßten, ehe wir den Herrn anrufen, ob wir von aller Ewigkeit her von ihm erwählt seien. O, laß uns vielmehr, wie er selbst befiehlt, uns in die Arme seiner Barmherzigkeit werfen, und wenn wir es getan haben, so wird uns auch die Gewißheit werden, daß wir zur Zahl seiner Kinder gehören. Du warst bis heute in einen gefährlichen Schlummer versunken, erwache! Vergiß, wer die ist, die zu Dir steht, um nur an ihre Worte zu denken, und an den, von dem sie ausgehen. Lebe wohl!"

Zu gleicher Zeit bestürmte Olympia den Reformator Flacius Illyricus, der gleich ihr von Italien nach Deutschland ausgewandert war, er möchte Luthers Schriften in ihre Sprache übersetzen und selbst ein italienisches Werk über dessen Lehre verfassen:

„Sehr vortrefflicher Illyricus! Seit lange suchte ich Mittel, meinen italienischen Landsleuten einige der Schätze mitzuteilen, mit denen Deutschland so reichlich versehen ist, es schmerzte mich tief, ihnen nicht selbst diesen Dienst erzeigen zu können, bis der Gedanke, mich an einige Gelehrte zu wenden, sich mir plötzlich darbot.

Euer Name war mir durch Eure Werke bekannt, auch dachte ich sogleich an Euch, und hoffe, daß Ihr dieser geistigen Hungersnot eines Volkes, das mir so teuer ist, werdet abhelfen und einige der Irrtümer zerstreuen können, in die es versunken ist. Dazu bedürfte es nichts als einige der Schriften, in denen Luther die Irrtümer Roms rügt, vom Deutschen ins Italienische zu übertragen. Ich selbst hätte mich nicht vor dieser Arbeit gescheut, wenn sie mir nicht durch meine Unkenntnis der deutschen Sprache, die ich nach zweijährigem Aufenthalt in diesem Lande noch nicht verstehe, untersagt wäre. Vielleicht könntet Ihr auch ein italienisches Werk über diesen Gegenstand schreiben, was Euch ja leicht würde, durch Eure tiefe Kenntnis der heiligen Schriften, deren lebendigen Quell ich erst kaum mit den Lippen berührt habe. Wenn der Eifer für die Wahrheit, der wir unser Leben selbst opfern sollen, es Euch ins Herz gibt, diese Arbeit zu unternehmen, so zweifelt nicht, daß es auf der andern Seite der Alpen mit tiefer Dankbarkeit aufgenommen werden wird. Aber es ist für den Erfolg dieses Buches wesentlich, daß es italienisch geschrieben sei, denn nur eine kleine Anzahl unserer Landsleute ist in den alten Sprachen erfahren. Darum bitte ich Euch, im Namen Jesu Christi, die Hand ans Werk zu legen. Für ihn arbeiten in dieser Zeit, heißt ihm für die Ewigkeit auf Wucher leihen. Ich würde nicht müde, Euch um diese Gunst zu ersuchen, wenn unser gemeinsamer Freund Johann Kremer nicht dieselbe Bitte brieflich an Euch gerichtet hätte, und wenn nicht das Interesse der Kirche selbst laut genug spräche. Lebet wohl!"

Zur Belagerung und Einnahme von Schweinfurt in den Jahren 1553—54 gab Markgraf Albrecht von Brandenburg die Veranlassung. Wenig geneigt, sich dem Vertrag von Passau zu fügen, warf er sich in die Stadt, um von hier aus seinen Feinden die Stirn zu bieten. Die Belagerung zog sich vierzehn Monate lang hin. Endlich wurde Schweinfurt von den Feinden ohne Erbarmen geplündert und in Brand gesteckt. Ein großer Teil der Einwohner flüchtete in die Kirche. Grunthler mit seiner Frau und Emilio war unter diesen, als inmitten der Finsternis ein unbekannter Soldat ihnen naht, sie beschwört, aus der Stadt zu fliehen, wenn sie nicht unter der Asche begraben werden wollen. Sie folgten dem Rat und glaubten schon der Gefahr entronnen zu sein, als sie auf dem Lande durch eine Soldatenbande angehalten wurden, die sie gänzlich ausplünderte und Grunthler als Gefangenen zurückbehielt. In der Verzweiflung fand Olympia Worte, die selbst diese rohen Menschen erweichten:

„In der Todesangst meines Herzens stieß ich unaussprechliche Seufzer aus und schrie zum Herrn: Hilf mir, hilf mir um deines Namens willen! — und ich hörte nicht auf zu beten, bis er mir meinen Gatten zurückgegeben hatte. Ich wollte, Ihr hättet den kläglichen Zustand gesehen, zu dem ich gebracht war, mit aufgelösten Haaren, zerfetzten Kleidern und blutenden Füßen: man hatte uns ganz ausgeplündert, und auf der Flucht hatte ich meine Schuhe verloren. Bei jedem Schritt rief ich aus: Ich kann nicht mehr, ich bin des Todes! Herr, wenn du mich retten willst, so sende deine Engel, daß sie mich auf ihren Flügeln tragen, denn ich selbst kann mich nimmer aufrechthalten!"

In dieser verhängnisvollen Nacht legten die Flüchtlinge mehr als zehn Meilen zurück. Olympia war ein Bild des Elends, ihr Gesicht war bleich und abgemagert, ein Fieber, das sie von nun an fast nicht mehr verließ, verzehrte sie innerlich. So kam sie zu Hammelburg an, eine „Bettlerkönigin", wie sie selbst sagt. Sie hatten ihre gesamte Habe verloren: die kostbare Bücherssammlung Olympias, die Grunthler mit großen Kosten hatte aus

Italien kommen lassen, ihre Manuskripte — alles war ein Raub der Flammen geworden. Sie begaben sich zu dem Grafen von Reineck, der sie aufs zuvorkommendste aufnahm, und endlich, auf besondere Aufforderung, zu den edlen und frommen Grafen von Erbach. Der Graf empfahl Grunthler seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Friedrich II., und dieser berief Grunthler durch Dekret vom 12. Juli 1554 auf den Lehrstuhl der Medizin in Heidelberg mit einer „Besoldung von 30 oder zum mindesten 25 Gulden" aus dem Universitätsfiskus samt allen anderen „emolumentis facultatis medicae". Daß Olympia selbst mit dem Auftrage betraut worden sei, Vorträge über griechische Literatur an der Hochschule zu halten, ist ein Märchen; die Universitätsakten, hierfür gewiß die erste Quelle, erwähnen nichts davon.

An ihrem neuen Aufenthalt folgte Olympia wieder den großen Zeitereignissen. Den Reformator Graubündens, Pier Paolo Vergerio, der damals in Stuttgart weilte, bat sie noch wenige Monate vor ihrem Tode dringlichst, Luthers Katechismus ins Italienische zu übersetzen. Aus demselben Brief ersieht man, wie sehnlich sie den Zwiespalt zwischen den deutschen Protestanten ausgeglichen wünschte. Was der Gestalt von Olympia und anderen italienischen Reformatoren so großen Reiz verleiht, was uns auch in Carnesecchis Bekenntnis aufgefallen, ist eben dieses Streben nach der Versöhnung, dieses Hinwegsehen über die Zwistigkeit der Sekten, diese Harmlosigkeit, die sie nicht gewahren läßt, welche Leidenschaften sich unter dem Mantel der Religion verbergen:

„Sehr vortrefflicher Vergerio! Zuerst danke ich Euch für die freundliche Übersendung Eurer Bücher, und dann möchte ich eine Bitte aussprechen, die ich zuvor nicht zu stellen wagte. Weil Euer Eifer für die Verbreitung der Wahrheit so groß ist, könntet Ihr nicht den Katechismus des Doktors Martin Luther ins Italienische übersetzen, nachdem er bereits vom Deutschen ins Lateinische übertragen ist. Wenn Ihr dies Buch nur leset, so werdet Ihr beurteilen können, welch unermeßlichen Dienst Ihr unsern Landsleuten, vor allem aber unserer Schuljugend, damit erweisen würdet. Darum wage ich, Euch im Namen Jesu Christi und um der Liebe willen, die Ihr zu unsern italienischen Brüdern tragt, welche ein Recht am Opfer von unserer Seite haben, zu bitten, diese Arbeit zu unternehmen. Ich weiß wohl, daß unter den christlichen Kirchen ein großer Zwiespalt über die Sakramente entstanden ist. Aber diese traurigen Spaltungen würden bald verschwinden, wenn die Menschen mehr die Ehre des Herrn und das Heil seiner Kirche im Auge hätten, deren Geheimnis auf der Einigkeit der Glieder beruht. Ich kehre darum zu dem Gegenstand meines Briefes zurück und erinnere Euch noch einmal daran, daß Ihr Italien einen unermeßlichen Dienst erzeigen werdet, wenn Ihr ihm Luthers Katechismus übermittelt. Ich wünsche so sehr, diese Gunst von Euch zu erlangen, daß ich sie noch einmal mit allen Kräften meiner Seele von Euch erbitte. — Die Nachricht, die Ihr mir über die Herzogin von Ferrara mitteilt, war mir im letzten Dezember durch den Brief eines frommen Freundes zugekommen; der Abfall dieser Fürstin, die ich in anderen Zeiten kennen gelernt habe, bekümmert mich, ohne mich zu wundern. Die traurige Untreue so vieler anderer überrascht mich mehr. Meine Mutter ist fest geblieben inmitten des Sturmes. Ehre sei Gott, dem allein die Ehre gebührt! Ich beschwöre sie mit meinen Schwestern, herauszugehen aus diesem Babylon und hieher zu mir zu kommen. Lebt wohl."

Der kleine erlesene Kreis, den Olympia in der deutschen Universitätsstadt um sich versammelte, stand völlig unter dem unbeschreiblichen Reize ihrer

Persönlichkeit. Sie war meist ruhig und heiter, mit einem wehmütigen Lächeln auf der Lippe. „Ich habe", sagte ihr Gatte nach ihrem Tode, „nie eine so wahrhafte und heitere Seele gekannt; nein, niemals hat so viel Lauterkeit, so viel Anmut und Reinheit diese Erde geschmückt!"

Seit der Jammernacht in Schweinfurt trug Olympia, für die vielleicht die Luft Deutschlands an sich zu rauh war, den Keim einer schweren Krankheit in sich. Im Juli 1555 verfiel sie in eine tödliche Schwäche, aus der Grunthler sie mit Mühe zum Leben zurückrief. Wieder zum Bewußtsein erwacht, sammelte sie ihre letzte Kraft zu einem Brief an Curione:

„Was mich betrifft, so werde ich von Tag zu Tag schwächer; Euch erhalte Gott noch lange zum Heil seiner Kirche! Ich habe keinen Appetit mehr, der Husten droht Tag und Nacht mich zu ersticken, und die Schmerzen, die ich durch den ganzen Körper empfinde, rauben mir den Schlaf. So ist der Körper vernichtet, ich habe nur noch den Geist aufzugeben. Aber bis zum letzten Hauch werde ich derer gedenken, die ich geliebt habe."

Diesem Brief fügte sie einige ihrer Gedichte hinzu, die im Brand von Schweinfurt verloren gegangen waren und die sie aus dem Gedächtnis nachgedichtet hatte. „Ihr werdet mein Aristarch sein", schließt sie, „und die letzte Hand daran legen, noch einmal lebt wohl!"

Sie starb am 7. November 1555, um 4 Uhr nachmittags; noch nicht 29 Jahre alt, brach die Blume Italiens unter dem Eise des nördlichen Winters, als eben die Sonne sich zum Untergang neigte. Die Schilderung ihrer letzten Stunden liegt uns in einem von ihrem Gatten an Curione geschriebenen Briefe vor:

„Wenige Stunden vor ihrem Tode erwachte sie aus einem kurzen Schlummer und lächelte mit geheimnisvoller Miene, wie von einem unaussprechlichen Gedanken entzückt. Ich näherte mich ihr und fragte sie, warum sie so lieblich lächelte. ‚Ich sah', sagte sie, ‚im Traum einen Ort, vom reinsten und strahlendsten Lichte erhellt.' Und da sie vor Schwäche nicht mehr sprechen konnte, sagte ich: ‚Wohlan, teure Frau, sei getrost, in jenem herrlichen Lichte wirst du wohnen.' Leise lächelnd bejahte sie mit dem Haupte und sagte, während ihr Blick schon erstarb: ‚Ich bin von Freude erfüllt; Euch erkenne ich kaum mehr, aber ringsumher erscheint mir alles voll wunderschöner Blumen.' Bald darauf hatte sie ihren letzten Seufzer ausgehaucht und schien nur zu schlummern; schon seit mehreren Tagen hatte sie wiederholt, daß sie nichts sehnlicher wünsche als zu scheiden und bei Christus zu sein."

Grunthler überlebte seine Gattin kaum; er wurde von der seit dem Sommer in Heidelberg wütenden Pest befallen und starb zwanzig Tage nach Olympia. Emilio war schwach und leidend; ein zarter Sproß der südlichen Erde, nur durch die Liebe der Schwester auf dem fremden Boden heimisch gemacht, erlag er wenige Tage nach Grunthler derselben Krankheit. Am Weihnachtsabend waren die drei Unzertrennlichen wieder vereint. Der französische Edelmann Rascalon, Professor an der Universität, ließ die fast mittellos Gestorbenen in einem gemeinsamen Grabe in einer Seitenkapelle der seit 1556 nur noch den Protestanten gehörenden Peterskirche bestatten. Olympias Grabschrift, in neuerer Zeit wieder restauriert, verkündet uns heute noch:

„Ihr Geist und ihre seltene Kenntnis zweier Sprachen[1]), ihre große Sittenreinheit und der brünstigste Eifer für die Religion erhoben sie weit über das gemeine Maß. Das Urteil der Menschen über sie hat ein seliger, von ihr heilig und friedlich erlittener Tod durch göttliches Zeugnis bekräftigt."

Auch die Bewohner der allmählich wieder entstehenden Stadt Schweinfurt wollten das Andenken ihrer edlen Mitbürgerin ehren. Das Haus, das sie drei Jahre lang bewohnt, wurde auf öffentliche Kosten wieder erbaut und erhielt die Inschrift:

Armes und niedriges Haus, doch nicht ruhmlos,
Es wurde bewohnt von Olympia Morata.

Sterbend hatte sie Curione die Herausgabe ihrer Schriften ans Herz gelegt, soweit diese aus der Asche Schweinfurts gerettet worden; er ließ sie 1558 in Basel erscheinen und widmete sie jener begeisterten Protestantin, Isabella Manrique de Bresegna aus Neapel. Was er da veröffentlichte, wurde der glänzendste Beleg dafür, wie viel die Welt an den verloren gegangenen Arbeiten Olympias eingebüßt. Das höchst seltene Werk besteht außer den gut geschriebenen Briefen in einigen Dialogen, der Vorrede zu den Paradoxen und griechischen Versen. Es trägt den Titel: „Werke von Olympia Morata, einer hochgelehrten und beinahe göttlichen Frau".

Es ist ein wehmütiger Eindruck, den dieses frühe geschlossene Leben macht; eine anmutige Erscheinung in jeder Hinsicht, mit offenem Sinn für das wahrhaft Schöne und Erhabene, feingebildet und wirklich gelehrt, ohne daß sie das echt Weibliche abgelegt hätte, ist Olympia über die Erde dahingegangen, ohne viele Spuren großen Schaffens und Wirkens zu hinterlassen, doch von einem Kreise auserwählter Freunde hochgeschätzt; ihre kurze Blüte könnte man typisch finden für das Schicksal der Reformation in Italien. Auf ihrer jungen Stirne erglänzte die Doppelflamme weltlicher Gelehrsamkeit und heiliger Begeisterung, und es ist zum größten Teil ihre vermittelnde Stellung zwischen der italienischen Renaissance und der deutschen Reformation, die aus ihr eine so merkwürdige Gestalt macht; an Glaubensinnigkeit stand sie keinem deutschen Zeitgenossen nach, und doch zeigte sie noch im letzten Augenblick den Genius der italienischen Künstlerin: mit Recht dürfen wir sie als geistige Mittlerin zwischen den beiden Nationen betrachten.

[1]) Gemeint sind Griechisch und Latein.

Richtfest.

Novelle

von

August Strindberg [1]).

Als der Konservator am dritten Tag nach dem Unglück aus dem Morphiumschlummer erwachte, lag er in seiner Schlafstube, verbunden nach der Operation. Das erste, was er unterschied, war ein rotes Kreuz auf einem weißen Mantel; und sofort kreisten seine Gedanken um Kreuzfahrer, Freimaurer, Schweizer Alpen, Absinthflaschen, Fabrikzeichen, die englische Kriegsflagge, die Signale der Flotte; aber der ihm angeborene Ordnungssinn litt unter dem Wirrwarr dieser Vorstellungen, und während eines quälenden Schweigens brachte er schließlich hervor:

„Aber das Wappen der Schweizer ist ein weißes Kreuz auf rotem Grund; es hat sich also umgekehrt . . ."

Der Kranke schloß die Augen, fiel in Schlaf und glich einem Toten. Die Schwester vom roten Kreuz schraubte die Lampe nieder und setzte sich in den Schatten, um das Kommen der Nacht mit der befürchteten Krisis abzuwarten. Sie betrachtete das Gesicht des Kranken; früher war es braun vom Leben im Freien gewesen, jetzt war es gelb; Haar und Bart waren kohlschwarz; etwas Exotisches, Südländisches lag darin, vielleicht mit Spuren von Afrika, etwas kindlich Gutes, Sorgloses, bereit zum Lächeln, aber weit vom Weinen; die etwas starken Kiefer schienen auf Grausamkeit zu deuten, die war aber eher die Unempfindlichkeit, die ein starker Mann eigenem und also auch fremdem Leiden gegenüber hat. Er war ein Gelehrter und ein Jäger, Fischer, Sportsmann, Afrikareisender, Seemann; Sohn von Fischern, geboren am Meer in einfachen Verhältnissen, war er in seinem Beruf ein gesunder Alltagsmensch, gewohnt, zu befehlen und zu töten; in seinem Gefühlsleben, in seinem Verhältnis zu Weib und Kind, zart, fein, selbstlos, treu. Infolge einer Unbesonnenheit, die von seiner Erziehung kam, bei der Beförderung übergangen, war er so klug gewesen, die Schmach nicht nachzutragen, sondern machte sich eine Ehre daraus, die Niederlage als etwas ganz Natürliches hinzunehmen; und sein Leben war ruhig und gleichmäßig verlaufen, bis zu Beginn des letzten Jahres, als dieser Unglücksfall eintraf . . .

[1]) Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

Der Kranke hatte eine Viertelstunde geschlafen, als er die Augen aufschlug und ein gewisses Muster auf der Tapete suchte, das einen Kopf bildete; dieser Kopf hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit seinem Freund, dem Leiter des Museums, der, wie er glaubte, im Zimmer sei, und mit dem er sprach.

„Wie das Unglück zuging? Ja! Ich war am Abend vorher im naturwissenschaftlichen Klub gewesen; man referierte über Hellenbachs ‚Mystik der Zahlen' und über die Periodizität im Leben des Menschen. Als ich nach Haus kam, suchte ich mein magisches Quadrat aufzustellen, und ich fand, daß sich mein Leben in Perioden von fünf Jahren bewegte, und daß die absteigende Kurve zwischen den fünf Jahren voller Mißerfolge war, die Müdigkeit oder Energieverminderung bedeuteten. Lächelst du über mich? — Erinnerst du dich nicht an die bekannte Zusammenstellung der wunderbaren Zahlen aus dem Leben der fünf amerikanischen Präsidenten? Und auf diese Zahlenverhältnisse hatte der Referent aufmerksam gemacht. Nein? — Adams, Jefferson, Madison, Monroe und Quincy Adams folgten doch aufeinander. Jeder saß acht Jahre am Ruder; das war allerdings nicht merkwürdig, denn es geschah nach der Verfassung; dagegen muß man darauf achten, daß jeder acht Jahre nach seinem Vorgänger geboren und daß alle sechsundsechzig Jahre alt waren, als sie abgingen, mit Ausnahme von Quincy Adams. Drei von den fünf starben am 4. Juli, dem Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung; das könnte man jedoch aus der Psychologie der Eindrücke oder der Suggestion herleiten . . . Ich kehre zu den periodischen Zahlen in meinem eignen Leben zurück — nein, ich werde heute mit Ziffern nicht fertig . . . Das Unglück war es. — Ich ging draußen auf dem Lande spazieren; der Weg krümmte sich, auf der einen Seite war ein steiler Berg und auf der anderen die See. In der Biegung kam mir ein Reiter entgegen; dahinter waren zwei Damen mit einem Hund zu sehen. Die Damen lachten etwas boshaft, der Hund sprang auf das Pferd zu, aber ohne zu bellen. In diesem Augenblick begriff ich, in welcher Klemme ich mich befand. Wenn der Hund herangekommen ist und Hals gibt, so schlägt das Pferd aus. Aber nach welcher Richtung? Das hängt davon ab, von welcher Seite es angegriffen wird! Ich trat dicht an den Berg heran. Aber nun sah ich, wie verzweifelt meine Lage war: der Hund mußte in dem Augenblick bellen, in dem das Pferd mich erreichte. Es sah aus wie eine boshafte Intrige, die von dem Lachen der unbekannten Damen illustriert wurde. Jetzt bin ich zwischen Pferd und Bergwand — der Hund gibt Hals — das Pferd schlägt nach mir aus. — Wie boshaft! war mein letzter Gedanke. Einen Schmerz empfand ich nicht, ich sank nur hinunter in Finsternis und erlosch. — Ja, Axel, und es geschah auf den Tag an meinem kritischen Tage. Ich bin aufgewachsen, wie du weißt, auf der hinteren Seite der Insel Öland, also am Meer, und habe von Kindheit an geglaubt an Wahrzeichen und Warnungen . . ."

Der Kranke richtete sich im Bett auf und bat die Pflegerin, das Fenster zu öffnen. Sie tat ihm scheinbar den Willen, und er legte sich wieder nieder, um von neuem einzuschlummern.

Die Pflegerin benutzte die Gelegenheit, sein Bett zu ordnen und die Medizin bereit zu machen für das nächste Erwachen.

Der Arzt trat ein.

„Wie ist es?“ fragte er.

„Er phantasiert“, antwortete die Pflegerin.

„Geben sie ihm Morphium zur Nacht. Hier ist nichts zu machen.“

Der Arzt ging.

Der Kranke begann aufzuspielen wie ein Grammophon ohne Sperrhaken.

„Der Garten nach der Sonnenseite war meine große Freude. Da lag gelbes Stroh, und wenn es bewölkt war, leuchtete das wie ein von der Sonne beschienener Fleck; da das Land frisch gegraben war, kamen Tausende von Glassplittern ans Tageslicht, jeder einzelne reflektierte die Sonne bei klarem Wetter, jeder einzige bildete eine kleine Sonne. Und im Mondenschein war der Boden besät mit Miniaturmonden. Nun begann der Gärtner zum fünftenmal an den Treibbeeten zu arbeiten; ich würde wieder sehen, wie er säete, begoß, lüftete, erntete. Er streute den Sonnenschein seines gelben Strohes über die schwarze Erde, trug Rahmen, Fenster und Matten hinaus, aber er fing nicht an zu graben. Dagegen kamen Herren in Melonenhüten mit Stangen und Ketten, maßen und maßen, rechneten und visierten. Da verstand ich, daß man hier bauen wolle, und das freute mich, denn dann würde das ‚grüne Auge‘ mich nicht mehr sehen können: einen Steinhaufen würde man aufs Grab legen, die Vergangenheit würde verborgen und vergessen werden! Und man begann im Boden zu wühlen; als sie aber die Bäume fällten, stand das Haus des Feindes nackter als je da. Ich konnte seine Topfgewächse im Fenster sehen: das Philodendron, das der Meeresalge Laminaria gleicht, Kaktusarten und Ficus; ich sah sein Thermometer und lernte die Figuren an seinen Gardinen. Er hatte ein eigenes Haus, eine Villa von zwei Stockwerken, und ich tröstete mich: Warte nur, bald wirst du weder Sonne noch Mond sehen, und deine Blumen werden sterben, wie du selber, aus Mangel an Licht! — Ich fand es ganz natürlich, daß ich mich über die Neutralisierung eines Feindes freute, ohne daß ich die Hand zu erheben brauchte; auch wußte ich, daß seine Villa an Wert verlieren würde, wenn sie eingebaut und von den Mietern von fünf Stockwerken begukt wurde. — Das Fundament war gelegt, und das Haus begann zu wachsen . . .“

Der Konservator fiel wieder in Schlaf, der bis in den Morgen hinein währte. Er befand sich allein im Zimmer; die Sonne schien herein und bildete ein Schattenspiel auf der Wand, an der ein Spiegel hing. Auf der Tapete erschienen Bilder von Männern, die sich beugten, die Arme bewegten, sich wieder aufrichteten, um sich wieder zu beugen; eine von den Gestalten stand still und hatte eine Karte in der Hand. Der Kranke warf einen Blick in den Spiegel, und jetzt sah er, wie das im Bau begriffene Haus gewachsen war und die Sonne vom Sonnenzimmer auszuschließen drohte.

Die Pflegerin kam herein, weißgekleidet, das rote Kreuz um den Hals.

„Wird man die Sonne verbauen?“ fragte der Kranke.

„Wir haben jetzt ja Ende Januar", antwortete das rote Kreuz; „die Sonne steigt ja bis zum 24. Juni, und viel früher haben die Mauern zu wachsen aufgehört."

Der Konservator hatte etwas erhalten, über das er nachdenken konnte.

„Das ist wahr; und am 21. März steht die Sonne im Himmelsäquator oder dort, wo der oberste Stern im Gürtel des Orion sich bei der Kulmination befindet; dann steigt sie bis Mittsommer dreiundzwanzig Grad höher; ein Grad ist ungefähr drei Mondscheiben, also neunundsechzig Mondscheiben höher; aber ein fünfstöckiges Haus ist . . . warte . . . vierzig Ellen hoch . . . ja, aber die Entfernung von hier . . . das kann ich nicht ausrechnen. Daß man auch die Sonne ausschließen wird!"

„Sie haben es ja selber gewünscht!" antwortete das rote Kreuz.

„Ja, das ist wahr; seinetwegen! Des grünen Auges wegen. Wenigstens bin ich jetzt dagegen geschützt, und alles kann man nicht haben."

„Warum hassen Sie ihn?"

„Kennen Sie ihn?"

„Ja! Alle Menschen kennen ja einander hierzulande."

„Das ist wahr; und alle treffen sich schließlich auf die eine oder die andere Art. Vielleicht sind wir auch Bekannte?"

Die Pflegerin betrachtete den Kranken:

„Erinnern Sie sich an die Pfarre von Forssa?"

„Ja, gewiß erinnere ich mich an die."

„Und an ein kleines Mädchen, das dort in Pension war?"

„Sagen Sie noch etwas!"

„An einem Sonntagmittag lockte das kleine Mädchen Sie in den Garten und lehrte Sie, wie man in den Himbeerwald hineinkriechen könnte, um die verbotene Frucht zu pflücken. Aber wir wurden aus einem Fenster gesehen, angerufen und ausgelacht."

„Ich erinnere mich! Das gehört zu dem Schlimmsten, was ich erlebt habe. Haben wir uns später noch einmal getroffen?"

„Ich habe Sie gesehen, aber Sie haben mich nicht wieder erkannt."

„Sie kennen also das ‚grüne Auge' auch?"

„Ich habe ihn gepflegt."

„Haßt er mich noch?"

„Das tut er wohl."

„Jetzt aber ist eine Mauer zwischen ihm und mir errichtet."

„Noch ist seine Flaggenstange über dem Haus zu sehen . . . sehen Sie, dort im Spiegel."

„Ich sehe, und nun läuft das Fall; er will die Flagge hissen, das tut er nur, um mich zu reizen. — Jetzt geht sie auf den Topp. Was ist das? — Gelber Stern auf blauem Tuch; das ist der Kongostaat, wo er und ich unsere Affäre hatten."

„Ich bin auch am Kongo gewesen."

„Haben Sie mich denn verfolgt?"

„Es sieht so aus. — Ist es wahr, daß Sie Menschen gejagt haben, um Gehirne zu sammeln?"

„Sagt man das?"

„Allerdings!"

„Und wenn es so wäre?"

„Das wäre eine Missetat."

„Aber im Krieg?"

„Dann verteidigt man sein Vaterland."

„Ach was! Weder der Russe noch der Japaner verteidigte sein Vaterland, sondern sie bekriegten einander um Korea. Sehen Sie, dergleichen läßt einen das Menschenleben gering schätzen."

„Wie hoch schätzen Sie Ihr eigenes?"

„O, ziemlich hoch; ich wurde nicht befördert, bin also weder ein guter Untertan noch ein guter Regierender."

„Warum sind Sie denn übergangen worden?"

„Weil — ja, weil meine einfache Erziehung mich naiv gemacht hat. Ich wußte nicht, was sich schickt. Als ich den Doktor gemacht hatte, erhielt ich eine Summe Geldes, um mich zu erholen und zu vergnügen. Da mietete ich eine Kalesche und lud eine unverheiratete Dame von vorurteilsfreien Sitten ein; ich tat also kein Unrecht. Wir fuhren die Hauptstraße hinunter, denn das mußten wir, um zu unserm Ziel zu gelangen. Die Sonne schien um diese Mittagszeit, und es war schön. Vor der Akademie der Wissenschaften trafen wir Professor X, meinen Gönner und Freund. Aber er hatte seine Dame unterm Arm, wie ich meine. Ich grüßte natürlich, denn das soll man, aber in diesem Fall hätte ich es nicht tun sollen. Das verstand ich nicht, und das brachte mich zu Fall."

„War das der Grund?"

„Wollen Sie mir die Beichte abnehmen?"

„Nein, aber Sie sich!"

„Es waren allerdings auch noch einige Bummeleien."

„Ein Mikroskop, einige Bücher, Schuldscheine . . ."

„Sie wissen ja alles. War ich vielleicht nicht unschuldig?"

„Das ‚grüne Auge' fand es nicht, und daher gab es an, Sie seien nicht geeignet zum Lehrer der Jugend. Aber Sie haben sich an ihm gerächt."

„Ja, natürlich."

„Aber er hat richtig gehandelt."

„Nicht gegen mich."

„Doch, da Sie unrecht hatten."

„Wollen Sie sich nun vor mir die Beichte abnehmen?"

„Ich werde nicht sterben."

„Sterben? Wer wird . . . Ja, da sind nicht viele, unter denen man wählen kann; Sie oder ich; also ich!"

Er versuchte zu lächeln, konnte aber nicht; er wollte noch weiter fragen, wagte aber nicht; schließlich brachte er hervor:

„Aber es geht mir ja besser."

„Das pflegt so zu sein . . ."

„Was pflegt?"

„Das!“

Nach einer Pause beschloß er zu fragen:

„Wer war der Reiter, der auf dem Pferd saß?“

„Er ließ Sie nach Haus bringen, und er hieß . . .“

Sie beugte sich nieder und flüsterte einen Namen.

„Ei wie sonderbar! — Und die Damen mit dem Hund?“

„Deren Blumen sind es, die dort stehen.“

„Stehen dort Blumen? Ja, wahrhaftig! — Da der Reiter so hieß, hießen wohl die Damen so!“

Er flüsterte einen Namen, und die Pflegerin nickte bejahend.

„Welches Netz, welches Gewebe sind doch die Schicksale der Menschen; alle kennen einander, alle sind miteinander verwandt oder auf irgendeine Art miteinander verwickelt; ein und derselbe Blutstrom in so vielen Bächlein; eine einzige Energie, die sogar durch die Körper unserer Tiere ausgesandt wird. Der böse Wille zweier Damen schießt einen Pfeil ab, das ist ihr Hund; der Pfeil trifft das Pferd, das Pferd tritt den rechten Mann, und hinter allem sitzt das ‚grüne Auge‘ mit der Kongoflagge; vielleicht ist er mit allen verwandt. Man ist in einem Volksgedränge geboren, muß sich mit den Bewegungen der anderen bewegen, tritt den Nächsten auf die Zehen, stößt in die See, die am Ufer stehen, verschuldet ihren Tod, ohne es gewollt zu haben. Jede Bewegung ist gefährlich für die anderen, und doch muß man sich bewegen; ich habe keine Schuld, und sie haben keine: wer hat sie denn?“

Der Kranke hörte auf zu sprechen und fiel in einen langen Schlummer.

Als er erwachte, sah er im Spiegel, wie das Gebäude bis an den Dachstuhl gewachsen war, aber der Knopf auf der Flaggenstange des Feindes war noch zu sehen. Die Sonne stand hoch und reichte noch ins Zimmer hinein.

„Wie ist es jetzt?“ fragte er die Pflegerin. „Was sagt der Arzt?“

„Wollen Sie das wissen?“

„Sind wir schon so weit? — Glauben Sie, daß es zu Ende ist, wenn es zu Ende ist?“

„Nein.“

„Sind Sie Pietistin?“

„Ich bin Christin, aber mit Maß.“

„Dann glauben Sie also an die Hölle?“

„Das ist keine speziell christliche Lehre.“

„Doch gewiß; das frohe Heidentum kannte sie nicht.“

„Was sagen Sie? Haben Sie das Gedächtnis verloren? Der Tartaros der Griechen, wo die Danaiden Wasser mit einem Sieb schöpfen, wo Ixion auf das Rad geflochten ist, Tantalos seinen Durst nicht löschen kann; die ewige Finsternis mit einem Feuerstrom, brennenden Öfen, giftigen Seen, Furien und Ungeheuern?“

„Doch, jetzt erinnere ich mich. Aber der Väter Missetaten werden an den Kindern gerächt: das ist wenigstens nicht die männliche Lehre der Antike von der persönlichen Verantwortung?“

„Hören Sie mal, wenn man Morphium genommen hat, sollte man nicht über Religion sprechen. Erinnern Sie sich nicht an Ödipus, dem vom Orakel vorausgesagt wurde, er werde den Vater ermorden und die Mutter heiraten? Er tat es gegen seinen Willen, und die unschuldige Tochter Antigone brachte ihr Leben in Qualen zu, bis sie sich schließlich erhängte, um nicht lebendig begraben zu werden. Das ist das schöne Heidentum."

„Wieviel Unsinn man mir eingeredet hat! Ich kann ja nicht den Mund öffnen, ohne eine Lüge auszusprechen; am besten schweigt man, aber dieses Morphium macht mich beredt."

„Warum sind Sie so böse auf Gott und auf Christus besonders?"

„Ich weiß nicht. Das wird einem ja eingetrichtert, und dann gibt man es von sich."

„Haben Sie einen Beweis dafür, daß es mit Ihnen beim Tode zu Ende ist?"

„Nein, aber haben Sie den Beweis für das Gegenteil?"

„Nein, nicht einen Beweis, für den Sie empfänglich sind! Darum müssen wir die Frage offen lassen und können sie nicht kategorisch zu Ihren Gunsten entscheiden. Übrigens ist es ja möglich, daß einige Seelen bereit sind, weiter zu leben, während andere sich auflösen müssen, um umgegossen zu werden. Und möglich ist auch, daß die, welche nicht an die Unsterblichkeit der Seele glauben, vernichtet werden sollen, da sie ein Vorgefühl davon besitzen. Und beide Teile haben wohl recht. Wer sagt: ‚Mein einziges Leben', hat wohl auch nur das."

„Ist das logisch?"

„Gewiß! Denn von Teil kann man nicht auf das Ganze schließen; einige Menschen sind schwarze Neger, daraus folgt aber nicht, daß alle es sind."

„Warum sprechen Sie von Negern?"

„Ach so, Sie denken an den Kongo."

„Ist es wahr, daß ich noch einmal operiert werden soll?"

„Jawohl! Der Arzt muß noch einmal nachsehen, wo die inneren Verletzungen liegen."

Der Arzt stellte Brand mit beginnendem Fieber fest, das heißt, mit anderen Worten, den Anfang vom Ende. Als die Wunde behandelt war, erwachte der Konservator und erkannte seinen alten Freund wieder.

„Keine Hoffnung?" fragte er.

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Nun, dann ist die Zeit gekommen, dir meine Meinung zu sagen, die du lange zu kennen geglaubt hast, aber nicht kennen gelernt hast, weil ich sie verschwieg. — Nun soll ich von hinnen: wie herrlich! Allen den Rücken kehren, unabhängig werden, unnahbar! Jetzt will ich dir sagen, jetzt, denn man kann seine Meinung nicht alle Tage sagen, das weißt du selbst. Ich will dir sagen, welch ein großer Heuchler ich habe sein müssen, aus Furcht, mein Brot zu verlieren und nicht befördert zu werden. Ich habe immer geglaubt, daß Krankheiten aus Zerlegung von Geweben und Flüssigkeiten

entstehen, die Mikroorganismen erzeugt, und daß diese wieder Ansteckung übertragen können. Die Bakterien sind Endprodukte, entstanden durch Selbstzeugung, die als möglich nachgewiesen ist für die niedrigsten Organismen, die nicht aus Eiern oder Sporen entstehen. Ich habe zwanzig Jahre lang über dem Mikroskop gesessen und habe nie eine Schwärmspore oder eine Bakterie gesehen, ohne daß sie hervorgerufen war, obwohl die Luft voll davon sein soll. Dagegen habe ich im Staub des Objektivs immer Kiesel, Kohle, Stärke und Eisen gesehen. Wenn Pasteurs Flüssigkeit nur von Luft berührt werden darf, die bis zur Glühhitze gebracht ist, so ist die Lebenskraft der Luft zerstört wie die der möglichen Sporen oder Bakterien. Jetzt weißt du's! — Und ich habe niemals an den Affen geglaubt, ebensowenig wie ich geglaubt habe, daß ihr die Physiologie des Körpers herausgefunden habt . . ."

Der Arzt wandte sich verzweifelnd an die Pflegerin:

„Mehr Morphium, er phantasiert ja; als ob man den Kork aus einer Sodaflasche gezogen."

Der Kranke hatte nur Atem geholt und jetzt das Stichwort vom Arzt erhalten:

„Morphium, ja; weißt du, alle Alkaloide des Opium sind an die Milchsäure gebunden; nun haben wir eben gelernt, daß die Schlafluft nach der Arbeit des Tages von der übermäßigen Bildung von Milchsäure kommt . . . Aber nicht davon wollte ich sprechen . . . sondern von der Perversität in der Naturforschung: alles ist rückwärts gegangen während der Zeit des Verfalls. Du glaubst, Malaria und kaltes Fieber entstehen durch Mücken; wenn du aber ein konsequenter Schüler von Pasteur und Koch wärest, müßtest du glauben, die Mücke arbeite ein Serum in ihrem Körper aus und trete also als Therapeutin auf! Das aber wagst du nicht zu glauben, denn dann verlierst du die Praxis und wirst nicht befördert. Aber ich bin aus allem heraus, auf der anderen Seite, jenseits, ich will verkünden, daß der Schöpfer die Mücke nicht aus Bosheit gemacht hat, sondern aus gutem Willen; und in die Sümpfe, wo das Gift des kalten Fiebers erzeugt wird, hat er außerdem alle Salixarten gestellt, deren Salizylsäure das Heilmittel ist. Das ist Linné, mein großer, unsterblicher Lehrer, den ich nie verlassen habe, wenn ich auch gezwungen wurde, den Affenkönig zu bekennen . . . So ist das Leben . . . ein Ball mit Masken und Dominos; Demaskierung nach zwölf Uhr! — Übrigens, wieviel ist die Uhr? Warum habt ihr den Spiegel fortgenommen? Ich sehe ihn wenigstens nicht, aber dann brauche ich auch das grüne Auge nicht zu sehen! . . . Dann aber kommt diese Sache mit dem Kongo: ich habe niemals Menschen gejagt, wenn ich auch Gehirne gesammelt habe; ein Teufel — ja, es war das grüne Auge — muß er ausgestreut haben; ich lachte zuerst, fand es verrückt; dann stimmte ich bei, schließlich verbesserte ich es selbst und glaubte daran; aber sobald ich Praxis als Arzt suchte, fühlte ich den Widerstand: so geht's, wenn man sich selber belügt; jetzt aber konnte ich nichts zurücknehmen, denn dann hätte ich als Lügner dagestanden. Kann eine Lüge nie zurückgenommen werden? Doch gewiß, das kann sie; sie kann vergessen

werden, ihre Spitze verlieren, geradezu Wahrheit werden; ich war einmal in Geldnot und log, daß ich am ersten Mai ein Stipendium erhalten würde; das war häßlich von mir; aber kann man sich das denken, am ersten Mai bekam ich ein Stipendium, um das ich mich niemals beworben hatte; die Lüge wurde Wahrheit, war es aber nicht. Gewiß kann eine Lüge ausgelöscht werden, da eine unangenehme Erinnerung aufgebraucht werden kann; die Energie ist durchaus nicht unzerstörbar, das ist nur Geschwätz; wenn ich einen Stein ins Wasser werfe, so hören die Kreise auf, wenn der Widerstand größer als die Kraft ist; in aufgeregter See entstehen überhaupt keine Kreise; und diese Lüge, die Helmholtz oder ein anderer in die Welt gesetzt hat, habe ich selber zwanzig Jahre lang gepredigt; wenn man ein Kind ist, glaubt man alles, was einem gesagt wird; mir redete man ein, als ich sieben Jahre alt war, man könne Sperlinge fangen, indem man ihnen Salz auf den Schwanz streut; ich hab's versucht, es gelang mir nicht, aber geglaubt habe ich es doch; vielleicht ist es wahr, ich habe es auf experimentellem Weg nicht festgestellt . . . Ich bin durstig, gib mir zu trinken. — Sophia heißt du; und du hast mich in die Himbeerbüsche der Erkenntnis gelockt; du warst ein Kind und konntest nichts dafür — und das hast du vergessen, siehst du! Man kann also vergessen; Orfila sagt in seiner Gerichtschemie, das Gehirn bleibe nach dem Tod unverwandelt in der Kapsel, und es gleiche einem Lehmklumpen; aus der Erde sind unsere Körper gekommen, zu Erde sollen sie wieder werden; aus Lehm schuf der Gott Ptha den Menschen auf einer Töpferscheibe; darum ist er symmetrisch, und darum hat der Porträtmaler seine Mühe mit dem Gesicht, nicht einmal Rembrandt hat die Augen richtig in den Kopf eingesetzt . . . Jetzt erlösche ich!"

Er erlosch wirklich, wurde aber sofort wieder mit Kampfer entzündet; und jetzt begann das Chaos bunt durcheinander. Das Gehirn mahlte wie leere Mühlsteine, warf Funken, als wolle es Feuer fangen.

„Verbotener Weg für andere als die, welche die Fabrik besuchen, so habe ich sechs Jahre auf der Tafel gelesen. Ob es richtig stilisiert ist, habe ich nie herausfinden können, aber mein Gedanke kann dieser Straße nicht folgen: ‚Verbotener Weg für andere als die . . .' Und ich glaube, nicht zwei Menschen denken gleich oder meinen dasselbe mit denselben Worten. Ich erinnere mich, daß *sie* böse werden konnte, wenn man eine Freundlichkeit sagte; ich fragte mich manchmal, ob sie falsch gehört habe oder meinen Worten einen anderen Wert gebe; oder ob ich in dem Augenblick falsch war und feindliche Gefühle hegte, während ich gezwungen wurde, eine Höflichkeit zu sagen. Das hatte *sie* gefühlt und wurde deshalb böse, worauf ich böse wurde, weil sie mich durchschaut. Ein Fuchs- und Hühnerspiel ist Leben und Verkehr. Ich glaubte, man könne und solle die Menschen aufs Gefühl hin nehmen; ich liebte einen Kameraden und bildete mir darum ein, er habe Sympathie für mich; er war natürlich treulos, nahm meine Dienste an, beantwortete sie aber mit Verräterei; das wußte ich teilweise, ich verzieh ihm aber immer wieder, bis ich entdeckte, daß er mir mehr als irgendein anderer geschadet hatte. Der Betrug wurde von einem Dritten verraten, der die Bemerkung machte: ‚Eigentümlich, du

sprichst immer gut von X. und er immer schlecht von dir!' Das war eine Überraschung, und meine Gefühle begannen zu oszillieren, bis sie zur ersten Sympathie zurückgingen, und dort blieben sie. Als Erklärung bildete ich mir ein, ich sei verpflichtet, ihm zur Undankbarkeit zu dienen aus dunkeln Gründen; ob wir nun verwandt waren, ohne es zu wissen, oder ob da eine Blutschuld aus Urzeit verborgen lag; oder — was ich zuweilen zu bemerken glaubte — ob seine flüchtige Ähnlichkeit mit meiner Mutter mich veranlaßte, alles von ihm zu ertragen. — In der Schule hatte ich einen Kameraden, der mir so ähnlich war, daß wir von den Lehrern verwechselt wurden; ja, die Ähnlichkeit war so groß, daß mein eigener Oheim mütterlicher Seite den anderen für mich hielt. Wir gingen nebeneinander her, ohne einander zu lieben; wir wurden zueinander hingezogen, ohne einander zu suchen, denn gleich und gleich gesellt sich nicht gern; aber wir machten einander auch verlegen, hatten einander wenig zu sagen, fragten uns, wer zuerst das Geheimnis verraten würde, dessen Existenz wir ahnten, ohne zu wissen, von welcher Art es sei. Eines Tages starb er; ich betrauerte ihn nicht, vermißte ihn aber. Zum Begräbnis geladen, zog ich mich an, ging hin; aber am Glockenstrang kehrte ich wieder um, verlegen, jedoch nicht bange vor der Leiche. Erkläre mir das, wer es erklären kann! Uneheliche Brüder waren wir nicht, soviel ist sicher. Es ist ein Gewebe, alles ‚aus demselben Zeug wie unsere Träume,' oder ‚ein Märchen erzählt von einem Irren, klingt groß, bedeutet wenig,' sagt Shakespeare. — In einer Periode meines Lebens las ich keine Zeitungen; da war es interessant, von meiner Umgebung zu hören, wie verschieden sie dieselbe Sache gelesen. Es hatte etwas über meine letzte Reise in der Zeitung gestanden. Meine Frau, die zurzeit mir freundlich gesinnt war, hatte nur lobende Worte gelesen. Meine Schwiegermutter, die mich haßte, beklagte (mit einer gewissen Freude), daß man ungerecht gegen mich gewesen sei. Wohlgemerkt, sie lasen dieselbe Zeitung. Mein Vorgesetzter im Museum gratulierte mir zu der Anerkennung, denn er brauchte mich nicht zu fürchten; ein Kollege sagte offen, es sei unanständig, so zu schreiben, und forderte mich auf, die Zeitung zu verklagen; mein falscher Freund, der meine Reisen für wertlos hielt, fand den Artikel im ganzen gerecht, ja, ich müßte mich geschmeichelt fühlen. Und so weiter! Als ich dann die Zeitung selber las, fand ich ein kurzes, farbloses Referat, das jeder Leser nach seiner Subjektivität gefärbt hatte. So ist es! — Ein Freund hatte sich während meiner Krankheit, die ich am Kongo durchzumachen hatte, unverantwortlich gegen mich betragen; mir Unterschriften abgelockt, meine Stellung und meine Wohnung eingenommen. Als ich wieder gesund wurde, beklagte ich mich anderen gegenüber. Aber alle standen wie ein Mann gegen mich; er sei ein ausgezeichneter Mensch; es könne nicht wahr sein; und dann kehrten sie sich gegen mich. Ich wurde jetzt Verleumder, ein undankbarer Lümmel, der seinem besten Freund auf diese Weise lohne. Als ich mich dann aber verteidigen und Beweise vorlegen wollte, weigerte man sich, sie überhaupt anzusehen. Ich durfte mich nicht verteidigen! Warum nicht? Das Interesse blendete sie; sie hatten den anderen nötig, mich aber nicht. Es hat zuweilen den Anschein, als sei es eine Verpflichtung, ein Zwang, unschuldig eine

Schuld auf sich zu nehmen; und als sei es unerlaubt, sich zu verteidigen. Ich räume ein, daß man schweigen und leiden muß, einmal wenigstens, wenn man sich nur dadurch verteidigen kann, daß man einen anderen Menschen anklagt; vorausgesetzt, daß mein Leiden nicht so groß ist, wie das des anderen sein würde. Aber hart ist es, und jetzt weder interessant noch erbaulich, Märtyrer zu sein. – Stehlen ist jetzt nicht mehr so schlimm, wenn es auch für besonders unsauber gilt. Ich hatte eine Magd, die mir Bücher stahl. Da ich mit mir reden ließ, erklärte sie die Sache so, daß ich verzeihen mußte. Aus Mangel an Platz warf ich nämlich Bücher von geringerem Wert in einer Ecke auf den Boden. Sie glaubte, ich habe sie fortgeworfen; deshalb lieh sie sich diese Bücher erst aus; und als ich nicht danach fragte, gewöhnte sie sich daran, sie als ihr Eigentum zu betrachten; und als sie sie an Bekannte verliehen und sie zurückgefordert hatte, war sie in ihrer Vorstellung durch diese Forderung Besitzerin geworden. Auf solche Weise habe ich auch Bücher gestohlen, und mit geistigen Werten muß man es nicht so genau nehmen. Bücher sind dazu geschrieben, um gelesen zu werden, darum sollen sie verliehen werden, auch wenn man sie nie zurück erhält. Sie müssen wandern, dürfen nicht daliegen, ohne zu wirken . . ."

Ein Umschlag trat in der Krankheit ein. Die Wunde hatte sich entzündet, und die Schmerzen wurden größer. Damit ging der Kranke in ein neues Stadium seines seelischen Zustandes über. Er fühlte sich bedroht, angeklagt von den Schmerzen, und nun begannen die Selbstvorwürfe und die Verteidigung. Alle unangenehmen, peinlichen Lagen des Lebens tauchten auf, die Marter zwang zum Bekenntnis, und dann gab er seine Erklärungen ab, suchte mildernde Umstände oder fällte das Urteil über sich selbst.

„Es gibt Handlungen, die man begangen hat, aber nicht erklären kann, und gerade jetzt fällt mir eine ein" (er wurde rot an den Ohren, das Blut vermochte nicht in die Backen zu strömen). „Ich erblickte eines Tages ein kleines Gemälde bei einem bekannten Maler; ein heftiges Verlangen, dieses Kunstwerk zu besitzen, kam mir, wuchs zu einer Leidenschaft, die nicht mehr zu halten war. Ich wußte, daß ich nicht die Mittel besaß, es zu kaufen; mein Verlangen war aber so stark, daß ich mir einbildete, in einer nahen Zukunft es bezahlen zu können. Das nennen wir Hoffnung, besser Erwartung. Ich bat, das Bild auf Kredit kaufen zu können; erhielt es und betrachtete es fortan als mein Eigentum. Mit dem Maler saß ich oft mittags zusammen, und er sagte mehrere Monate nichts von der Schuld. Während dieser Zeit hatte ich ihm Arbeit verschafft; er zeigte sich mir dankbar, und die Folge war, daß mein Schuldgefühl ihm gegenüber schwächer wurde. Ein halbes Jahr später erinnerte er mich sehr bescheiden und vorsichtig an die Schuld. Das machte einen unangenehmen Eindruck auf mich; nicht als hätte ich in meinem Innern geglaubt, das Gemälde mit dem Gegendienst bezahlt zu haben, sondern weil ich mich daran gewöhnt hatte, das Bild als mein Eigentum zu betrachten. Jetzt warf ich einen Groll auf das Bild, und zwar einen solchen, daß ich es fortschenkte. Damit muß ich es aus meinem Debet ausgestrichen haben, denn der Maler und ich trafen uns einige Jahre lang,

ohne daß sich einer von dem Kauf etwas merken ließ. Dadurch wurde ganz allmählich sowohl Bild wie Schuld aus meinem Gedächtnis ausgelöscht. Ich kann es auf andere Art nicht erklären. Als ich schließlich Geld bekam, war der Maler verschwunden. Einige Jahre später kam ich in ein Café, um einen Menschen zu suchen; da saß mein Gläubiger mit einem Kameraden zusammen, der auch mir bekannt war. Ich ließ mich an ihren Tisch nieder, merkte aber, daß ich nicht willkommen war, oder daß sie über mich gesprochen hatten. Sie setzten ihr Gespräch fort, und mein Maler schalt, ganz im allgemeinen, die, welche Bilder kaufen, ohne sie zu bezahlen. ‚Das ist ja Schwindel,' sagte er, und sich an mich wendend, fragte er: ‚Ist es nicht Schwindel?' — ‚Gewiß!' antwortete ich, ohne mich zu bedenken; so vollständig hatte ich den Kauf des Bildes vergessen. Er betrachtete mich mit Blicken, die untersuchten, ob ich klug war oder zynisch frech. Damals verstand ich das nicht, nicht einmal, als der Kamerad mich mit einem boshaften Grinsen ansah. Sie setzten ihr Gespräch fort, als sei ich nicht anwesend; ich fühlte mich überflüssig, stand auf und ging. Das einzige, was ich dachte, als ich auf die Straße kam, war: Warum waren sie böse auf mich? — Ich verstand es damals nicht, aber jetzt erst, nach zwanzig Jahren, begreife ich! Es ist schrecklich! Und ähnlich verhält es sich mit allem anderen. Jetzt erst, da der Maler tot, in Misere gestorben, und es zu spät ist, ihn zu bezahlen! — Ich habe gerade in Plato gelesen: wenn die Verstorbenen ans jenseitige Ufer kommen, werden sie nur dann ans Land gelassen, wenn ihnen von denen verziehen ist, denen sie unrecht getan haben. Glaubst du, Sophie, daß er mir verziehen hat?"

„Er hat wohl an etwas anderes zu denken, liebes Kind," antwortete die Pflegerin.

„Ich danke dir für das Wort. — Aber denke dir, ich sehe sie jetzt an dem Marmortisch im Café sitzen und Streichhölzchen anstecken, um ihre unfreundlichen Gefühle zu verbergen. Warum muß ich daran denken, während ich hier liege? Und wie kann die Erinnerung so lange nachher auftauchen? Die Zellen, die den Eindruck aufnahmen, sind ja gar nicht mehr vorhanden! Wo werden die Erinnerungen denn aufbewahrt? Wo ist der Sitz des Gedächtnisses? In der Seele natürlich, aber die Seele sitzt ja im Körper. Der Körper erneuert sich, aber die Seele nicht. Mein ältester Bruder sagt, mein Charakter sei jetzt bei vierzig Jahren ebenso, wie er mit fünf Jahren war. Dann bin ich geprägt wie ein Geldstück. Aber sag mir, wie du dir das Leben auf der anderen Seite, im Jenseits denkst, dann sollst du von mir ein Geheimnis erfahren."

„Von der anderen Seite", antwortete die Pflegerin, „wissen wir nichts, aber meine Vorstellungen von dem dortigen Zustand kann ich sagen. Dort ist alles wirklich und das, für was es sich ausgibt, nicht, wie hier, nur Schein. Dort ist die geordnete Gesellschaft wirklich geordnet, und nicht wie hier eine Anarchie, wo der Reiche den Armen bedrückt, der Unredliche Erfolg hat, der Tugendhafte untergeht; dort leben die Liebenden in Liebe und nicht wie hier in Haß; dort ist die Wahrheit weiß und nicht wie hier schwarz; dort lieben Kinder und Eltern einander; dort sind Freunde nicht treulos gegen einander; die sich reinem Leben widmen, leben ein reines Leben, und nicht in Unzucht;

mit einem Wort, dort ist alles so, wie wir in der Jugend uns das Leben vorstellen, wenn wir glücklich sind und an das Gute glauben. Das heißt das Ideal, ist aber wahrscheinlich die Erinnerung an ein besseres Dasein, das wir verließen, als wir auf diese Welt hinunterkamen."

„Das ist ja Heraklits Lehre: Die Menschen sind sterbliche Götter und die Götter unsterbliche Menschen; wenn wir leben, sind unsere Seelen tot und in uns begraben; aber wenn wir sterben, erwachen unsere Seelen und leben! — Jetzt sollst du mein Geheimnis erfahren; es sind die beiden größten Entdeckungen, die in der Chemie gemacht sind, seit Dalton das Gesetz der multiplen Proportionen gefunden! Und das habe ich getan! . . ."

„Übermut! Pfui!"

„Weißt du, was Luther sagt? ‚Seit tausend Jahren hat Gott keinem Bischof so große Gaben gegeben wie mir. Denn für Gottesgaben soll man sich selber rühmen.'"

„Ja, aber er sagt an einer anderen Stelle auch: ‚Bis zum vierzigsten Jahre ist der Mensch ein Kind', und das bist du."

Jetzt ließen die Sperrhaken los, und er verlor das Bewußtsein, daß er die Pflegerin vor sich hatte; der Monolog überstürzte sich wieder, durchsetzt mit Dialogen, in denen unsichtbare Abwesende antworteten.

„Nein, ich will das Kind nicht sehen; es ist grausam, die Gefühle eines Menschen zu zerreißen; was hat das für einen Zweck? Es ist mir bereits entwachsen und wird es noch mehr; das ist die Ordnung der Natur; aber sieh nach, daß die Kellerluke geschlossen ist, damit es nicht hineinfällt. — Jetzt spielen sie unten: ‚Freude blüht aus der Erde'; ja, sagt Luther: ‚Dieses Leben ist so elend, daß Plage auch von denen kommt, die uns am liebsten sind. Die Liebeslustigen peinigen sich selber Tag und Nacht, und führt sie eine Huldin am Band, so gehen sie so einfältig wie das liebe Vieh; in Summa: das Menschenleben ist lauter Erbärmlichkeit und Unsinn.' Und an einer anderen Stelle: ‚Niemand würde sich eine Frau nehmen, wenn er wirklich überlegte, was man in Ehe und häuslichem Leben ertragen muß.' Aber, wendet er ein: ‚Kann Gott große und schöne Hechte schaffen, und schönen rheinischen Wein, so kann ich sie auch essen und ihn trinken. Kann Gott mir vergeben, daß ich ihn zwanzig Jahre lang mit Lesen von Messen gequält habe, so wird er es nicht übelnehmen, wenn ich mir einmal ein gutes Glas leiste!' . . . Warum klopfen sie jetzt so furchtbar? — Das sind die Klempner auf dem neuen Haus; laß mich in den Spiegel sehen! Jetzt sind die Schornsteine hinaufgekommen und das grüne Auge ist gelöscht; möge dein Haß nun auch erlöschen, alter Feind. Ich bin sicher sehr krank, denn ich kann nicht mehr hassen, vermag es nicht mehr; nichts hält, weder der Haß noch die Liebe; heute sind meine Feinde Freunde und halten zusammen, morgen sind sie wieder Unfreunde, entzweit, und dann kann ich wieder atmen. Aber ich kann nicht lange auf ihre Entzweiung bauen, denn in nächster Woche sind sie wieder einig, und dann geht es los über mich . . ."

Die Schmerzen wurden so groß, daß der Kranke nicht liegen konnte, sondern auf dem Bettrand sitzen blieb; so saß er zwei Tage und zwei Nächte.

Zuweilen schrie er vor Schmerz und verzerrte dabei sein Gesicht; sah Bilder, die ihn erschreckten; der Kachelofen wurde ein Riese mit einem Schwert, die Blumen der Tapeten flossen zu Gesichtern zusammen, zu Porträts von allen, die er gekannt hatte, von Kindheit auf, von der Jugend her, und er sprach sie an, erinnerte an Dinge, die sie zusammen erlebt hatten, erklärte sich, verteidigte sich, bat sie um Verzeihung, verzieh. Er sprach in diesen achtundvierzig Stunden Millionen und Millionen Worte, sein ganzes Leben floß in Worte aus; ganz als mache er einen Bücherabschluß, denn er quittierte Schuld gegen Schuld. Zuweilen verzweifelte er, wenn er etwas nicht zu ordnen vermochte, aber das Gedächtnis versagte nie. Die inneren Sinne schärften sich unglaublich, als die äußeren erloschen.

Die Pflegerin war aus dem Zimmer gegangen, nachdem sie ein nasses Handtuch an der Waschtoilette aufgehängt hatte. Das Handtuch war so feucht, daß es zu tropfen anfing, und die Tropfen fielen in den Blecheimer, regelmäßig, einer nach dem anderen, wie bei einer Wasseruhr. Das irritierte ihn, zumal er die Erscheinung nicht erklären konnte. Er begann zu zählen, glaubte, es sei die Uhr, aber die war stehen geblieben. Ihm wurde wieder bange, als er sah, wie sich das Zimmer wieder mit Angesichtern erfüllte, und er schrie laut:

„Habe ich denn keinen Freund, bin ich denn ein so schlechter Mensch! So erbärmlich bin ich doch nicht! Sagt doch!"

Aber die Anzahl der Gesichter vermehrte sich. Da beugte er sich auf eine Person zu, die nur er sah: „Hilf mir, Elisabeth!" schrie er und klammerte sich an die Unsichtbare, die seine Frau sein mußte. „Hilf mir!" brüllte er wie ein Löwe, daß es in der Wohnung widerhallte; die Musik unten beim Nachbar verstummte, mitten im Stück.

„Spielt weiter!" schrie er. „Das Sommerlied will ich haben! — Zwei Minuten Seligkeit für ein Leben in der Hölle! Zwei Minuten, auf der Veranda, unter den Fliedern, Gatte, Kind, Verwandte und Freunde, treue Diener, Wein, Musik, Blumen!"

Aber sein inneres Dunkel war so stark, daß er mit Worten keine lichten Bilder hervorrufen konnte, und die schönsten Erinnerungen lagen in Schwarz, wie es bei Krankheiten der Fall ist.

Die Pflegerin kam wieder. Er mußte durch Kissen gestützt werden und blieb sitzen, aufgestellt wie eine Gliederpuppe, jedoch bereit, jeden Augenblick zusammenzufallen.

Zuweilen schienen neue Persönlichkeiten in ihm zu wachsen, ob es nun „Reaktionsreste" von Vorvätern waren oder Einwirkungen von allen, an die er dachte. Er konnte also boshaft und giftig werden, im nächsten Augenblick hochmütig und überlegen; dann kam ein alter weiser Mann zum Vorschein, ein Kind, ein unausgebildetes Weib. Sein eigenes Ich löste sich auf, und der angeborene Charakter zeigte sich als die Maske, hinter der er seine Rolle ausgeführt hatte. Dieser ganze Kanevas von Erziehung, Lehrbüchern Menschen, Zeitungen trennte sich in Fäden, und das geringe Eigene, das er gestickt hatte, wurde ausgefasert, verschwand. Mit der Auflösung des Selbst verging auch die Selbstsicherheit, und er griff um sich nach den nächsten, der Pflegerin und dem Arzt, interessierte sich für sie und deren Befinden,

klammerte sich an ihre Gedanken und Gefühle, wie um auf festen Boden zu kommen . . .

Dann kam eine helle Zwischenstunde, in der er vernünftig sprach, seine Angelegenheiten ordnete, seine Schulden angab, Bestimmungen traf; und er bat sie, diese nicht zu vergessen, vor allem nicht zu vergessen, was er jetzt sage. Da sein Gedächtnis abnahm, wurde er von der Furcht gequält, daß *sie* seine Order vergessen könnten; er indentifizierte sie mit sich.

Darauf begann die Tortur wieder und sein Schrei: „Hilf mir, Elisabeth!" Die erste und letzte Illusion des Mannes ist, die Erlösung durch das Weib zu suchen; warum, das weiß niemand.

Schließlich am Morgen des dritten Tages, als die Sonne ins Zimmer hinein fiel, nach einem leichten Schneefall in der Nacht, denn es war im Februar, schien er vom Staub erlöst zu sein. Er hatte nun achtundvierzig Stunden gerade gesessen, ohne Schlaf, ohne Essen, ohne Trunk. Er rief die Pflegerin:

„Geh und telephoniere an — ja, ich will seinen Namen nicht nennen, und frage . . ."

„Das habe ich bereits getan," antwortete das rote Kreuz.

„Was hat er denn gesagt?"

„Er sagte: ‚Wer leidet, hat keine Feinde'."

„Das ist schön gesagt, ist aber nicht ganz wahr; denn als meine Frau mit dem Kinde von mir ging, kamen meine Freunde her, wie sie zu Hiob kamen, aber nicht um zu trösten, sondern um nachzusehen, ob ich auch recht gründlich litt; und als ich meinen Schmerz verbarg, gingen sie fort, als seien sie enttäuscht. Der Aufrichtigste von ihnen stellte dann diese köstliche Frage, die unsterblich geworden ist: ‚Du kannst wohl nicht leiden?' — Worauf ich antwortete: ‚Wünschest du es etwa?' — Vielleicht hatte ich unrecht; vielleicht sind wir zum Leiden bestimmt, da die Menschen diese Forderung an uns stellen; vielleicht verlangt ein Rechtsgefühl, das uns innewohnt, daß andere auch es sauer haben sollen; ich habe mich immer gefreut, wenn es einem Lümmel schlecht gegangen ist, denn es hat mich getröstet, wenn ich sah, daß es Gerechtigkeit in der Welt gibt; und wenn ich vom Unglück getroffen wurde, habe ich mich immer gefragt: ‚Was habe ich getan?' — Aber jetzt bin ich müde, es ist Sommer draußen, nein, wie grün und schön, und nun will ich schlafen."

Im selben Augenblick lösten sich die gequälten Züge in seinem Gesicht auf, und er legte sich aufs Bett nieder; als er aber einen Blick in den Spiegel warf, sah er, daß das neugebaute Haus mit Kränzen und Flaggen geschmückt war. Und die Maurer brachten ein dreifaches Hurra auf den Baumeister aus.

Der Sterbende lächelte, er wußte nicht, um was es sich handelte, sah nur Grünes, Blumen und Flaggen und bezog die Hurrarufe auf sich.

„Gute Nacht, rotes Kreuz, jetzt will ich schlafen!" waren seine letzten Worte. Er streckte sich aus, holte einige Male tief Atem, und entschlief; entschlief, wie es aussah, aber er starb.

Und so lag er da, lächelnd, als sähe er nur schöne Dinge, grüne Wiesen, Kinder und Blumen, blaues Wasser und Flaggen im Sonnenschein.

Chinesische Kunstgeschichte[1]).

Von Dr. Oskar Münsterberg, dem bekannten Verfasser der „Japanischen Kunstgeschichte", von der 1907 der dritte und letzte Band veröffentlicht wurde, erhalten wir soeben den ersten Band einer chinesischen Kunstgeschichte. Wie bei den früheren Arbeiten des Verfassers ist auch bei dieser mit großem Fleiß das Material zusammengetragen und benutzt worden, und die Verlagsbuchhandlung ihrerseits hat alles getan, um das Werk gediegen und reich auszustatten. Wenn an dem Verfasser mit Bezug auf das verwertete Material eine Kritik geübt werden sollte, so würde es, was die Malerei anbetrifft, nur die sein können, daß er zu ausschließlich japanische Quellen benutzt, denen immer, auch nach seiner eigenen Meinung, ein gewisser Zweifel anhaftet. Es würde nicht unmöglich gewesen sein, in China selbst und in Europa chinesische Bilder zu finden, die hätten verwendet werden können.

Ein Werk, das eine solche Fülle von Material enthält wie das vorliegende, eingehend zu besprechen, kann hier nicht in Frage kommen, außerdem müßten für die technische Beurteilung der chinesischen Malerei die Ansichten ausübender Künstler oder wenigstens solcher Kunstkritiker eingeholt werden, denen eine genaue Kenntnis und Erfahrung auf dem Gebiete überhaupt zur Seite steht. Glücklicherweise aber hat der Verfasser seine Ansichten über die Entstehung und Entwicklung der chinesischen Kultur in, wie man sagen kann, einer Anzahl von Lehrsätzen zusammengefaßt, die eine Beurteilung seiner Methode, seiner Auffassung und seiner Schlußfolgerungen zulassen. Hier mögen einige derselben folgen.

Steinzeit, 3. Jahrtausend v. Chr.

„Aus den Funden in Japan kann man annehmen, daß in der Steinzeit auch auf dem asiatischen Festlande von einem kaukasoiden Volke des Westens die erste Kultur wahrscheinlich im 3. Jahrtausend v. Chr. eingeführt wurde. Eine schon hochentwickelte Ornamentik der prämykenischen Bronzezeit wurde mitgebracht und aus Mangel an Material ausschließlich in Ton nachgeformt."

Bronzezeit, 2. Jahrtausend v. Chr.

„Wir können annehmen, daß so wie in Europa die Kunst der Bronzezeit des 2. Jahrtausends v. Chr. durch die Ausstrahlungen des mykenischen Kulturkreises hervorgerufen wurde. Die einmal überlieferten Anregungen und Vorbilder wurden dann in nationalem Stile umgestaltet."

Bronze-Eisenzeit, 10. bis 5. Jahrhundert v. Chr.

„Aus diesen Beziehungen können wir auf einen Zusammenhang von Südrußland und China, etwa vom 6. Jahrhundert v. Chr. ab, schließen. Die Vermittler von West bis Ost waren nördliche Skythenvölker, die bei ihren geringen Bedürfnissen nur wenige Gebrauchsartikel aus Bronze der alten chinesischen Kultur hinzufügen konnten. Ein neuer chinesischer Kunststil ist in dieser Zeit nicht zu erkennen, ebensowenig ist genau festzustellen, in welchen Fällen China der empfangende und in welchen der gebende Teil war. Immerhin ist anzunehmen, da China einen alten Dekorationsstil besaß, der auf skythischen Arbeiten nicht vorkommt, daß die

[1]) Chinesische Kunstgeschichte. Von Oskar Münsterberg. Erster Band: Vorbuddhistische Zeit — Die hohe Kunst: Malerei und Bildhauerei. Mit 15 farbigen Kunstbeilagen und 321 Abbildungen im Text. Eßlingen a. N., Paul Neff (Max Schreiber). 1910.

künstlerisch nicht dekorierten Gebrauchsartikel und einzelne Motive, wie der Hirsch, der Drache und die Tierköpfe, in dem nordasiatischen, skythischen Kulturkreise ihre Heimat hatten und von dort nach dem Osten gelangten."

Hanzeit, 206 v. Chr. bis 221 n. Chr.

„Die Bewohner der neugegründeten Staaten Mittelasiens, besonders die Türkvölker, schufen aus mykenischen, persischen, skythischen, hellenistischen und anderen westlichen Elementen einen eigenen Mischstil, der Chinas Kunst auf das stärkste beeinflußte. Der Motivenschatz wurde durch die Darstellung von Menschen, Tieren und Pflanzen bereichert; aber noch viel wichtiger für die Entwicklung der Kunst war es, daß die realistische Auffassung zu dem Studium der Natur führte. Dadurch konnte die seit zweitausend Jahren an die Fläche gebundene Dekoration zur selbständigen Darstellung von Stimmungen und Ideen befreit werden."

Griechisch-römischer Stil.

„Es sind Anhaltepunkte vorhanden, daß etwa mit dem 3. Jahrhundert v. Chr. hellenischer Geist durch Zwischenvölker aus Westen und Süden einzudringen begann und allmählich ein direkter Verkehr mit Rom und seinen Kolonien stattfand, der von weittragender Bedeutung für eine neu erstehende Kunst in China wurde . . .

„Die Stämme und Rassen, verschieden in Sitten und Sprachen, in Handels- und Erwerbsberufen, in Landschaft und Klima, waren durch die gemeinsame Literatur und Religion, Geschichte und Regierung zu einem Volke verschmolzen, das eine einheitliche nationale Kunst auf der Grundlage verschiedenartiger Einflüsse zu schaffen begann."

Südlicher Stil. Lolos, Miautze und Manbarbaren.

„Wir lernen in diesen Höhlenfunden und den Reliefs der Bronzepauken eine Kunst kennen, die in der vorchristlichen Zeit der chinesischen vielleicht überlegen war, und daher sicher einen Einfluß ausgeübt haben wird, der allerdings mit den gleichzeitig aus Westen und Süden eindringenden Kunstströmen zusammentraf. Im wesentlichen sind der geometrische Stern, der Frosch und der Elefant als neue Motive hinzugekommen."

Drache, Tiger, Phönix, Löwe.

„Fremdländische Darstellungen von Tiergestalten werden verständnislos, ohne Kenntnis der natürlichen Vorbilder nach den Kopien immer wieder kopiert, bis ein sinnloses Ornament entstand, das symbolische Bedeutung erhielt. Die einmal entstandene Form blieb an die Technik und an die Art der Anwendung zur Zeit ihrer erstmaligen Einführung gebunden."

So der Verfasser. Terrien de la Couperie führte den Ursprung der chinesischen Kultur auf die Akkader zurück, denen wohl mit mehr Recht der der babylonischen zugeschrieben wird. Heute ist Terriens Ansicht von allen Sinologen aufgegeben worden. Herr Münsterberg greift noch weiter nach Westen und erklärt, daß durch kaukasoide Einwanderer mitgebrachte prämykenische, später durch mykenische, noch später durch südrussische, durch skythische Stämme vermittelte Einflüsse, und endlich durch einen aus allen möglichen Elementen zusammengesetzten Mischstil die chinesische Kultur entstanden resp. stark beeinflußt worden sei. Es darf hier wohl zugleich erwähnt werden, daß er auch für Japan prämykenische, kyprische, griechisch-baktrische, griechisch-(indisch) turkestanische, sassanidische, indische, mongolische, europäische (christliche), mykenische, griechisch-chinesische und chinesische (koreanische) Einflüsse annimmt, die letzten drei direkt oder indirekt durch China vermittelt. Wir würden damit, was China anbetrifft, dahin gelangen, die chinesische Kultur als eine Mischung aus allen

möglichen Einflüssen und Stilen ansehen zu müssen, der jede eigene, selbständige Entwicklung gefehlt habe. Dem widerspricht aber, was wir über die Entwicklung dieser Kultur überhaupt wissen. Die Musik wurde in den ältesten Zeiten geübt, und man irrt wohl nicht, wenn man die Anfänge dieser Kunst in das 2. Jahrtausend v. Chr. verlegt; jedenfalls bestand sie zur Zeit des Confuzius, d. h. im 6. Jahrhundert v. Chr. bereits als ein Fertiges, in sich Abgeschlossenes, das nach Stimmung und Geschmack Variationen zulassen und aufnehmen konnte, an dessen Grundregeln aber nicht mehr zu rütteln war. Was die Literatur anbetrifft, so gab es schon vor Confuzius Werke wie das „Iking", das „Schihking", das „Schuking", das „Liki", d. h. die Bücher der Verwandlungen, der Lieder, der geschichtlichen Aufzeichnungen und der Zeremonien, die, was man immer über die heutigen Texte denken und sagen mag, auf eine hundert- und tausendjährige Vergangenheit zurückweisen und auf eine hohe in dieser Vergangenheit vorhanden gewesene ausgebildete Kultur schließen lassen. Von der Malerei läßt sich dasselbe sagen. Wenn man den Legenden keinen Glauben schenken will, nach denen Schih-huang vor mehr als 4500 Jahren der Erfinder der Zeichenkunst gewesen sein würde, die, auch nach der Ansicht der Chinesen, eng mit der Schreibkunst zusammenhängt, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß sich, immer nach den chinesischen Berichten, die von Schih-huang erfundene Kunst ganz logisch entwickelt. Fünfhundert Jahre später finden wir die erste Erwähnung der Farbe, 1326 v. Chr. wird von einem Porträt erzählt, nach dem das Original gesucht und gefunden worden sei, und vom 4. Jahrhundert v. Chr. an mehren sich die Namen der Maler, die aufgeführt wurden, und der Berichte über das, was sie geleistet haben. Es soll hier nur an die Geschichte von Chao Ngo (150 v. Chr.) erinnert werden, das junge Mädchen, das jahrelang dem Mörder ihres Vaters nachstellte, bis es ihr gelang, an ihm Rache zu nehmen und ihn zu töten. Von ihrem späteren Gatten wird berichtet, daß er immer ein Bild von ihr in seinem Zimmer gehabt habe, das sie darstellte, wie er sie zuerst gesehen: das blitzende Schwert, hoch über ihren Kopf erhoben, in der Rechten, und in der Linken den blutenden Kopf ihres Feindes. — Später mehrt sich die Zahl der Namen und der Werke, unter denen sich mehrfach illustrierte Bücher befinden, bis wir endlich im 4. Jahrhundert n. Chr. auf einen Maler Ku-k'ai-chih stoßen, von dem uns ein Gemälde oder wenigstens eine sehr frühe Kopie desselben im British Museum in London erhalten ist. Laurence Binyon sagt in seinem „Painting in the Far East" von diesem Bilde: „Es ist klar, daß Jahrhunderte, viele Jahrhunderte dahingegangen sein mußten, um eine Kunst zu schaffen, die ein so reifes und geläutertes Werk hervorbringen konnte, wie dieses Bild Ku-k'ai-chihs ist." Er hat unbedingt recht, wenn er an einer anderen Stelle (S. 34) sagt: „Manche Schriftsteller haben angenommen, daß der Buddhismus auf einer langen Wanderschaft nach Norden und Westen Kunst schuf, wohin er kam, und in China nur elementare Anfänge vorfand, die sein Einfluß sofort umgestaltete. Ich glaube im Gegenteil, daß die chinesische Kunst voll entwickelt war, ehe der Buddhismus seinen neuen Vorrat von Motiven und Bildwerken brachte." Und anderswo (S. 48 ff.): „Nach China, nicht nach Indien müssen wir uns wenden um, wenn nicht die Mutterkunst Asiens zu finden, so doch ihre erste reife Blüte in der Malerei. Und von dieser frühen Epoche an, während die anderen asiatischen Länder nur verstreute Spuren von ihren Malschulen bieten, hat uns China einen fortlaufenden Bericht von berühmten Künstlern und eine endlose Menge von Anspielungen und Kritiken hinterlassen, die den Beweis für die unvergleichliche Lebenskraft seiner (Mal-) Schulen und ihrer Wichtigkeit im Leben der Nation liefern. Religiöse Kunst ist selbstverständlich konservativ in Typen und Formen und Art der Behandlung. Daher läßt die Vereinigung von indischer Auffassung und indischen Symbolismus mit den Formen der griechischen plastischen Kunst, die wir den griechisch-indischen Stil nennen, nicht zu verkennende Spuren in den buddhistischen Gemälden und Skulpturen Chinas und Japans. Aber das griechische Element kann leicht überschätzt werden ... Ich glaube, daß wir darin den Schlüssel

zu der richtigen Auffassung haben. Die große ursprüngliche Kunstüberlieferung von Europa hat ihre Heimat in Griechenland, die große ursprüngliche Kunstüberlieferung von Asien hat ihre Heimat in China." Etwas Ähnliches meint Dr. Aurel Stein, wenn er in seinen „Sand-Buried Ruins of Khotan" nach der Beendigung seiner Ausgrabungen in Endere (S. 401) schreibt: „Die interessanten Funde zeigten deutlich, daß ich die Grenzlinie erreicht hatte, hinter der indische Einflüsse vor den chinesischen zurücktraten." — Auch was den Bronzeguß anbetrifft, steht die chinesische Kunst unzweifelhaft im ersten, wahrscheinlich im zweiten, vielleicht im dritten Jahrtausend v. Chr. auf einer Höhe, die die Entwicklung der chinesischen Kunst auch nach dieser Richtung hin als eine so weit vorgeschrittene zeigt, daß von einem maßgebenden Einfluß fremder Länder auf sie kaum noch die Rede sein konnte. Das beweist am besten die Tatsache, daß die Ornamente auf Bronzen, Ton- und Porzellangefäßen, Zellenemailarbeiten bis heute im wesentlichen die der ältesten Zeiten wiederholen. — Aus dem Vorkommen einzelner neuer Ornamente, elementarer Verzierungen und in späterer Zeit neuer Pflanzen- und Tierformen auf einen durchgreifenden Einfluß fremder Stile auf den chinesischen oder gar auf eine Bildung oder gar Umbildung der letzteren durch die ersteren schließen zu wollen, entspricht weder dem, was die chinesische Kunst uns bietet, noch was sich aus allgemeinen Erfahrungen ergibt. Wo der chinesische mit fremdem Stil in Berührung gekommen ist, hat er stets verstanden, den letzteren in sich aufzunehmen und sich zu assimilieren. Ein Volk, das dem ganzen Ostasien und einem Teil Mittelasiens seine Kultur gegeben, das alle fremden Eroberer, von den ältesten Zeiten bis auf die jetzt noch herrschenden Mandschuren hin, unter die Fesseln seiner Kultur gezwungen, das — nach des Verfassers eigener Ansicht — die Stämme und Rassen (aus denen das heutige chinesische Volk besteht), verschieden in Sitten und Sprachen, in Handels- und Erwerbsberufen, in Landschaft und Klima, zu einem Volke verschmolzen, hat seine Kunst und seine Kultur nicht während Jahrhunderten verschiedenen fremden Völkern abgesehen, sie sind vielmehr auf seinem eigenen Gebiete, im Schoße der einigen Nation gewachsen, gleichviel ob sie die Keime dazu aus einem in uralten Zeiten gemeinsam mit Stammesgenossen bewohnten Gebiete mitgebracht oder ob sie dieselben in ebenso alten Zeiten durch enge Vermischung mit Fremdem empfangen hat. J. Lehmann hat gewiß recht, wenn er in seinem Vortrage „Einiges über Ornamente" in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. (Korrespondenzblatt, September bis Dezember 1908) sagt, der Stil sei anerzogen, durch Generationen ererbt und ausgebildet. Bloßes Erblicken von fremden Stilarten dürfe kaum modifizierend auf den eigenen Stil wirken. Nur die Mischung zweier Völker oder langer, enger Verkehr unter ihnen mache eine allmähliche Vermischung ihrer Stile wahrscheinlich. Vielleicht aber bleibe auch dann eine Trennung beider Stile bestehen. Das Eindringen fremder Elemente in einen Ornamentstil dürfe man nicht überschätzen. Und M. Paléologue' trifft unzweifelhaft das Richtige, wenn er in seiner „L'art chinois" darauf hinweist, daß in den ältesten Zeiten die Unvollkommenheit der Kultur und der Kunstmethoden bei allen Völkern dieselben Ergebnisse gezeitigt hätten, die auf der Schwierigkeit beruhten, die lebendige Form, die das Auge geschaut, wiederzugeben.

Die vergleichende Sprachforschung hat neben dem vielen Bedeutenden, was sie geleistet, auch manches Bedenkliche zutage gebracht. Es wäre zu wünschen, daß die vergleichende Kunstforschung in dieser letzteren Beziehung nicht auf den Pfaden ihrer Vorgängerin wandle. Auch bei ihr können Äußerlichkeiten, die sich bei durch Jahrhunderte und ganze Weltteile getrennten Völkern finden, leicht zu Schlüssen Veranlassung geben, die einer späteren sachgemäßen Kritik freilich nicht standhalten dürften, aber doch genug Verwirrung anrichten würden, um besser vermieden zu werden. Das vorliegende Werk enthält, wie schon gesagt, eine Fülle des wertvollsten Materials, aber es dürfte sich trotzdem empfehlen, die Schlußfolgerungen des Verfassers nur mit größter Vorsicht und nicht ohne die eingehendste Nachprüfung anzunehmen.

M. v. Brandt.

Literarische Rundschau.

Charlotte v. Stein.

Charlotte v. Stein. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Wir werden oft davor gewarnt, uns in die intimen Angelegenheiten der Dichter, insbesondere in ihre Herzensangelegenheiten, zu versenken. Wichtig sei nicht, was sie empfanden und erlebten, sondern wie sie ihren Empfindungen und Erlebnissen das gesteigerte Dasein verliehen. Zugegeben aber, mögen auch diese Einzelheiten nur von geringer Bedeutung sein, interessant sind sie doch! Viele von uns werden nicht leicht von erdichteten Romanen gefesselt, wohl aber von einstmals erlebten. Dienen solche Schilderungen auch nur unserer Unterhaltung, immer wieder verfolgen wir mit erregtem Herzen die Schicksalsverwicklungen derer, die wir nie erblickten und doch kennen und lieben.

Bücher der Unterhaltung: aber nichts verkehrter, als an diese Lebensläufe den Maßstab des Romans anzulegen, folgerichtige Entwicklung zu verlangen. Um Charlotte v. Stein zu verstehen, darf man sie nicht einer logisch verständlichen „Schwesterseele", „Herzensfreundin", „ewigen Geliebten" der Romane vergleichen, wohl aber den verworrenen, ungeklärten Frauen aus dem wirklichen Leben. Wer kennt sie nicht, jene Frauen, die einige „hochbedeutend, edel", andere „unleidlich" nennen. Oft werden diese Frauen lange und leidenschaftlich geliebt, immer sind sie unfroh. Erschütternd wirkt die Stelle, in der Charlotte v. Stein sich zu den Parias rechnet. Opfer eines unausgeglichenen Wesens, eines schwierigen Temperamentes, wissen solche Frauen, wie oft sie die Nächsten quälten und kränkten; sie waren des Höchsten fähig, hatten die edelsten Regungen und haben doch weit weniger wohltuend gewirkt als manche schlichte Frau. Wohl möglich, daß einmal auf pathologischem Wege entschuldigende Formeln für diese anziehenden und doch getrübten Seelen aufgestellt werden. Mit Neigung oder Abneigung allein wird man den Schlüssel nicht finden.

So verfahren jedoch die letzten Biographen. In der bereits in siebzehn Auflagen erschienenen Engelschen „Goethe-Biographie" wird Frau v. Stein, man kann nur sagen haßerfüllt, geschildert. Der Verfasser gönnt ihr nicht den unsterblichen, unerschütterlichen Ruhm der Briefe, bedauert, daß Charlotte nur ihre, nicht auch die Goethes verbrannte. Bedauert, daß die hinreißendste, schönste Briefsammlung nicht nur Deutschlands, sondern der Welt, uns erhalten blieb! Aus der Bodeschen eingehenden, sorgfältigen und interessanten Biographie spricht eine warm bewundernde Sympathie. Ich vermisse die fein zergliedernde Darlegung und Erklärung des Charakters, glaube nicht, daß der Gegenstand dem Verfasser lag. Das Leben einer Frau, die einzig und allein wegen der von ihr entfachten Liebe uns wertvoll ist, verlangt eine temperamentvollere und zugleich psychologisch subtilere Feder. Über

Erotik wird gelegentlich etwas trocken, aber nicht überzeugend doziert: so: „Dauer der Liebe ist immer ein Beweis der körperlichen und seelischen Ähnlichkeit."

Engels erbitterte Anklage liefert den Beweis der geringen literarisch kritischen Befähigung von Goethes intimster Freundin; sie hatte, obgleich der Feind Engel dies nicht zugibt, wissenschaftliche Interessen, hatte eine gewisse zeichnerische Fähigkeit, aber wenig Verständnis für Kunst. Daß Frau v. Stein den Napoleon „unbedeutend" erachtete, wirkt zu überraschend, noch weit erstaunlicher jedoch, daß Bode im zwanzigsten Jahrhundert Napoleon „des Teufels Stellvertreter auf Erden" nennt Charlottes, von Engel wiedergegebenen Äußerungen über den wünschenswerten Tod ihres Gatten, über den Tod Schillers sind überaus verletzend, entsprechen jedoch manchen schlimm enthüllenden Seiten der Bodeschen Biographie. Bode nennt sie eine „bequeme, aristokratisch träge" Mutter; aus seinem Buch ersehen wir, daß ihr Sohn Ernst seinem langen, schmerzhaften Leiden am 14. Juni auf der Reise nach Karlsbad erlag. Am 21. Juni schrieb sie ihren Geschwistern aus Karlsbad: „Wir leben hier in Festen von allerlei Art, und die Situation ist so, daß man weder am liebsten noch am traurigsten Gegenstand kann hängen bleiben." Noch im Dezember wußte der älteste, in Mecklenburg lebende Sohn Karl nicht, daß er seinen zärtlich geliebten Bruder verloren habe. „Die leidende Mutter hatte es vergessen, ihm zu schreiben, oder sie schob es noch immer auf." Im Februar traf der Vater in Pferdekaufangelegenheiten bei ihm ein, und Karl schrieb dem jüngsten Bruder Fritz: „Ich habe eine Bitte an Dich. Ich armer Schelm weiß hier in der Ferne weder wo Ernst begraben ist, noch wer sein Begräbnis besorgt hat. Ich habe nicht gewagt, bei meinem Vater während seines Hierseins danach zu fragen, weil er so traurig über unsern guten Bruder war, daß ihm bei ein paar Gelegenheiten, die ihn daran erinnerten, die Tränen in die Augen traten." Der unbedeutende Oberstallmeister, der einfache Karl v. Stein werden in diesem Augenblick manchem liebenswerter als die unsterbliche Charlotte erscheinen.

Und doch war sie eine edle und ernste, eine fesselnde, feinbesaitete Frau. Goethes Urteil möge beiseite gelassen werden; aber wie darf der „hassende" Biograph es wagen, einwandfreie, schwerwiegende Zeugnisse zu unterschlagen? Knebel, der vornehm und zart empfindende, hochgebildete Mann, der langjährige treue Freund, schrieb seiner Schwester, bald nachdem Charlottes Verhältnis zu Goethe auseinanderging: „Frau v. Stein ist diejenige hier unter allen, von der ich am meisten Nahrung für mein Leben ziehe. Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser, leichter Disposition haben sie bei eigenem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihre äußerst feine Wißbegierde zustatten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zustande kommen dürfte." Schiller sagte seinem Freund Körner von ihr: „Eine wahrhaft eigene interessante Person, von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachiert hat." Ein andermal: „Ich habe die Stein sehr lieb gewonnen . . . ich liebe den schönen Ernst in ihrem Charakter; sie hat Interesse für das, was sie für wahr hält und was edel ist. Käme es auf meinen Wunsch an, ich besuchte sie alle Tage: es ist mir wohl in ihrer Gesellschaft." Die hochstehenden Frauen Weimars waren ihr eng und treu befreundet: so die Herzogin Luise, Lotte Schiller, Caroline Herder. Zur Zeit, als Goethe sie kennen lernte, lobte Zimmermann ihre „überaus großen, schwarzen Augen von der höchsten Schönheit", ihre sanfte Stimme, ihre „durch eine seltene Simplizität veredelten, vollkommenen Hofmanieren". Bis in ihr hohes Alter gab sie viel auf die geschmackvolle Nettigkeit ihrer Kleidung, ihrer Umgebung; sie trug mit Vorliebe Weiß.

All das ungewöhnlich Anziehende, Vornehme ihres Wesens fesselte Goethe während all der Jahre; endlich rächte sich die ungesunde Spannung des Verhältnisses. In dieser Krisis gewannen die unharmonischen Gewalten ihres Wesens die Oberhand, durch ihre eigene Schuld verlor sie den Freund. Gewiß liegt in jeder „Liebeshörigkeit" etwas Rätselhaftes, Unheimliches, so auch in dieser.

Pascal sagt: „Le cœur a ses raisons, que la raison ne connaît pas.“ Doch wissen wir über Frau v. Stein genug, um andeutungsweise ihren durch lange Jahre ausgeübten Zauber, ihre weit länger gebüßte Entfremdung zu begreifen. Unklarer als ihr Wesen ist das „Verhältnis“ zu Goethe. Nicht dessen Natur, aber dessen Begründung. Zwischen den Zeilen der Engelschen Anklage liest man: sie versagte sich ihm aus Schlechtigkeit; aus der Bodeschen Verteidigung klingt es: aus Tugend. Eine dritte Erklärung wäre vielleicht denkbar. Nachdem Freund und Feind in der „platonischen“ Auffassung übereinstimmen, dürfte dieser im Grunde nur den Oberstallmeister Freiherrn v. Stein angehende Punkt zur Ruhe kommen.

Möchte man auch unterlassen, Charlotte und Christiane gegeneinander auszuspielen! Engel tut dies mit leidenschaftlichem Eifer. Auch wenn man jedes Wort der warmen Ehrenrettung der Vulpia unterschreibt, es bleibt doch naiv, sie als ideale Gattin Goethes hinzustellen.

Der große Lebensmeister hat auch diese zufällige Beziehung, vor allem kraft seines warmen, häuslich empfindenden Herzens, glücklich und fast harmonisch zu gestalten verstanden. Hätte man ihm früher eine solche Gattin vorhergesagt, er wäre vor Entsetzen erstarrt. Wir wissen, welche Frauen er sich als Gemahlin dachte: als erste Lili Schönemann, als letzte Ulrike v. Levetzow; von der schönen, begabten Schwester der Charlotte, Amalie v. Imhoff, schrieb er: „Es ist ein liebes Geschöpf, wie ich eins für mich haben möchte, und dann nichts weiter geliebt.“ Hätte wirklich eine Frau in der Art dieser drei ihm ein weniger schönes Glück bereitet? Merkwürdig häufig ist der fatalistische Glaube, weil etwas geschah, war es gut, daß es geschah. Hingegen birgt das wirkliche Leben viel Ironie. So in dem überaus wichtigen Zufall des Zeitpunktes unseres Todes. Vielen, z. B. der Marie Antoinette, haben nur die letzten Jahre Ansehen verliehen. Charlotte v. Stein stände unsäglich höher, wäre sie vor der italienischen Reise gestorben.

Goethe hat gewiß nachmals über seine phantastische Überschätzung der Freundin gestaunt, aber er wußte besser als die späten Feinde dieser Frau, was er ihr schuldete und was sie war.

Wir verdanken ihr viel, ist auch unsere Bewunderung mit Bedauern und Mitleid verquickt.

Marie v. Bunsen.

Kierkegaard.

Sören Kierkegaard, sein Leben und seine Werke. Von O. P. Monrad. Jena, E. Diederichs. 1909.

Der neugeplanten deutschen Gesamtausgabe der Werke Sören Kierkegaards dient als Einleitung eine kurze Biographie und Charakteristik des großen dänischen Denkers von der Hand des früheren norwegischen Pfarrers, Herrn O. P. Monrad, der nunmehr als ästhetischer und philosophischer Publizist in Kopenhagen lebt.

Das Buch hält sich in den Grenzen seiner Aufgabe: eine Einführung in Kierkegaard zu sein, und bestrebt sich in erster Reihe, die historischen Voraussetzungen Kierkegaards und den Überblick über seine vielverzweigte Schriftstellerei zu geben; während die meisten früheren Biographen, besonders G. Brandes und H. Höffding, die psychologische Analyse des Schriftstellers zur Hauptsache machten.

Monrad hat allerdings auch zu dieser seinen Beitrag gegeben, indem er auf die zahlreichen Merkmale der leidenschaftlichen Natur Kierkegaards hinweist und gleichzeitig andeutet — was gewiß sehr richtig ist und nur stärker hätte betont werden müssen — daß diese Leidenschaft auch von erotischer Art war. Kierkegaard

war in der Tat ein „Erotiker" in sokratischem und in romantischem Sinne des Wortes. Er war ständig einer gewissen abstrakten Verliebtheit ergeben, die auch das Pathos seiner Gottesinnigkeit gefärbt oder jedenfalls angestachelt haben mag.

Wichtiger für das Verständnis Kierkegaards sind indessen die religiösen Bedingungen, unter denen er groß geworden ist. Monrad gibt hier zum ersten Male ein deutliches Bild von dem Verhältnis zwischen Kierkegaards Produktion und der — überwiegend herrnhutischen — Frömmigkeit in Dänemark, der Kierkegaards Vater sich angeschlossen hatte, und die der gereifte Schriftsteller immer noch in sich trug. Daß Kierkegaards Christentum, trotz seiner theologischen Studien und trotz der philosophischen Schulung seines Geistes, immer den Charakter der derben Laienfrömmigkeit trug, kann nie genug gesagt werden. Er hat nicht, wie etwa Schleiermacher, die Laienfrömmigkeit seiner Jugend in theologischer Ausgestaltung vergeistigt; er hat sie vielmehr kondensiert und potenziert, und benutzt seine philosophische Schulung und dialektische Gewandtheit dazu, die religiöse Gesinnung von allem Theoretisieren freizuhalten.

Auch mit den allgemeinen Zuständen des geistigen Lebens in Dänemark macht Monrad seinen Leser bekannt, und zwar in einem recht ausführlichen Einleitungskapitel. Muß ja der Leser von Kierkegaards Werken eigentlich doch etwas wissen von den Bischöfen Mynster und Martensen, von den Denkern Sibbern nnd Rasmus Nielsen, vor allem von dem gewaltigen Grundtvig, Männern, die zu Kierkegaards Zeiten so viele Macht in Dänemark ausübten. Vielleicht wäre eine etwas trocknere Belehrung über diese, den meisten Deutschen unbekannten Gestalten dem Leser nützlicher geworden als der geistreich aphoristische Stil, in den der Verfasser überhaupt zu leicht verfällt, und in diesem Kapitel besonders.

Auch mit den übrigen Kopenhagener Verhältnissen, die auf Kierkegaards Produktion einwirkten, macht der Verfasser seinen Leser vertraut. Daß die Angriffe auf Kierkegaards Person in dem Witzblatte „Korsaren" und die Trauerrede Martensens über Mynster, in der er diesen als einen „Wahrheitszeugen" bezeichnete, für Kierkegaard verhängnisvoll wurden, ist schon lange anerkannt worden und wird von Monrad mit genügender Schärfe hervorgehoben. Auch von der letzten Polemik gegen das offizielle Christentum (in „Augenblicken") gibt er ein deutliches Bild.

Die schwächste Partie des Buches bildet die Charakteristik der Hauptwerke Kierkegaards. Einige Grundzüge: die sokratische Ironie, die ethisch-religiöse Persönlichkeit contra die ästhetische Individualität, das Paradoxale im Christentum, das Leiden als das Zeichen der wahren Christen, treten ganz gut hervor; vom inneren Bau der Schriften Kierkegaards erfährt man jedoch zu wenig: der Verfasser begnügt sich mit kurzen Charakteristiken. Diese sind aber im wesentlichen zutreffend, und in der Tat ist es auch sehr schwer, in Kürze mehr zu bieten.

Edv. Lehmann.

Zur Vorgeschichte der deutschen Romantik.

Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der deutschen Romantik. Von Fritz Brüggemann. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Wenn der Kritiker seine Aufgabe darin sähe, an den von ihm besprochenen Büchern etwas zu tadeln, so könnte er den ungeheuren Umfang des Buches bemängeln: fast 500 sehr eng gedruckte Seiten, in denen eigentlich nur über vier Werke gesprochen wird, von denen zwei verschollen, eins noch in Liebhaberkreisen beliebt und eins wirklich gelesen wird. Er könnte ferner an der Einleitung Anstoß

nehmen, da in dem ersten Kapitel von Tiecks William Lovell gesprochen wird und die Hauptbehandlung des Werkes erst im fünften Kapitel folgt, und endlich müßte er darauf aufmerksam machen, daß der Titel des Werkes nicht völlig dem Inhalt entspricht, da es nicht die Ironie ist, von der hauptsächlich gehandelt wird. Indessen ich gehöre nicht zu denen, die nach derartigen Äußerlichkeiten urteilen, sehe selbst über den unzutreffenden Titel hinweg und bezeichne für mich das Werk als Studien über vier bedeutsame Romane des 18. Jahrhunderts, nämlich Goethes „Werther", F. H. Jacobis „Woldemar", Karl Philipp Moritz' „Anton Reiser" und den schon erwähnten Roman von Tieck. Von der Arbeit selbst kann man nur mit großem Respekt und warmer Anerkennung reden. Sie ist von einer Solidität des Wissens und einer Gründlichkeit der Studien, über die nicht viel jugendliche Forscher verfügen, und dabei ist sie nicht nur nicht abschreckend geschrieben, sondern trotz reichlich vorkommender philosophischer Ausdrücke, auch seltener Fremdwörter, in vielen Partien höchst angenehm zu lesen. Bemerkenswert sind die drei sehr ausführlichen Analysen, denn die des Werther, als des bekanntesten Buches, das in aller Händen ist, wird ziemlich kurz abgefertigt. Diese Analysen sind keine trockenen Berichte, sondern vermischt mit zahllosen kleinen Bemerkungen, die auf die Zusammenhänge des betreffenden Buches mit anderen ähnlichen Werken hinweisen, für die Arbeitsart der Autoren manchen lehrreichen Fingerzeig enthalten. Mit besonderer Liebe hat sich der Verfasser in William Lovell eingelesen, der auch im wesentlichen das Material zur Darstellung der Ironie bietet. Bei dieser ausführlichen Behandlung des Werkes darf man indessen nicht glauben, daß der Verfasser dieses seltsame Produkt überschätzt und uns einreden will, daß hierin ein Meisterwerk der Literatur zu finden sei, sondern diesem Werke gegenüber und anderen Produkten jener Zeit — und das begrüße ich mit ganz besonderer Freude — gibt Brüggemann die Erkenntnis zum Ausdruck, daß die Romantik tot sei. Seine sehr beherzigenswerten Worte lauten so: „Daher stehen selbst die ganz Großen des 18. Jahrhunderts, selbst Goethe und Schiller, der modernen Seele in einem ganz anderen Sinn nahe als die Romantiker. Wir lieben sie, wir verstehen sie, als gehörten sie unserer Zeit an. Dieses Gefühl flößt uns die Romantik mit ihrem widerspruchsvollen Geist und Gefühl viel weniger ein."

Um ein paar Einzelheiten zu erwähnen, sei auf die feinen Bemerkungen (S. 124, Anm. 1) hingewiesen, daß die Selbstmordsehnsucht, die durch den Dolch erregt wird, der immer bei Woldemar liegt, ein von Goethe (Werther, auch in Dichtung und Wahrheit berichtet) entlehnter Zug sein könnte. Ferner auf die sehr ansprechende Darlegung (S. 191 ff.) über die psychologische Ursache des Pathos im 18. Jahrhundert, dem „Joy of grief"; oder die überzeugende Auseinandersetzung (S. 408) von dem Wahrheitsfanatismus, der nach Anton Reiser und Rétif de la Bretonne sich auch in Tiecks William Lovell geltend macht; endlich die Ausführung über die Betrachtung des Wahnsinns bei den Romantikern (S. 423). Die sehr fleißige und in manchen Einzelheiten fördernde Arbeit verdient alles Lob.

Ludwig Geiger.

„Ullsteins Weltgeschichte".

Herr Archivrat Prof. Dr. von Pflugk-Harttung ersucht uns festzustellen, daß nicht der Verlag, sondern er die Mitarbeiter ausgewählt und auch auf seinen Namen verpflichtet habe — was hiermit, Bezug nehmend auf den im Juliheft (S. 154/55) unter obigem Titel gebrachten Artikel, geschieht.

Die Redaktion.

πχ. **Die heilige Einfalt.** Novellen von E. Viebig. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1910.

Unter dem obigen treffenden Titel vereinigt E. Viebig sieben Novellen, in denen sie sich mit den Armen im Geiste beschäftigt. Wir alle kennen sie, diese simplen Menschen, die uns in ihrer Unscheinbarkeit das Herz mit banger, unnennbarer Traurigkeit bewegt haben, wenn unser Auge im Strudel des Lebens ihnen begegnet. Diese Menschen, deren bloße Existenz uns rührte, ohne daß wir von ihrem Schicksale wußten, deren Verstand nur langsam und mühselig seinen Weg, und auch nur den geraden Weg, gehen kann, die in jedem Konflikt unterliegen, weil das einfachste Problem ihnen zum unlösbaren Lebensrätsel wird, vor dem sie wehrlos und ungeschützt die Waffen strecken. Denn ihr Geist ist nicht ausgebildet genug, um sich mit der Elastizität der geistig Biegsameren — und darum meist auch im Gewissen Robusteren — über Hindernisse hinwegzusetzen. Sie zu sehen, drückt uns nieder, denn die tiefe Rührung über ihr Wesen läßt keinen Ausblick auf eine Lösung zu: auf keine äußere, denn sie behalten nicht recht im Leben, weil kaum einer sich bemüht, sie zu verstehen; auf keine innere: denn es ist keine geistige Freiheit da, die ihnen das bittere Muß ihrer Bedingtheit erklären und dadurch zum selbstgewollten Schicksal machen kann. Es ist die Tragik des Alltags, die als schwerste, echteste Tragik wirkt, wenn sie auch keine „Fallhöhe" hat. — Clara Viebig scheut sich nicht, erbarmungslos die Konsequenzen zu ziehen und jede versöhnende Möglichkeit fernzuhalten, wenn das Leben sie nicht gibt, wie in dem Meisterstück der Sammlung „Die Primiz", wo die arme Mutter, der die römischen Geistlichen das Herz ihres geliebten Kindes, des jungen Priesters, getötet haben, mit dem erschütternden Ausruf, in dem sich Todesweh und Liebe zu ihrem Sohn schneidend mischen, zu dem unvernünftigen Vieh flüchtet. Arm im Geiste, ja, doch tief und reich im Herzen! Aber das bedeutet keine Erlösung. Nur schwerer empfinden diese Menschen ihr Schicksal, und die arme Mine, vor deren einfältiger Herzensgüte gegen ihre Stiefmutter und -brüder, die ihr nach dem Leben standen, selbst die schlichten Dörfler eine heilige Ehrfurcht fühlen, zeigt dennoch eine nicht geringe Spur von Verblödung, bedingt durch die harte Lebensfron. Ein Aufatmen gestattet „Brummelstein", wo die prächtige Mädchenfigur der Annakathrein mit dem Eigensinn der Borniertheit recht behält, aber in dem Denkmal für ihre in Spott und Elend gestorbene Mutter ihr Lebensglück opfert. „Der Jan und der Jup" und „Der Kaje" sind den Lesern der „Rundschau" bereits vertraut. „Die Wasserratte" ist ein virtuoser Lebensausschnitt, mit ungemeiner Sicherheit gesehen, mit der schmierigen, lüsternen Magd und dem armen Schmedecke, der sein so hoffnungbereites Leben inmitten seiner Schätze von Wurst und Schinken mit dem Strick endet. — Clara Viebig zeigt wieder alle Vorzüge ihrer reichen Begabung: die zwingende, plastische Kraft der Darstellung, die Schärfe des Blicks bis in naturalistische Einzelheiten, aber gemildert durch reife, bewußte Künstlerschaft. Die Anordnung in dem kleinen Bande ergibt sich zwanglos nach der Örtlichkeit: Posen, Eifel, Berlin — Gebiete, die der Kreis ihrer großen Romane umschreibt.

γ. **Les hérétiques.** Par Alphonse Benvenisti. Paris. Plon. O. J.

Der vorliegende Roman gehört nicht zu der großen Masse, hat vielmehr einen historischen und philosophischen Hintergrund und richtet sich gegen die engherzige Sektiererei, gegen die Intoleranz der Mehrheiten und die Feigheit der Minderheiten, die sich vor der Gewalt beugen. Der Chevalier de Rougières gehört durch seine Geburt zu den Hugenotten, wird von seinem Vater jung an den Hof gesandt, um des Königs Dienst zu lernen, und wagt es hier, seinen vor Fanatismus schnaubenden Genossen nicht zu gestehen, daß auch er Hugenotte ist, um seine Laufbahn nicht zu verderben. So verleugnet er die einen und verrät er die anderen, kommt schließlich auf den Standpunkt, daß alles Reden von Religion nur Redensart sei, mit welcher die Menschen ihre Leidenschaften und Begierden verhüllen; er beschließt „der Apostel des Bösen" zu werden, das in seiner anscheinenden Größe ihn lockt. Bei Jarnac richtet er, um Ruhm zu erwerben, ein Gemetzel unter den Hugenotten an, und der Herzog von Anjou schenkt ihm aus Bewunderung seiner Tapferkeit seinen Degen. Aber im Betrachten des Schlachtfeldes mit seinen Greueln kommt der Chevalier zu sich; wie er seinen Vater als Opfer des Fanatismus am Galgen sieht, bekennt er sich selbst als Hugenott und geht reuig in den Tod. Das Buch ist reich an packenden Szenen und beruht auf guten historischen Studien, welche in fesselnder Weise verwertet sind. Der Verfasser hofft, daß seine Gedanken in Deutschland gewürdigt werden, „dessen Seele protestantisch ist", und wir möchten mit diesen Zeilen etwas dazu beitragen, daß er bei uns Gehör finde.

φ. **Jesus.** Drama in fünf Akten. Von Wilhelm Koppelmann. Dresden, F. Pierson. 1910.

Es handelt sich bei dieser trefflichen Arbeit, deren Verfasser, Dozent an der Universität Münster, Prof. Lic. Koppelmann, sich bereits durch Darstellungen der Glaubens- und Sittenlehre Jesu bekannt gemacht hat, um eine dramatisierte Evangelienharmonie im alten echten Sinne des Wortes. Das Bild, das hier von dem Leben und der Lehre Jesu entworfen wird, gründet sich auf die biblische Überlieferung; und doch verleugnet der Verfasser so wenig den Standpunkt der historischen und textkritischen Forschung, daß ein geschärftes Ohr in der klugbedachten Komposition wie an einzelnen Stellen der Rede den Kommentator herauszuhören vermag. Der Denker ist in diesem Drama gewiß mehr zur Geltung gekommen als der Dichter, um so lebhaftere Anerkennung aber verdient die reproduktiv künstlerische Leistung, die feste Konzentration der Handlung. Der Bericht der Synoptiker erscheint auf seine Hauptbestandteile reduziert: Galiläa und die Ufer des Sees Genezareth sind zunächst das Gebiet, auf das Jesus seine Lehrtätigkeit beschränkt, durch das allein er seine

Jünger sendet. Erst die Boten, die die schriftgelehrte Zunft und die Kirchenbehörde in Jerusalem ausspähen, um auszukundschaften und Stimmung gegen den volkstümlichen Meister zu machen, stören den friedlichen Fortgang des Werkes und zwingen ihn, den Kampf mit den geistigen Führern der Nation aufzunehmen. In der Einsamkeit bei Cäsarea Philippi geht Jesus mit sich zu Rate, in der Erkenntnis der ungeheuren Tragweite seiner Mission wachsen seine Kräfte, er durchlebt den Kampf im voraus, er sieht sein Ende kommen und versichert sich seiner Jünger. Der freiwillige Verzicht auf irdische Gewalt macht den Tod des Siegers zur Notwendigkeit und entfremdet ihm den ehrgeizigen Judas. Die historisch gesehene Entwicklung des äußeren Lebensganges Jesu von der stillen praktischen Lehrtätigkeit bis zum Konflikt mit der herrschenden Partei bot die Möglichkeit zu einer klar motivierten, anschwellenden Handlung. Sie streng nach dem synoptischen Bericht veranschaulicht zu haben, ist das Verdienst Koppelmanns. Mit ihr geht die deutlich abgestufte Bildung der Lehre vom Menschensohn, Gottessohn und Messias Hand in Hand. Kühle Klarheit im Ausdruck wird nicht gescheut, um diese Übergänge psychologisch zu begründen. Scharf treten die Gegensätze hervor zwischen dem Bußprediger Johannes und dem Verkünder der göttlichen Liebe, zwischen dem Egoisten Judas und der altruistischen Lehre Jesu, die die Selbstverleugnung fordert, zwischen den fanatisch erregten Juden und dem weltmännisch gebildeten Statthalter Roms, Pilatus. Die kluge Darstellung der Versuchungsszene, die in einen Monolog aufgelöst erscheint, und die Variation des dreimaligen Gebets am Ölberg verdienen besondere Beachtung.

7. **Morales et Religions.** Leçons professées à l'École des Hautes Études Sociales par M. M. Allier, Belot, Carra de Vaux, Challaye, Croiset, Dorison, Ehrhardt, de Faye, Lods, Monod, Puech. Paris. Alcan. 1909.

Eine Reihe von Vorträgen über die in den verschiedenen Formen des religiösen Gedankens enthaltenen Moralbegriffe. (Moral des Judentums, der Propheten, des griechischen Altertums, des Evangeliums, des Apostels Paulus, der alexandrinischen Schule, des Islam usw.) Die Autoren verhehlen sich nicht, daß weder der Stand der Geschichtsforschung noch der der soziologischen Wissenschaften eine endgültige Beantwortung der Frage gestatten, was Religion, was Moral sei. Sie begnügen sich damit, die voneinander abweichenden Antworten darzulegen, welche die verschiedenen wissenschaftlichen Methoden, die auf Lösung jener Probleme hinarbeiten, bisher aufgebracht haben. Ein einführender Aufsatz des Herausgebers Belot formuliert diese leitende Idee dahin, daß, wo keinerlei psychologische Einheit, keine funktionelle Gleichartigkeit in dem besteht, was man gemeiniglich unter den Terminus „Gottesidee" faßt, indem hierin vielmehr die unvereinbarsten Ergebnisse sozialer und psychologischer Vorgänge vorhanden waren (schöpferische Einbildungskraft, abstrakte Reflexion, unmittelbare Anschauung — Volksreligion, reine Metaphysik, mystische Erfahrung), die Philosophie sich jedes Versuches enthalten muß, die Religion außerhalb der Religion in bloße Moral verwandeln oder sie als Religion wieder zur Religion zurückführen zu wollen.

βλ. **L'Épopée castillane à travers la littérature espagnole.** Par Ramón Menéndez Pidal. Traduction de H. Merimée. Avec une préface de Ernest Merimée. Paris. A. Colin. 1910.

Dem spanischen, noch jungen Akademiker ist es gelungen, diesem nach allen streng wissenschaftlichen Vorbedingungen philologischer Arbeit entstandenen Buch den Reiz der anregendsten Lektüre zu verleihen. Im Rahmen der historischen Entwicklung, durch gotisch-germanische Einflüsse gezeitigt und in einer Sprache geschrieben, die damals schon war, was sie heute noch dem Volk und der Gelehrtenwelt ist: so entstanden das kastilianische Epos und der „Romancero". Merkwürdigerweise versagten die Quellen dieser Volkspoesie niemals, aber sie gruben sich ein unterirdisches Bett und gingen dem Bewußtsein der Nation so völlig verloren, daß Romanisten vom Rang und der Bedeutung eines Gaston Paris die wiedergefundenen Fragmente dieser epischen Dichtungen wie eine Entdeckung begrüßten. Ihre kraftvolle, glorreiche Poesie ist mit der Kunst von Velasquez verglichen worden und ihre Wirkung blieb mächtig genug, um nicht nur die klassische spanische Dichtung, sondern auch die des Auslandes zu befruchten. Das Poema de myo Cid, die Legende der Infanten von Lara, begeisterten Corneille wie Lope de Vega und Guillen de Castro, die englischen Romantiker und den Deutschen Herder. Walter Scott und Richard Wagner, der Herzog von Rivas und der moderne Romandichter Blasco Ibañez schöpften am unversiegbaren Born der heroischen Legende des keltiberischen Mittelalters: der Forscherfleiß von Menendez y Pelago, des Meisters auf diesem Gebiet, weckte ebenbürtige Kräfte, zu welchen eine Gelehrte deutscher Abkunft, Frau Michaelis de Vasconcellos, sich vollwertig gesellt: einer der besten Kenner auf diesem Gebiet ist Pidal, der Verfasser des vorliegenden Werkes, der auch den ursprünglichen Text der Chronik Alphons X. wiederherzustellen unternahm und damit eines der wichtigsten Dokumente zur Kenntnis der Vergangenheit erschlossen hat.

βλ. **Genie und Vererbung.** Von Francis Galton. Leipzig, Dr. W. Klinkhardt. 1910.

Dieser Band XIX der philosophisch-soziologischen Bücherei bringt in Übersetzung das Lebenswerk eines gelehrten Dilettanten liebenswürdigster Art. Galtons Untersuchungen über Rasse und Vererbung umfassen mehr als vierzigjährige unverdrossene Arbeit. Der Zweck, den er sich gesetzt hat, ist die Schaffung einer neuen Disziplin — die Eugenik, die Lehre von der guten Zeugung. Seiner Theorie von der Vererbung der Anlagen hat er zahlreiche Anhänger und Mitarbeiter gewonnen, deren Unterstützung unentbehrlich ist, da ungezählte Beispiele notwendig sind, um eine auch nur annähernd berechtigte Schlußfolgerung zu ermöglichen. Beispiele dieses statistischen Nachweises, den

Galton für Richter, Literaten, Politiker, Feldherren, Gelehrte, Künstler usw. anhäuft, mögen genügen, um die geradezu verzweifelte Schwierigkeit des Unternehmens zur Anschauung zu bringen. So hatten 32 von 59 Feldherren begabte Verwandte, ein Ergebnis, das zu den besterreichbaren gerechnet werden muß und Galton zum optimistischen Schluß führt, daß, je befähigter ein Mensch, desto größer die Zahl seiner befähigten Verwandten. Auf die Literaten angewandt, scheint aber die Voraussetzung nur in Ausnahmefällen verwirklicht. Die überwiegende Zahl großer Dichter und Schriftsteller hinterließ keine oder eine ganz minderwertige Nachkommenschaft. Viel günstigere Resultate lohnen die Prüfung der Stammbäume von Politikern und Staatsmännern. Frühe Schulung in bezug auf öffentliche Dinge ersetzt die Erfahrung, schärft den Blick und zeitigt die Eigenschaften eines Herrenvolkes. Die Tatsache gibt im Zeitpunkt zu denken, da der Anprall der Demokratie gegen erbliche Vertreter politischer Macht die Grundfesten der britischen Verfassung ins Wanken zu bringen droht.

γ. **Weltrecht und Nationalstaat.** Eine politische Geschichte der neueren Zeit von 1500—1815. Von Professor Dr. Edmund Ulbricht und Prof. Dr. Gustav Rosenhagen. Leipzig, Dietrich. 1910.

Im Jahre 1907 starb einer der tüchtigsten höheren Lehrer Sachsens, der Professor Dr. Edmund Ulbricht am Königl. Gymnasium zu Dresden-Neustadt, der wegen seiner soliden Kenntnisse in der Geschichte und seiner Fähigkeit, sie faßlich vorzutragen, auch mit der historischen Vorbereitung von Offizieren für die Kriegsakademie betraut gewesen war. Ulbricht hatte vor seinem unerwarteten ziemlich raschen Tode noch ein großes Werk begonnen, welches die Zusammenfassung seiner Lebensarbeit darstellen sollte; seine Witwe und der Dietrichsche Verlag, der die Herausgabe übernommen hatte, gewannen einen Amtsgenossen Ulbrichts, Rosenhagen, zur Übernahme des Abschlusses. So ist ein stattlicher Band entstanden, in dem die Geschichte der neueren Zeit von den Entdeckungen bis zu den Wiener Verträgen von 1815 knapp und sachgemäß behandelt ist. Man überzeugt sich bald, daß die Verfasser nicht bloß aus zweiter oder dritter Hand, sondern mindestens bei den wichtigsten Partien auch nach den Quellen selbst erzählten, und man darf ihr Buch denen empfehlen, die sich über die erwähnte Periode in Kürze und im ganzen zuverlässig orientieren wollen. Namentlich die kriegsgeschichtlichen Teile zeigen, daß Ulbricht diese Seite sehr gut beherrschte; als Beweis heben wir den Bericht über die Schlacht von Leipzig (S. 645—647) hervor. Der Titel will besagen, daß nationale Staaten sich gegen das Ende des Mittelalters entwickelten und nach dem Zusammenbruch der französischen Weltherrschaft sich durchsetzten.

γ. **Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem.** Von Veit Valentin. Stuttgart, J. G. Cotta. 1910.

Der 1804 geborene Fürst Karl Leiningen ward dadurch, daß seine Mutter nach dem Tode ihres Gemahls den Herzog von Kent heiratete und diesem die Prinzessin Viktoria gebar, der Halbbruder dieser Königin. Er unterhielt infolgedessen enge Beziehungen zu England, hat aber auch in der deutschen Frage eine Rolle gespielt, indem er am 4. August 1848 an die Spitze des ersten vom Reichsverweser Erzherzog Johann gebildeten Reichsministeriums trat. Heinrich v. Sybel und nach ihm Hans Blum haben dem Fürsten antipreußische Gesinnung zugeschrieben; Valentin aber, der das Leiningensche Hausarchiv in Amorbach und andere Archive benutzt hat, stellt fest, daß er „ein Verkündiger des deutschen Einheitsstaates unter Ausschluß von Österreich, eines auf Grund von umfangreichen Mediatisierungen entstandenen, in Frankfurt zentralisierten Großpreußen war, das vielleicht nur entstehen könnte durch Beseitigung Friedrich Wilhelms IV. und Zertrümmerung Bayerns." Das waren freilich kaum ausführbare Dinge, und Leiningen trat schon am 5. September 1848 zurück, weil die Nationalversammlung den Waffenstillstand von Malmö verwarf, den er für unabwendbar ansah, wenn er auch über Preußens rücksichtsloses Verhalten gegen die Zentralgewalt sehr aufgebracht war: Leiningen war der Ansicht, daß das deutsche Volk 1848 weder den Willen noch die Kraft besaß, sich aus einem Komplex von kleineren und größeren Völkern zu einer mächtigen Nation umzubilden, und er hatte damit leider recht: ihm schien nichts übrig, als daß der Knoten zerhauen werde, und auch hierin traf er das Richtige.

γ. **Die öffentliche Meinung in Deutschland über das preußische Wehrgesetz von 1814.** Von Adolf Muhrmann. Berlin, Walther Rothschild. 1910.

Das preußische Wehrgesetz vom 3. September 1814, das große Werk Hermann v. Boyens, das die allgemeine Wehrpflicht dauernd einführte, hat keineswegs die unbedingte allgemeine Billigung, welche man ihm heute zollt, auch damals schon gefunden. Der Adel fühlte seine Vorrechte verletzt; der Bürger empfand es hart, daß es mit seiner „Exemption" ein Ende hatte, und Idealisten wie Arndt murrten, daß man gesetzlich erzwinge, was der wackere Bürger in Frieden freiwillig tun werde; auch machte er geltend, daß nur für den Krieg dem Herrscher volle Zwangsgewalt zustehe. Im ganzen sah man das stehende Heer als ein notwendiges Übel an, das nach Möglichkeit zu verringern sei; nur sehr wenige Stimmen jedoch verkannten schließlich den Segen der Volksbewaffnung, welche dem stehenden Heere die Landwehr und den Landsturm hinzufügte, und die Folgezeit hat bewiesen, was ein Zeitgenosse hoffend aussprach, daß diese Wehrorganisation ein zweites Jena unmöglich machen werde. Über diese Dinge Licht verbreitet zu haben, ist das Verdienst vorliegender tüchtiger Schrift, welche ein Heft der „Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte" von Below, Finke und Meinecke ist.

[illegible] Realistiken, wie sie der Verfasser bis zum 15. Band [illegible] und versichern wir, näheres [illegible] Raum und Gelegenheit uns [illegible]

[illegible] aus die Abenteuer des **Armen Mannes in Todtenburg.** Von [illegible] Mit einer [illegible] von Adolf Hildebrandt. Berlin, Meyer & [illegible]

Aubanel. — Der halbgeöffnete Granatapfel. Das [illegible] der Liebe. Von Theodore Aubanel. Aus dem Provenzalischen von Franziska Steinitz. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Babbitt. — The new Laokoon. An essay on the confusion of the arts. By Irving Babbitt. London, Constable & Co. 1910.

Babillotte. — August Strindberg. Das hohe Lied seines Lebens. Von Arthur Babillotte. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Baedeker. — Le Sud-Est de la France. Du Jura à la Méditerranée y compris la Corse. Manuel du voyageur par Karl Baedeker. Avec 23 Cartes, 28 plans et 2 panoramas. Neuvième edition. Leipzig, Karl Baedeker. 1910.

Bartoli. — Der Untergang Roms. Geschichtliche und [illegible] Studie. Von Giorgio Bartoli. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Fr. Bartlin. Leipzig, Arwed Strauch. O. J.

Bauer. — Die katholischen Briefe des Neuen Testaments. Von Dr. Walter Bauer. Heft 20 der Religionsgeschichtlichen Volksbücher. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1910.

Braschowanoff. — Richard Wagner und die Antike. Ein Beitrag zur kunstphilosophischen Weltanschauung Richard Wagners. Von Dr. Georg Braschowanoff. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Berliner Stadtbibliothek. Katalog der. Achter Band. Abteilung VIII—XIII. Berlin, Otto v. Holten, Kunst- und Buchdruckerei. 1910.

Bernhardt. — Aus den Papieren eines Studenten. Von Rudolf Bernhardt. Leipzig, B. Volger. 1910.

Bethge. — Don Juan. Tragikomödie von Hans Bethge. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Bliedt. Lobet, preist uns gottesfürchtig Gedichte von Elli Bliedt. Leipzig, Bruno Volger. 1910.

Booth. — The hidden signatures of Francesco Colonna and Francis Bacon. A comparison of their methods. With the evidence of Marston and Hall that Bacon was the author of Venus and Adonis. By William Stone Booth. Boston, M. A. Butterfield. 1910.

Briefe eines Unbekannten. Aus dessen Nachlaß neu herausgegeben von Karl Graf Sanderonski und Wilhelm Weigand. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Brieux. — Voyage aux Indes et en Indo-Chine. Simples notes d'un touriste. Par Brieux. Paris, Librairie Ch. Delagrave. S. A.

Buchholz. — Von Gottes Gnaden. Neue Gedichte. Von Hermann Buchholz. Berlin-Friedenau, Bureau Fischer. 1910.

Bührer. — Kleine Skizzen von kleinen Leuten. Von J. Bührer. Bern, A. Francke. 1910.

Christ. — Meine neuen Gedichte. Von Andreas Christ. Leipzig, Oskar Brandstetter. 1910.

Clouzot. — Philibert de l'Orme. Par Henri Clouzot. Les maitres de l'art. Paris, Librairie Plon. 1910.

Conring. — „Es bettet auf Hohenberg". Novelle von Alfred Franz v. Conring. Leipzig, B. Volger. 1910.

Deutsche Schrifttafeln des 9. bis 16. Jahrhunderts aus Handschriften der königl. Hof- und Staatsbibliothek in München. Herausgegeben von Erich Petzet und Otto Glauning. Erste Abteilung: Althochdeutsche Schriftdenkmäler des 9. bis 11. Jahrhunderts. München, Carl Kuhn. 1910.

Elsner. — Deutsch hier, deutsch heute in fünf Aufzügen. Von Klaus Elsner. Berlin, Erich Elsner. 1910.

Fabre. — La vie des insectes. Morceaux choisis. Extraits des souvenirs entomologiques. Par J.-H. Fabre. Avec 15 gravures et 11 planches hors texte. Paris, Librairie Ch. Delagrave. S. A.

Fehrmann-Meynen. — Turnen und Sport an deutschen Hochschulen. Ein Appell an Deutschlands Studenten und die, die es einst werden. Unter Mitwirkung der hervorragendsten Autoritäten der Theorie und Praxis gesunder Leibesübungen herausgegeben von Arymund Fehrmann und Paul Meynen. Leipzig, K. Georg Kummer. O. J.

Fischer. — Am Strande der Sehnsucht. Novellen und Skizzen. Von Richard Fischer. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Flinzer. — Der Altertümler. Komödie in vier Aufzügen. Von August Flinzer. Leipzig, B. Volger. 1910.

Frost. — Über den Tag hinaus. Novellen von Laura Frost. Leipzig, Xenien Verlag. 1910.

Gebhardt. — Les jardins de l'histoire. Par Emile Gebhardt. Deuxième édition. Paris, Bloud & Cie. 1910.

Geiger. — Abraham Geiger. Leben und Lebenswerk. Von Ludwig Geiger, Ismar Elbogen, Gottlieb Klein, Immanuel Löw, Felix Perles, Sam. Posnanski, Moritz Stern, Hermann und Heynemann Vogelstein. Mit einem Bildnis. Berlin, Georg Reimer. 1910.

Goethes „Faust". In sämtlichen Fassungen, mit den Bruchstücken und Entwürfen des Nachlasses. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Karl Alt. Berlin, Bong & Co. O. J.

Gracian. — Gracians Handorakel und Kunst der Weltklugheit. Deutsch von Arthur Schopenhauer. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Haas. — Der Fluch des Schicksals oder der Zwiespalt des Herzens. Satire in einem Akt. Von Walther Haas. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1910.

Hage. — Die Borromäus-Enzyklika und ihre Gegner. Von M. Hage. Mit einer Übersetzung der Enzyklika als Anhang. 1.—3. Tausend. Wiesbaden, Hermann Rauch. 1910.

Heyermans. — Die Augen oder Jobs wundersame Erlebnisse. Roman von Hermann Heyermans. Umschlagzeichnung von Ernst Pickardt. Berlin, Boll & Pickardt. O. J.

Heymann. — Napoleon und die großen Mächte 1806. Von Dr. Ernst Heymann. Heft 22 der „Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte". Herausgegeben von v. Below, Finke und Meinecke. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1910.

Hillgenberg. — Märchen für Märchenseelen. Von Egon Hillgenberg. Leipzig, B. Volger. 1910.

Hoffmann. — Die letzten Goten. Drama von Richard Hoffmann. Leipzig, B. Volger. 1910.

Irund. — Die Welt des Menschen. Lose Blätter meiner metaphysischen Untersuchungen. Von H. K. Irund. Leipzig, B. Volger. 1910.

Jüngst. — Der Sturz Hardels. Eine Abrechnung von Hugo C. Jüngst. Leipzig, B. Volger. 1910.

Klein. — Alma von Goethe, des Dichters Enkelin. Von Dr. Otto Klein. Mit drei Porträts. Leipzig, B. Volger. 1910.

Köhler-Godinow. — Bianca. Ein Spiel frei nach Hauff in zwei Akten. Von W. E. F. Köhler-Godinow. Leipzig, B. Volger. 1910.

Die Kultur der Gegenwart. Herausgegeben von Paul Hinneberg. I, XI, 1. Die romanischen Literaturen und Sprachen. Mit Einschluß des Keltischen. Von Zimmer, Kuno Meyer, Stern, Morf, Meyer-Lübke. Leipzig, B. G. Teubner 1909.

Laves-Stein. — Johannes der Täufer. Historische Erzählung von E. Laves-Stein. Leipzig, B. Volger. 1910.

Loev. — Oberammergau. — Das ist die Wahrheit. Von Maximilian Loev. Leipzig, B. Volger. 1910.

Lobsien. — Bruder Lung. Der Vielentdecker von Enit. Von Wilhelm Lobsien. Mainz, Josef Scholz. O. J.

Luntowski. — Menschen. (Carlyle, Whitman, Liliencron, Dehmel, Fidus, Wagner, Kleist, Nietzsche, Beethoven, Thoreau, Emerson.) Von Adalbert Luntowski. Leipzig, Xenien-Verlag. 1910.

Magne. — Madame de Chatillon (Isabelle-Angélique de Montmorency). Par Émile Magne. Portrait et documents inédits. Paris, Mercure de France. 1910.

Matthey. — Die guten Willens sind. Tessiner Roman. Von Lajo Matthey. Bern, A. Francke. 1910.

Meyer. — Altgermanische Religionsgeschichte. Von Richard M. Meyer. Leipzig, Quelle & Meyer. 1910.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). Berlin. Druck: Piererische Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.144

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY